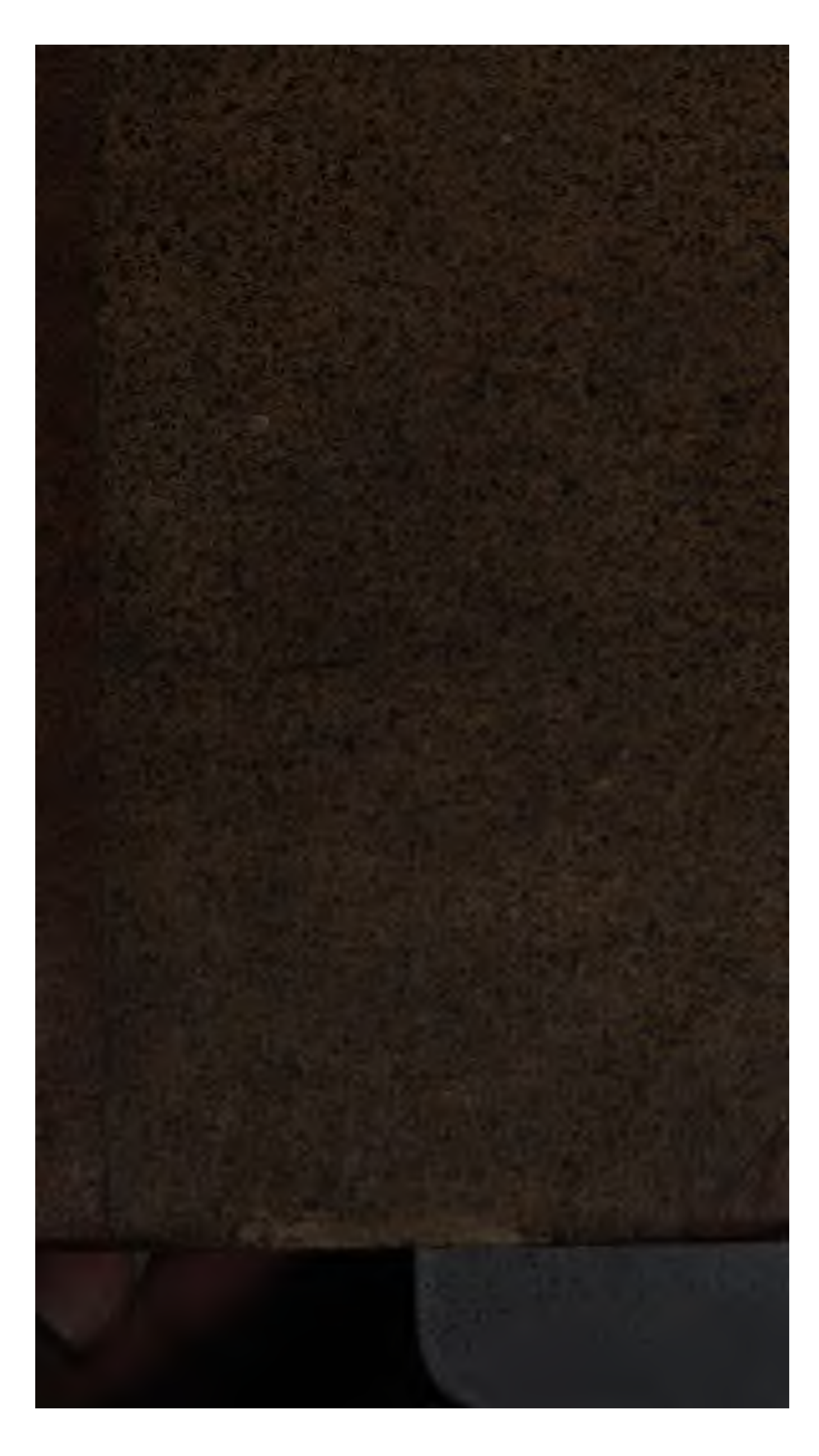
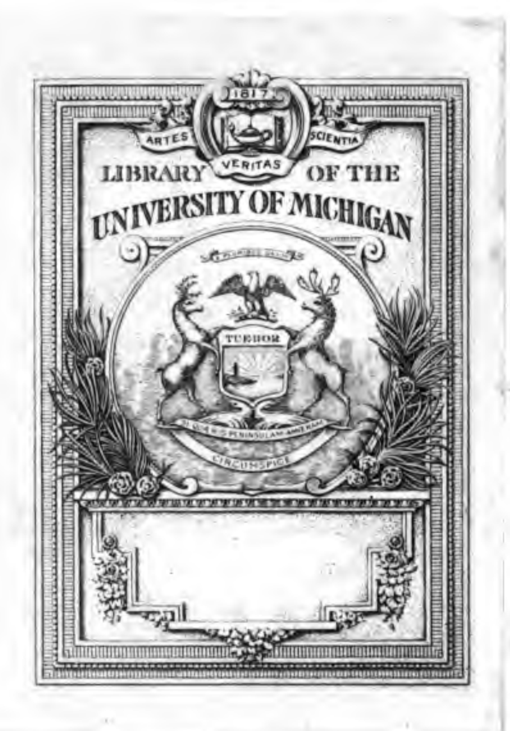
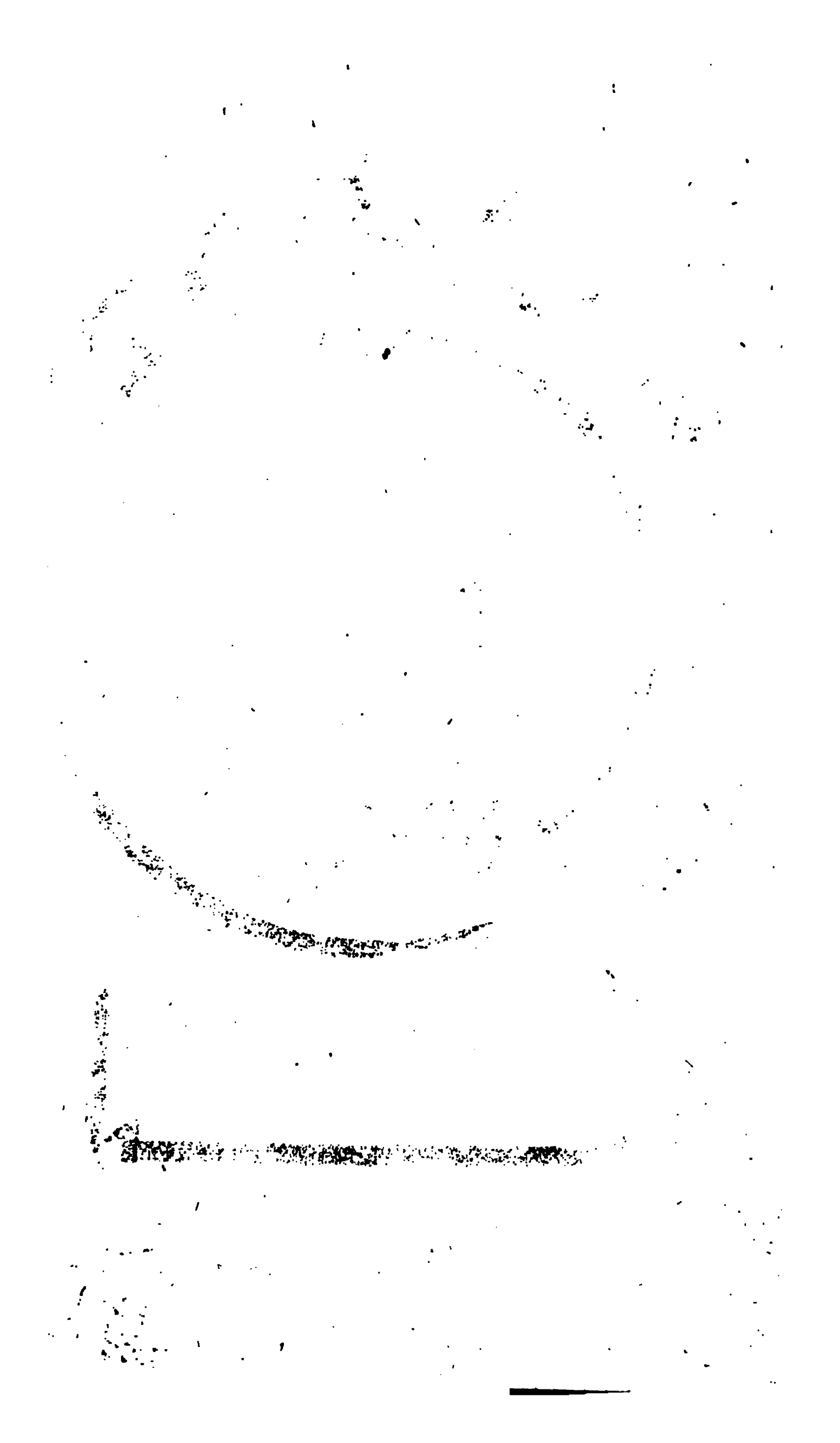
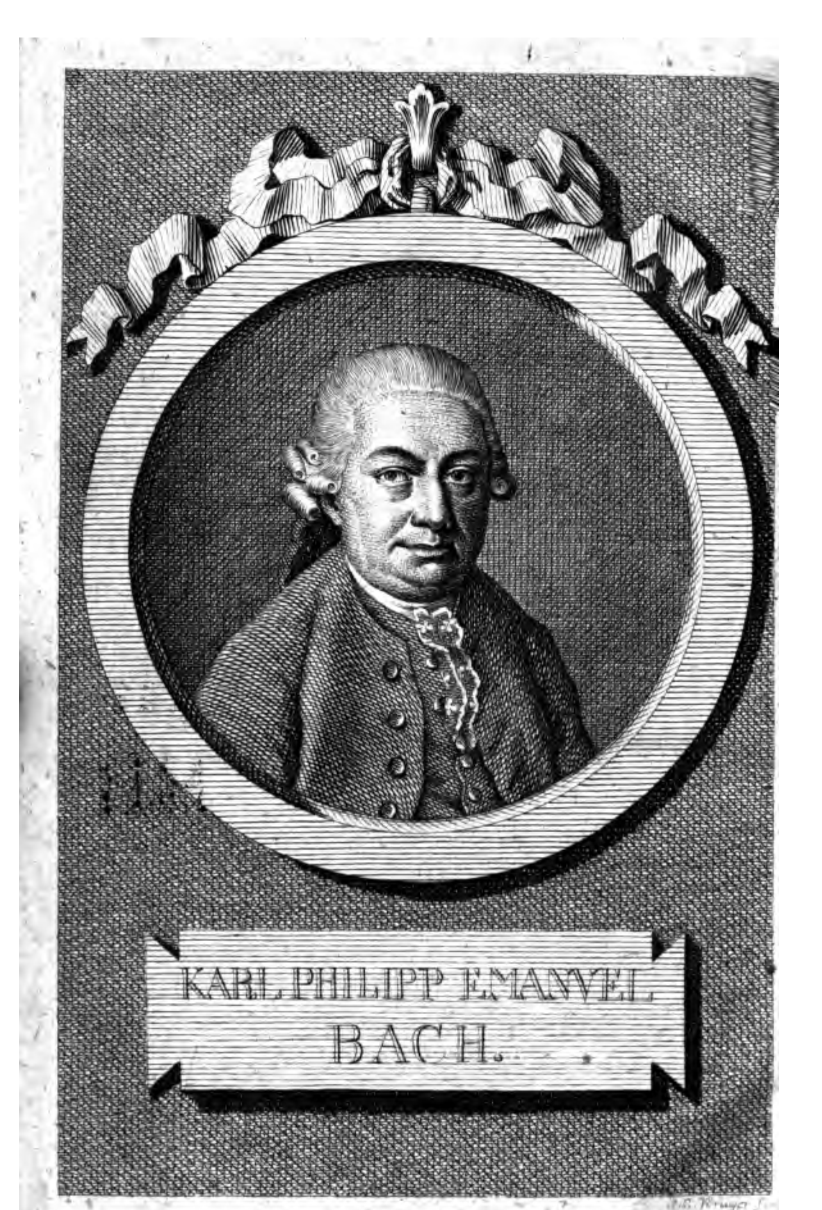







KARL PHILIPP EMANUEL
BACH.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

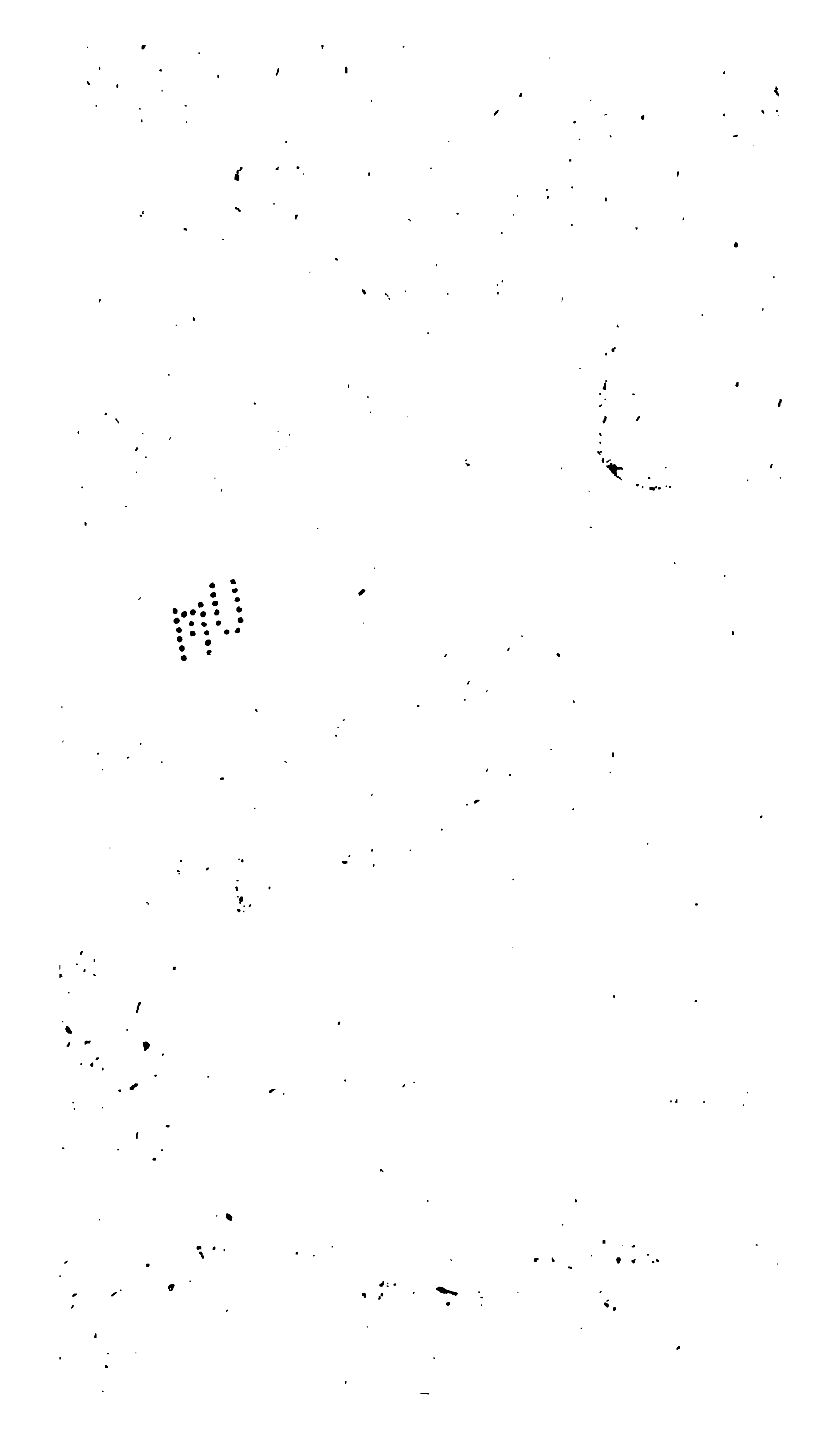




Des vier und dreyßigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kaiserl. Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churfürstl. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1778.



Verzeichniß

der in des vier und dreyßigsten Bandes erstem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Be-

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

Ma-

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

Musik.

6) Mathematik.

7) Weltweisheit.

8) Naturlehre und Naturgeſchichte.

9) Geſchichte, Diplomatick und Erdbeſchreibung.

A. D.

9) Philologie, Kritik und Alterthümer.

11) Erziehungsschriften.

12) Kriegswissenschaft.

13) Finanzwissenschaft.

Samm-

14) Haushaltungswissenschaft.

15) Vermischte Nachrichten.

I.

Engelbert Kämpfers -- Geschichte und Beschreibung von Japan, aus den Originalhandschriften des Verf. herausgegeben von Christian Wilhelm Dohm, der Cameral- und Finanzwissenschaften, wie auch der Statistik am Hochfürstl. Collegio Carolino in Cassel Prof. Ord. u. s. w. Erster Band, mit Kupfern und Charten. Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung 1777. in 4. 308 Seiten ohne Zueignungsschrift, Vorreden und Einleitung.

Mit eben dem Vergnügen, womit wir dies Werk gelesen haben, machen wir es auch unsern Lesern bekannt, und wünschen dabey nichts mehr, als daß das wenige, was wir hier davon sagen werden, hinreichen möge, ihnen einen Durst nach dem Werke selbst zu erwecken. Sie werden ihre Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern auch übertroffen, und kurz, hier über Japan alles das beysammen finden, was sich dem Plane zufolge in diesem Theile zusammen sagen ließ; sie werden es dem Verf. danken, daß er einen so wichtigen und Deutschland so rühmlichen Schriftsteller in seiner Ursprache lesbarer und durch seine kritischen Berichtigungen aus der Vergleichung der Handschriften und Uebersetzungen, zuverläßiger und brauchbarer gemacht hat, als er es sonst war. Sie werden es ihm danken, daß er in

der

der Einleitung das Leben dieses Mannes so vollständig, zuverläßig und dabey so angenehm beschrieben hat, als es nur möglich war; daß er mit vieler Mühe ein vollständiges Verzeichniß der Kämpferschen Schriften gesammlet und von den großen Schätzen Nachricht ertheilt hat, die noch aus Engelland können gehohlt werden, wenn das Publikum den Eifer des Herrn Herausgebers unterstützt. Wir bitten mit ihm alle, denen daran gelegen ist, so zuverläßige, brauchbare, wichtige Nachrichten, als sie Kämpfer zu geben gewohnt ist, von allen den Gegenden zu haben, die er bereiset hat; die zum Besten der Geschichte der Menschheit, der Erweiterung der Naturgeschichte und Geographie wünschen, daß diese Nachrichten nicht ein Raub der Würmer, oder der Vergessenheit werden; den Eifer des Hrn. Prof. thätig zu unterstützen, und durch eine hinlängliche Subscription ihn und den Verleger in den Stand zu setzen, die zur Abschreibung der Kämpferschen Handschriften nöthigen Kosten zu tragen. Dies kann desto leichter geschehen, da seine Bemühung vors erste nur auf alle Japan angehende Aufsätze, — und alle Papiere und Zeichnungen gehen, welche die Kämpfersche Reisebeschreibung einschliessen. Nach den Beweisen, die wir in diesem ersten Theile vor uns haben, können wir dreist versichern, daß Niemand Ursache haben wird, es sich gereuen zu lassen, daß er an der Beförderung eines so wichtigen Werkes Antheil genommen habe. Einiges von diesen Beweisen sind wir unsern Lesern, so viel es der Raum erlauben wird, zu unserer Rechtfertigung vorzulegen schuldig.

Kämpfers Leben, aus einigen handschriftlichen Nachrichten, Personalien, Stellen seiner Werke

und

und einem Stammbuche von ihm, zusammengetragen; aus so dürftigen Quellen, sagt der Verf., konnte ich auch nur ein so dürftiges Leben schreiben. 1651 wurde Kämpfer zu Lemgo gebohren; schon bey der Besuchung der Schulen zu Lüneburg, Lübeck und Danzig zeigte sich seine Neigung zum Reisen. In Crakau nahm er die Magisterwürde an, machte Bekanntschaft mit Männern von dem angesehensten Range, und sammlete auf der Reise durch einen Theil von Polen und Preußen bis Königsberg wichtige Bemerkungen zur Naturgeschichte. In Königsberg studierte er Medicin, besuchte von da aus sein Vaterland, und gieng über Hamburg, Lübeck und Königsberg, nach Upsala. Hier lernte er außer Olaus Rudbeck, den berühmten Esaias von Puffendorf kennen, welcher auch wahrscheinlich ihm zu seiner Reise nach Rußland und Persien behülflich war. Diese Reise wird in einem Kämpferschen bisher noch ungedrukten Briefe beschrieben, welcher zugleich als Probe des Kämpferschen Styls, die Verdienste einleuchtend macht, die sich der Verf. durch seine Uebertragung um ihn erworben hat. Von Moskau gieng er nach Ispahan, und von da nach Georgien; Jöcher und andere sagen, er sey auch nach Egypten gekommen: allein dies wird aus triftigen Gründen hinlänglich widerlegt; die handschriftlichen Nachrichten sagen nichts davon; Kämpfer hat von allen Ländern, wo er gewesen ist, Nachrichten hinterlassen, von Egygten keine; und endlich sagt er ausdrücklich, er wolle nach Egypten, wurde aber nach Georgien gerufen. Von hier gieng er nach Batavia als Schiffschirurgus eines holländischen Schiffes, und kam 1689 daselbst an. 1690 segelte er nach Siam, wo er während der kurzen

Zeit seines Aufenthalts manches bemerkte, welches die französischen Reisebeschreiber nicht gesehen hatten, und von wo er noch in eben dem Jahre nach Japan abgieng. Hierüber wird noch ein bisher ungedrukter Kämpferischer Brief beygebracht. 1693 war er schon wieder in Batavia, und 1694 wurde er in Leyden D. Medicinae. Nun kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wurde Leibmedikus des Grafen von der Lippe, und verheyrathete sich im 49ten Jahre. Die Ehe war nicht vergnügt, und vermuthlich eine Ursache seines 1716 erfolgten Absterbens. Er war ein Mann von einem liebenswürdigen Charakter, ungemeiner Wissenschaft, und ganz vorzüglicher Genauigkeit im Beobachten.

Nun das Verzeichniß seiner Schriften; leider, sagt der Verf. mit einem für die Wissenschaften rühmlichen Eifer, muß ich sie in gedrukte und ungedrukte abtheilen. Zu den erstern gehören die Amoenitates exoticae, die Kämpfer als einen Vorschmack seiner übrigen Werke herausgab. Die Abhandlungen werden nach der Reihe angezeigt, und die Titel derjenigen Werke beygefügt, die K. zugleich den Verlegern anbot; die aber, weil gemeiniglich, sagt der Verf., die Verleger ihre Waare weniger kennen, als irgend eine andere Art von Kaufleuten, keinen Abnehmer fanden. Sir Hans Sloane kaufte endlich die Handschriften, in der Absicht, sie herauszugeben, die aber nur bey der Geschichte von Japan erreicht wurde. Die englische und französische Uebersetzungen davon machten den Wunsch, es in seiner Urschrift zu lesen, nicht entbehrlich. Außer der im Museo Britannico vorhandenen Handschrift fanden sich glücklicherweise noch zwo andere bey einer Bruderstochter des seel. Kämpfers,

pfers, und diese beyden, nebst der Vergleichung beyder Uebersetzungen, sind die Quellen, woraus der Verf. gegenwärtige Ausgabe kritisch berichtigt hat. Die Regeln, die er sich dabey vorschrieb, sind folgende: 1) Da die eine Handschrift von Kämpfers eigener Hand, die andere eine Abschrift seines Neffen ist, auch beyde größtentheils übereinstimmen: so dienen sie die Lücken und Amplifikationen der englischen Uebersetzung zu ergänzen und den Sinn zu berichtigen. 2) Daher sind alle diese Quellen sorgfältig Satz für Satz verglichen, 3) unter den Varianten die wahrscheinlichsten in den Text aufgenommen, die andern in den Anmerkungen angezeigt; 4) der deutsche Styl aber durchgehends dem Sinne gemäß ausgebessert worden. Diesen lezten Punkt vertheidigt der V. mit den triftigsten Gründen, und macht sowohl ihn, als auch seine übrigen Verbesserungen durch vorgelegte Proben aus den beyden Handschriften, beyden Uebersetzungen und seinem eigenen Texte, anschaulich. Da ihn seine Bescheidenheit nicht erlaubte dies ausführlich zu thun: so werden wir dies unten mit mehreren Beyspielen zu bestätigen suchen. Nur so viel setzen wir hier noch hinzu, daß Kämpfers Styl den allerwenigsten unserer jetzigen Leser hätte angenehm seyn können; man darf davon nichts mehr als nur die beyden angeführten Briefe gelesen haben, um vollkommen überzeugt zu seyn, daß er für uns nicht nur manchmal wegen der Verwickelung der Ideen schwer zu verstehen; sondern auch wegen der veralteten Wendungen und eingemischten fremden Wörter unangenehm zn lesen ist. Der V. hat ihn, gewiß nicht ohne viele Mühe, in einen sehr deutlichen, und was noch mehr ist, sehr angenehmen verwandelt.

delt. Nun folgt das Verzeichniß der noch in London vorhandenen Kämpferschen Handschriften, theils aus Hrn. Planta's, theils auch aus spätern Nachrichten des Hrn. Prof. Lichtenbergs genommen. Es enthält nebst manchen botanischen auch manche historische, geographische und Reisebeschreibungen; die gewiß jeden Kenner Kämpferischer Arbeiten, und Dohmischer Behandlung dieser Materialien begierig machen werden, sie durch des V. Eifer bekannt gemacht zu sehen.

Nach der Anzeige des Inhalts dieses Werkes über Japan, zeigt der V. nun auch noch das an, was er bey dieser Herausgabe zu leisten entschlossen ist; und auch dies können wir nicht umhin hier kurz zu wiederhohlen, damit die Leser sehen mögen, was sie noch ferner zu erwarten haben. Und dies ist mit einem Wort, ein genaues, vollständiges, und so viel möglich kritisches Magazin, oder Enumeration aller unserer Kenntnisse von Japan. Hierinn wird enthalten seyn — ein Catalogue raisonné aller Reisebeschreiber, anderer Schriftsteller über Japan, von Marko Polo an, bis auf Georgi — eine Nachlese zu der Kämpferschen Geographie von Japan — der Kämpferschen Naturgeschichte von Japan — der Statistik von Japan — dem Religionssysteme — und endlich der Gesetzgebung, Nationalcharakter, Wissenschaften, Sprache, Schriftarten, Künste, Manufakturen, Gewerbe; u. s. w.

Dieser erste Band besteht aus drey Büchern, deren erstes die Reise von Batavia über Siam nach Japan; das andere, die politische Verfassung von Japan, und das dritte, die Religion, und die philosophischen Sekten beschreibt. Der Text ist in eine deutliche und angenehme Schreibart gekleidet,

und durch die Vergleichung der Handschriften weit richtiger und dem Kämpferschen Sinne gemäßer eingerichtet als die beyden vorhandenen Uebersetzungen. In den kurzen, und doch dabey allemal zweckmäßigen Anmerkungen werden theils Varianten beurtheilt; theils Irrthümer anderer Schriftsteller verbessert; und theils auch Erläuterungen und Zusätze geliefert. S. 4 wird das Datum von Kämpfers Abreise von Batavia, gegen beyde Handschriften, der englischen Uebersetzung gemäß 1690, durch einige neue aus dem Stammbuche, und dem Anschaun der Handschrift selbst, (wo offenbar 88 in 90 verwandelt war,) genommene Gründe außer allem Zweifel gesetzt. S. 12 wird eine ganze in der englischen Uebersetzung fehlende Periode eingerückt. S. 31 eine aus der Geschichte der Menschheit herübergenommene scharfsinnige Bemerkung zur Erläuterung des Nahmens Camp, der den Wohnplätzen in Siam gegeben wird. Sie heißen so, weil sie mehr wie Zelte, als Häuser gebauet sind, denn auch die Bauart der sinesischen Häuser und Städte ist nach des Hrn. v. Paws Bemerkung von der Einrichtung eines Zeltes oder Lägers kopiert. Diese Bemerkung wendet der Verf. auf alle Nationen an, die aus dem Hirtenleben in ein gesittetes übergehen. Schon hieraus allein kann man sehen, was man sich von dem V. in der Abhandlung über die Sitten und Cultur der Japaner zu versprechen habe. S. 33 abermahl eine scharfsinnige Anmerkung über das unrichtige und schwankende in den Reisebeschreibern, wenn sie die Stände fremder Nationen durch unsere europäischen, z. B. Graf, Baron, ausdrücken wollen, und nicht dabey sagen, ob sie deutsche, oder französische u. s. w. Grafen meynen. S. 47 bestätigt die Anmerkung daß Budso, Stifter der Siamischen

mischen Religion, aus Ceylon gekommen sey, und deckt zugleich die Leichtglaubigkeit mancher Schriftsteller auf, die den fabelnden Portugiesen nachgeschrieben haben, daß die Ceylaner Kenntniß von Adam und Eva haben. S. 53 werden Loubere und Kämpfer in Uebereinstimmung gebracht, und zugleich wird eine in beyden Handschriften fehlende, in der englischen Uebersetzung aber vorhandene Stelle, für ächt anerkannt. S. 81 wird über Witsens seltene Beschreibung der Tartarey, und die Art, dies Buch für uns jetzt noch brauchbarer zu machen, viel vortreffliches gesagt; und zugleich der Werth der Isbrand — Ideschen Charte genau bestimmt. S. 103 wird statt der bisherigen ungereimten Leseart Donau, nach der einen Handschrift Don gesetzt, und dabey die Unachtsamkeit der Uebersetzer gerügt. Eine Menge kleinerer Varianten übergehen wir. Im zweyten Buche hat der V. die Kämpfersche Geschichte von Japan aus dem Deguignes, du Halde, Couplet, und andern mehr zu bestätigen, berichtigen und erläutern, sich bemühet. Man kann also alles, was davon richtiges bekannt geworden ist, hier mit einem Blicke übersehen. Wie sehr eine solche Arbeit beschwerlich, und dabey zugleich wenig ergötzend ist, wissen nur diejenigen, die sich mit der Vergleichung der Nahmenregister, und anderer Gegenstände aus den dürrern Gegenden des historischen Feldes beschäftiget haben. Um so mehr Dank verdient der V. wegen dieser übernommenen, und so gut ausgeführten Arbeit. S. 252 wird aus der einen Handschrift ein ganzer in der englischen Uebersetzung mangelnder Absatz eingerückt; S. 254, 255 einige Perioden, und S. 256, 257 fünf ganze Absätze. S. 267 wird ein Hauptfehler der englischen Ueber-

setzung,

setzung, der gerade Kämpfers Meinung entgegengesetzt ist, verbessert. S. 269 ein ganzer Absatz eingerückt; so auch S. 274. Umgekehrt wird S. 276 ein Absatz aus der englischen Uebersetzung eingeschaltet, den die Handschriften nicht haben; und S. 291 u. f. eine beträchtliche Lücke der Handschriften aus Scheuchzer ergänzt.

Dies wird hoffentlich hinlänglich seyn, die gewissenhafte Genauigkeit zu zeigen, womit der Hr. Prof. seinen Schriftsteller kritisch behandelt hat, und zugleich zu beweisen, daß diese Ausgabe an Vollständigkeit und Brauchbarkeit die beyden Uebersetzungen unendlich übertrifft. Wir wünschen nichts mehr, als daß der andere Theil bald nachfolgen, und unser Publikum den Eifer des Verf. für die Bekanntmachung der noch ungedruckten Kämpferschen Arbeiten bestens unterstützen möge.

Va.

II.

Historisch-kritische Untersuchung der Alchemie, oder der eingebildeten Goldmacherkunst; von ihrem Ursprunge sowohl als Fortgange, und was nun von ihr zu halten sey. Von Johann Christian Wiegleb, der Römisch-Kaiserl. Akademie der Naturforscher, und der Churmaynzl. Akademie nützlicher Wissenschaften Mitgliede. Weimar, bey Carl Ludolff Hoffmann, 1777. in 8. 437. Seiten, nebst vollständigem Register.

Unser

Unser unermüdete Verfasser hat sich in gegenwärtiger Schrift an die Bestürmung des alchymistischen Aberglaubens mit so vielen scharfen Waffen gewagt, daß wir gewiß glauben, er werde durch seinen muthigen Angriff dieses Ungeheuer aus dem Felde schlagen. Erst kürzlich haben wir verschiedene seiner Schriften in unserer Bibliothek angezeigt, welche verjährte Vorurtheile bestreiten, w. z. B. von den alkalischen Salzen, der Gährung, und wie viel herrliche Wahrheiten finden wir nicht in den Noten zum übersetzten Vogelischen Lehrbuche über die Scheidekunst. So wie er nun diese Schriften als Wasserreißer der Wurzel eines faulen Baumes angesehen wissen will, so glaubt er mit sichererm Erfolg an die Ausrottung des faulen Stammes selbst, der so lange in dem Lustgarten schonend geduldet worden ist, die Hand anlegen zu dürfen, wenn er nämlich die langgehegte Meinung von der Möglichkeit einer Kunst, die unedlen Metalle in edle, nämlich in Gold und Silber zu verwandeln, mächtiglich bestreitet.

In den alleräl testen Zeiten war keine andere chemische Kunst bekannt, als die metallurgische Wissenschaft, oder die Kunst von der Gewinnung, Bearbeitung und Ausscheidung der Metalle aus den Erzen, und deren verschiedentlichen Veränderung durch allerley Zusammenschmelzungen. Eben diese Arbeiten gaben in der Folge Gelegenheit zu den falschen alchymistischen Begriffen der mittlern Zeit. Diese Arbeiten waren aber dasjenige noch lange nicht, was wir heut zu Tage unter dem Nahmen der Chemie verstehen. Dann liefert der V. Zeugnisse aus der heil. Schrift, wie auch aus Profangeschichtschreibern,

dern, welche darthun, in was für einer erstaunenden Menge besonders das Gold und Silber in den alleraltesten Zeiten in gewissen Weltgegenden vorhanden gewesen, zeigt auch hierbey den Goldkochern ihre thörichte Meinung, daß sie verschiedene Personen der damaligen Zeiten wegen ihres Reichthums für Goldmacher gehalten haben. Freylich mochte der achte Mensch nach Adam, Thubalkain, (1 B. Mose 4, 22. nach der Michaelischen Uebersetzung) der alles zu hämmern versucht habe, wohl manches Goldkorn aus den Flüssen dasiger Gegend unter seinen Hammer gebracht haben. Daß das Eisen von demselben dazümal mehr in gediegner Gestalt als jetzo gefunden worden, wird wahrscheinlich dargethan, denn fand doch Pallas am Jeniseistrom ein gediegnes Stück Eisen 152 Rußische Pfunde schwer, welches sich leichte hämmern ließ. Bloß der Ueberfluß einiger edlen Metalle in einigen Ländern hat nachher zu der thörichten Meinung der Goldmacherey Gelegenheit gegeben. Denn führte nicht der Fluß Pison Gold, und war nicht das Gold des Landes Hevila köstlich? (1 B. Mose 2, 11. 12. alles und noch mehr angenehmes über diesen Gegenstand aus der Michaelischen Uebersetzung.) Wie viel Gold war nicht zu Salomons Zeiten im Schwange, denn Hiram und Salomo brachten durch die gemeinschaftlich ausgerüsteten Schiffe 420 Centner Gold aus Ophir, einer Gegend in Arabien, welcher goldreichen Gegend auch Hiob der in Arabien gewohnet, Erwehnung thut. Vortrefflich stellt hier unser Verfasser mehrere Beweise von dem Reichthume der damaligen Zeiten auf, welche sich nachher die abergläubischen und thörichten Alchymisten zu Unterstützung ihrer Meinung zu Nutze gemacht haben, welche

welche wir aber hier, Kürze halber, übergehen
sen. Von S. 35 bis 60 werden ähnliche Beyspie
von außerordentlichen Reichthümern verschiede
Personen und Länder aus Profanschriftstellern bei
gebracht. Nach dieser Vorbereitung kommt der V.
S. 77 auf die Alchymisten, und zeigt im rechten
auffallenden Lichte das thörichte Vorgeben derselben,
wenn sie nämlich wähnen: Moses, David, Salomo, Midas, Krösus, die Kolchier und Aegyptier wären Goldmacher gewesen, führt auch
dabey kürzlich die Grundsätze ihrer vorgeblichen Kunst
an, vergißt aber sehr weislich nicht zu zeigen, wie
nachtheilig solche für die Menschen überhaupt geworden sind. Denn, sagt er S. 81. „Könnten die
„Alchymisten nur erst den Menschen den Gedanken
„von der Möglichkeit der Goldmacherkunst allge-
„mein einpflanzen, so würde jener Aberglaube sich
„den Eingang von selbst verschaffen, weil die Men-
„schen ohnedem immer dazu geneigt sind; und dann
„würde es nicht lange dauren, so stünden auch He-
„xenmeister, Teufelsbanner, Geisterseher, Zeichen-
„deuter und Wahrsager, welche mit den Alchymi-
„sten am nächsten verbrüdert sind, wieder unter
„uns auf.“

Dann werden die Schriftsteller nach der Reihe
erzehlt, welche gegen die Einbildung der Alchymisten geeifert, und unter diesen ist Herrmann Conring der erste; denn dieser hat sich am frühesten in
eine ganz besondere gründliche Widerlegung derselben
eingelassen. Die Vertheidiger aus den neuern Zeiten, worunter mancher sonst helle Kopf hervorragt,
müssen wir übergehen, und nur des Prof. Schröders in Marburg ganz neuerlich erschienener neuen
alchymistischen Bibliothek für den Natur-

kün-

kundiger unsers Jahrhunderts ausgesucht, erwehnen, welchen unser V. mit herrlichen Gründen widerlegt hat, und worinnen eigentlich die Veranlassung zu dieser Schrift liegt. Er hält dieses um so viel nöthiger, weil eben so gar ein öffentlicher academischer Lehrer der Chymie sich nicht entblödet, in unsern erleuchteten Zeiten den alchymistischen Unsinn laut zu predigen. — Dann werden folgende Fragen erörtert: 1) Ob die Goldmacherkunst deren Möglichkeit von verschiedenen Personen behauptet wird, vom Anfange der Welt her abgeleitet werden könne; und ob sie damals den Menschen von Geistern offenbaret worden sey? Diese Behauptung wird für ungereimt befunden.

2) Ob die vorgegebene geoffenbarte Goldmacherkunst vornehmlich auf die Aegyptier gekommen, und von ihnen durch viele Jahrhunderte in Geheim betrieben worden sey? Hier nun stellt der V. alle zu dem Ende von den Alchymisten dargebrachte Beweise ins Lächerliche, und leitet den Reichthum der alten Aegyptier aus ganz andern sichern Quellen her. Insbesondere findet sich auch hier eine sehr deutliche Untersuchung und Erläuterung von dem von Aaron verfertigten güldenen Kalbe, welches Moses verbrannt hat, und letzterer wird gänzlich von dem Verdachte, welchen die Alchymisten auf ihn geworfen haben, befreyet, denn nach des Ritter Michaelis Erklärung dieses Umstandes, ist wahrscheinlicher Weise dieses Kalb nur von bloßem Holze verfertigt, und mit Gold überzogen gewesen, welche Meinung auch aus dem Jesaia 40 Cap. bestätigt wird. Salomo war auch nichts weniger als ein Goldmacher, denn die großen Reichthümer desselben kommen aus ganz andern Quellen. Eben so ist es mit des Krö-

sus und Midas Reichthum beschaffen gewesen. S. 132 wird Prof. Schröder zurechte gewiesen, welcher eine Stelle des Plinius gemißhandelt, und derselben einen ganz andern Sinn angedichtet, denn es ist in der That höchst ungereimt, daß S. wähnt: das ägytische Labyrinth seye ein alchymistisches Laboratorium gewesen. Die dritte Frage: Ob in der weltberühmten alexandrinischen Bibliothek, einige von dieser chimärischen Kunst handelnde Schriften aufbewahret worden? Hiervon will kein Geschichtschreiber etwas wissen. Die vierte Frage: Ob die Eroberung Aegyptens durch den Kaiser Diocletian alle geheime eingebildete alchymistische Werkstätte zerstöret, und dabey diese Bibliothek verbrannt worden sey? Hiervon wird S. eines ganz andern belehret, und gezeiget, daß die Stelle im Suidas, worauf die Alchymisten das Alterthum der Alchymie gründen, ganz falsch von ihnen erkläret worden sey. Fünfte Frage: Ob bey der nur genannten Eroberung Diocletians verschiedene alchymistische Schriften durch die plündernden Soldaten entwendet worden, und von ihnen hernach in andere Hände gerathen sind? Das Grundfalsche dieses Vorgebens wird sehr gut erwiesen. Auch wird das hohe Alter der Schriften des Synesius, Zosimus und Olympiodorus um ein Großes verkürzt befunden, und bewiesen, daß diese sämtlich im fünften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gelebt haben. Eben so wird auch Demokritus von der Anschuldigung, als ob er ein Alchymist gewesen, frey gesprochen. Dieses betraf die sechste Frage und ihre Beantwortung. Die siebente Frage: Ob die vorgebliche Goldmacherkunst von der angezeigten Zeit an in der ganzen Welt sich auszubreiten angefangen

habe,

habe, und bis auf unsere Zeit erhalten worden sey, auch noch von verschiedenen Personen ausgeübt werde? Hier wird nun angegeben, in welcher Zeit der Nahme dieser Kunst am ersten in der Geschichte angetroffen wird, und dabey der wahre Ursprung dieses Hirngespinstes dargethan, und wie sich hernach dieses in Universal- und Particulararbeiten zertheilet habe. Offenbar ist es, daß der Ursprung auf der Unwissenheit in der Metallurgie, und auf der Einbildung beruhet habe, daß, gleichwie aus Kupfer ein gold- und silberfarbnes Metall gemacht werden könne, es auch möglich seyn müsse, den Unterschied dieser dem Gold und Silber in der Farbe nur ähnlichen Metalle gänzlich zu heben, und in wahres Gold und Silber zu verändern. Dieser irrige Begriff wird aus einem der ältesten Alchymisten bestätigt, dahingegen der Begriff von einer Particularverwandlung erst später entsprungen ist, besonders nachdem die sogenannten starken Wässer und sauren Geister erfunden worden, vermittelst welcher man erst in den Stand gesetzt wurde, die kleinsten Portionen Gold und Silber aus vermischten Metallarten zu scheiden, welches vor dieser Erfindung nicht wohl möglich war.

Hierauf wird nun die Ausbreitung dieser Einbildung vom vierten Jahrhundert an, erwogen, und die noch davon vorhandenen Nachrichten reiflich geprüft und gesichtet. Die neuern Geschichten, worauf sich verschiedene, auch vernünftige Gelehrte, stützen, wie z. B. die von Beuthern und Schwärzern, u. a. m. werden sehr genau untersucht, und zuletzt gewiesen, daß der damahlige Reichthum der Churfürsten von Sachsen aus ganz andern Quellen hergekommen, als vom sogenannten Steine der

 Weisen.

Weisen. Bey dieser Gelegenheit zeigt unser V. bewunderungswürdige Gedult und Belesenheit. Das übrige werden Liebhaber der wahren vernünf Scheidekunst selbst nachlesen, und unserm V. ih Beyfall und warmen Dank für seine mühselige beit nicht versagen. Noch ist zu mehrerer Bra barkeit dieses Buchs ein vollständiges Register gehängt.

Bl.

III.

D. Justus Claproths kurze Vorstellung d Processes, zum Gebrauch der practisch Vorlesungen, nebst einer Vorrede von Vorbereitung zu den practischen Arbeit und denen dazu diensamen Hülfsmittel Erster Theil, vom ordentlichen Civilproce Dritte vermehrte und verbesserte Auflag Göttingen, 1776. in 8. 304 S.

Die Verdienste des Hrn. V. in dem practisch Fach der Rechtsgelehrsamkeit und Brauchbarkeit des vorliegenden Werks si bereits so entschieden, daß wir vielleicht hierüber n unserm Urtheil zu spät kommen; indessen wird uns erlaubt seyn, auch hier unser Amt zu verwalte und unsere Gedanken von diesem Buche und d dritten Auflage kürzlich anzuzeigen. Zuerst gefäl uns der Titul des Werks nicht. Bey einer Vor stellung des Processes erfordern wir auch eini Theorie des Processes, die aber in diesem Werk fa

ve

vergebens gesucht wird. Es hätte also vielmehr den Titul einer practischen Anweisung zum Processe zum Gebrauch academischer Uebungen führen sollen. Der Plan des V. nach welchem er die verschiedene practischen Ausarbeitungen auf einander folgen läßt, ist gut, und durch die vorausgeschickten Grundrisse sehr deutlich gemacht, wir haben aber jedoch verschiedenes gegen denselben einzuwenden. Zur Einleitung würde eine kurze Abhandlung von der juristischen, besonders der processualischen Praxis überhaupt, von den verschiedenen Gattungen der hiebey vorkommenden Arbeiten, deren verschiedenen Schreibart und Behandlung, und von der juristischen Sprache sehr gut gestanden, und gewiß besser gefallen haben, als der Anfang des Werks, der gewiß jedem verständigen Leser mißfallen muß: „1) Müssen alle „schriftliche Eingaben sauber, leserlich, mit guter „schwarzer Dinte, nicht zu eng, aber auch nicht zu „ausgedehnt geschrieben werden, wenn man nicht „Verweis, Zurückgabe, oder ordnungsmäßige „Strafe gewärtigen will.“ Durch eine solche Einleitung würde sich der V. auch viele Regeln, die er bey dieser und jener Schrift nachher besonders angeführt hat, erspart haben. Der V. hat ferner bey jeder besondern Ausarbeitung, z. E. der Klage, alle nöthige Regeln genau angeführt, aber in diesen besondern Ausführungen sind die Regeln meistens ohne Ordnung unter einander geworfen; so sind z. E. zu Abfassung der Klage 32 Regeln vorgeschrieben, alle einzeln betrachtet, gut und gründlich, aber so sehr in Unordnung, daß sie der Anfänger zehnmal lesen und doch nicht alle fassen wird; wie viel würde ihm erleichtert seyn, wann diese Regeln abgetheilt wären in die, welche das Aeußerliche und Innerliche der

Klage, und letztere wieder in die, welche den Vortrag der Handlung, dann der Gründe, und endlich der Bitte betreffen. Eben so sind die Vorschriften von den Beweisartikuln in der größten Unordnung, und betreffen bald die Form, bald den Inhalt derselben. In der Ausführung selbst scheinen uns hie und da einige Unrichtigkeiten zu seyn, welche wir ganz kurz bemerken wollen. Daß nach S. 49 der Nahmen jeder Einrede voraus gesetzt wird, ist sehr unnöthig, und verträgt sich nicht wohl mit einer erträglichen Schreibart; S. 102 ist ganz unrichtig, daß, wann der Product die Fragstücke binnen der gesetzten Frist nicht einreiche, dessen Ungehorsam anzuklagen sey; es ist eine Wohlthat für den Producten, daß er Fragstücke machen darf, und ihm hiezu eine Frist bestimmt wird; ergreift er diese Wohlthat innerhalb der gesetzten Frist nicht, so vermuthet man, daß er ihr entsagt habe, und ohne daß man eine Ungehorsamsbeschuldigung erwartet, wird mit dem Zeugenverhör der Anfang gemacht.

Was der V. S. 120 bemerkt, daß in dem Zeugenrotul bey jedem Artikul alle Zeugen angeführt, und bey dem, der zu solchem Artikul nicht aufgeführt worden, bemerkt werden solle: Zeuge 4, ist hierüber nicht vorgeschlagen, ist sehr überflüßig und ungewöhnlich. Bey der Beweisschrift sagt der V. S. 125 ganz unrichtig: „So viel möglich (vielmehr wenigstens) muß der Producent suchen, „die Sache auf den Erfüllungseid zu stellen; dieses „wird mit Grunde geschehen können: 1. wann ein „verwerflicher Zeuge — den Beweissatz völlig bekräftigen.“ Wir waren doch immer der Meinung, wann ein verwerflicher Zeuge etwas behaupte, so entstehe hieraus entweder gar keiner, oder ein weniger als

als halber Beweis, und könne also höchstens dem Producten der Reinigungseid zugemuthet werden. S. 131 sagt der V. „Bloß (d. i. nur) in Sachsen „wird der Urkundenbeweis förmlich, und nur allzu „förmlich geführt," und in der folgenden vierten Zeile: „ich habe aus vielen Acten wahrgenommen, „daß man außerhalb Sachsen den Urkundenbeweis „förmlich führt." Ein offenbarer Widerspruch! Falsch wird S. 246 behauptet, daß die wegen Vollstreckung der Hülfe geschehene Einweisung ein gerichtliches Unterpfand bewürke, welches öffentlichen Hypotheken gleich zu achten sey; dann diese Einweisung bewürket nicht mehr, als ein bedingtes Privatunterpfand. Daß es nach S. 247 nützlich sey, bey öffentlicher Feilbietung dererjenigen ausdrücklich zu gedenken, welche ein Näherrecht oder auch ein dingliches Recht haben, und selbige bey Verlust ihres Rechts vorzuladen, damit jene im Termin mitbieten, diese aber ihr dingliches Recht anzeigen, sind wir gar nicht überzeugt; wann erstere am Termin erscheinen, und sich erklären, daß sie nicht mitbieten, aber sich ihr Näherrecht vorbehalten wollen, wird man ihnen wohl dieses mit Gewalt absprechen können? Wir glauben keineswegs, da keine hinlängliche Ursache vorhanden ist, ihnen ihr wohlerworbenes Recht zu nehmen. Sehr unangenehm ist es, daß der V. in Ansehung ganzer Ausarbeitungen, sich auf seine andere practische Schriften beruft, und daher in diesem Werk die wichtigste Lehren von Urtheln, Beurtheln und Relationen gänzlich übergangen hat. Die Theorie des Processes ist in Betracht der kurzen practischen Ausführungen hie und da, als z. E. S. 131 von Herausgabe der Urkunden, S. 149 von Zulassung des Haupteides, S. 196 und

212 von Fällen, wo weitere Rechtsmittel verworfen werden, S. 235 von unheilbaren Richtigkeite wider den Endzweck dieses Werks zu weitläufig vorgetragen.

In der Vorrede zu dieser dritten Ausgabe zeigt der V. an, daß sich diese Ausgabe durch viele neue Zusätze, und die Schreibart von der vorigen unterscheide, indem er nemlich nach dem auch in Gerichten immer mehr die Herrschaft gewinnenden guten Geschmacke, alles deutsch zu geben gesucht habe. Die Sprachkunst, welche der Hr. V. in der Vorrede sehr empfiehlt, hat er sich selbst noch nicht genug eigen gemacht, wie sich gleich aus den auf dem Titulblatt stehenden Worten: **denen** (NB. als Artikel) diensamen, **vom Civilproceß** (statt Processe) ergiebt, und in dem Werk selbst vorkommenden Fehlern zeigt, z. E. S. 2 allerwärts, S. 8 herdurchzunehmen, S. 33 Unterschiedt, S. 83 gebethen, S. 284 ansichtet, u. s. w. Die juristische Kunstwörter sind meistentheils glücklich übersetzt; nur wenige finden wir nicht gut. So würden wir z. E. contumaciam dolosam nicht böslichen, sondern vorsetzlichen Ungehorsam, exceptionem lieber Einwendung, als Einrede nennen. Falsch übersetzt dünkt uns, wann der V. sagt: Eine Frist (dilatio) werde verlängert, ein terminus Tagfarth werde verlegt, prorogirt; wann er ferner exceptionem obscuri libelli die Einrede, daß die Klage in der Geschichte mangelhaft seye, nennt.

Der Hr. V. verspricht endlich mit nächstem den zweyten Theil dieses Werks, welcher die summarischen Processe enthalten soll, und nach diesem eine vollständige, mit nöthiger Anführung der Beweisstellen

stellen versehene Ausführung des Processes heraus zu geben.

Dieser ist auch würklich erschienen. Denn wir haben vor uns

D. Justus Claproth, --- Einleitung in sämtliche summarische Processe, zum Gebrauch der practischen Vorlesungen; der Vorstellung des Processes zweyter Theil, Göttingen, 1777. Ohne die Vorrede von 32 S. bis zum Concursproceß, 334 S. Der Concursproceß 182 S. Der peinliche Proceß 176 S. in 4.

Dieser zweyte Theil enthält die summarische Processe, und ist uns um so schätzbarer, als wir der Schriften von diesen Processen nicht so viele, wie von dem ordentlichen Processe, haben. Der V. handelt hier zuerst in der Einleitung von den summarischen Processen überhaupt, sodann vom Mandatsproceß, und zwar von unbedingten Befehlen, von dem Verfahren über den jüngsten Besitz, vom Wechselproceß, von Sachen des Friedbruches, sowohl des Religions- als Landfriedens, von Spoliensachen, vom Arrestproceß, von bedingten Befehlen, vom Executivproceß, von dem ordentlichen Besitzstande (possessorium ordinarium) von den Aufforderungen zur Klage, sowohl wegen einer nachtheiligen Aussprengung, (provocatio ex l. diffamari) als wegen einer dem künftigen Beklagten zum Nachtheile gereichenden Verzögerung der Klage; (provocatio ex l. si contendat) vom Concursproceß; von

dem Vermögenszustande, von dem Schuldenzustande; welche beyde wieder in Grundrisse abgetheilt sind und endlich vom peinlichen Processe, welcher a sechs Grundrissen besteht. Der V. theilt nämlich die summarische Processe in bestimmte, welche einen bestimmten Nahmen und einen festgesetzten Lauf haben, und in unbestimmte, welchen ein festgesetzter Lauf nicht vorgeschrieben ist, und welche mit Beyseitsetzung aller Förmlichkeiten betrieben werden; die bestimmte theilt er wieder in solche ein, welche von der schleunigsten Ausführung, und solche, welche schlechthin summarisch sind, und rechnet zu jenen 1. die Fälle, wo ein unbedingter Befehl statt hat; 2. die Sachen, welche den jüngsten Besitz betreffen; 3. den Wechselproceß; 4. Sachen des Friedbruchs; 5. Spoliensachen, und 6. Arrestsachen; zu diesen die bedingte Befehle, den Executivproceß, alle übrige die Einsetzung in den Besitz, die Erhaltung bey selbigem, und die Wiedererlangung eines verlohrnen Besitzes betreffende Sachen; die Aufforderungen zur Klage, den Concurs- und Inquisitionsproceß. Bey unbestimmten summarischen Sachen aber hat der summarische Proceß entweder in einer bloß auf den gegenwärtigen Fall gehenden Verfügung, oder in einer Rechtsbegünstigung der Sache, der Person, oder der Lage und Beschaffenheit des Processes seinen Grund. Diese Eintheilung ist vollkommen gut, so wie die Ordnung in der Ausführung. Hingegen gefällt es uns nicht, daß der V. ohne Abschnitte, Capitel, und dergl. zu machen, nur jeder Abhandlung einer summarischen Proceßgattung einen Grundriß mit Ziffern vorausgesetzt, und denn über jede Ziffer eine Ausführung geliefert hat. Wir können gar nicht einsehen, warum er dieser zum Nach-

schlagen

schlagen und Anführen des Werks so unbequemen Einrichtung vor der durch Abschnitte, Capitel, §§. u. s. w. den Vorzug gegeben habe. Der V. hat in diesem Theil mehr Gesetze und Schriftsteller als im ersteren angeführt, welches wir billigen, da wir bey der Lehre vom Processe, besonders von summarischen Processen, sehr wenige allgemeine Gesetze, wodurch sie bestimmt werden, haben, und also hier mehr als in andern Rechtslehren, von dem Ansehn der practischen Rechtsgelehrten abhängt. Auch hat der V. in diesem Theil mehr Theorie, nicht nur des Processes, sondern auch entfernterer Rechtslehren, als in dem ersteren Theil angeführt.

Die Abhandlungen vom Mandatsproceß, vom Verfahren über den jüngsten Besitz, vom Wechselproceß u. s. w. sind vortreflich ausgeführt; bey dem Executivproceß hat uns besonders gefallen, daß ihn der V. nicht geradezu, wie die meisten sächsische Rechtslehrer es thun, als einen Proceß des gemeinen Rechts erklärt. In der Abhandlung vom ordentlichen Besitzstande hingegen mißbilligen wir, daß der Hr. V. die ganze Lehre von der bonorum possessione praetoria ausführt, und sie durch Besitz der Erbschaftsgüter übersetzt, wodurch in Begriffen und Ausdrücken viele Verwirrung entstehen muß. Diese bonorum possessio, welche von der possessione bonorum genau zu unterscheiden ist, ist kein würklicher Besitz der Erbschaftsgüter, sie giebt nicht nur ein Recht im Besitzstand, sondern ein würkliches Erbrecht, aus welchem gegen jeden Besitzer mit petitorischen Rechtsmitteln geklagt werden kann, indem der bonorum possessor, wie der V. selbst S. 211 sagt, §. 1. *l. l. 2. D. de bon. poss.* würklicher Erbe ist, und nach S. 219 die prätorische Erbschaftsklage anstel-

anstellen kann. Es war also ganz überflüßig, Lehre von der bonorum possessione hier anzufüh und wäre unsers Erachtens hinlänglich gewesen in Ansehung der Erbschaften den prätorischen son als bürgerlichen Erben zustehende possessorische Re mittel, z. E. interdictum quorum bonorum, Mittel aus der l. fin. c. de edict. D. Hadr. to anzuführen; die Ausführung von dieser B. P. ist au nicht aufs Beste ausgefallen. Daß der V. S. 2 mehrere Gattungen der B. P. nis ohne, und wi das Testament, welche nach dem neuern römisch Recht nicht mehr brauchbar sind, nicht angeführt h würden wir nicht als einen Fehler ansehen, wa er nicht andere eben so wenig brauchbare Sätze a dem alten römischen Recht angeführt hätte, aber noch viel mehr wundern wir uns über die ganz un richtige Erklärung der *l.* 4. §. 3. und *l.* 12. §. 1. *D. de B. P. con. r. tab.* wo in dem ersteren nach S. 211 der Fall enthalten seyn soll, da ein Testament durch die Geburt eines Kindes aufgehoben worden, dieses aber wieder vor dem Erblasser verstorben, und ein anderer dieses Kindes Erbe worden war; bey diesem Fall liesse sich gar nicht einsehen, wem eine B. P. contra tabulas zustehen könnte, und das Gesetz redet von einem Posthumus, der zur Zeit der ertheilten B. P. nis noch nicht gebohren ist, also auch keinen Erben haben kann, und giebt die B. P. dem von Testirer eingesetzten Erben, nicht dem Erben des Posthumus. Die l. 12. §. 1. enthält nicht den Fall, wann der Sohn im letzten unvollständigen Testament förmlich enterbet, im vorhergehenden aber übergangen ist, sondern gerade den umgekehrten Fall, wann der Sohn im ersten gültigen Testament enterbet, und im andern ungültigen übergangen worden ist; und in diesem

sem Fall giebt der Prätor B. possessionem contra tabulas, gegen das letzte und ungültige Testament, wann in demselben die übrige Intestaterben eingesetzt sind. S. 288 untersucht der V. die Frage: Ob demjenigen, der ein Dienstbarkeitsrecht auf des andern Gut hat, die Anzeige einer neuen Anlage, (novi operis nuntiatio) zustehe? welche er bejahet, wenn die Natur der Dienstbarkeit es mit sich bringe, daß der Eigenthümer etwas, so der Dienstbarkeit schadet nicht bauen könne, sonsten aber verneinet; und also die *l.* 14. *D. de nov. op. nunc.* erläutert, daß ein Weg gemeiniglich dennoch genutzt werden könne, wann gleich darauf gebauet werde; Unrichtig. Dann wann ich das Wandelrecht durch meines Nachbars Gut habe, so bringt es dessen Natur mit sich, daß er mir meinen Wandel oder Weg z. E. durch einen Zaun, nicht verbauen, oder unbequem machen darf; und doch kann ich ihm, wann er baut, nicht das neue Werk untersagen, sondern ich muß mein Dienstbarkeitsrecht gegen ihn verfolgen; also sagt man besser so: Wer ein Dienstbarkeitsrecht auf des andern Gut hat, kann ihm immer das neue Werk nach der *l.* 3. §. 3. *D. de N. O. N.* untersagen; nur der kann es nicht, welcher die Wandel- oder Weggerechtigkeit hat, weil dadurch leicht der Eigenthümer zuviel beschwert werden könnte, wo es die Natur der Dienstbarkeit nicht erfordert. In der Abhandlung von Concursprocesse hätten wir eine genauere Ausführung von der Natur desselben, und de cessione bonorum erwartet. Die Eintheilung dieser Abhandlung in die vom Vermögenszustande und vom Schuldenzustande ist gut, und in einigen besondern Abtheilungen, z. E. von der Versieglung S. 126, vom Güterverzeichnisse S. 42, von der öffent-

öffentlichen Veräußerung S. 66, von Beytreibung ausstehender Schulden S. 68, von Einrichtung und Ordnung der Concursacten S. 88, von verschiedenen wider das Prioritätsurthel eingewandten Rechtsmitteln S. 167, von der künftigen Beendigung des Concurses S. 173, und in dem neunten Grundriß von Austheilung der Concursgelder, und demjenigen, was nach geendigtem Concurs unterweilen erfolget, haben wir viele neue sehr gute Bemerkungen angetroffen. Darinn sind wir nicht der Meinung des Verfassers, daß nach S. 43 die Paßivschulden nicht in das Güterverzeichniß eingetragen werden sollen, und nach S. 44 der Ehefrau und den Kindern des Schuldners gleich ohne besondern Verdacht der Offenbarungseid zugemuthet werden könne, wenn gleich die Gläubiger noch nicht darauf antragen. Unrichtig ist S. 49 daß die paulianische Klage vier Jahre währe, und die angeführte *l. 6. §. 14. de his, quae in fraud. cred.* bestimmt nur ein Jahr. Von der Legitimation und Liquidation hätte billig mehr gesagt werden sollen, da besonders letztere, im Concursprocesse viel Außerordentliches hat. Artig ist der Fall S. 94 und gut behandelt worden; aber wundern müssen wir uns, daß nach dem V. die Concurskosten so leicht auf 500 Thlr. kommen. Gut ist der Vorschlag S. 104 daß allemal der Contradictor auf Bestreitung der Vorzugsrechte mit Einwilligung der Gläubiger verpflichtet werde. Die meisten Unrichtigkeiten bemerken wir in den Abhandlungen vom Absonderungs- und Vorzugsrecht, wovon wir nur einige anführen wollen. So wird S. 130 dem Verkäufer, der sich über den rückständigen Kaufschilling eine Hypothek auf dem Gut hat bestellen lassen, S. 131 dem Verpächter, welchem von dem

dem Pächter eine Cautionssumme bezahlt worden, (dann er hat nur ein Pfandrecht) S. 132 demjenigen, der im Tauschcontract etwas übergeben hat, unrichtig ein Absonderungsrecht zugeschrieben. Ein wunderbarer Einfall ist, S. 141 das Vorzugsrecht des Liedlohns daher zu leiten, weil Gott im 5. B. Mos. 24. v. 14. 15. befohlen habe, es zu entrichten, ehe die Sonne untergehe; unrichtig wird S. 143 dem Fiscus in dem Vermögen des Steuereinnehmers eben der Vorzug gegeben, welcher ihm wegen der von dem Unterthanen schuldigen Steuern zusteht; eben so unrichtig S. 144 unter mehreren, die in der ersten Classe ein gleiches Recht haben, dem ältern Gläubiger der Vorzug ertheilt. Die vorzüglichen Pfandrechte derer, welche zu Erkaufung einer Militairstelle leihen, und der Kriegscasse S. 144 und das Pfandrecht des Pupillen S. 154 werden viel zu weit ausgedehnt. Unrichtig wird S. 147 wegen der Auslieferung und Gewährsleistung eine vorzügliche Hypothek in den Gütern dessen gestattet, der einen Brautschatz versprochen hat; unrichtig werden S. 151 zu den öffentlichen Hypotheken die gesetzliche, gerichtliche und prätorische gerechnet; Die S. 191 unter 2. 3. 4. 6. 7. 8. 9. angeführte persönliche Privilegien sind insgesamt in den Gesetzen nicht gegründet, folglich zu verwerfen. Von der Form der Prioritätsurthel, welche gewiß nicht leicht ist, wird kein Wort gesagt. Der peinliche Proceß endlich ist meisterhaft ausgeführt, besonders hat uns die Abhandlung von den Anzeigen und Beweisen gefallen, welches wir allen Criminalrichtern zu lesen empfehlen. Die deutsche juristische Sprache des V. ist gut; und wir hoffen, daß sein Werk viel zu Verbesserung derselben beytragen werde; nur dünkt uns noui

operis

operis nunciatio durch Anzeige einer neuen Anlage, interdictum de superficiebus durch Verbot wegen des Ueberbaus, bonorum possessio durch Besitz der Erbschaftsgüter nicht zum Besten übersetzt zu seyn; und bey dem V. das barbarische Wort: verhalstarrigen (S. 21 des peinl. Proc.) zu lesen, war uns ganz unerwartet. Wir wünschen, daß der V. um sein Werk vollständig zu machen, es noch mit einem dritten Theile von dem Processe beyder höchsten Reichsgerichte, wie Hofmann in s. deutschen Reichspraxis, vermehre.

Pm.

IV.

Geschichte der Engländer und Franzosen im östlichen Indien. Ein Versuch von Christian Wilhelm Dohm. Erster Theil. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1776. 208 S. 8.

Dieses Werkchen ist der Anfang einer sehr angenehm und mit gutem Urtheil erzählten Geschichte, die auch ihre Merkwürdigkeit und Gemeinnützigkeit dem Leser empfehlen werden. Sein Zweck, sagt der V. in der Vorrede, sey gewesen, „über die Geschichte des ostindischen Handels „beyder Nationen etwa gerade so viel Begriffe zu „geben, als ein deutscher Leser zu erwerben wünschen möchte.„ Also kein zu tiefes Detail, das den deutschen Leser einer englischen und französischen Handelsgeschichte ermüden könnte; aber fleißige und zweckmäßi-

mäßige Benutzung der Quellen, kein wesentliches Factum übergangen oder verstellt, und Kürze und Bestimmtheit im Vortrage wird man bey unserm V. suchen dürfen, und antreffen. Alles Raisonnierens, sagt er, habe er sich nicht enthalten; aber nicht hat er raisonnirt, wo erzählt werden mußte, oder gar die Begebenheiten nach den erdachten Gründen gestaltet, sondern nur die Urtheile da nicht vermieden, wo sie sich aus den Begebenheiten selbst darboten. Die Geschichte ist in folgende Perioden vertheilt: Erst die Geschichte der Engländer, dann zweytens der Franzosen in Indien, beyde von ihren ersten Anfängen, bis auf die Kriege unter ihnen 1745, dann drittens ihre verbundne Geschichte bis 1762, von da an weiter bis jetzt, erst die Geschichte der Franzosen, und denn zuletzt die Geschichte der Engländer in Indien. Gegenwärtiger erster Theil, dem noch zween andre folgen sollen, erzählt im ersten Buch die Geschichte der Engländer in Indien, von 1600, bis 1745 ganz, von der zweyten Periode hingegen, oder der Geschichte der Franzosen, nur die erste Hälfte bis auf Laws Umschaffung der Kompagnie 1719 im zweyten Buch. Wir können hier, weil wir kurz seyn wollen, bloß die wichtigsten Punkte berühren.

In die lange und glückliche Regierung der klugen und gütigen Elisabeth, die das Glück ihrer Nation ungemein erhoben hat, fällt auch der Anfang des ostindischen Handels der Engländer: die Königin unterzeichnete der Gesellschaft einiger londonschen Kaufleute und vermögenden Privatpersonen, die sich zur Handlung nach Indien vereinigt hatten, den ersten Freyheitsbrief am ersten December 1600. So alt erst ist Großbritanniens Hand-

lung und Seemacht, das vorhin nicht einmal Schiffe baute, sondern sie von den damahligen Hansestädten Lübeck und Hamburg kaufte oder miethete; und es ist doch merkwürdig, daß eine jetzt der aufgeklärtesten Nationen eine weit spätere Kultur erhalten hat, als ihre Nachbarn.

Aber die vorhergehenden langwierigen französischen und bürgerlichen Kriege, und zuletzt die Regierung des despotischen Heinrichs VIII. und der schwachen und grausamen Maria, machen es begreiflich, warum die Engländer nicht früher ihre natürlichen Vortheile bemerkt und genutzt haben. Die Aufnahme der niederländischen und französischen Flüchtlinge, die den Engländern Manufacturen brachten, die sie vorhin gar nicht hatten, und verschiedne kluge Einrichtungen haben den Handel und die Seemacht der Britten nach und nach zu ihrer jetzigen Größe erhoben. Das Kapital der Kompagnie war bey ihrer Einrichtung 72000 Pfund, und die ersten Actien von 50 Pfunden. Die neuerlich so viel bestrittene Frage von der Nutzbarkeit der ausschliessenden Gesellschaften wagt der V. nicht zu entscheiden; alles komme hierbey auf die besondern Umstände an: aber doch dünke ihn der Regel nach, und besonders in unsern Zeiten, der freye Handel allemal der beste, und die ausschliessenden Gesellschaften ein Eingriff in die Rechte Anderer, und der Aufnahme der Handlung schädlich. Wir glauben immer, daß mehr für als wider die Monopolien zu sagen wäre und gesagt worden; sie haben auch die Erfahrung vieler Jahrhunderte für sich, und gewiß wäre nie der indische Handel der Engländer und Holländer ohne eine ausschliessende Gesellschaft zu Stande gekommen, noch zu seiner nachmaligen Größe

und

und Sicherheit gelangt. Die erste Landung der Engländer geschah auf Sumatra mit fünf Schiffen am 5ten Jun. 1602: damals war der indische Handel fast noch ganz in den Händen der Portugiesen, und der holländische sehr gering; aber in eben dem Jahre vereinigten sich, auf Betrieb der Generalstaaten, ihre mehrern nach Indien handelnden Privatgesellschaften in Eine Kompagnie, und wurde dadurch der Grund zur nachmaligen Größe der Holländer in Indien gelegt. Die Engländer waren den Eingebohrnen sehr willkommen, sie sahen natürlicherweise bald ein, daß sie bey mehrern Abnehmern grössern Gewinn von ihrer Handlung hoffen durften, und ihre Unabhängigkeit ward gesicherter. Der Schiffshauptmann Lankaster fand beym Könige von Achem eine ungemein gute Aufnahme, und in einem Vergleiche mit demselben wurden der Gesellschaft freye Handlung, gänzliche Zollfreyheit und andre Rechte zugestanden. Eben so glücklich war Lankaster auf der Insel Java beym Könige von Bantam, wo er die erste englische Factorey errichtete. Er kam im September 1603 mit einer reichen Ladung von Gewürzen wieder in England an.

In diesem Jahre starb Elisabeth, und ihr gelehrter Nachfolger Jakob I. bekümmerte sich wenig um die Schicksale des indischen Handels seiner Nation. Doch, wollen wir hinzufügen, war seine friedliche Regierung der Handlung der Engländer nicht ungünstig: aber hätte er sich seiner Unterthanen gegen die Bedrückungen der Holländer in Indien eifriger angenommen, und nicht gleich im Antritt seiner Regierung mit Spanien Frieden geschlossen, und wären nicht unter Karl II. bald die innerlichen Kriege ausgebrochen; so würden leicht die Englän-

der größere Besitzungen in Ostindien erlangt
Der V. erzählt die willige Aufnahme und Ai
tung des Handels der Kompagnie in Ostindie
auch in Japan und Persien; dagegen ihre N
benbuhler, die Portugiesen, und noch mehr
Holländer sich ihrem Fortschreiten eifrigst wide
ten. Die verschiedenen Unternehmungen oder
ten die die Gesellschaft ausschickte, unter H
Middleton, William Kesling und Andern,
te, dünkt uns, der V. nicht sollen unerwähnt l
sen; in der That hat er die Geschichte bisw
zu sehr vernachläßigt. Die Indianer begünf
vor andern den Handel und die Niederlassung
brittischen Nation. Die Inseln Banda, Poo
way und Pooleroon unterwarfen sich durch f
liche Verträge dem Könige von Großbritann
und dadurch verlohren die Holländer den wichtig
Handel der Mußkate. Aber die Engländer kon
ten sich nicht in dem Besitz behaupten, und muß
zu friedlichen Unterhandlungen ihre Zuflucht neh
Endlich kam ein Vergleich im Julius 1619 zu Lo
don zu Stande, worinn ein gemeinschaftlicher B
des Handels auf Amboina, Banda und
Moluckischen Inseln so bestimmt wurde, daß zw
Drittheile aller Waaren den Holländern gehören
te. Ein Beweis der brittischen Schwäche! D
hielten die Holländer auch den Vergleich nicht,
fuhren noch immer in ihren Feindseligkeiten f
Unmittelbar darauf geschah eine unmenschli
mordung der englischen Factoren auf den
Pooleroon und Lantore, nach welcher die
pagnie vergebens den Beystand des vielleicht v
chenen englischen Ministeriums suchte. Dadu
aber wurden die Holländer in Indien immer n

gere

gereizt, den Gewürzhandel der englischen Gesellschaft aus den Händen zu winden, und sich eines schädlichen Nebenbuhlers ganz zu entledigen. Die bekannte Ermordung der Engländer auf Amboina und die teuflischen Marter, wodurch diese vorher zum Bekenntniß einer von ihren Feinden ihnen angeschuldigten Verschwörung gezwungen wurden, erzählt der V. umständlich. Ein undeutlicher Ausdruck ist, die fälschlich angeklagten und hingerichteten Engländer hätten Behauptungen ihrer Unschuld in Papieren und Büchern hinterlassen: vielmehr einige hatten eine Betheurung ihrer Unschuld in eine Schreibtafel geschrieben, ein Anderer an den Rand eines englischen Gebetbuchs, welche hernach in die Hände der Engländer kamen. Hr. D. sucht hiernächst die Ursachen der so durchgehends bemerkten moralischen Verschlimmerung der Europäer im östlichen Indien auf, und giebt als die erste an das ungewohnte Klima, das durch Schwächung des Körpers auch dem Geiste die europäische Thätigkeit raube. Insbesondere seyen die Holländer durch viele zusammentreffende Umstände zur Härte und Unempfindlichkeit gewöhnt worden; und keine der europäischen Nationen habe in Indien mehr politische Weisheit bewiesen, und dieser habe sie ihre in so kurzer Zeit erworbne Macht zu verdanken. Auch noch, da die Engländer eine rechtmäßige Besitzung und einen der ansehnlichsten Handelszweige verlohren hatten, ließ mans in England bey Vorstellungen an die Generalstaaten um eine Schadenersetzung bewenden, die aber nur höfliche Entschuldigungen würkten: vielleicht waren die vornehmsten Glieder des Ministeriums bestochen, und eben damals wünschte Jakob I. seinem unglücklichen Schwiegersohn, Kurfürst Frie-

 drichen

drichen V. von der Pfalz, Beystand von den Holländern.

Karl I. da er nicht die Wiederherstellung d Kompagnie auf den Molucken erhalten konnte rüstete sich würklich die Holländer anzugreifen: abe die Streitigkeiten mit dem Parlament und die bü gerlichen Unruhen zogen bald die Aufmerksamkeit von diesen entfernten Handelsangelegenheiten der Nation ab. Eine einzige Nachricht hat der V. nur aus dieser Zeit von der Kompagnie gefunden; und die zeigt, daß es den Direktoren damals an innerer Betriebsamkeit nicht gefehlt habe.

Cromwell, der viel gutes für sein Vaterland gethan hat, bekümmerte sich auch um die indischen Angelegenheiten; er gab die berühmte Navigationsacte, (im October 1651) suchte die Holländer in Asien, so wie die Spanier in Amerika, einzuschränken; aber der Frieden mit den Holländern 1654 brachte den Engländern noch zu wenig Vortheile, eine Ersetzung des zu Amboina erlittenen Schadens von 85000 Pf. St. und die Zurückgabe der Insel Pooleroon. Noch mehr wollte Cromwell für den ostindischen Handel thun, er gab ihn bald darauf völlig frey. Die Gegner des Freyhandels sagen, der Handel habe viel bey dieser Freyheit verlohren; die Vertheidiger hingegen, er sey damals stärker gewesen, als jemals, und besonders die Holländische Kompagnie sehr dadurch beunruhigt worden. Das letzte, wenn auch die Behauptung gegründet ist, sieht der V. doch wohl ohne Grund als ein merkwürdiges Datum für die Gegner der ausschließenden Kompagnie an; denn die Holländer konnten mehr fürchten, als sie Ursach hatten, auch mit einigem Grunde fürchten, daß bey der größern Anzahl

Anzahl der Theilnehmer, die europäischen Waaren im Preise fallen, und die indischen dagegen allzusehr steigen würden: wiewol auch das wahr zu seyn scheint, daß bey dem Freyhandel nach Indien, wenn er nur ganz bestehen könnte, mehr europäische Waaren ausgeführt, und im Allgemeinen der Handel für Europa vortheilhaft seyn würde. Doch Cromwell hob selbst im J. 1657 die Freyheit wieder auf, und setzte die Kompagnie abermals in den Besitz des Handels. Damals, schreibt der V., bestund der Fond aus 7, 3978½ Pf. St. Wir haben sonst gefunden, daß im Jahre 1676 die Kompagnie ihren Fond bis dahin vermehret, und die Actien verdoppelt, oder zu 100 Pf. gesetzt habe.

Karl II. ertheilte der Kompagnie verschiedene neue Freyheiten, und ihm verdankt sie eine ihrer wichtigsten Besitzthümer in Indien. Die portugiesische Infantin Katharina brachte ihm 1662 Bombay zu, und er übergab es der Gesellschaft als ein Lehn. Aber in dem ersten Kriege Karls mit den Holländern 1664 verlohren sie Pooleroon, und 1682 wurden sie vom Könige von Bantam, einem Vasallen der Holländer, aus Bantam vertrieben; und die Holländer richteten am wollüstigen Hofe Karls durch 100,000 Pf. St. so viel aus, daß eine Flotte, welche die Engländer in dem Besitz von Bantam wieder einsetzen sollte, nicht absegelte. Dagegen errichteten die Engländer eine neue Factorey zu Benkoolen auf Sumatra, setzten sich auch in Bengalen fest.

Nicht minder begünstigte die Kompagnie K. Jakob II. Unter ihm blühte der indianische Handel so sehr, daß die Actien der Kompagnie 240 Procent gewonnen; und nachdem sie 300,000 Pf. St.

Schulden bezahlet, hatte sie noch ein Kapital von 1500,000 Pf. St. Aber die so reich und mächtig in Indien gewordenen Engländer wurden jetzt auch, wie die andern asiatischen Europäer, ungerecht und grausam. Die Folge war, daß die Nation, die bisher der Liebling der Indianer war, allgemein verhaßt war und ihrem Handel durch ihre Ungerechtigkeiten selbst vielleicht mehr, als vorhin ihre Nebenbuhler, schadete. Ein Krieg, den sie sich auch dadurch mit dem Großmogul zuzog, kostete der Gesellschaft 400,000 Pf. St. Ein anderes Unglück für sie war der Krieg mit Frankreich, den die Revolution in England 1688 veranlaßte. Die Franzosen nahmen 4200 englische Kauffartheyschiffe weg, ein Verlust von 30 Mill. Pf. St., der die Kompagnie auf viele Jahre außer Stand setzte, ihre Dividende zu bezahlen. Noch größere Unruhen entstanden in England. Das bisherige Glück der Kompagnie hatte ihnen Neider zugezogen, wovon etliche die Errichtung einer neuen ostindischen Gesellschaft, deren Gesetze der Nation vortheilhaft seyn sollten, andre die gänzliche Freyheit verlangten. Schon der immer dürftige Karl begieng an der Gesellschaft die Niederträchtigkeit, daß er einzelen Kaufleuten die Freyheit nach Indien zu handeln ertheilte, und dann wieder der Kompagnie für ansehnliche Summen ihr Privilegium bestätigte, und ihr das Recht gab, jene vom Hofe selbst gebilligten Kaufleute durch obrigkeitliche Gewalt in Indien vom Handel auszuschließen.

Diese Streitigkeiten wurden mit vielem Eifer und Bestechungen unter der Regierung Jakobs II. und Wilhelms III. bis 1697 geführt, da eine neue Gesellschaft neben der alten errichtet wurde. England gerieth hiedurch in Gefahr, seinen Handel

nach

nach Indien ganz zu verlieren; denn beyde Gesellschaften verfolgten und schwächten sich unter einander, und setzten den Credit der Nation bey den Eingebohrnen herab. Aber die Directoren beyder Kompagnien erkannten bald ihren gemeinschaftlichen Vortheil, und beyde Gesellschaften vereinigten sich schon 1708 wieder zu Einer. Seitdem wurde der Handel mit mehrerm Eifer betrieben; doch wurde auch noch 1730, da der Termin der Gesellschaft zu Ende gieng, das ausschließende Recht derselben von neuem angefochten. Aber das Parlament hielt die verlangte neue regulirte Kompagnie, in der alle brittische Unterthanen die Freyheit nach Indien zu handeln haben sollten, für zu unsicher, und verlängerte das Privilegium der alten bis 1769. Sie hatte dem Staat von Zeit zu Zeit ansehnliche Summen vorgeschossen, und nach einem neuen Darlehn 1743 betrug die ganze Summe 4,200,000, und die jährlichen Zinsen 1,58000 Pf. St. Durch das neue Darlehn erwarb sie sich damas die Verlängerung ihrer Privilegien bis 1783. Jetzt war die Gesellschaft aufs innigste mit dem Staate verbunden, und über die Eifersucht der Holländer und ihrer Mitbürger erhoben; die holländische Seemacht hatte aufgehört ihr fürchterlich zu seyn, und die innere Unruhen waren auf lange Zeit beygelegt: nun war der Wohlstand der Kompagnie gänzlich von der politischen Weisheit der Directoren und ihrer innern Einrichtung abhängig gemacht. Aber eben zu der Zeit erhält sie eine neue Nebenbuhlerin an Frankreich. Hier schließt der V. diese Periode, und erzählt bis dahin auch die Schicksale dieser Rivalen der Britten in Indien.

Das zweyte Buch fängt nun mit dem J. 150 an, und endigt sich mit dem J. 1519. Aber gleich das erste Schiff, welches einige französische Kaufleut 1503 aussandten, kam gar nicht nach Indien, un alle Versuche bis auf Colbert waren äußerst unglücklich. Die französischen Religionskriege tödteten den Handel gleich in seiner Geburt. Colbert führte den Entschluß, seine Nation in den Besitz des indischen Handels zu setzen, aus. Sein edler Zweck war, wenn er gleich öfters in der Anwendung der Mittel irrte, und bey Beförderung des Handels und der Manufacturen den Ackerbau zu sehr vernachläßigte, den Wohlstand seiner Nation durch Eröffnung einer neuen Quelle der Industrie zu vergrößern; und mit der Thätigkeit der Minister verbanden sich die Ehrsucht des Königes und der Bekehrungseifer seiner Geistlichen. Auf des Ministers Befehl mußte Charpentier in einer eignen Schrift die Vortheile des Handels nach Indien der Nation zeigen. Diese Grundsätze, und die innere Einrichtung der Kompagnie, aus dem Edict vom August 1664, worinn sie bestätiget ward, hat der V. mit vieler Einsicht erzählt und beurtheilt. Bey der vortrefflichsten Einrichtung, bey aller partheyischen Begünstigung und Unterstützung der Regierung war die französische Kompagnie unter allen indischen die unglücklichste. Aber das ist wiederum kein schlimmes Vorurtheil für die ausschließenden Gesellschaften überhaupt: die Geschichte zeigt, daß viele Umstände zusammengetreten, den guten Erfolg der Unternehmuug der Kompagnie zu hindern; daß zu wenig Kaufleute bey dem Handel intereßirt waren, daß ihn der Hof fast allein, auf Kosten der Nation, trieb, die üble Verwaltung endlich, die Streitigkeiten und der Eigennutz der Direktoren. Der König

nig schoß gleich Anfangs die Hälfte des Fonds vor, und schenkte alles hernach der zurückgekommenen Gesellschaft. Aber die Millionen, die Ludwig an die Kompagnie verschwendete, giengen allemal der Nation ab, die Ausgeschlossenen von der Gesellschaft mußten die Kosten theilen, ohne an dem Gewinn Antheil zu haben. Der Fond der Kompagnie war neun Millionen Livres, nach dem jetzigen Münzfuß achtzehn; und man müßte sie, nach dem gegenwärtigen höhern Preiß der Waaren noch einmal verdoppeln, der Fond der englischen Gesellschaft betrug nicht zwey Neuntheil der Französischen. Die ersten vier Schiffe landeten im Julius 1665 auf der Insel Madagaskar, der sie den Nahmen Isle Dauphine gaben. Die weitere Ausbreitung bis in Indien geschah durch einen Franzosen, Franz Caron, der lange in holländischen Diensten und in Japan Präsident der Factoreyn gewesen war, und einen Perser Markara Alvambiz, von Ispahan, die sich aber, wie auch die nachfolgenden Befehlshaber, durch ihre beständigen Streitigkeiten untereinander hinderten. Zuerst legte Caron in Surate, hernach Markara in Golkonda und Masulipatnam Factoreyen an, und Caron noch eine zu Basra, die in der Folge dem Handel der Franzosen im türkischen Reiche sehr wichtig ward. In dem Kriege mit Holland 1672 sollte Caron die Holländer in Indien angreifen, und das erste Unternehmen die Eroberung von Selan (Ceylon) seyn. Aber sowohl dieses mißlung, mit großem Verlust für die Franzosen, als auch bald darauf ein andrer auf St. Thomas, an der Küste von Koromandel; aber damals erhielten sie einen nachmals wichtigen Besitz zu Pondichery. Caron selbst gieng, weil

weil er viele Feinde hatte, mitten in seinen Unternehmungen nach Frankreich ab, scheiterte aber [illegible] ersoff mit unermeßlichen Schätzen, die er in Indien erpreßt hatte, durch Bosheit des Steuerma[illegible] gerade vor dem Hafen von Lissabon 1674. [illegible] Kompagnie hat ihren Handel nachher immer zu [illegible]rem Schaden geführt; das zeigte die allgemeine [illegible]rechnung 1684. Ihr ganzes Vermögen betrug [illegible]mals nur noch 3, 353, 966 Livres. Ein n[illegible] Fond mußte errichtet werden; und dieser gesch[illegible] durch Bezahlung des vierten Theils der Ac[illegible] aller Interessenten und durch Bestellung von zwölf Actionairs, wovon jeder 30,000 Livres zu dem neuen Fond herschießen mußte. Und um der Kompagnie Zutrauen zu verschaffen, theilte man noch Dividende aus, da das Kapital sich um drey Viertheil verringert hatte. Unmittelbar nach Colberts Tode (am 6ten Sept. 1683) hätte die bekannte Verbindung zwischen Frankreich und Siam besser können zur Vergrößerung des Handels der Kompagnie genutzt werden. Seinem Nachfolger in der Regierung der französischen Finanzen Pelletier fehlten Colberts Talente, und ein ganz neuer Plan wurde befolgt. Weil die indischen seidnen und baumwollnen Zeuge, die man unter Colberten auch angefangen hatte in Frankreich auf indianische Art zu mahlen, den einheimischen Abbruch thaten, wurde 1686 die Einfuhr der Kattune und seidnen Zeuge überhaupt verboten. Das würkte das äußerste Mißvergnügen; aber das Edict wurde nur in Ansehung der Kattune auf 1689 gesetzt, und von seidnen Gold- und Silberstoffen nur eine gewisse Summe einzuführen erlaubt. Das unwürksamste Mittel, wie der V. richtig anmerkt, dem Handel eine andre Wendung zu geben;

das

das Beste sey, daß der Staat die Waaren, deren Einfuhr er einschränken will, mit verhältnißmäßigen Abgaben, und deren Ausfuhr er begünstigen will, mit Zollfreyheit oder gar mit Prämien belege. Mit dem Anfang 1689 wurden nun die Kattunpressen der Gesellschaft zerbrochen, und die Färbefabriken mußten aufhören. Die Generalpächter waren an diesen schädlichen Einschränkungen hauptsächlich schuld; denn sie hofften bey den französischen Manufakturen mehr als bey den indischen zu gewinnen, sie suchten die Freyheiten der Kompagnie immer mehr zu verengen. Auch die Kriege des Königs waren ihr nachtheilig, und die Holländer hörten nicht auf, an ihrem Untergang in Indien zu arbeiten. Pondichery kam 1695 in ihre Hände, und sie bevestigten es; aber sie mußten es 1697 im Ryswicker Frieden, der sonst der Republik vortheilhaft war, mit allen Festungswerken zurückgeben. Indessen war während des Krieges die Gesellschaft glücklicher, als jemals, wozu vielleicht selbst die Einschränkungen und Chikanen der Generalpächter beytrugen: sie konnte 1687 und 1691 Dividende bezahlen, die 30 vom hundert betrugen. Nachher aber kam sie wieder in Verfall.

Im Jahre 1698 vereinigte sich eine Gesellschaft von Privatkaufleuten zur Handlung nach China, und erkaufte sich von der ostindischen, die selbst nicht im Stande war, Schiffe dahin zu schicken, ein ausschliessendes Recht nach China zu handeln für 25, 000 Lievres und fünf Procent Abgabe von allen Waaren, die sie einführen würde. Ein königliches Arret bestätigte diesen Privatvergleich, und übertrug auf diese Gesellschaft alle Privilegien des Edikts von 1664, und schloß alle andere Unterthanen,

nahment-

nahmentlich auch die ostindische Gesellschaft von
Handlung nach China aus. Diese Compagnie R...y
de la Chine führte den Handel Anfangs mit gu
Glücke: aber wir sehen nicht, wie der Verf.
fragen konnte, ob es wohl mehr bedürfe,
die Streitfrage über den Freyhandel zu entschei
als solche Data aus der Geschichte der französisc
Kompagnie nur zu erzählen; Denn war die ch...
sische nicht auch eine ausschließende? Doch kam si
auch allmählich in Abnahme; und 1714, als ihr Pr
vilegium zu Ende gieng, bildete sich eine neue.

Die ostindische kam im spanischen Succeßions
kriege gänzlich in Verfall, und die Regierung mach
te noch einige vergebliche Versuche ihr aufzuhelf
Sie verkaufte 1712 ihr ganzes Privilegium an ei
Gesellschaft Kaufleute von St. Malo, gegen die
Bedingung, daß sie der Gesellschaft von allen einge
brachten indischen Waaren 15 Procent bezahlen soll
ten. Aber das Geld gehörte nun den Gläubigern,
und um diese zu befriedigen, wurde das Privile
gium der ostindischen Kompagnie noch auf zehn Jah
re verlängert. Auch das Ziel wurde nicht erreicht.
Die Gesellschaft von St. Malo hatte wegen der zu
starken Abgabe nicht genug Vortheile, machte Schul
den zu Surate, und zuletzt giengen gar keine Schiffe
mehr nach Indien, und 1719 wurde die Kompa
gnie aufgehoben. Jetzt aber erschien Law, dessen
Vereinigung der drey unglücklichen Handlungs
gesellschaften, der ostindischen, chinesischen und
occidentalischen in Eine glücklichere Compagnie
des Indes, der folgende Theil erzählen wird.

CI.

M. Oluf

V.

M. Oluf Gerhard Tychsen befreytes Tentamen von den Einwürfen der Herrn M. Bruns, D. Dathe, Hofr. Michaelis u. a. m. Nebst einer Beurtheilung einiger in des Hn. D. Kennicotts Pränumerations-Avertissement vorkommenden paradoxen Sätze, wobey zugleich eine genaue Beschreibung der seltenen Mantuanischen hebräischen Bibelausgabe geliefert worden ist. Rostock und Leipzig, bey Johann Christian Koppe, 1774. 280 S. in 8. und dann ein Anhang von 128 S.

Der entdeckte wahre Ursprung der alten Bibelübersetzungen, die in ihr voriges Nichts versetzte Tychsenische Erdichtungen, und der gerettete samaritanische Text von einem eben so warmen Freunde der ächten, als abgesagten Feinde aller Afterkritik. Minden 1775. bey Justus Heinr. Körber. 275 S. in 8. ohne Vorrede und Dedication.

M. Oluf Gerhard Tychsens Erster Anhang zu seinem befreyten Tentamen, worinn eines Ungenannten so betitelte Schrift: Der entdeckte wahre Ursprung der alten Bibelübersetzungen, geprüft und ihr Ungrund gezeiget wird. Rostock und Leipzig, in der

Koppen-

Koppenschen Buchhandlung, 1776. 182 Seiten, in 8.

Als Herr Tychsen im Jahre 72 in seinem Tentamen das kritische Waarenlager unsrer Orientalisten für Konterbande erklärte: so sah man plötzlich ein dickes Ungewitter am kritischen Himmel aufziehen. Wer nur im Reiche der biblischen Kritik sich nicht der Geringste zu seyn dünkte, schlug auf dem rüstigen Mann zu, um wo möglich, den ganzen Mann, den Schriftsteller sowohl, als den Menschen in die Pfanne zu hauen. Aber er ermannte sich wieder, und ließ jedem nach der Reihe seine schwere Hand in seinem befreyten Tentamen fühlen. Der größte Theil seiner Gegner zog sich hierauf in der Stille zurück; ein einziger blieb auf dem Schlachtfeld, um die Sache für alle zu führen. Wie glücklich es geschehen, und wer das Schlachtfeld hat räumen müssen, oder ob der Krieg noch nicht geendigt sey —— davon sollen wir unsern Lesern Nachricht erstatten.

Alles, was einzelne Recensenten betrifft, werden wir mit Stillschweigen übergehen. Dergleichen Revisionen überlassen wir denen, die sich getroffen finden. Wir werden bloß referiren, wie nahe wir der Entscheidung der Hauptpunkte gekommen sind, und unser Urtheil hinzufügen. Nur schmerzt es uns, daß die ganze Streitigkeit auf beyden Seiten mit einer Animosität geführt worden ist, der sich bloß für den gelehrten Janhagel schickt. Wenn werden doch unsre Gelehrten anfangen, die Würde der Gelehrsamkeit zu fühlen und zu behaupten! Denn das gestehen wir aufrichtig, daß wir Hr. Tychsen für den

Igno-

Ignoranten, und verwahrloßten Kopf nicht halten können, für den man ihn seit dem Anfange des Streits hat ausgeben wollen, um seinen Behauptungen den Stempel der Verachtung aufzudrücken. Macht nicht eine solche Behandlung allemal auch die beste Sache verdächtig? – Wir verehren ihn vielmehr wegen des Enthusiasmus, mit dem er in seinem Fache arbeitet; und irrt er, so gewinnt doch dabey unser orientalisches Gebiete neues Terrain, vermittelst der Streitigkeiten, die sein Irrthum veranlaßt hat.

Die erste Hauptfrage betrift die hebräisch-griechischen Abschriften. Haben die sogenannten 70 Dollmetscher, die Ptolemäus Philadelphus an seinen Hof, der Sage nach, rufen ließ, eine hebräisch-griechische Abschrift machen müssen, wie Hr. Tychsen meynt; oder haben sie eine griechische Uebersetzung verfertigen sollen, wie man bisher geglaubt hat? – Hier, dünkt uns, ist Hr. Tychsen völlig entwaffnet, denn die Gründe, durch die er seine Meinung wenigstens aufgestutzt hat, sind von seinem Gegner in dem entdeckten Ursprung der alten Bibelübersetzungen bündig widerlegt worden, und was Herr Tychsen in seinem ersten Anhang zum befreyten Tentamen erwidert, ist nach des Recens. Bedünken, sehr leicht zu entkräften. Wir wollen also hauptsächlich auf letzte Tychsensche Schrift, die bis itzt noch kei-
r gefunden hat, Rücksicht nehmen.
treffend (und von Hrn. Tychsen noch
t) ist ein Zeugniß des Philo von der
72., vom Ptolemäus Philadelphus, der
), nach Alexandrien gerufenen Gelehrten,
e Verfertigung eines Codicis Ebraeo Graeci

 ganz

ganz ausschließt. Er meldet,*) daß sie sich auf die Insel Pharos begeben haben, um ihre Arbeit in einer heiligen Stille zu verrichten. „Sie nahmen, „schreibt er, ihre H. Bücher in die Hände, erhoben „sie zu Gott, und baten ihn, daß er sie nicht ihre „Absicht möchte verfehlen lassen. Und er erhört „auch ihr Gebet – denn da sie nun an diesem ab „gesonderten Orte, allein ohne gesellschaftlichen Um „gang arbeiteten – – so weissagten sie, wie i „spirirte Männer, indem nicht jeder ihm alle „eigene, sondern alle einerley Worte und Ausdrüc „brauchten, als wenn ihnen von einem unsichtbar „Wesen wäre dictiret worden. Denn wer kennt „nicht den Reichthum einer jeden, beson„ders der griechischen Sprache, wo jede „Idee auf verschiedene Weise, bald durch „diese, bald durch jene Worte kann ausge„druckt werden?" – Müßte diese Stelle nicht Unsinn enthalten, wenn man sie von einer hebräisch-griechischen Abschrift erklären wollte?

Eine beynahe eben so deutliche Stelle wollen wir hinzuthun. Josephus in der Vorrede zu seinen jüdischen Alterthümern (§. 3.) hält dem Ptolemäus wegen seines Verlangens nach den Mosaisch Gesetzbüchern eine kleine Lobrede, und rühmt El zar's Bereitwilligkeit, dem König zur Erreichung seines Wunsches behülflich zu seyn. „Auch für mich, fährt er darauf fort, „glaubte ich, sey es schicklich, „die Gefälligkeit des Hohenpriesters nachzuahmen, „zumahl da heut zu Tag viele eben so begierig, wie „ehedem Ptolemäus sind, eine Uebersicht von unsrer „ganzen Staatsverfassung zu bekommen. Und er „war nicht einmal so glücklich, die ganze San

lu

*) De vita Mosis S. 510.

„lung unsrer Bücher zu erhalten, sondern bekam
„blos die Gesetzbücher durch die, welche zu ihrer
„εξηγησις nach Alexandrien geschickt worden wa-
„ren," – Nun bey welchem Schriftsteller wird
εξηγησις von Abschrift, oder gar von hebräisch-
griechischer Abschrift gebraucht?

Ueberdies: Wem und wozu sollte eine hebräisch-griechische Abschrift nützen? Sollte man vielleicht in Aegypten die hebräische Bibel vermittelst eines hebräisch-griechischen Exemplars besser, als vermittelst einer mit chaldäischer Quadratschrift geschriebenen Kopey haben verstehen können? Sollte sie dem König, oder den Juden allein? oder beyden zugleich nützen?

Besser konnte man die Bibel durch einen hebräisch-griechischen Kodex in Aegypten dann verstehen, wenn hebräisch und alt Aegyptisch, das zu Ptolemäus Zeiten noch ziemlich rein seyn konnte, eine Sprache, oder doch blos wie Dialecte verschieden waren, die nur durch die verschiedenen Alphabete, mit denen man sie schrieb, unkenntlicher wurden. – Allein beyde Sprachen hatten gar keine Verwandschaft, wie Kenner versichern, und auch ohne ihr Zeugniß würden es einige historische Angaben lehren. *) Daß sie in den Aeltesten Zeiten verschieden waren, folglich in den spätern Jahrhunderten der Ptolemäer noch weit weniger verwandt seyn konnten, bezeugt die Geschichte Josephs, der, um unerkannt zu bleiben, mit seinen Brüdern durch einen Dollmätscher redete. – (Es ist zwar nicht zu leugnen, daß einzelne koptische Wörter eine auffallende Aehnlichkeit mit einzelnen hebräischen haben. Allein dergleichen Aehnlichkeiten bey einzelnen Wör-

*) S. den entdeckten Ursprung ꝛc. S. 14. ff.

Wörtern, giebt es in allen Sprachen; es lä sich auch bey den meisten Beyspielen zeigen, daß Aehnlichkeit blos gezwungen ist. So ists z. E. Moscheh (משה) und dem Koptischen Mooûdsche. Μωΰσης soll, von Mo Wasser und Oûdsche retten, „der aus dem Wasser gerettete" heißen. Und doch bedeutet das hebräische (משה,) (Moscheh) extrahens, und nicht extractus. Wer bemerkt nicht, daß im Hebräischen der Aegyptische Schall, blos, so gut, als es möglich war, nachgeahmt worden ist? – Endlich wenn man 2 Sprachen nur für 2 Dialecte ansehen will, so müssen sie in den grammatikalischen Veränderungen übereinstimmen. Letztere Probe aber hält die koptische Sprache gar nicht aus, wenn man sie mit der hebräischen vergleicht.)

Ueberdies ist es noch nicht erwiesen, daß Aegypten schon unter den ersten Ptolemäern die griechischen Buchstaben angenommen habe. (s. Entdeckt. Ursprung S. 16. f.) Wenn nun beyde Sprachen nicht verwandt sind, und die Aegypter, und in Aegypten lebende Juden noch nicht mit griechischen Buchstaben schrieben: wem sollte nun eine hebräisch-griechische Kopey nutzen?

Dem König? Aber er verstund ja die Sprache nicht! – Den Aegyptischen Juden? Vielleicht um ihnen die Aussprache zu erleichtern? oder wenn sie nur zuweilen darinn ungewiß waren, ihrer Aussprache Festigkeit zu geben? – Aber konnten sie auch griechische Buchstaben lesen? doch dies einmal zugegeben: wenn die damaligen Aegyptischen Juden das elende Vehikulum einer hebräisch-griechischen Handschrift brauchten, um das Hebräische aussprechen zu können, mußte unter ihnen nicht fast alle Kenntniß der hebräischen Sprache erstorben seyn?

Wie

Wie konnten sie den Text verstehen, den sie nicht lesen konnten? warum sorgten sie nicht schon früher für eine Uebersetzung?

Endlich lassen uns auch einige Umstände, unter denen den 72 Gelehrten ihre Arbeit übertragen wird, an nichts anders als an eine Uebersetzung denken. Es werden z. B. vom Eleazar 72 Männer verlangt, die in der hebräischen und griechischen Sprache gleich stark seyn sollen. Wozu sollte ihnen griechische Sprachkenntniß nutzen, wenn sie bloß eine hebräisch-griechische Abschrift zu machen hatten? Sie selbst dictirten ja, (nach dem Aristeas) und Demetrius schrieb nach; konnten sie nur griechische Züge lesen, so konnten sie die Nachschrift nach ihrer Vollendung ihrer Genauigkeit nach prüfen. Also, Bekanntschaft mit dem griechischen Alphabeth war die höchste Forderung, die man an sie thun konnte. — Hingegen veranstaltete Philadelphus eine griechische Uebersetzung, was war natürlicher, als daß er hebräische und griechische Sprachgelehrsamkeit von den Männern forderte, die er dazu brauchen wollte?

Ja wenn Ptolemäus Philadelphus durch die 72 Gelehrte eine hebräisch-griechische Abschrift wollte machen lassen und sich dazu vom Eleazar ἄνδρας πρεσβυτέρους δυνατοὺς ἑρμηνεύσαι ausbat, wie konnte ihm Eleazar willfahren? In dieser Voraussetzung forderte der König von den verschriebenen Gelehrten „Fertigkeit hebräische Bücher mit „griechischen Buchstaben zu schreiben." Aber hatte wohl damals Palästina nur einen Mann, der dazu tüchtig war? denn sollten sie in dieser Arbeit geübt seyn, so mußten sie sich schon ehedem in Palästina damit beschäftigt haben. Wie will

will man aber beweisen, daß man daselbst vor jener Zeit hebräisch-griechische Abschriften gemacht habe? — Ueber dies war die Forderung selbst wieder sehr überflüßig: denn sie sollten ja nicht selbst schreiben, sondern dem Demetrius dictiren. — Sollten sie aber eine Uebersetzung verfertigen, so war es billig, daß sie δυνατοι ἑρμηνευσαι waren.

Endlich wenn die 72 Gelehrte nach Alexandrien gerufen wurden, eine hebräisch-griechische [illegible]s pey zu verfertigen, sie dem Demetrius dictirt[illegible] un[illegible] er nachschrieb: so waren sie doch nichts weiter, a[illegible] Vo[illegible]leser. Wie können Vorleser ἑρμηνεις genannt werden? Und doch führen sie diesen Namen beym Aristeas und Josephus.

Dies sind einige Zweifel gegen die Ausfertigung der hebräisch-griechischen Abschriften durch die 72 nach Alexandrien gerufene Gelehrte, die uns beym Durchlesen der Epistel des Aristeas beygefallen sind, und die wir bey dem Verfasser des Entdeckten wahren Ursprungs rc. nicht gefunden haben. — Freylich, ob man auf einzelne Wörtchen in einer, Jahrhunderte nach der Begebenheit erdichteten, Urkunde, in der Epistel des Aristeas und im Josephus, der sie ausschreibt, ganze Soriten bauen könne, wollen wir nun nicht erst untersuchen. Man hat es bey dieser Streitigkeit vorausgesetzt und bisher immer aus einzelnen Wörtchen argumentirt. Wir haben es auch gethan, aber blos weil die streitenden Partheyen diesen Weg eingeschlagen haben — nicht als ob wir es billigten. Denn der müßte doch ein göttliches Genie zum Lügen haben, der sich so glücklich in die Situation des Mannes, dem er eine Urkunde unterzuschieben wagt, zu setzen wüßte, daß er sich auch aller der Ausdrücke und Wörter bedien-

te,

te, die der wahre Verfasser würde gebraucht haben. Und thut er das nicht, wie kann man auf einzelne Worte Schlüsse bauen? – Und am allerwenigsten ist dies von dem Verfasser der in Aristeas Namen geschriebenen Epistel zu erwarten, der sich so vieler Sünden, die er doch so leicht hätte vermeiden können, schuldig gemacht hat!

Doch angenommen, daß man über einzelne Wörtchen der Epistel des Aristeas raisonniren könne: so folgt gerade aus den einzelnen Ausdrücken, daß vom Ptolemäus Philadelphus eine griechische Uebersetzung veranstaltet worden sey. Er braucht von der Arbeit der 72 nach Alexandrien gerufenen Männer die Worte: μεταγραφη, αναγραφη, ἑρμηνεια, διασαφεια, εις ἑλλαδα φωνην μεταβαλλειν, γραμμασι ἑλληνικοις μεταγραφεσθαι. Hr. Tychsen versteht ἑρμηνεια, διασαφεια &c. und die genannten Zeitwörter von einer griechischen Abschrift. Allein unsern Einsichten nach hat sein Gegner hinlänglich, und fast möchten wir sagen, mit einem allzugroßen Aufwand, gezeigt, daß alle diese Ausdrücke auf eine Uebersetzung müssen gedeutet werden. Uns wundert daher, wie Hr. Tychsen hier sein Versehen noch leugnen mag. Schande kann es ihm doch nicht seyn, einen Fehler einzugestehen, da Gelehrte so oft fehlen; und sein Versehen ist desto verzeihlicher, eben weil einige Ausdrücke wirklich zweydeutig sind. Nimmt man hiezu noch, daß man gewöhnlich seine neuen Entdeckungen, sie mögen wahr oder falsch seyn, überall zu finden meynt: so wiederfuhr doch Hrn. Tychsen hier blos, was die Gelehrten gewöhnlich beschleicht. Warum sollte er das nicht eingestehen wollen?

Inzwischen, damit Herr Tychsen sehe, daß wir ihn nicht voreilig richten und verdammen; so wollen wir mit ein paar Worten und so kurz als möglich die Antithesen mustern, welche er im ersten Anhang zu seinem befreyten Tentamen von S. 21 an vorgetragen hat, unbekümmert, wie sie sein anonymischer Gegner beantworten würde. Denn es ist hier gar nicht unsre Absicht, seine Sache zu führen, welches wir hiemit aufs feierlichste erklären, sondern blos unser Urtheil zu rechtfertigen, damit Hr. Tychsen nicht Ursach habe, über Unrecht zu klagen.

H. Tychsen gesteht zu, daß ἑρμηνεια und sein Zeitwort von einer Uebersetzung gebraucht werden könne, und erklärt sich dahin: „wenn man „beweisen könne, daß 1) alle Ausdrücke des „Aristeas 2) mit Inbegriff des Zusammen„hangs der Geschichte nur auf eine – Ueber„setzung gehen" –: so wolle er seine Behauptung, daß ἑρμηνεια Abschreiben, und Uebersetzung zugleich bedeute, zurücknehmen. – Nichts ist leichter zu zeigen.

Von den Wörtern μεταγραφη, αναγραφη und μεταγραφεσθαι geben wir zu, daß sie die Bedeutung einer Abschrift haben können, und wirklich oft haben. Sie sind also zweydeutig. Nun aber erfodert die Billigkeit, daß man die zweydeutigen Stellen eines Schriftstellers aus andern Stellen erkläre, wo er sich deutlich und entscheidend ausdruckt. Nun wechselt Aristeas mit ερμηνεια und διασαφεια und den oben genannten Wörtern ab. Und ερμηνεια und διασαφεια kann nie eine Abschrift bedeu-

ten

ten (s. Entdeckter Ursprung S. 79) folglich muß Aristeas von einer Uebersetzung reden. Diese Art zu schliessen läßt aber Hr. Tychsen nicht gelten (erster Anhang 3. befreyt. Tent. S. 21. 22); er schließt umgekehrt μεταγραφη und sein Zeitwort sind entscheidend, folglich muß man das zweydeutige ερμηνεια &c. daraus erklären.

Da es hier nicht möglich ist, alle Stellen die eine Beleuchtung nöthig hätten, durchzugehen: so wollen wir nur an ein paar Stellen zeigen, was für Gewalt Hr. Tychsen der Sprache und dem Zusammenhang anthut, wenn er seine Erklärung durch den Brief des Aristeas durchführen will. Wir wollen zuerst die Stelle im ersten Anhang rc. S. 24. nehmen. Die Gesandschaft, die Ptolemäus an den Hohenpriester Eleazar schickt, reist mit einem königlichen Schreiben an ihn ab, indem er sich folgendermaßen ausdrückt: βουλομενων δε ἡμων και τουτοις χαριζεσθαι και πασι τοις κατα την οικουμενην Ιουδαιοις και τοις μετεπειτα, προηρημεθα τον νομον ὑμων μεθερμηνευθηναι γραμμασιν ἑλληνικοις, ἐκ των περι ὑμων λεγομένων Εβραϊκων γραμματων. „Da „ich nicht nur den Juden in meinem Reich, sondern auch denen, die in andern Gegenden zerstreut „leben, und ihren Nachkommen eine Gnade erzeigen will; so habe ich beschlossen, euer Gesetz in „die griechische Sprache, aus der hebräischen Sprache übersetzen zu lassen, die bey euch geredet wird." — Nun höre man einmal, wie Hr. Tychsen übersetzt:

„Da wir nicht allein diesen, sondern auch allen „Juden in der Welt und ihren Nachkommen „diese Gnade erzeigen wollen, so haben wir be„schlossen euer Gesetz mit griechischen Buch„staben, aus den von euch genannten

 hebräi-

„hebräischen Buchstaben abschreiben
„zu lassen."

Was sollen nun in aller Welt: genannte hebräische Buchstaben seyn? Warum setzt der Schriftsteller nicht: wir haben beschlossen euer mit hebräischen Buchstaben geschriebenes Gesetz mit griechischen Buchstaben abschreiben zu lassen? Sollte nicht das εκ των περι υμων λεγομενων Εβραικων γραμματων deutlich zeugen, daß hier γραμματα beydesmal Sprache heißen müße. Jeder Unpartheyische urtheile.

Eben so unglücklich wird blos der leidigen hebräisch-griechischen Abschriften halber eine Stelle des Aristeas S. 22 (des ersten Anhangs rc.) übertragen. Τυγχανει γαρ Εβραϊκοις γραμμασι και φωνη λεγομενα. αμελεστερον δε και ουχ ὡς ὑπαρχει σεσημανται, καθως ὑπο των ειδοτων προσαναφερεται, προνοιας γαρ βασιλικης ου τετυχε. Wir würden übersetzen: „Denn sie sind mit „hebräischen Buchstaben und in einer uns fremden „Sprache geschrieben. Ueberdies sind sie sehr sorg„los, und nicht, wie sichs gebührt, abcopirt wor„den, wie Kenner versichern, weil sie noch nicht das „Glück einer königlichen Vorsorge genossen haben." Daß diese Erklärung die allein richtige sey, können wir aus dem Josephus beweisen, der bey seiner Erzählung von der Entstehung der LXX. die Epistel des falschen Aristeas zu Grunde legt, nur ihren barbarischen Ausdruck mit zierlichern Worten vertauscht, und alles ins Kurze zieht. Er drückt die eben angeführte Stelle in den Alterthümern B. XII. Kap. 2. §. 3. so aus:

χαρα-

χαρακτηρσι γαρ Εβραϊκοις γεγραμμενα και φωνη τη εθνικη, εστιν ἡμιν ασαφη. συμβεβηκε δ'αυτα και αμελεστερον η εχει σεσημανται, διο το βασιλικης ουπω τε τετυχηκεναι προνοιας· εστι δε αναγκαιον ειναι και ταυτα παρα σοι διηκριβωμενα &c. „(Die Bücher der Juden) sind uns unver„ständlich, weil sie mit hebräischen Buchstaben, und „in einer uns unbekannten Sprache geschrieben „sind. Die Abschriften davon sind auch sorgloser „gemacht, als sich gebührt, weil sie noch keine kö„nigliche Vorsorge genossen haben. Es ist aber „nothwendig, daß du eine genaue Abschrift davon „bekommst rc." – Aber nun höre man, wie Hr. Tychsen die obige Stelle des Aristeas übersetzt:

„Sie sind mit hebräischen Buchstaben geschrie„ben, und müssen laut vorgelesen werden, weil, „wie Kenner versichern, sie mit keinen Vocalzei„chen versehen sind, welches sehr nachläßig „und unschicklich ist." –

Allein, 1) wie kann in dieser Wortfolge και φωνη λεγομενα bedeuten: **Sie müssen laut vorgelesen werden?** Λεγομενα gehört ja sowohl zu εβραϊκοις γραμμασι, als φωνη und muß also bey beyden Subjecten einerley bedeuten; nämlich schreiben, wie's auch Josephus verstanden hat. Wäre Hrn. Tychsen's Erklärung richtig, so müßte der erste Satz übersetzt werden! „**Sie müssen mit hebräischen Buchstaben** laut vorgelesen werden – Und das wird er doch nicht wollen! – Daß aber λεγομενα für γεγραμμενα stehen kann, wird niemand leugnen, und Hr. Tychsen nimmts bey γραμμασι selbst an. – Und 2) wie kann αμελεστερον σεσημανται übersetzt werden:"

Sie

Sie sind mit keinen Vocalen versehen, welches nachläßig ist. Denn gesetzt, aber nicht zugegeben, daß σημαινω mit Vocalen versehen, heißen könne; so müßte doch wohl übersetzt werden: „Sie sind sehr nachläßig vocalizirt." – Nicht aber: – mit gar keinen Vocalen versehen. – Allein σημαινω scheinet im hellenistischen Sprachgebrauch Consonanten schreiben zu bedeuten. Wenigstens heißt σημειον oder סימן ein Consonans, mit Ausschliessung des Vocals; also würde σημαινω Consonanten schreiben sehr natürlich heißen können. Und nach dieser Voraussetzung kommt der Sinn: sie sind nachläßig geschrieben – heraus, wie wir oben angenommen haben.

Unvermuthet sind wir tiefer in die Streitigkeit selbst eingedrungen, als es unsre Absicht war. Inzwischen hoffen wir, manche Punkte berührt zu haben, die bisher noch nicht berührt worden sind. Vielleicht haben wir auch unsre Leser dadurch in den Stand gesetzt, selbst zu urtheilen, oder unser Urtheil mit mehrerer Ueberzeugung zu unterschreiben: daß das Alter hebräisch-griechischer Handschriften nicht bis an die Zeiten des Ptolemäus Philadelphus hinreiche, wie Hr. Tychsen hat behaupten wollen.

Bis hieher haben wir immer dem Anonymischen Verfasser des entdeckten Ursprungs gegen Tychsen beyfallen müssen: Nun aber kommt auch die Reihe an Hrn. Tychsen. Beynahe alle seine Gegner, und besonders der Verf. des entdeckten Ursprungs ꝛc. machen die Codices mixtos zu jung; sie lassen den unsterblichen Origenes, den ersten Codicem Ebraeo Graecum, für seine Hexapla ver-

verfertigen. Aber, unsern Einsichten nach, hat Hr. Tychsen in seinem befreyten Tentamen sowohl, als besonders in seinem ersten Anhang, von S. 33 an unwiderleglich gezeigt, daß schon vor Origenes solche Codices Ebraeo Graeci und Ebraeo Latini existirt haben. Also hat bey dieser Streitigkeit die orientalische Philologie doch ein Stückchen Terrain mehr gewonnen, als sie vorher hatte. – In der That wird auch nun manches begreiflich, was ehedem dem Recensenten nicht recht in den Kopf wollte. Es ist doch so gut, wie außer Zweifel gesetzt, daß noch in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt die hebräischen Handschriften an den meisten Stellen mit gar keinen Vocalzeichen versehen waren. Bis auf die Geburt Christi, da alle, welche hebräische Handschriften lasen, von Geburt Juden waren, konnte das Lesenlernen des hebräischen Texts nicht gar zu schwer fallen, weil ihnen ihre Muttersprache, die Syro-Chaldäische dabey zu Hülfe kam. Aber als Leute anfiengen hebräisch zu lernen, die keine der orientalischen Dialecten zur Muttersprache hatten – so mußte das Lesenlernen des Hebräischen mit unbeschreiblich großen Schwierigkeiten verbunden seyn, da die Vocalen so selten bestimmt waren, welche unter einzelne Wörter gesetzt werden sollten. – Wahrscheinlich half man sich dabey durch Codices Ebraeo-Graecos und Ebraeo-Latinos; durch sie ward das hebräisch Lernen den Christen wenigstens erleichtert.

Wir kommen zur zweyten Hauptfrage. Sie betrifft den Ursprung der Alexandrischen und der übrigen alten Versionen. Es kommen bey den alten Uebersetzungen Lesearten vor, deren Ursprung sich nicht bequem aus einer bloßen Nachläßigkeit der

Abschreiber, auch nicht aus einem Fehler des Auges erklären läßt. Wie sind diese Abweichungen entstanden? Hr. Tychsen nimmt hier seine Codices Ebraeo-Graecos — Syriacos — Arabicos — Latinos zu Hülfe. Wenn aber auch gezeigt werden könnte, daß einer oder der andre Uebersetzer bey seiner Version eines Codicis mixti sich bedient hätte, so ist es doch 1) nicht wahrscheinlich, daß — alle alte Uebersetzer eines Codicis puri ermangelt haben sollten (denn keine einzige Uebersetzung — irgend eines Buchs ist frey von solchen Verschiedenheiten.) Und dann 2) lassen sich auch nicht alle Abweichungen der Art aus Codicibus mixtis erklären. Endlich 3) ist es gewiß falsch, daß vor der Verfertigung der Alexandrinischen Version schon eine hebräisch-griechische Abschrift der Bibel existirt habe. Daher nimmt der Verfasser des Entdeckten Ursprungs zu einer neuen Hypothese seine Zuflucht: Alle alte Uebersetzer ließen sich vorlesen. Wirklich hat er sie mit vielen Scharfsinn ausgeführt, und wie wir aus neuern Schriften sehen, so haben sich schon manche für seine Meinung erklärt. Er sucht sie erstlich historisch zu beweisen; sodann zu zeigen, daß sich alle sonst unerklärliche Varianten daraus natürlich erklären lassen. — Uns wundert, wie Hrn. Tychsen die Unwahrscheinlichkeit der Hypothese, so wie sie der Verf. vorgetragen hat, nicht aufgefallen ist. Wir wollen uns darüber näher erklären.

Bey jeder Uebersetzung läßt der Verfasser 3 Personen in actu seyn: Zuerst einen Vorleser des hebräischen Texts, den Uebersetzer selbst, und endlich einen Geschwindschreiber. Den Geschwindschreiber, dem die Uebersetzung dictirt wur-

wurde, wird dem Verf. kein Mensch streitig machen. Es ist aber zu seiner Hypothese keine hauptwichtige Person. Denn wenn auch manche Verschiedenheit der alten Uebersetzungen von einem Verhören der dictirten Uebersetzung sollte entstanden seyn, so kann sie erst lange Jahre nach ihrer Verfertigung ihr Daseyn erhalten haben. Es ist ja bekannt genug, daß im Mittelalter oft einer ganzen Schaar von Abschreibern eine Uebersetzung von einem Gelehrten ist dictirt worden, um aus einem Exemplar – zu gleicher Zeit – viele Abschriften zu machen. – Aber sehr unwahrscheinlich ist es doch, daß jeder alter Uebersetzer, der aus dem hebräischen Original seine Uebersetzung verfertigte, sie mochte in griechischer oder chaldäischer, oder lateinischer – in syrischer oder arabischer Sprache abgefaßt werden, bey seiner Arbeit einen Geschwindschreiber sollte zum Gehülfen gehabt haben.

Im Grunde kommt aber doch alles auf die Existenz eines Vorlesers bey jeder der alten Uebersetzungen an. Und diese will der Verfasser zuerst aus alten Nachrichten beweisen. Aber alle seine Stellen beweisen leider nichts.

Zwey Stellen unter denen, die aus dem Hieronymus angeführt werden, (praefat. in Prov. und aus der epist. ad Damasum) beweisen nur, daß Hieronymus sich eines Geschwindschreibers bedient habe: keine Sylbe kommt von einem Vorleser des hebräischen Textes vor. Selbst der Umstand, daß der rüstige Mann innerhalb 3 Tagen, Sprüchwörter, Prediger und das hohe Lied ins lateinische übersetzt hat, macht nicht einmal die Hülfe eines Vorlesers nothwendig. Da er die Uebersetzung dictirte, und nicht selbst schrieb, so konnte das Uebersetzen

geschwind gehen, wenn er die Rolle selbst in der Hand hatte, und den Text selbst las – ja er mußte dabey geschwinder arbeiten, als wenn ein dritter Mann vorgelesen hätte. Denn der Vorleser des hebräischen Texts mochte die Worte des Originals noch so deutlich aussprechen, so mußte doch bisweilen der Fall kommen, daß Hieronymus etwas überhörte und sich dasselbe nochmals vorlesen lassen mußte – und dies Wiederhohlen fras Zeit. – Eben so wenig beweißt hier die Erzählung des Hieronymus von der Methode, wie er das Buch Tobiä aus dem Chaldäischen übersetzt. Quia vicina est Chaldaeorum lingua sermoni Hebraico, utriusque linguae peritissimum loquacem reperiens unius diei laborem arripui: & quidquid ille mihi Hebraicis verbis expressit, hoc ego accito notario sermonibus latinis exposui. – Der Fall war hier viel zu eigen, als daß man darauf allgemeine Schlüsse bauen, oder zeigen könnte, wie Hieronymus bey der Uebersetzung andrer Bücher zu Werk gegangen. Er selbst gesteht anderwärts, *) daß er sehr schlechte Kenntniß des chaldäischen Dialects habe. Da er nun das Buch Tobiä aus dem Chaldäischen übersetzen wollte, so verstund er entweder wirklich nicht alles, oder er getraute sich nicht ohne fremde Hülfe zu übersetzen. Er nahm also einen Juden dazu, der der beyden Sprachen in einem hohen Grade kundig war (loquacem, nicht der ihm immer darein plauderte, wies Tychsen sonderbar erklärt.) Aber auf diese ärmliche Art brauchte der hebräischkundige Hieronymus nicht, originell-hebräische Bücher zu vertiren.

*) Wenn wir nicht irren, so ists in praefatione in Danielem.

ren. – Die Stelle endlich, die der Verf. aus Hieronymus praef. in Ezech. anführt, beweißt nur so viel, daß der fleißige Mann, wenn er die alten Uebersetzer vergleichen wollte, seinen Klosterbrüdern die Exemplare davon zum Vorlesen gab, weil er doch nicht auf einmal in mehrere Rollen zugleich blicken konnte; oder es ihn, wenn er es hätte thun wollen, zu sehr im Uebersetzen und Erklären aufgehalten hätte.

Freylich war das damalige Rollenformat beym Uebersetzen sehr unbequem; und wenn man darauf etwas bauen will, so beweißt es blos die Möglichkeit; und daß vielleicht der eine oder der andere bequeme Mann sich beym Uebersetzen hat vorlesen lassen. Ja die Unbequemlichkeit fiel größtentheils weg, wenn man die Uebersetzung nicht in eigner Person niederschrieb, sondern sie seinem Tachygraphen dictirte, welches bey den Alten meistentheils geschah.

Endlich kommen in allen Alten Uebersetzungen solche Verschiedenheiten vor, welche nur durch einen Fehler des Ohrs können entstanden seyn. Sollten wohl alle Uebersetzer sich eines Vorlesers bedient haben? alle die verschiedenen Männer, denen wir die Alexandrinische Version zu verdanken haben, auch Aquila, Symmachus, Theodotion, die übrigen griechischen Uebersetzer – die chaldäischen Paraphrasten, die verschiedenen Männer welche die syrischen und arabischen Uebersetzungen aus dem hebräischen Text verfertigt haben – sollten sich alle diese Vorleser gehalten haben? Ist dies wahrscheinlich? Und erkrankt nicht diese Hypothese an eben derselben Seuche, an welcher die Tychsensche erlegen ist?

Aber offenbar ists doch, die Erscheinung, die daraus erklärt werden soll, (Verwechslungen einzelner Wörter, Buchstaben und Sylben) fließt so natürlich, so ungekünstelt daraus? – Allerdings, und der Recensent hat sich auch immer auf eine ähnliche Weise die Geburt solcher Abweichungen erklärt. Die Uebersetzer haben sich selbst vorgelese So sonderbar dies klingen mag, so ist doch nich gewisser, als daß ein Uebersetzer, der nicht ein Wort nach dem andern phlegmatisch überträgt, sondern ganze Zeilen liest, und dann die Uebersetzung der gelesenen Zeilen niederschreibt, sich zuweilen verhören muß. Jeder kann die Erfahrung an sich machen; nur muß man nicht absichtlich um die Erfahrung zu machen – nicht blos eine Viertelstunde lang etwas zu übersetzen, versuchen. – Liest man sich den zu vertirenden Text laut vor; so ist die Sache ohnehin klar: Aber auch beym leisen Ueberlesen wird derselbe Fehler den Uebersetzer beschleichen. Wir sprechen aus Erfahrung! –

Vielleicht wird alles einleuchtender, wenn wir ans Dictiren der Handschriften unsre Leser erinnern, wo sich auch Fehler des Ohrs in die Abschriften unvermerkt einzuschleichen pflegen. Nicht immer muß ein dritter Mann die Worte vorsagen. Der Abschreiber kann sich selbst dictiren und verhören. Eben so auch ein Uebersetzer! *)

Mit

*) Noch vor Abschickung dieser Recension schlug der Recensent in einer ganz andern Absicht Semlers Vorbereitung zur theologischen Hermeneutik auf, und beym Suchen fiel ihm eine Stelle in die Augen, welche seine Behauptung erläutert. Sie steht S. 291 des 2ten Stücks. „Wie hiebey die Augen des Ab-

Mit einem Wort: die Verwechslungen der Wörter, Sylben und Buchstaben, die sich von einem Fehler des Ohrs herschreiben, können entweder in der Handschrift die der Uebersetzer vor sich hatte, schon existirt haben (denn der Abschreiber konnte sich verhört haben) – oder Fehler seines Ohrs seyn, weil er sich beym Uebersetzer selbst vorlas, und sich verhörte.

Wir kommen zum letzten Streitpunkte, dem Ursprung des samaritanischen Pentateuchus und seiner Beschaffenheit. – Herr Tychsen hatte eine große Blöße gegeben, indem er vorgab, der samaritanische Pentateuch sey erst zwischen dem 10 – 12 Jahrhundert, wenigstens erst nach Origenis, Hieronymi rc. Zeiten gemacht worden. Schon Montfaucon hat einige Stellen aus Kirchenvätern angeführt, wo des samaritanischen Pentat. gedacht wird; und aus Hieronymus lassen sich ungemein viele Citationen des samaritan. Gesetzbuchs ausheben. Durch diese Citata hat es auch der ungenannte Verf. des Entdeckten Ursprungs dahin gebracht, daß Hr. T. im ersten Anhang rc. S. 91 und 92, nun zugiebt, daß schon vor Eusebii Zeiten des samaritanischen Pentateuchs erwähnt werde. Allein nun soll dieser samar. Pentateuch, keine Abschrift der mosaischen Gesetzbücher mit samaritanischen Buchstaben, sondern, – unsre Leser werdens wohl von selbst schon errathen, – ein

„Abschreibers vornehmlich betrogen worden sind;
„so giebt es viel Fälle, wo sein Ohr den Klang des
„Dictirenden oder Vorsagenden (so er auch wohl
„selbst gethan haben kann) nicht hat unterscheiden
„können, als wenn so oft על und אל mit einander, auch לא und לו verwechselt worden sind." –

mit griechischen Buchstaben geschriebener Codex Samaritanorum seyn. (S. ersten Anhang zum befr. Tentamen S. 108-117) Und die Beweise davon? – Wir müssen sie unsern Lesern zum beliebigen Selbstlesen empfehlen – es sind Stellen, mit denen wir alles zu beweisen getrauen, nur das nicht, was Hr. Tychsen damit beweisen will; sodann ein inneres Argument. So steht z. E. im Tr. Gittin: „die von Samaritanern, und abtrünnigen Israeli„ten geschriebenen Gesetzbücher – sind unt„lich –" Und diese Stelle soll nach Hrn. Tychsen Auslegung von einem mit griechischen Buchstaben geschriebenen Pentat. Samar. handeln – „weil die Ju„den, wenn sie auch der Zeit die itzt übliche sama„ritanische Schrift hätten lesen können, diese Schrift „in ihren gottesdienstlichen Codicibus doch nicht ge„brauchen durften„ – Kennt Hr. T. die Wirkungen des Hasses noch nicht besser? Gesetzt (wie es denn auch wahrscheinlich ist), daß von keinem einzigen samarit. Kalligraphen irgend einmal ein Pentat. Samarit. mit chaldäischer Quadratschrift abgeschrieben worden ist: könnten die Juden nicht Handschriften von Samaritanern geschrieben, auf den Fall verdammen, wenn es einmal einem Samaritaner beyfallen sollte, eine Abschrift mit chaldäischer Schrift davon zu machen. – Ja kann dies Verbot nicht auf einen mit samaritanischen Buchstaben geschriebenen Kodex gehen? Können die Juden nicht durch dieses Verbot den samarit. Handschriften überhaupt eine levis notæ maculam haben aufheften wollen? Und von der Art sind auch die übrigen Stellen, die wir übergehen müssen, damit wir nicht gar zu ausführlich werden. – Das innre Argument besteht aus Stellen, die beweisen sollen, daß

die

die samarit. Version aus einem Cod. Ebræo-Græco verfertiget worden. – Der Stellen selbst sind wenige, und selbst die wenigen Stellen lassen sich alle aus einem Verhören alle ganz natürlich erklären – wenn man zumal bey einigen (z. E. bey שמע und שמן) die alte Aussprache zu Hülfe nimmt. – Aber davon haben wir schon oben geredet.

Endlich sollen die LXX aus einem mit samarit. Buchstaben geschriebenen Kodex nach dem Verf. des entdeckten Ursprungs rc. S. 211 übersetzt haben; hingegen nach Hrn. Tychsen aus einem hebräisch-griechischen Kodex. Hrn. Tychsens Meinung fällt von selbst weg, wenn Codices Ebræo-Græci nicht so alt sind, als er annimmt. Und dies dünkt uns hinlänglich erwiesen zu seyn (S. oben.) Die andre Meinung hat der Recensent (niemand verarge ihm das offenherzige Geständniß) noch nie genau genug untersucht, um ein festes, auf Gründen ruhendes Urtheil fällen zu können. Sehr blendend sind die Argumente, die ehedem Hr. Hassenkamp in einer eigenen Dissertation, und aus ihm der Verf. des entdeckten Ursprungs rc. vorgetragen hat; aber für uns noch nicht überzeugend. Wir wünschten, daß der Verf. oder ein andrer der Sache gewachsener Gelehrter sich einmal die Mühe nähme, die in der Alexandrinischen Uebersetzung sichtbaren Verwechslungen der Buchstaben im Originaltext von Anfang bis zu Ende, im ganzen Pentateuchus zu untersuchen. Sind wirklich alle in der Uebersetzung vorkommende Verwechslungen von Buchstaben von der Art, daß sie sich besser aus dem samaritanischen, als dem hebräischen Quadratalphabet erklären lassen? Hierauf kommt unserm Ermessen nach al-

 les

les an; und diese Frage ist bey weitem noch nicht so beantwortet, daß sich der untersuchende Gelehrte dabey befriedigen könnte! Wenn man sie nach hinlänglich ausführlicher Untersuchung mit Ja beantworten muß, so sind die Acten geschlossen, und das Urtheil erfolgt von selbst, wofern aber der größre Theil der Verwechslungen sich eben so gut aus dem Quadratalphabet erklären ließe; so würden wir uns getrauen, einen andern Gedanken zur Untersuchung vorzutragen. Aber früher nicht. Vor allen Dingen müßte aber das samaritanische Alphabet festgesetzt werden, das man damals hatte, welches (wir sehen es sehr lebhaft ein) große Schwierigkeiten hat. Und doch ist nichts gewisser als daß unser heutiges samaritanische Alphabet zu dieser Untersuchung nicht hinreicht. – Gegen die übrigen vom Verf. des Entdeckten Ursprungs ꝛc. angeführten Argumente ließen sich wohl noch Zweifel genug machen. – Aber wir sind ohnehin schon zu weitläufig gewesen.

Wir brechen also hier ab: und bitten unsrer Ausführlichkeit halber um Verzeihung. Es kommen zwar noch in beyderseitigen Schriften einzelne Untersuchungen vor, die wir mit Stillschweigen übergehen müssen, weil uns ohnehin schon unsre Recension unter der Hand gewachsen ist. Sie gehören auch nicht zur Hauptsache, darüber gestritten wird, und können also mit Fug und Recht hier übergangen werden.

Uebrigens sollte dieser Streit noch länger fortgeführt werden, so wünschen wir beyden Partheyen Mäßigung und kaltes Blut. Hrn. Tychsen können wir, was die letzte Schrift betrifft, dieses Lob nicht

sagen; und auf diesem Weg, hoffen wir, gelangen wir am ersten zu den Wahrheiten nach welchen geforscht werden soll.

Z.

VI.

von Tevenar, Direktor bey der magdeburgischen Regierung, Versuch über die Rechtsgelahrheit. Magdeburg und Leipzig, 1777. 716 S. in 8.

Wieder ein neues System unserer Rechtsgelehrsamkeit, das der Aufmerksamkeit der Rechtsgelehrten, und noch mehr der Gesetzgeber würdig ist, das überall Spuren eines im Denken geübten Geistes, eines in Geschäften erfahrnen Mannes trägt, ein System, das sichtbarlich nicht in einem Museum unter dem Dache im sechsten Stockwerk, sondern von einem Mann, der in den Gerichtshöfen täglich aus- und einwandelt, entworfen ist. Der Endzweck des V. war, einem denkenden Kopf, der aber von der Rechtsgelahrheit keine Begriffe hatte, einen Begriff von ihr und ihrem Umfang zu machen. Zu dieser Absicht halten wir dieses System für gut, und empfehlen es auch dem Gesetzgeber, welcher zu einer brauchbaren Einrichtung seines Gesetzbuches, zu weisen Gesetzen in besondern Fällen, hier vortrefflichen Stoff finden wird. Aber dem angehenden Studirenden, der sich gründliche Kenntnisse in den verschiedenen Theilen unserer Wissenschaft erwerben will, dem theoretischen

Rechtslehrer, dem practischen Juristen können wir des V. System nicht empfehlen. Niemals wird der ein gründlicher Rechtsgelehrter werden, der nicht einen jeden Theil unserer Jurisprudenz besonders studirt, der sich nicht besonders mit dem Geist der römischen, canonischen und deutschen Gesetze bekannt macht, der von jeden nur oben hinwegschöpft, was heut zu Tag unmittelbar brauchbar ist. Wir können es einigermassen zugeben, wann der V. unsere Rechtsgelahrheit ein Ideal nennt, welches der practische Rechtsgelehrte nur im Geist siehet, sich aus Erfahrung bekannt macht, aber in keinem Lehr- oder Gesetzbuche vollständig und brauchbar findet, wann er überhaupt unsere gesetzliche Verfassung, wie besonders in der Einleitung zum zweyten Theil geschieht, tadelt; aber billigen können wir es nicht, wann aus diesem Grund der V. mit des Alexanders Schwerdt darein haut, das römische Recht fast durchgehends, besonders in der Lehre von Verträgen, für unbrauchbar erklärt, und dadurch im practischen Leben ein fast willkührliches Recht einführen will. Der Richter und Rechtsgelehrte sind einmal nicht Gesetzgeber, und nur diesem kommt es zu, eingeführte Gesetze abzuschaffen, und neue einzuführen.

Nun zum Plan des V. Er verwirft alle, besonders neuere Systeme, als untauglich, zu seinem Endzweck; man solle nicht das römische Recht zum Grund legen, und darauf fortbauen, sondern müsse völlig einreißen, und nur von den Materialien Gebrauch machen; (wir geben es zu, wann von dem System eines neuen Gesetzbuches, nicht aber, wann von einem System unserer heutigen Rechtsgelahrheit die Rede ist;) auch unsere Systeme des deutschen Privatrechts seyen unnütz, und die bisherige Lehr-

arten

arten im Naturrecht seyen so unvollständig und fehlerhaft als im Römischen; ein System der Rechtsgelahrheit müsse auf richtige Grundsätze gestützt, das Ganze deutlich darstellen, und die einzelne Theile natürlich verbinden; alle Gerechtsame und Verbindlichkeiten müssen in wenige Elemente aufgelöset und gezeigt werden, wie aus diesen wenigen Ingredienzien alles Recht und Unrecht bestehe. Der Hauptgedanke also, an dem der Plan des V. hängt, ist dieser: Alle Gerechtsame und Verbindlichkeiten entweder aus Handlungen oder aus Gesetzen; alle einseitige Handlungen und Verträge haben ihre verbindliche Kraft von Natur, nicht von bürgerlichen Gesetzen, sie bedürfen also auch nicht der Bestätigung der Gesetze; wo also eine Verbindlichkeit aus der Handlung kommt, muß sie der Gesetzgeber nicht festsetzen, sondern nur unterstützen, bestimmen, oder zur Wohlfahrt des Staats einschränken: wann aus der Handlung nicht deutlich folgt, was sie für Rechte und Verbindlichkeiten hervorbringe: so müssen erst die Gesetze bestraft werden, welche nicht sowohl die Entscheidung als vielmehr die Bestimmung enthalten. Erst alsdann, wann Personen, welche Handlungen vornehmen, die daraus folgende Rechte und Verbindlichkeiten nicht entwickeln, z. E. wann bey der Verheyrathung keine Ehberedung gemacht wird, sind Gesetze nöthig. Die Rechtsgelahrheit ist daher nicht mehr, wie bey den Römern, eine Wissenschaft der Gesetze, sondern der Rechte und Verbindlichkeiten, die sich in Gesetzen und Handlungen gründen, und die Gerechtigkeit eine Fertigkeit, die Obliegenheiten zu erfüllen, wozu Gesetze oder Handlungen verbinden. Indessen gesteht der V. daß andere Rechte und Verbindlichkeiten aus den angezeigten

Quellen allein, andere aus mehreren zugleich entspringen, und diese Unbequemlichkeit nie zu vermeiden sey. Wir müssen aber sagen, daß diese Unbequemlichkeit bey des V. System allzugroß ist, und dem V. selbst in der Ausführung öfters lästig wird.

Der Plan des V. ist also dieser:

Wir gelangen zu einem Recht oder machen uns v bindlich

I. Durch Handlungen, diese sind entweder

A. einseitige Handlungen, die nämlich alle von dem Willen der handelnden Pers abhangen, sie theilen sich wieder ein

1. in erlaubte, welche unsere Person oder Vermögen, oder eine andere Person oder ihr Vermögen, betreffen, und bey unserem Leben, oder nach unserem Tod, ein Recht oder Verbindlichkeit zuwege bringen, wodurch keine Pflichten verletzt werden.

2. und unerlaubte, wodurch den Pflichten, die wir andern schuldig sind, zuwider gehandelt wird, diese sind entweder

a. nur widerrechtlich, wenn sie ohne böse Absicht geschehen,

b. oder strafbar, wann die gemeine Wohlfahrt erfordert, daß die Handlung nicht nur mit Erstattung des Schadens, sondern auch mit einer Strafe belegt werde.

B. oder

B. oder Verträge, wann zwey oder mehrere sich zu etwas verbindlich machen.

II. Durch Gesetze, solche nämlich, woraus unmittelbar ohne unsere Thätigkeit Gerechtsame oder Verbindlichkeiten entstehen.

Nach diesem Entwurf theilt der V. nach einer Einleitung, welche vortreffliche Beyträge zu einem neuen Gesetzbuch enthält, sein Werk in fünf Theile. I. Von Handlungen überhaupt. II. Einseitige Handlungen, die Rechte und Verbindlichkeiten zuwege bringen. III. Von Verträgen. IV. Rechte und Verbindlichkeiten, die sich unmittelbar auf Gesetze gründen. V. Strafbare Handlungen oder vom Criminalrecht. Diese Theile sind dann wieder in Abschnitte und Capitel zertheilt, wovon wir unsern Lesern, um sie mit diesem Werk bekannter zu machen, kürzlich einige anführen wollen. Der erste Theil hat, nach einer Einleitung von Handlungen überhaupt, zehn Abschnitte. Der 1ste. Personen und derselben Unterschied, die eine Handlung vornehmen, theilt sich in 5 Capitel. 1. Unterschied der Personen in Ansehung des Geschlechts; die Naturgesetze machen hier keinen Unterschied: bey Völkern, welche das weibliche Geschlecht vom Umgang und Geschäften entfernt gehalten, war es gut, ihnen Vormünder zu geben, und die Verbindlichkeit ihrer Handlungen einzuschränken. In Deutschland hat es Vormünder oder Beystände, welche aus sechs angeführten Gründen abzuschaffen wären. 2. Unterschied der Personen in Ansehung des Alters: um eine einseitige Handlung verbindlich vorzunehmen, oder einen Vertrag zu schliessen, müsse einer großjährig seyn; die Römer haben zwar unter Unmündigen und Minderjähri-

jährigen einen Unterschied gemacht, dieser sey aber aufgehoben. 3. Unterschied der Personen in Ansehung des Verstandes. 4. Unterschied des moralischen Charakters und der Aufführung. 5. Unterschied des Standes; allein hieher gehören nach des V. System nicht die Gerechtsame, die dem Menschen als Menschen, Vater, Bürger, Geistlichen u. s. w. zustehen.

2ter Abschnitt. Ueberlegung einer Handlun hier wird von Unwissenheit, Irrthum und Betru als Hindernissen der Ueberlegung, gehandelt. 3t Abschn. Beschliessung und Bekanntmachung ein Handlung; jene ist die Wahl, die Bestimmung d Willens zu einer Handlung, diese die äußerli Bezeichnung der Handlung. Die Erklärung d Beschliessung ist sowohl bey einseitigen Handlung als Verträgen der Anfang und Hauptgrund der Ve bindlichkeit; bey strafbaren nimmt die Verbindlic öfters schon mit der Entschliessung den Anfang.

4ter Abschn. Eintheilung der Handlungen. Der V. bringt sie unter folgende Classen: I. In Ansehung der Bezeichnung theilen sie sich in ausdrückliche und stillschweigende. II. In Ansehung der Bekanntmachung in öffentliche und heimliche. III. In Ansehung der Form in simple, unverzierte, und in förmliche. IV. In Ansehung der Wahrheit in verstellte und unverstellte. V. In Ansehung der Bedingungen in bedingte und unbedingte; hier wird es als ein Fehler erklärt, daß man die Bedingungen anders bey Testamenten als bey Verträgen erkläre und eintheile, und werden deren vielerley Eintheilungen als unnütz verworfen. VI. In Ansehung der Anzahl und Eigenschaft der Personen in einseitige und mehrseitige, in mittelbare und unmittelbare.

VII.

VII. In Ansehung der Gegenstände in einfache, einförmige und zusammengesetzte, verwickelte. VIII. Endlich in Ansehung der Moralität der Handlung in erlaubte und unerlaubte, und diese in widerrechtliche und strafbare.

5ter Abschn. Vollbringung, Vollführung der Handlung, wo unter andern von der zu leistenden diligentia maxima, media & minima gehandelt wird. 7ter Abschn. Unterlassung einer Handlung, und Folgen, die daraus entstehen. 8ter Abschn. Widerrufung einer Handlung. 9ter Abschn. Gegenstände einer Handlung. Diese sind 1. Personen. 2. Sachen. 1stes Cap. Sachen, und deren Eintheilung. Sie theilen sich I. in Ansehung der Materie, in bewegliche und unbewegliche, und jene in fungibiles und non fungibiles, ferner in körperliche und unkörperliche. (Letztere Eintheilung sollte voran stehen, und die körperliche Sachen wieder in bewegliche, und unbewegliche eingetheilt werden.) II. In Ansehung des Eigenthums; in Sachen, die niemand gehören, oder die jemand gehören; letztere sind entweder privilegirt, oder nicht; zu jenen gehören 1. die dem ganzen oder einem Theil des gemeinen Wesens zustehen, oder zu einem gewissen öffentlichen oder heiligen Gebrauch gewidmet worden; 2. die Privatpersonen zugehören, und in Ansehung des Besitzes privilegirt sind, z. E. der Unmündigen, 3. die an sich privilegirt sind, wie Ritterlehen, und Freygüter. 2tes Cap. Substanz und Nutzen einer Sache; wo besonders der Nutzen einer Sache in den einer eigenen und einer fremden abgetheilt, die Lehre von Dienstbarkeiten abgehandelt, und hier das römische Recht ganz verworfen wird. 3tes Cap. Verschiedene Verhältnisse und Werth der Sachen, wo

wo besonders vom Geld, Würdigung, Taxe und Anschlag gehandelt wird.

10ter Abschnitt. Product der Handlungen, oder vom Personen- und Sachenrecht. Dieses Product ist A. die Befugniß, etwas von einer Person zu fordern, entweder persönliche Hülfe, z. E. Dienstleistung, oder Hülfe durch Sachen, wann die Handlung kein unmittelbares Recht an der Sache, sondern nur ein Recht, von einer Person eine Sache zu fordern, hervorbringt; B. das Recht an einer Sache, welches zwey Hauptgattungen hat; 1. die Gerechtsame die einer Sache beygelegt worden, und ihr ankleben, ohne auf die Person des Besitzers zu sehen, wie die Realfreyheiten adelicher Güter, Zwangsgerechtigkeiten; 2. Rechte, welche einer Person unmittelbar an einer Sache zustehen. Alle Rechte an einer Sache beruhen darauf, daß 1. einem die Substanz der Sache selbst oder ein Recht daran, wohin das Eigenthum und Pfandrecht, oder 2. der Nutzen von eines andern Sache zusteht, wohin Nutzniessung und Dienstbarkeiten gehören, oder 3. daß die Substanz oder der Nutzen zwischen mehreren gleich oder ungleich getheilt ist; wie in dominio minus pleno, feudo, emphyteusi u. s. w.

Im zweyten Theil handelt der Verf. in der ersten Abtheilung von erlaubten, in der andern von widerrechtlichen einseitigen Handlungen. Erstere hat 16 Abschnitte. Der 1ste handelt vom Verhältniß der Personen, die einseitige Handlungen vornehmen, in Ansehung des Geschlechts, Alters, Verstandes, und Standes; der 2te von Vorbereitung, Ueberlegung, Beschliessung und Erklärung einseitiger Handlungen; der 3te von Eintheilung derselben; fast ganz wie im ersten Theil; der 4te von Mitteln, den einseiti-

seitigen Handlungen mehrere Verbindlichkeit zu geben; der 5te von Vollbringung und Widerrufung einseitiger Handlungen; der 6te von Auslegung; der 7te von Gegenständen einseitiger Handlungen, und zwar von Personen; der 8te aber vom zweyten Gegenstand, nämlich von Sachen, die uns entweder bereits zustehen, oder die wir erwerben wollen. Der 9te von Erwerbung eines Rechts an einer Sache verwirft die Unterscheidung der Erwerbungsart vom Titul als unnütz und unverständlich; (gewiß ohne Grund,) und den Satz des römischen Rechts, daß durch einen Vertrag kein Sachenrecht erlangt werden könne, sondern der Vertrag zuvor durch die Uebergabe realisirt werden müsse, weil er weder im Recht der Vernunft, noch in der heutigen Rechtsverfassung gegründet seye. Die Erwerbungsarten durch einseitige Handlungen bringt der V. unter zwey Classen, 1. Ergreifung oder Bemächtigung, 2. Bearbeitung einer Sache; von jener wird im ersten, von dieser im zweyten Capitel gehandelt. Jene enthält unter sich 1. die Ergreifung einer Sache, die niemand gehört; occupatio, venatio, piscatio, accessio naturalis, alluvio, 2. die Ergreifung einer Sache, die dem Feind gehört, welche als ein modus acquirendi derivativus anzusehen, 3. die Ergreifung einer verlassenen Sache, 5. die Ergreifung einer Insul, eines Anwachses, eines verlassenen Flußbeetes, 6. die Ergreifung und Besitznehmung von eines andern Sache, ohne dessen ausdrückliche Einwilligung, oder die Zueignung eines Nutzens von eines andern Sache; possessio, apprehensio rei alienae cum longa possessione, usucapio, praescriptio; 7. die Ergreifung einer Erbschaft oder einer Sache, die ein Verstorbener verlassen hat, hereditatis aditio; 8. die Ergrei-

fung

fung einer Sache, die von einem andern übe
worden, traditio, welche heut zu Tag bald zu d
lichen, bald zu den überflüßigen Solennität h

In das 2te Capitel gehören specificatio,
junctio, commixtio, confusio, satio, plantatio, fruct
um perceptio. Das 3te Cap. handelt vom Pr
duct der Erwerbung durch einseitige Handlungen;
das 4te von Rechten auf eines andern Sache, die
sich auf einseitige Handlungen gründen, diese betref
fen entweder die Substanz der Sache, wie z. E.
Pfandrecht, oder den Nutzen.

Der 10te Abschn. handelt von Verwahrung,
Nutzung, Verwaltung und Verbesserung einer Sa
che durch einseitige Handlungen; der 11te von Ver
theidigung des Rechts an einer Sache; wo so
ders die Klagen zu Vertheidigung und Verfol
eines Rechts angeführt werden; der 12te von V
gebung eines Rechts durch einseitige Handlung
wo besonders von Verzichten die Rede ist;
13te von Uebertragung oder Verwendung einer S
che zu eines andern Vortheil, hier wird von Polli
citationen, votis, Schenkungen, Derelictlon u. s. w.
gehandelt; der 14te von Einsetzung eines Erben durch
einseitige Handlungen; Der V. ist hier der Mei
nung, daß sobald wir ein Eigenthum annehmen,
auch die letzte Willensverordnungen im Naturrecht
gegründet seyen; und handelt die Lehre vom letzten
Willen in 11 Capiteln ziemlich weitläufig ab, tadelt
und verwirft die viele römische Subtilitäten, welche
in dieser Lehre vorkommen, und behandelt auch hier
unsere Rechtsgelehrsamkeit sehr despotisch.

Der 15te Abschn. handelt von dem Vorzugs
recht aus einseitigen Handlungen, z. E. dessen, der
im letzterem Testament eingesetzt worden; und der
16te

16te von Verwaltung der Geschäfte eines andern, wo die Verbindlichkeiten ex mandato, negotiorum gestione, tutela, cura, protulela, deposito, sepultura, des institoris, magistri navis u. s. w. abgehandelt werden.

Endlich in der zweyten Abtheilung von unerlaubten einseitigen Handlungen enthält der erste Abschn. die widerrechtlichen, der zweyte die strafbaren Handlungen: zu jenen, welche nemlich ohne böse Absicht vorgenommen werden, und allein die Schadenersetzung nach sich ziehen, gehören die Lehren si quadrupes pauperiem fecisse dicatur, ad L. Aquiliam, de his, qui effuderint, vel dejecerint, de noxalibus actionibus, de damno infecto, aqua et aquae pluviae arcendae actione, quasi delictis u. s. w. Die Folgen der strafbaren Handlungen sind in den Gesetzen oder dem Ausspruch der Richter bestimmt; und wird daher in einem eigenen, nämlich dem letzten Theil, von ihnen gehandelt.

Der Raum erlaubt uns nicht, das ganze übrige System des V. genauer anzuzeigen. Unsere Leser ersehen aus dem angeführten schon, wie der V. in seinen Unterabtheilungen und der Ausführung zu Werke geht. Wir zeigen also nur kurz an, daß der V. in dem dritten Theil von Verträgen fünf Hauptstücke macht; 1. von allgemeinen Wahrheiten, die bey allen Verträgen statt finden; 2. von Verträgen über persönliche Hülfe, wo unter andern auch die Ehe abgehandelt wird; 3. von Verträgen, die Sachen zum Gegenstand haben, wo auch das Lehenrecht vorgetragen wird; 4. von zusammengesetzten Verträgen, die Personen und Sachen zugleich betreffen, und nicht füglich unter eine Classe gebracht

werden können, z. E. Erbverträgen; 5. Vertheidigung des Rechts aus Verträgen. Hier handelt der V. noch besonders von Klagen, erklärt alle Eintheilungen und Benennungen derselben aus dem römischen Recht für unnütz, und bringt sie unter di 4 Hauptgattungen: 1. daß sie entweder die Er lung des Vertrags, oder 2. Entschädigung, einer wegen eines Geschäfts zu fordern befugt ist, oder 3. beyläufige Verbindlichkeiten, die mittell aus dem Vertrag entstehn, oder 4. eine Erklärun daß man nicht an den Vertrag gebunden seye, dern solchen aufrufen wolle, zum Zweck haben; die erstere kann Erfüllungs- die zweyte Entschädigun klage genannt werden; erstere enthält die implorationem officii judicis, actionem praescriptis verbis, ex stipulatu, pro socio, ex sponsu, mandati depositi & pignorationem directam u. s. w. Letztere alle actiones contrarias, actionem praescriptis verbis, conditionem indebiti u. s. w. welche Benennungen alle heut zu Tag als unbrauchbar erklärt werden. Gut ausgedacht scheint uns dieser ganze Gedanke des Verfassers, und ein Gesetzgeber kann ihn trefflich benutzen; aber wir, die wir einmal an das römische Recht gebunden sind, können ihn im Lehren und Ausüben nicht befolgen, sondern müssen uns der verschiedenen römischen Klagen, die nicht nur in der Benennung, sondern auch in der Wirkung, immer von einander abweichen, bedienen. Der IVte Theil, welcher 23 Abschnitte enthält, handelt von Rechten und Verbindlichkeiten, die sich unmittelbar in Gesetzen gründen, nicht von Gesetzen, welche nur den Handlungen gewisse Formen vorschreiben, oder eine nähere Bestimmung beyfügen, und nur als Supplemente der Handlungen, und mittelbare Quellen der

Rechte

Rechte und Verbindlichkeiten anzusehen sind, sondern von Gesetzen, die wegen des Zustandes oder Verhältnisses der Personen oder Sachen etwas festsetzen, oder etwas zu Folgen einer Handlung machen, welches keine natürliche Folgen dieser Handlung sind. Der Vte Theil von strafbaren Handlungen oder vom Criminalrecht endlich, handelt, nach einer kurzen Einleitung, in sechs Capiteln; 1. vom Unterschied der Personen, welche strafbare Handlungen begehen; 2. von Vorbereitung, Ueberlegung und Beschliessung strafbarer Handlungen; 3. von Begehung und Vollbringung der Verbrechen, auch Unterlassung; 4. von Auslegung und Zurechnung strafbarer Handlungen; 5. von Folgen der Verbrechen oder Strafen; 6. von Gegenständen der Verbrechen, und Eintheilung der Verbrechen nach den Gegenständen.

Wir erkennen gar gern, daß des V. System viel gutes, tief ausgedachtes im Plan und einzelnen Bemerkungen hat, aber brauchbar für den Rechtsgelehrten können wir es nicht nennen. Die Einrichtung hat noch viel und eben so viel gezwungenes, als jedes andere System unserer Rechtsgelahrheit; der Unterschied zwischen Rechten und Verbindlichkeiten, die nach dem Plan des V. aus Handlungen oder aus Gesetzen entspringen, ist so unmerklich, so schwer zu bestimmen, und zu errathen, daß er gewiß öfters den V. in Verlegenheit gebracht hat; z. E. die Rechte und Verbindlichkeiten, in Ansehung des Heyrathguts, Paraphernalvermögens, Morgengabe, Wittum, ferner welche aus Wechseln herkommen, behandelt der V. unter denen, welche aus Gesetzen entspringen, da doch hier immer ein Vertrag oder einseitige Handlung zum Grund liegt, aus welcher die Verbindlichkeit entspringt, welche durch das

Gesetz nur näher bestimmt wird; die Verbürgung der Weibspersonen wird bey den Verbindlichkeiten aus Gesetzen abgehandelt, blos aus dem Grund, weil es keine Folge der Handlung, sondern des Gesetzes ist, daß sie aus der Verbürgung nicht verbunden sind. Die Unbequemlichkeit, daß verbundene Materien getrennt, und viele sehr oft wiederholt werden, ist hier beträchtlich; vom Sachenrecht, Personenrecht, Dienstbarkeit, Betrug, Irrthum, Verstellung, Bedingungen u. dergl. wird in allen vier Theilen gehandelt; die wichtige und weitläufige Lehren von Gerichtsbarkeit und vom Processe werden ganz mit Stillschweigen übergangen, und des Staatsrechts wird nur einmal S. 534 obenhin gedacht, dahero der V. sein Werk einen Versuch über die bürgerliche Rechtsgelahrheit hätte nennen sollen. Der V. bestätigt uns von neuem in unserer Meinung, daß ein brauchbares System über unsere Rechtsgelahrheit bey der Verfassung, die sie jetzo hat, durchaus unmöglich, und eine gründliche Kenntniß derselben durchaus nicht anders, als durch Bearbeitung jedes besonderen Theils erlangt werden könne. Leichter würde ohne Zweifel die Rechtsgelahrheit nach einem allgemeinen System erlernt werden, aber gründlich gewiß nicht; sie würde nach und nach ganz willkührlich, und also das letzte Uebel ärger als das erste werden. Die Schreibart des V. ist lebhaft, deutlich, und er ist seines Ausdrucks vollkommen Meister, nur an einer grammatikalischen Unrichtigkeit haben wir auf allen Seiten angestoßen, wann der V. immer die Partikeln: in, mit, bey, aus, auf, zwischen, mit dem Klagefall gesetzt hat. Einige Unrichtigkeiten in der Ausführung haben wir auch bemerkt, z. E. daß die Mannspersonen erst im

16ten

16ten Jahr ein Testament machen können, S. 236, einen ganz irrigen Begriff von der Adoption und Arrogation, S. 174, daß S. 639 praescriptio longissimi temporis und unfürdenkliche Verjährung miteinander vermischt werden.

Pm.

VII.

Joseph von Sonnenfels politische Abhandlungen. Wien gedruckt und zu finden bey Joseph Edlen von Kurzböck, 1777. 434 Seiten in 8.

Einem so einsichtsvollen Schriftsteller folgen wir gern in seinen Betrachtungen, und wir würden auch unsern Lesern nicht genug thun, wenn wir blos eine kurze allgemeine Anzeige dieser Sammlung der politischen Aufsätze des Hrn. v. S. geben wollten. Die Abhandlungen waren einzeln schon gedruckt; aber es war ein guter Einfall des Herausgebers, der sich unter der Vorrde de Lucca unterschreibt, und noch eine Sammlung der Reden des Hrn. v. S. zu veranstalten verspricht, sie in Einem Bande zusammen drucken zu lassen.

Gleich im Anfange der Betrachtungen über die Handlungsgrundsätze der Engländer *) drückt sich der V. gewiß etwas zu stark aus, wenn

*) Wir finden hier in unserm Exemplare keinen Titel, und wir werden berichtet, daß sich auch in andern kein Titel zu dieser Abhandlung finde. Aber den hier angegebnen finden wir S. 302.

er schreibt, die Handlung sey das einzige Mittel, die Macht der Staaten zu stützen und zu erweitern; als ob alle Wohlfahrt eines Landes allein auf die Blüthe des Handels beruhte. Daß ein Staat auch ohne auswärtigen Handel sehr blühend hat werden können, ist der alte israelitische ein Beweis; und noch haben einige Staaten Ursache, mehr die Handlung, andre mehr den Feldbau zu begünstigen. Aber mit Recht giebt der V. im folgenden die Landwirthschaft als den Grund und die Stütze aller Handlung an. Keine Nation hat bey der Aufklärung der Handlungswissenschaft durch ihre fähigsten Köpfe so viel Einsicht an den Tag gelegt, als die Engländer; und ihre Grundsätze, deren Vortrefflichkeit ein überal glücklicher Erfolg erwiesen, verdienen von jeder Nation angenommen zu werden. Aus des Fortbonnais Elemens du Commerce, in welchen die Maximen des Verfassers des British Merchant zum Grunde liegen, hat der Hr. v. S. hier neun Grundsätze, die die mancherley Verrichtungen des Handels leiten, zum Texte seiner Ausführung genommen. Wir wollen unsre Leser in der möglichsten Kürze mit den Gedanken des V. bekannt machen.

Die Verrichtungen des Handels bestehen: in dem innern **Umlaufe der Waaren**, in der **Ausfuhr des Ueberflusses**, und in der **Einfuhr fremder Waaren**, entweder zum **Verbrauche**, oder zur **Wiederausfuhr**. Also I. **der offenbarste Gewinn einer Nation ist die Ausfuhr des Ueberflüßigen.** Nichts hier von dem innern Umlaufe; denn die Ausfuhr des Ueberflüßigen setzt schon das Nothwendige voraus. Vergebens aber wird die Gewinnung des Ueberflüßigen gehofft, wenn die Landwirthschaft nicht im

Flor

Flor ist. Der Ueberfluß ist eine größere Menge von Nothwendigkeiten, als der innere Verbrauch fodert; und diese sind ursprünglich dem Erdbaue zu verdanken. Die wichtigste Erinnerung für jeden Staat, es dem Ackerbau und jeder ländlichen Beschäftigung nicht an Unterstützung und Aufmunterung fehlen zu lassen. Ferner setzt die Gewinnung des Ueberflüßigen eine mit der Größe des Landes verhältnißmäßige Zahl von Arbeitern voraus. Die Menge des Volks ist der Reichthum der Staaten. (Oder besser mit einiger Einschränkung: ein zahlreiches und fleißiges Volk, das in die verschiedenen Stände und Beschäftigungen wohl vertheilt ist, macht den wesentlichen Reichthum eines Staats aus.) Je größer die Menge des Volks: destomehr die Verzehrung, die Leichtigkeit sich Unterhalt zu verschaffen; desto leichter auch die Last der gemeinen Ausgaben; destomehr wird in allen Gattungen erzeugt, wenn nur die Arbeitsamkeit gehörig geleitet wird; destomehr kann ausgeführt, und der Reichthum der Nation vergrößert werden. Die Sorgfalt also, Ueberflüßiges zu gewinnen, schließt zugleich die Erhaltung und Vermehrung der Einwohner, alle Beförderung der Bevölkerung in sich. Der Fürst ist ein Vater, der in der Vermehrung seiner Kinder die Gehülfen vermehren sieht, welche zur Erhaltung und Bereicherung der Familie mit vereinten Kräften arbeiten. Wenn aber ein Land seinem Erdbaue, seiner geschickten Arbeitsamkeit, nur die Nationalverzehrung zum Ziel setzt, wird es sich Theurungen und den übeln Folgen derselben aussetzen. Also schon in seiner eignen Wohlfahrt hat der Staat einen dringenden Bewegungsgrund, der Arbeitsamkeit die Ausfuhr zu

 erleich-

erleichtern; vortheilhafte Handlungstractate zu errichten, seine Bürger gegen offenbare oder verholene ausländische Bedrückungen zu schützen. Noch eine nähere Hülfe kann er ihm durch eine gute Leitung der Handlung, durch Beförderung des innern Zusammenflusses der Materialien und der Arbeiter, geben. Endlich muß er auch durch große Ausgangsgebühren den auswärtigen Abgang nicht erschweren. Der Gewinn, den diese Ausfuhr verheißt, ist beträchtlich: Blühender Feldbau, grö-rer Werth der Landgüter, Wohlfeile (oder doch hinlänglicher Vorrath, verhältnißmäßige Wohlfeilheit) aller Nothwendigkeiten, Leichtigkeit sich diese zu erwerben, vervielfältigte Ehen: Vermehrung des relativen Reichthums um die ganze Summe, die das ausgeführte Ueberflüßige beträgt.

II. Die vortheilhafteste Art der Ausfuhr der überflüßigen Früchte des Landes ist, sie zuvor verarbeiten. Der Landbau ernährt nur einen Theil Menschen: die Geschicklichkeit vervielfältiget den Nutzen der Erdfrüchte. Die Zubereitung beschäftigt eine Menge Menschen; der Lohn der Arbeiter wächst dem Preise der Waare zu, und dieser Zuwachs übersteigt bey den meisten künstlichen Erzeugnissen den ursprünglichen Werth der Materie zehn, oft hunderfältig. Ein Beyspiel sind die feinen Brabanderspitzen, die aus Flachs verfertigt werden. Dazu kömmt noch der Gewinn des Handelsmanns, der die Waare verführt. (Der V. scheint also mit allem Rechte es dem Staat und den Manufakturen nicht für zuträglich zu halten, daß der Manufakturist Kaufmann sey.) Die Ausführung der überflüßig verarbeiteten Landesfrüchte vermehrt den relativen Reichthum des Staats, noch über den

Werth

Wehrt der rohen Materie, um den Lohn, der den Arbeitern gezahlt worden, den Vortheil des Umlaufs aller dieser Wehrte, die mehrern Abgaben, die der Staat von seinen jetzt wohlhabenden Bürgern fodern darf, und endlich die grössere Bevölkerung, die wiederum den innern Umlauf beschleuniget, und den Nutzen der gewonnenen Werthe erhöht; Und noch grösser ist der Vortheil, wenn man die Staaten im Zusammenhange betrachtet; denn der mehrere Vortheil des Ausführenden ist der Verlust desjenigen, wohin verführt wird. Es ist allerdings wahr, was der V. sagt, daß die Handlung einer Nation, die nicht alles unternimmt, was sie unternehmen konnte, abwärts steige. Selbst also die Furcht, den geringern Vortheil der Nationalcultur zu verlieren, muß den Gesetzgeber bewegen, die Verarbeitung der überflüßigen Landesfrüchte, bevor sie ausgeführt werden, zu betreiben. In England war eine eigne Handelsgesellschaft, (Aduenturers) welche die Wolle auszuführen zum Zweck hatte. Und dieses England hat heute auf die Ausfuhr seiner Wolle und andrer Sachen Lebensstrafe gesetzt. Die Ausfuhr des unverarbeiteten Materiale, ist durch Verbote oder erhöhte Ausgangsgebühren zu hindern. (Das letzte wird wohl allemal das Würksamste, und auch noch bey den Zollbeschwerungen viele Behutsamkeit und Mäßigung zu gebrauchen seyn, damit nicht durch Aufhebung der Ausfuhr, selbst der Anbau der Produkte gemindert würde, und dem Staate durch die Verarbeitung ein geringerer Vortheil zuwachse, als er vorhin durch die Ausfuhr der rohen Materie erhielt.) Sind keine Fabriken im Lande, so kommen unsere Materialien verarbeitet zurück,

und die Ausländer nehmen uns zehn- und vielmal mehr dafür ab, als sie uns gegeben, und das Land wird nach und nach erschöpft. Wird das Material nicht ausgeführt, so fällt wegen der größern Menge sein Werth; (nur daß nicht zugleich der erniedrigte Preis, wie schon gesagt, den Anbau mindre!) der angehende Fabrikant kann sich leichter damit versehen, und wohlfeiler arbeiten. Noch mehr, die gehinderte Ausfuhr wird fremde und geübte Künstler ins Land ziehen. Unter der Elisabeth gieng e großer Theil der flamandischen Tuchmacher, die meistens englische Wolle verarbeitet hatten, nach England über, und gründeten die berühmten Tuchfabriken. Hängt der fremde Staat in Absicht auf die rohe Materie von uns ab, und verbraucht sie selbst, und wir haben ähnliche Fabriken und Manufakturen; so wird der durch die Ausgangsrechte bey uns herabgesetzte und bey ihm erhöhte Preis des Materials, unsern Fabrikanten den Vorzug im Zusammenflusse versichern, und sie werden in dem fremden Staate mehr, als seine eignen Fabrikanten absetzen. Haben wir noch keine; so werden wir den ganzen Zweig seiner Handlung durch seine nothwendig auswandernde Arbeiter an uns ziehen. Und eben das wird geschehen, wenn seine Manufakturwaaren mit den unsrigen an einem dritten Handelsplatze zusammen kommen. Ganz anders ists, wenn die fremden Arbeiter wegen des rohen Materials nicht von uns abhängen. Nie also muß die Einschränkung der Ausfuhr ohne genugsame Behutsamkeit und Erwägung aller möglichen Fälle unternommen werden. Das beste Mittel die Ausfuhr zu verhindern, ist der beförderte innere Zusammenfluß der Arbeiter. Man sollte die Fabrikanten

ten vermehren, um den Ausgang des rohen Materials zu verhindern, nicht umgekehrt. (Wir setzen hinzu, bey der größern Zahl der Arbeiter wird auch der Arbeitslohn Anfangs geringer seyn, und der Kaufmann ermuntert werden, die im Lande erzeugten wohlfeilen Manufakturwaaren Ausländern zum Verkauf zu bringen; und daß nachher bey der zunehmenden Güte der Waare und dem mehrern Absatz der Arbeitslohn höher steigt, ist kein Zeichen des Verfalls, sondern der Blüthe der Manufaktur, wenn nicht Theurung der großen Stadt oder Mangel an Arbeitern schuld daran sind. (Aber wie wichtig auch der Grundsatz ist, die überflüßigen Früchte erst in ihren künstlichen Gestalt auszuführen, so darf man ihn doch nicht zu weit ausdehnen. Der Schöpfer hat unter den Völkern, wie verschiedene Erdfrüchte, so auch gewisse Nationalfähigkeiten ertheilt, und ohne das natürliche Geschick wird man Zeit und Material verderben. Man raubt sich das Vermögen, in einer Gattung etwas Vorzügliches zu leisten, wenn man zu viel thun will. (Am wenigsten wird es also da rathsam seyn, eine neue Manufaktur anzulegen, wo schon eine benachbarte Nation, die das Material nicht von uns erhält, im Besitz dieses Handels, und auswärtiger Vertrieb nicht zu hoffen ist!) Die Nationen, sagt der Verf. bedürfen einander; alle geben sowohl, als sie empfangen. Jede aber bestrebe sich den Vortheil, den das Geben bringt, so sehr zu vermehren, als es möglich ist, aufs vortheilhafteste auszuführen und einzuführen, die Bilanz zu gewinnen. (Allein in der That ist doch auch, da der Verf. überall nur das baare Geld, das ins Land geht, als den Gewinn des Staats ansieht, zu bemer-

merken, daß das Geld nicht der Reichthum einer Nation, sondern bloß das Mittel des Handels ist. Reichthum ist der Ueberfluß an allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens; und die Kennzeichen desselben sind das blühende Ansehn ei Landes, viele und große Manufakturen, gefüllte Waarenläger. Und in dieser Betrachtung ist auch der ostindische Handel, wie sehr er auch für Ostind ein Gewinnhandel ist, für Europa selbst sehr v theilhaft.) Aber wie ist es nun einem Staat am vortheilhaftesten, seine Bedürfnisse von Andern zunehmen? Die folgenden zween Grundsätze erklären es:

III. Die Einführung fremder roher Materien, um sie zu verarbeiten, anstatt d man sie schon verarbeitet kaufte, ersparet viel Geld. Wir wollen nicht wiederholen; denn dieser Grundsatz ist eigentlich die Umwendung des vorhergehenden, beyde gründen sich auf einerley Ausrechnung. Auch hier sind verschiedne Ausnahmen: aber die Klugheit räth, die Versehen andrer Nationen zu nützen.

IV. Waaren gegen Waaren eintauschen ist überhaupt vortheilhaft, die Fälle ausgenommen, wo es diesen Grundsätzen zuwider geschicht. Aller Barathandel ist vortheilhafter, als ein Contanthandel; denn hier trägt die Nation die Schuld mit der Arbeitsamkeit ab, die ein unermeßlicher Schatz ist. Aber der Vortheil kann in Ansehung der Waaren größer und geringer seyn. 1) Rohes Material gegen ein andres eintauschen, ist eben so viel, als wenn es durch eignen Anbau gewonnen würde: aber der Tausch ist nur dann nicht nachtheilig, wann des Materials mehr vor-

vorhanden ist, als in einer Gattung zu verarbeiten der Nationalämsigkeit zuträglich; oder auch noch alsdann, wann man sich des eingetauschten Materials, entweder zu einem größern Gewinn, oder zur Befriedigung wahrer Bedürfnisse bedient, und es nicht anders erhalten kann.

2) Manufakturen gegen noch rohes Material einführen, ist ein zwiefacher Verlust. Nur in dem Einen Falle ist der Tausch weniger nachtheilig, wenn man der Waare bedarf, und sie auf vortheilhaftere Art nicht erhalten kann. 3) Rohes Material gegen Manufakturwaare einführen, ist der nutzbarste Barat: aber 4) der Tauschhandel mit Manufakturwaaren gegen Manufakturwaaren wird am ehesten bestehen. Dieser Handel ist vortheilhaft, weil man seinen eignen Bedürfnissen gleichsam durch inländische Arbeiter Genüge leistet; weil man dadurch auch im ökonomischen Handel (Zwischenhandel) den Vorzug vor andern leichter behauptet, indem der baratirende Staat schon bey der Ausfuhr seinen Vortheil gefunden, den andre Völker erst bey der Wiederausfuhr suchen müssen. Doch kann auch bey diesem Tausche relativer Verlust seyn. Alles kommt hier auf die genaueste Berechnung der verschiednen Werthe an, und hier hat die Handlungspolitik ein weites Feld, ihre Ueberlegenheit zu offenbaren. V. Waaren einführen, die den Vertrieb der Landeswaaren, oder die Aufnahm der Manufakturen und den Bau der Felder hindern, zieht das Verderben der Nation unvermeidlich nach sich. Dieser und der folgende Grundsatz zeigen die schädlichen Gattungen der Einfuhr. Eine fremde Waare wird den Vertrieb der Landeswaare alsdann hin-

hindern, wann sie die Landeswaaren an irgend einer der Eigenschaften übertrifft, die den Käufer zu bestimmen pflegen. Der Nationalfabrikant wird, wenn er mit dem Ausländer nicht Preis halten kann, seiner Arbeit es an innerer Güte abgehn lassen; der Fremde nicht versäumen, diesen Fehler der Nationalfabrikatur bekannt zu machen, und seinen Mitwerber dadurch ganz darnieder schlagen. Die Abnahm der Fabriken wird der verringerte Bau der Felder immer begleiten; und diese Verminderung fördert durch einen Gegenstoß gleichsam noch mehr den Untergang der Fabriken. Der V. verfolgt hier noch weiter die schädlichen Folgen des Zusammenflusses fremder Waare mit der Landeswaare, wenn jene vor dieser den Vorzug behauptet. Ohne Zweifel ists der Handlung am zuträglichsten, wenn die Landeswaare der fremden durch sich selbst den Vorzug streitig macht; und dieser wird durch Beförderung des innern Zusammenflusses erhalten. Allein da es Manufakturen nicht leicht durch ihre eigne Kräfte dahin bringen; so muß ihnen der Gesetzgeber durch politische Hülfsmittel beyspringen. Von dem gänzlichen Verbot der Einfuhr darf man nicht die Emporbringung der Landesmanufakturen erwarten. Der Fabrikant wird sorgloser, fremde Waare kömmt doch durch Schleichwege ins Land, und die Consumtion wird geringer. Jeder Zwang macht die Menschen mißvergnügt; und welcher Regent wünscht nicht Vergnügen in ihren Angesichtern zu lesen? In den größern Städten und Residenzen, wo viele Ausländer, Gesandte und ihr Gefolg dem Verbote nicht unterworfen sind, ist der Zustand der Bürger beziehungsweise noch trauriger. (Aber es ist auch allerdings eine Ungerechtigkeit, wenn der Regent

dem

dem Unterthan befiehlt, schlechtere und theurere Waare im Lande, statt der bessern und wohlfeilern ausländischen zu kaufen.) Weit rathsamer also, den Landesfabrikanten gegen den Ausländer zu seiner Zeit durch erhöhte Einfuhrgebühren zu unterstützen, (und nach Befinden den einheimischen Fleiß durch Prämien oder Erlassung der Abgaben auf einige Jahre zu ermuntern. Nach der Vergrößerung des Gewinnstes wird der Zusammenfluß der Arbeiter stärker, und durch ihren Wetteifer die Waare stets vollkommner und bessern Kaufs werden; in kurzen werden sich die Manufakturen durch eigne Geschicklichkeit erhalten. VI. Waaren einführen, die nur zur Pracht und Verschwendung dienen, ist für den Staat ein wirklicher Verlust. Ihr Werth ist selten ein wahrer innerlicher, Eitelkeit und Einbildung bestimmen ihn. Werden solche Waaren für Landeswaaren eingeführt, so empfängt man weniger am natürlichen, werden sie für Geld gekauft, so giebt man mehr an relativem Werthe, als man empfangen, und der Wohlstand der Bürger wird um nichts erhöht. Der V. betrachtet näher den Einfluß der Pracht. Aber wir können ihm nicht beystimmen, wenn er behauptet, die Ueppigkeit, die nicht Fremde bereichere, sey kein Uebel, es schade dem Staate nicht, wenn dieser Bürger insbesondre arm werde, und Andre sich bereichern. Man muß doch über alles die schädlichen Einflüsse des Luxus auf die Seele und die Sitten mit in Erwägung ziehen: und wird es nicht für die geringere Klasse der Bürger, die von ihrer Händearbeit leben, von schädlichen Folgen seyn, wenn die Vermögenden verarmen, oder von Kräften kommen? Der mäßige inländische Luxus, der die Künstler und Manufakturisten

risten erhält, die Industrie vermehrt, ist für die Gesellschaft nützlich und wohlthätig: aber der mit dem Vermögen der Bürger unebenmäßige Aufwand, zumal in Kleidern und den zeittödtenden Gastereyen, ist doch wohl allemal, wenn er auch nicht Fremde bereichert, dem Staate, der Bevölkerung sehr schädlich.

VII. **Die Einführung nothwendiger Sachen kann nicht für ein Uebel gehalten werden: aber die Nation verarmet doch dabey.** Ein Volk kann seine Bedürfnisse auf dreyerley Art erhalten, deren eine immer schädlicher, a die andre ist; für seine Manufakturwaaren, für ro Materie, und für baar Geld. Auch die Bedürfnisse haben ihre Stufen, und noch andre Umstände vergrößern und vermindern den Verlust: aber immer ist ein Volk beziehungsweise schlechter daran, 1 diese Nothwendigkeiten von außen erhält. Jed Volk bestrebe sich, so viel möglich, von einer so beschwerlichen Unterwürfigkeit sich zu befreyen; Der Gesetzgeber lasse es sein erstes Augenmerk seyn, daß dasjenige, was die Einwohner selbst verbrauchen, durch ihren eigenen Fleiß erhalten werde! Bey der jetzigen ungemeinen Aufmerksamkeit, und da die Mittel einen Staat blühend zu machen, kein so tief verborgnes Geheimniß mehr sind, sagt der V., wird jedes Volk seine Vortheile wahrnehmen, und von der Natur, von dem Genie unterstützt, seine Absicht erreichen; aber gegenseitige Bemühungen werden den gegenseitigen Vortheil vereiteln; und aller Vortheil wird zuletzt darinnen bestehen, daß eine Nation auswärtiger Waaren weniger oder mehr bedürfen wird. (Aber alles wird doch immer auf die klugen Anstalten und Vorkehrungen der Regierungen an-

kom-

, und hierinn wird immer eine Nation der
n überlegen seyn.
ne Nation, die Einsicht und Aufmerksam-
einigt, wird keinen Vortheil fahren lassen;
durch die Ausfuhr eigner Erzeugnisse ge-
; sie kann, was sie einführen muß, also ein-
daß sie nichts, oder doch das Wenigste
; sie kann auch bey der Wiederausfuhr
Denn VIII. fremde Waaren einfüh-
n sie wieder auszuführen, bringt ei-
wesentlichen Nuzen. Der Wiederaus-
oder Zwischenhandel (wie wir ihn lieber
Prof. Büsch, als mit dem V. nach dem
Commerce d'économie, aber undeutli-
nischen Handel nennen wollen) hat
Entstehungsarten. Die Noth,
re Boden, hat Tyrus, Massilien, Ve-
sen Handel gelehrt. Die vortheil-
h eine vorzügliche Kenntniß der Schif-
t, war Ursache, daß die Hansestädte
r die Seestädte) lange Zeit allen Han-
führten, und die Waaren von Norden
und von Mittag gegen Norden wech-
eilten. Beyde, sagt der V., können
erhalten, als ihr gewisse günstige Um-
Unwissenheit den Völkern, von und zu
Handel geschieht, verschlossen halten.
aber, als ein Staat seinen äußern Han-
Zwischenhandel vergrößern kann, ist
sehr ansehnlich. Der relative Reich-
ausführenden Staats wird vermehrt
rschuß des Verkaufpreises gegen den
uhr- und Einfuhrfracht. (Aber
ist doch so ungemein groß nicht: und

 wenn

wenn der Staat, der seine Manufakturwaaren einem andern zur Wiederausfuhr nach entferntern Ländern schickt, etwas an dem Verkaufpreise verl t, der sich doch auch heruntersetzen wird, wenn er z ersten Hand geht; so genießt er dagegen bey dem mittelbaren Handel eine weit größere Sicherheit. Wir verweisen hier nur unsre Leser auf das, was kürzlich Hr. Prof. Büsch in seinen kleinen Schriften von der Handlung S. 111 ff. gegen die unbedingten Anpr ser des direkten Handels mit vielem Grunde unse Erachtens geschrieben hat.) Doch würde der Zu schenhandel nachtheilig seyn, wenn er von dem N tionalaktivhandel abhielte.

IX. Seine Schiffe andern Nationen vermiethen, ist ein vortheilhafter Handel. Dieser letzte Grundsatz betrachtet die Fracht. Außer dem beträchtlichen Vortheil des Schiffbaus, wächst dem Staate im relativen Reichthume der ganze Werth der Fracht zu, der sicherer bezahlt wird, als der Werth der Waare. Auch die Landfracht beschäftigt eine große Menge Menschen; sie vergrößert den Landbau zur Unterhaltung des Zugviehes, und verbessert ihn zugleich. Sie verdient in den Ländern, die keine Schiffarth haben, die Aufmerksamkeit des Regenten. Der V. beschließt diese Betrachtung mit zween Fragen: 1) Wäre es, nach wohl überlegten Folgen, die etwa die Neuerung haben könnte, nicht nützlich, die auf fremder Fracht eingehenden Waaren mit höhern Zöllen zu belegen? 2) Könnte die Meßfreyheit nicht blos unter dem Bedingnisse gestattet werden, daß Ein- und Ausfuhr durch Landesfrachtwägen geschähe?

Die

Die zweyte Abhandlung, ein Versuch über das Verhältniß der Stände, ist, wenigstens in Ansehung der Form, nicht vom Hrn. v. S., sondern von einem seiner Schüler. Die Ausführung dünkt uns auch den übrigen nicht gleich zu kommen, und selbst der Ausdruck ist verschieden. Sie ist ohne Zweifel von dem in der Vorrede genannten Hrn. Oswald, der die Vorlesungen des Hrn. v. S. genutzt hat; denn die andre, die nach dem Bericht des Herausgebers einen fremden Nahmen an der Stirne führte, die über das Mauthwesen, führt Hr. v. S. selbst in der vorhergehenden Abhandlung als die seinige an. Wir wollen, um uns den Raum zu den übrigen zu sparen, blos die Eintheilungen hersetzen. Die allgemeinste ist die Eintheilung in plattes Land, und Städte. Jenes ist von Ackerleuten, und von Menschen bewohnt, die sich mit der Landwirthschaft beschäftigen. Die verschiednen Stände der Städte theilt der Verf. in vier Classen. Die erste Classe ist der Adel. Die zweyte sind diejenigen, die dem Staate durch ihre Beschäftigung zur Erhaltung dienen, Handelsleute, Manufakturisten, nutzbare Künstler, Handwerker. Die dritte sind die, welche ihren Unterhalt für ihre Dienste vom Staat ziehen, die Geistlichkeit, der Hofstaat, die Truppen, Gelehrte, belustigende Künstler, Dienstgesinde. Die vierte endlich die, welche ihren Unterhalt vom Staate umsonst ziehen, ohne einige Dienste ihm zu leisten, und selbst zu allgemeinem Nachtheil. Dergleichen sind, die von ihren Zinsen leben, unbedienstete Leute, Bettler. (Dieses letzte Urtheil ist zu hart; denn eine niedrige Zinse ist doch dem Handel sehr

vortheilhaft. Kann man es tadeln, daß bejahrte Leute, nachdem sie ein gutes Kapital erworben, s aus dem Handel ziehen, und ihr Vermögen geg ein geringes Interesse ihren Söhnen oder jüng Verwandten zur Führung ihres Handels überlass Und unter denen, die von ihren Zinsen leben, auch viele Witwen und Minderjährige, die d Staat auf andre Weise nicht nützlich werden können.) Noch eine Anmerkung schreiben wir, zur Behe gung unsrer Leser, von der S. 43 ab. „So rül „lich der Nahmen Gelehrter, und so verehrungs „würdig wahre Gelehrsamkeit ist, so würde es di „kein Glück für einen Staat und die übrigen St „seyn, wenn die Gelehrsamkeit die herrschende N „gung würde." Der Verf. findet selbst im Folg den die Zahl der Studierten zu groß; und in der T ist sie zu den Lebensarten, in welchen sie brauchl sind, in gar keinem Ebenmaaße. Wahr ists, die Gelehrsamkeit dem Pfluge, den Manufaktur und überhaupt den hervorbringenden Gewerben die tauglichsten Köpfe raubt, und den Staat mit Müßiggängern, mit elenden, Lebenslang unbrauchbaren Menschen überschwemmt, die größtentheils im ehelosen Stande leben müssen, weil sie eine Familie zu ernähren nicht im Stande sind. Zugleich schadet unsers Bedünkens die Gelehrsamkeit der gemeinen Wohlfahrt auch noch durch die Beschäftigungen der Studierenden. Die meisten treiben auf der Universität gerade nicht die recht gemeinnützigen, die Erhaltung der Staaten lehrenden Wissenschaften, sondern oft viele unnütze Grillen, und kommen dann in Bedienungen, wo sie täglich über Geschäfte urtheilen sollen, die ihnen gänzlich fremd sind. Und wie viel ist auch der Schriftstellerey unter uns geworden?

Doch sind wahrlich die meisten Bücher von entbehrlichste Waare, die mehrentheils in Jahren ihren ganzen Werth verliert. Hat jeder Staat wichtige Ursache, dem schädli- e entgegen zu arbeiten, die Verminderung der Gelehrten, und die Vermehrung der Classen der Bürger zu befördern; und kann der allgemeinen Neigung der Väter, ihre dieren zu lassen, oft und stark genug wi-

dritte Abh[illegible]dlung, vom Zoll- und [illegible]esen. ([illegible] o[illegible]r Mauthwesen; [illegible] zen [illegible]) Un- [illegible] Mauthen [illegible] bestimm- en, die bey der [illegible]infuhr, Ausfuhr, n Durchgange der Waaren (von den entrichtet werden. Sie sind von den [illegible]rn darinnen unterschieden, daß diese blos [illegible]anne und Wagen bezahlt werden. Auch [illegible] Zölle und Straßengelder zu heben, [illegible]rschiednen Quellen. Diese legt der Fürst [illegible] Zubereitung und Erhaltung der [illegible]gen der Sicherheit, die er durch [illegible] erhält. Sie sind eine Quelle der [illegible]inkünfte, ein Beytrag zu den gemei- [illegible] Das Zollrecht hingegen gebraucht der Gesetzgeber, in dessen Macht es steht, [illegible]ieten, was er zur Aufnahm der Wohl- [illegible]en zuträglich erachtet. Der V. will [illegible] als ein Re[illegible], als einen Zweig der [illegible] wissen: aber sie [illegible] des [illegible], obgleich keine [illegible] ereignen können, [illegible] oder äußerlichen

 Hand-

Handels eine Mäßigung oder Steigerung der Zölle nothwendig macht; und bey einem blühenden Ha del und einer guten Einrichtung der Zollanstalten, wird man doch immer, auch die Transitogebühr mit eingerechnet, auf etwas gewisses rechnen könne Doch nie sollte freylich der Zweck der Zollauflag die Vermehrung der öffentlichen Einkünfte und wir sehen mit dem V. die Zölle für den Za in den Händen des Regenten an, die Hand lung zu den gemeinen Besten zu leiten. V. thut den Wunsch, daß in seinem Vaterland Zölle, ohne die Transitogebühren, ganz und gar fruchtbar seyn möchten: ein Wunsch, der wohl jedem Lande, weil immer eines des andern bedar unerfüllt bleiben wird! Der einzige Zweck bey d Zollanstalten soll seyn: die allgemeine Bil zu gewinnen; d. i. die Einfuhr zu vermindern, die Ausfuhr zu vergrößern. Dieses zu erhalten, muß der Staat nur den Zusammenfluß befördern. Können seine Handelsleute Waaren von gleicher Güte in fremden Handelsplätzen wohlfeiler geben, als die eignen Handelsleute dieses Platzes; und sind dagegen Fremde nicht im Stande auf unsern Märkten mit den unsrigen Preis zu halten: so werden wir bey den Ausländern viel absetzen, und die Ausländer bey uns wenig anbringen.

Der V. betrachtet zuerst die Einfuhr, dann die Ausfuhr, und zuletzt den Durchgang der Waaren. Die Einfuhr unentbehrlicher Waaren (unter welchen nicht Rousseaus Bedürfnisse, sondern solche zu verstehen, die nach der heutigen Lebensart zur Bequemlichkeit des Lebens nothwendig sind) soll mit keinem Eingangsrechte beschweret werden. Gehören diese Waaren zur mensch-

menschlichen Nahrung, so würde ihre Beschwehrung Theurung der Lebensmittel würken, und diese den Preis der Handarbeit, den Preis der verfertigten Waare erhöhen. Die Nation wird am wohlfeilsten verkaufen können, bey der die unentbehrlichen Waaren, auch nur um das mindeste Eingangsrecht niedriger im Preise stehen. Sind die Waaren roher Stoff, den wir verarbeiten, so würde seine Beschwerung die davon verfertigte Waare vertheuern; diese Theurung unsrer Manufaktur schädlich werden, der allgemeinen Bilanz Eintrag thun. (Wir sind hier nicht ganz der Meinung des Verfassers. Der Ausländer, der nur Bedürfnisse zuführt, wird zu sehr an uns gewinnen, und eben daher wohlfeiler arbeiten können, wenn er bey uns Zollfrey ist, und wir in seinem Lande für die Bedürfnisse, die wir ihm bringen, Zoll entrichten müssen. Auch wird der Gesetzgeber auf die Grade der Bedürfnisse sehen; weniger entbehrliche Waaren mit sehr geringen, andre mehr entbehrliche mit etwas höhern Abgaben belegen.)

Entbehrliche Waaren sind es entweder beziehungsweise, weil wir sie von eben der Güte bey uns gewinnen, oder doch gewinnen können, oder überhaupt solche, die zur Bequemlichkeit des Lebens nicht nothwendig sind, sondern blos der Ueppigkeit frohnen. Die Einfuhr aller entbehrlichen Waaren ist mit Abgaben zu belegen. Diese Hauptregel wird auf die besondern Gattungen angewandt. Erstlich roher Stoff, den wir selbst gewinnen, können nur Fremde uns bringen, die ihn, die Frachtkosten eingerechnet, dennoch wohlfeiler geben, als die Einwohner. Diese Einfuhr hat auf die Handlung und die Landescultur

den schädlichsten Einfluß. Die Gewinnung wird abnehmen, und unsre Manufaktur immer zurückbleiben. Dagegen wird eine Abgabe, die sich nach der Nothwendigkeit der Waare und dem Verhältnisse des Preises der Ausländer zum Preise der Einländer richtet, den Absatz der Einländer vervielfältigen, dieser eine neue Reizung zu mehrerer Gewinnung seyn, und der Zusammenfluß der Einländer den Preis des Materials so weit herabsetzen, daß unsre Manufak den Ausländern gleich verkaufen kann. Weiter, bey den Materialien, die wir gewinnen können, würde eine gleich Anfangs darauf gelegte Abgabe nur Vertheurung unsers Produkts ken; wir müßten, um die Manufaktur nicht einge zu lassen, den Ausländern die Mauth vergüten. Regierung reize erst durch Ermunterungen zur Gewinnung, und wenn einmal zu einer hinlänglichen Menge Hoffnung vorhanden, dann helfe sie durch eine verhältnißmäßige Abgabe der Nationalfabrikatur vollends auf. Endlich ein Material kann in der ersten Gestalt unentbehrlich seyn; aber nicht in der künstlichen, worinn es gebracht wird. Z. E. ein Land kann keinen Flachs erzeugen, aber spinnen kann es: soll der Zwirn unbelegt hereinkommen? Der V. antwortet: Wenn die Einführung eines Materials unentbehrlich, so suche mans wenigstens in der einfachsten Gestalt einzuführen, weil der Lohn der Zubereitung die Nationalbilanz vermehrt. Um das zubereitete Material hintan zu halten, werde eine rohe Materie, die schon mit einer Zurichtung ankömmt, die sie hätte von uns erhalten können, mit einer Abgabe belegt. Doch ist hiebey viele Behutsamkeit

keit und Erwägung der besondern Umstände nöthig: und uns dünkt, Aufmunterungen zur Zubereitung der rohen Materie werden mehr nützen, als Abgaben, die uns die zubereitete Materie nicht entziehen, nur vertheuern werden.

Den Absatz der Landesmanufakturwaare werden Ausländer nur alsdann hindern, wenn sie wohlfeiler verkaufen können. Dieser Fall aber wird bey einer wohlgegründeten Manufaktur selten statt haben. Man hat nachzuforschen, wie hoch dem Ausländer seine Waare, wie hoch die Frachtkosten zu stehen kommen? und was er ordentlich gewinnen müsse, um sich zu der Spekulation zu entschliessen? Dieses gegen den Preis der inländischen Waare, und den nöthigen Gewinn des Handelsmanns berechnet, soll das Eingangsrecht so hoch seyn, als der Ueberfluß des erstern, nach Abzug des zweyten Preises. Dadurch hat der Einländer den ganzen Betrag der Fracht zum Voraus, der ihn in den Stand setzt, vor dem Ausländer im Zusammenfluß den Rang zu behaupten. Aber dieses kann bey einer nur errichteten Manufaktur nicht geschehen. Bey ihrer unächten Waare hat noch keine Concurrenz statt: nur würde, durch Erhöhung der Eingangsrechte, eine Vertheurung der Waare verursacht werden, die Ausländer dabey nichts verlieren, und der Absatz nicht geringer werden. Eine solche Zollerhöhung würde eine wahre Kleideraccise seyn. Wird der Manufakturist aber thätig vom Staat unterstützt, so kann er wohlfeil und nach seinen dermahligen Umständen viel verkaufen. Seine Geschicklichkeit wächst durch Uebung, die Güte und Schönheit der Waare nimmt zu, der Verbrauch unter den höhern Classen der Einwohner

wird stärker. Wenn die Nationalfabrikatur einmal eine gewisse Höhe erstiegen hat, dann kann ihr durch die vorgegebne Regel, auch noch allenfalls durch eine Erhöhung, Hülfe geleistet werden. Und das Beyspiel des Hofs, der selbst die Nationalfabrik trägt, wird viel zur Aufnahm derselben beytragen.

Auf die Einfuhr der entbehrlichen Frachtwaaren sollen starke Eingangsrechte gelegt werden. Es ist nothwendig, einer Einfuhr Hindernisse zu legen, die uns unser Geld entführt, und den Verkauf unsrer eignen Erzeugnisse zernichtet. (Nur muß die Auflage auch stark genug seyn, der Ueppigkeit Einhalt zu thun, die fremde Waare zurück zu halten, nicht blos sie den Einwohnern theurer machen. Doch giebt der V. auch hier Ausnahmen an, die die wechselseitige Handlung und Beschaffenheit der Länder nothwendig machen können.

Die Verbote der Einfuhr sind oft schädlich, und beynahe niemals nothwendig. Zu Verboten also ist mit der äußersten Behutsamkeit, und nur in den Fällen zu schreiten, wo alle übrigen Mittel nicht zureichen, die Einfuhr zu verhindern. Der V. führt die Gründe der ältern Kameralisten für die Verbote an, und zeigt ihre Nachtheile: Einschränkung des Handels, Erstickung der Nacheiferung, Schleichhandel; und allemal sind sie ein gewaltsames Mittel, dem man ein gelinderes vorziehen muß. Doch verwirft er sie nicht ganz, wie der Freyh. von Bielefeld. Bevor aber zum Verbote geschritten wird, muß überlegt werden, **ob die Manufakturen des Landes einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreicht haben? ob sie dem inlän-**

inländischen Verbrauch gewachsen sind? (Aber auch, ohne auswärtigen Vertrieb, wird eine Manufaktur immer kraftlos und unvollkommen bleiben: und uns dünkt, einer Manufaktur, die sich nicht zum auswärtigen Vertrieb heben kann, wird eine Nation lieber ganz entbehren, die Waaren von andern ziehen, und seine Arbeiter anderswo mit mehrerm Vortheil beschäftigen.) Ob sie im Stande sind, dem Handelsmann den gehörigen Credit, ohne den nicht leicht eine Handlung sich erhalten wird, zu geben? Wie man endlich dem Schleichhandel genug steuren möge?

Je mehr ein Volk seine Manufakturerzeugnisse ausführt, desto vortheilhafter wird die Handlungsbilanz, desto mehr sein relativer Reichthum zunehmen. Im Lande gearbeitete und auswärts verführte Waaren müssen mit keinen Ausgangsgebühren belegt werden. (Der V. will keine Ausnahme gestatten, worinn wir ihm doch nicht beypflichten können. Man wird, dünkt uns, wenn dem Ausländer die Waare unentbehrlich ist, oder er sie auch, mit einer Abgabe beschwert, anderswo wohlfeiler nicht erhalten kann, immer noch eine Abgabe darauf schlagen dürfen, und sie dem Ausländer bezahlen lassen.) Woferne, sagt der V., ja eine Abgabe auf die Ausfuhr statt fände, so dürfte es der Fall seyn, da der Staat eine blos paßive Ausfuhr hätte, um durch die aufgelegte Abgabe, welche nur die fremden Ausführer zu entrichten hätten, den Gewinnst der Ausländer dergestalt zu mindern, daß die Größe des möglichsten Gewinnstes unsern Handelsmann antriebe, selbst auszuführen; da denn der relative Reichthum des Staats um

den ganzen Betrag der Fracht vermehrt würde, den er bey der paßiven Ausfuhr verlohren. (Aber nicht immer wird es rathsam seyn, wie die Bemerkungen des Hrn. Prof. Büsch lehren, einen Paßivhandel in eine Aktivhandlung zu verändern: der Kaufmann wird in dem fremden Lande seine Waaren, bey der Concurrenz der Verkäufer, um sie nicht zurücknehmen zu dürfen, oft unter dem Preise wegschlagen, und um einen zweyten Gewinn, und seine Rückfracht gut zu machen, statt des baaren Geldes, das der Staat bey dem Paßivhandel erhält, entbehliche Waaren ins Land bringen.)

Um die Bürger zur vortheilhaftesten Ausfuhr anzutreiben, müssen die **rohen Materien, die man im Lande selbst verarbeiten kann, mit starken Zöllen belegt werden.** Wir verweisen hier nur, um nicht zu widerholen, auf den zweyten Grundsatz der vorhergehenden Abhandlung, und fügen noch die hier genauer angegebenen Einschränkungen bey. Woferne nicht genug Manufakturen im Lande sind, die gewonnenen Materien zu verarbeiten; woferne nicht gegründete Hoffnung vorhanden, so viele ohne Nachtheil andrer Arbeiten errichten zu können; woferne diese Materien nicht die einzigen sind, die weder wirklich bey andern Völkern vorhanden, noch durch ihre Anstrengung zu haben sind; woferne außerdem ihre Anbauung nicht so beschaffen, daß ihre Fortsetzung ohnedies schon an sich selbst nothwendig wäre; woferne endlich die Zubereitung den Werth der rohen Materie nicht beträchtlich erhöhet: in allen diesen Fällen, wird das Verbot gar nicht nutzbar seyn. Der V. schlägt, nach dem Muster der Engländer bey ihrem Getraidhandel einen Mittelweg vor. **Wenn nach dem mittlern**

mittlern Preise aus vielen Jahren, ein Preis bestimmt wird, unter welchem die Ausfuhr, mit Anwendung obiger Regel, erlaubt ist: so werden sich unsre Fabriken allezeit wohlfeil versehn können, und bessere Preise erhalten, als die Fremden, die noch Fracht, Commißionsgebühren und andere Kosten anwenden müssen.

Als eine nützliche Maaßregel sehen einige an, die Wiederausfuhr roher bey uns eingeführter Materialien mit starken Abgaben zu belegen, oder gar zu verbieten. Aus eben dem Grunde, wie die Ausfuhr der eignen. Aber man hat nicht bedacht, daß es in der Gewalt des Gesetzgebers nicht steht, die Einfuhr zu leiten. Die Zufuhr wird geringer werden, und die Nation den Vortheil des Zwischenhandels verlieren.

Unstreitig ist der Zwischenhandel, wenn er nicht vom Nationalactivhandel abhält, ungemein vortheilhaft, besonders wenn er mit eignen Schiffen, oder eigner Fracht geführt wird; weil alsdenn der Staat noch den ganzen Betrag der Fracht gewinnt. Waaren, womit die Einländer einen Zwischenhandel treiben, müssen weder bey der Ein- noch Ausfuhr etwas zu entrichten haben. Je weniger Unkosten unser Kaufmann hat, desto leichter wird er vor andern den Vorzug behaupten, desto stärker der Absatz, und größer die Summe des ganzen Gewinnstes seyn. In Holland wird dieser Regel zwar entgegen gehandelt: aber entweder sind die großen Staatsschulden daran Ursache; oder die Republik weiß ihres wahren Vortheils nicht recht wahrzunehmen. Weil unter den Waaren, womit Zwischenhandel getrieben wird, einige seyn mögen,

mögen, deren Verbrauch der Gesetzgeber durch grosse Zollauflagen oder gänzliche Verbote zu hindern sucht: so hat man zween Wege, dem Unterschleife vorzubeugen. Entweder werden die Zölle bey der Wiederausfuhr zurückgegeben; oder man hat Freyhäfen, uneigentlich sogenannte Stapelstädte, bestimmt, wo alles, dessen Wiederausführung vortheilhaft ist, frey einzuführen verstattet wird. Aber aus diesen können leicht einige Waaren in das Innere des Land verschlichen werden: und die Rückzölle vervielfältig die Zollgeschäfte, und nehmen den Handelnden viele Zeit. Jeder Staat wähle, nach Maaßgebung seiner Lage, das ihm zuträglichste! (Uns dünkt, der Staat hat vielmehr Ursache, die Landesmanufakturen durch Aufmunterung und Begünstigungen dahin zu erheben, daß ihre Waaren, statt der fremden, die zum Zwischenhandel dienen, können ausgeführt werden, und alsdann die fremden Waaren durch Auflegung hoher Zölle zurück zu halten.) Der V. wirft zuletzt die Frage auf: Ob nicht bey dem Zwischenhandel in dem Falle Eingangsrechte aufgelegt werden könnten, wann die Waaren durch ausländische Fracht überbracht werden?

Durchgehende Waaren sind entweder Materialien, zur Unterstützung solcher Manufakturen, die unsre Erzeugnisse entbehrlich machen, oder solche Waaren, deren ähnliche wir selbst gewinnen, und sie werden auf Orte geführt, wo sie mit den unsrigen wetteifern; oder es sind Waaren, dergleichen wir nicht erzeugen, und die mit den unsrigen nicht zusammenfließen. Aus diesem Unterschiede entstehen zwey Regeln der Durchgangszölle. Durchgehende Waaren, die den Absatz der National-

tionalwaaren verringern können, sind mit starken Ein- und Ausgangsrechten zu belegen. Diese werden alsdann einen weitern und unbequemern Weg nehmen müssen, und die Frachtkosten vermehrt, die der Kaufmann auf die Waare schlagen muß; oder er wird dennoch durch unsern Staat fahren: und auch in dem Falle ist der ganze Durchgangszoll eine Erhöhung des Preises seiner Waare. Hingegen sind durchgehende Waaren, die unsrer Handlung keinen Eintrag thun, mit keinen Zöllen zu belegen. Endlich ist auch eine allgemein wichtige Regel, daß die aus der Provinz Eines Staats in die andre gehenden Waaren mit keinen Zöllen beschwert werden sollen.

Noch gedenkt der Verf. kurz der Straßengelder. Der Handelsmann entrichtet sie gern für bequemgemachte Straßen, und sie fallen ihm nicht zur Last. Doch müssen sie nicht zu groß seyn, und zu ofte kommen. Der Handelsmann muß sie, als einen Theil der Fracht, auf die Waare schlagen, und den Zeitverlust rechnet auch ein ämsiger Mann in Geld aus.

Die Anwendung aller einzelnen bisher gegebenen Regeln auf die besondern Waaren heißt ein Tariff. Der V. verweißt auf die umständliche Abhandlung davon in des Freyh. von Bielefeld Institutions politiques. Ein gedruckter Tariff, damit ihn jedermann haben könne, ist zu Beförderung der Handlung unentbehrlich. Jede Klage, die gegen die Zollbedienten mit Rechte geführt wird, sollte schleunig und mit vieler Strenge geahndet werden. Der V. schließt, nachdem er bemerkt hat, daß der blühende oder elende Zustand der

Hand-

Handlung von der Beobachtung der Zollgesetze abhänge; und ferner, daß diese Beobachtung endlich und eigentlich auf die Waarenbeschauer und Zollbereuter ankomme, daß also diesen beyden gleichsam der Schlüssel zu der Wohlfahrt des Staats anvertrauet sey, mit der Frage: Ob es rathsam sey, zu Waarenbeschauern Leute zu bestellen, die ihr ger[illegible] Gehalt gegen die Bestechungen gewiß nicht [illegible]en[illegible]pfindlich machen könne? Und rathsam, zu [illegible]ll[illegible]reutern gemeiniglich Wagehälse, und solche Leute zu nehmen, bey denen man die Redlichkeit eben darum sehr schwer voraussetzen könne, weil sie sich zu einer, zwar nur durch ihr Betragen verschrienen, aber dennoch verschrienen Lebensart zu entschließen fähig sind?

Wir haben uns gerne bey Abhandlungen von gemeinnützigen Inhalt verweilet; aber wir müssen uns bey den folgenden, wenn wir nicht das Maaß einer Recension ganz überschreiten wollen, kürzer fassen. Die vierte, über das Wort Bevölkerung. Wir sehen nicht, warum sie gerade über das Wort Bevölkerung überschrieben ist: Der Verf. redet, von den Arten, die Anzahl des Volks zu erfahren, von den Ursachen der Abnahme, von den Mitteln das Maaß des Volks zu erhalten, und zu demselben hinzuzusetzen. Nur einige Erinnerungen zeichnen wir aus. Wo jedermann seinen Unterhalt finden kann, welches durch Vervielfältigung der Manufakturen und Erweiterung des Feld- und Bergbaues erhalten wird, da sind starke Gliedmaßen, und der Willen zu arbeiten, ein hinreichender Brautschatz. Um die Ehen also nicht zu vermindern, werde alles vermieden, was die Masse der Beschäftigung geringer macht. Fortbonnais verbannet

bannet aus diesem Grunde Maschinen, welche die Feldarbeit verkürzen, ohne Einschränkung. (Aber gewiß mit vielem Unrecht: sie vermehren die Arbeitsamkeit; die durch bessere Maschinen ersparten Hände werden immer können anderswo beschäftigt werden.) Eine gesunde Staatskunst sieht die Duldung öffentlicher Schanddirnen niemals als eine Quelle der Bevölkerung an: die unerlaubten Vereinigungen tragen wenig zur Fortpflanzung des Geschlechts bey. Aber noch mehr Verheerung richtet die zur Sitte gewordne Buhlerey an. Die Regierung kann nicht zu geschäftig seyn, auch dieser Einhalt zu thun. Keuschheitsaufsichten, und andre dagegen vorgekehrte Maaßregeln, sind nicht, wie einige wähnen, eine Ursach größerer Laster, sie sind ein Mittel, die Ehen zu vervielfältigen. Den Pracht sieht Süßmilch als ein Hinderniß der Ehen an, und dringt auf Prachtgesetze. Unser Verf. dagegen sagt, diese würden vielmehr die Ehen vermindern; der Reichthum würde seinen Reiz, und dadurch die Arbeitsamkeit ihren Sporn verlieren; Verlust des Auswärtigen, Einschränkung des innern Handels, Abnahme des Feldbaues und Entvölkerung würden die traurigen Folgen so unüberlegter Gesetze seyn. (Das ist aber doch gewiß auch zu viel für den Pracht gesagt. Wir halten, wie schon oben erinnert worden, nur einen gewissen Pracht mit inländischen Waaren einem Staate für sehr nützlich, allen übermäßigen, der Einwohner arm macht, und weil immer der Unvermögende den Reichen nachahmt, für sehr schädlich; und so nach können auch Aufwandgesetze, wenn sie den überhandgenommenen Luxe einschränken, von großem Nutzen seyn.

Diejenigen Staaten, deren Einwohner ei gr
Wirthschaft in der Lebensart mit vieler l t
keit verbinden, z. E. Holland, ernähren die
Menschen. Mit Unrecht wird doch auch der J
stinian getadelt, als ob er überhaupt denjeni
Vorzüge zugestehe, die unverehlicht bleib
den, Nov. CXXVII. Cap. 3. und Nov. CXVIII.
Cap. 5. In der letzten Stelle finden wir nichts
her gehöriges, und in der ersten ist die Rede von der
zweyten Ehe, die den Kindern aus der ersten leicht
schädlich wird. Auch begünstigt er nicht die Authent.
Quod hodie Cod. de Repud. die Trennung der sch
geschlossenen Ehen zum Besten der Klosterg
lübde. Die Ehen ehrwürdiger Matron
mit raschen Jünglingen sind nicht nur
lächerlich, sondern auch sehr schädlich: e
ziehen der Bevölkerung einen Mann, der mit e
Gattin von gleichem Alter Kinder zeugen kön
Solche ungleiche Ehen, wie auch die Ehen der
Siechen, würden nützlich verboten werden. Ver-
dient je eine pia causa vorzügliche Begünstigung, so
sind es die Anstalten, die zur Ausstattung armer
Mädchen gemacht werden. Wäre es nicht thunlich,
aus jeder Erbschaft, nach der Masse des Vermögens,
zu diesem Endzweck etwas zu heben, wie man sonst
für ohnehin gestiftete Armenhäuser thut? Könnten
nicht die von den delictis carnis fallenden Strafgel-
der hieher verwandt werden? Könnte man einen
Beytrag nicht auch von denjenigen wünschen, die sich
dem Klosterleben wiedmen, und eine gewisse Summe
mit dahin bringen? Sollten nicht reiche und erblos
sterbende Patrioten sich, gleich einem Holberg,
durch hiezu bestimmte Vermächtnisse, um das ge-
meine Beste verdient machen? Und ließen sich

diese

diese Vorschläge nicht mit dem Entwurfe des Herrn von Justi vereinigen, den er zur Errichtung einer Ausstattungskasse gemacht hat, und der nur weniger Zusätze und Aenderungen zu bedürfen scheint? (In der That möchten wir statt der so häufig gewordnen Witwenkassen, zumal wenn sie auch unverheyrathete Frauenspersonen aufnehmen, gerne Ausstattungskassen entstehen sehen, die unstreitig die Ehen vervielfältigen, und frühere Ehen befördern würden.) Nie können der Einwohner in einem Lande zu viel werden. Die Sorgfalt der Regenten für die Bevölkerung kann, von der Vorsorge den Einwohnern Nahrungswege zu ebnen begleitet, ohne Gränzen seyn. Die Menge der Menschen hindert einander nicht in der Nahrung: sie vermehrt vielmehr die Nahrungswege, indem sie die Verzehrung vergrößert. Das zwischen der Größe des Landes, und der Bevölkerung nothwendige Ebenmaaß wird sich von selbst erhalten. Wir würden der göttlichen Weisheit zu nahe treten, wenn wir glauben wollten, sie hätte der Fruchtbarkeit nicht die gehörigen Schranken anzuweisen gewußt. Eine sanfte und gerechte Regierung, die den Zustand ihrer Unterthanen sicher und gemächlich macht, wird immer am volkreichesten seyn.

Die fünfte Abhandlung, vom Zusammenflusse. Der V. betrachtet die verschiednen Vortheile und möglichen Nachtheile des Zusammenflusses der Verkäufer und der Käufer, mit seiner gewöhnlichen Gründlichkeit und Genauigkeit. Wir setzen nur den Schluß, das Resultat der ganzen Abhandlung her. „Die ganze Handlungspolitik beruhet auf dem in sich einfachen, aber in der Anwendung ein ge-

naues Kenntniß der Umstände und den Geist der Zusammenhaltung fodernden Grundsatz des Zusammenflusses, d. i. des Gleichgewichts der Forderungen und des Anbietens, der in die zween Haupttheile zerfällt: Bey der Theurung die Menge der Verkäufer zu vermehren, oder nach Umständen die Zahl der Käufer einzuschränken: Bey einer zu großen Wohlfeilheit die Käufer zu vermehren, oder die Zahl der Verkäufer zu vermindern."

Die letzte Abhandlung, von der Theurung in den großen Städten, und dem Mittel derselben abzuhelfen, finden wir schon in unsrer Bibliothek XIII. S. 305 kurz angezeigt. Der dortige Recensent findet den Vorschlag des Verfassers, obwohl gut demonstrirt, doch zu violent. Wir wollen unsern V. selbst hören; denn wir sind gewiß, daß sein Vorschlag verdient von den Regenten und ihren Ministern erwogen zu werden, und daß vieles könne in den größern Städten nach und nach in Ausübung gebracht werden. Die Ueberfüllung der großen Städte ist die Ursache der Theurung, die daselbst herrschet. Diese Ueberladung an einem, setzt natürlicher Weise die Leere an dem andern Orte, auf dem platten Lande, voraus. Diesem sind die unzählbaren Menschen entzogen, die in der Hauptstadt ein unnützes Gefolg von Bedienten und Mägden ausmachen, die sich den einträglichen Künsten der Pracht wiedmen, die ein unbeschäftigtes Leben führen, und in der Masse der Bevölkerung Unwerthe vorstellen. Der Ackerbau, die Aemsigkeit und die Handlung empfinden ihren Verlust. Die Felder sind entweder gar nicht, oder schlecht bestellt; und immer mehr, je

wei-

weiter man sich von der Hauptstadt entfernet. Die Aemsigkeit sollte nur diejenigen Arbeiter, stuffenweise zu den Erzeugnissen der Gemächlichkeit und Pracht abgeben, die zu den nothwendigen Beschäftigungen überflüßig sind. Aber das Verhältniß ist gerade umgekehrt. Der Mangel der Nationalverzehrung muß durch fremde Waaren ersetzt werden. Alles Geld fließt in die Hauptstadt zusammen, und fehlt gänzlich dem armen Landvolk. Das Fabrikwesen ist für Leute, die an den lockenden Wohlleben der Stadt Theil nehmen, viel zu mühsam. Die Fabrikatur bleibt deswegen in der Kindheit, die Waaren unvollkommen, ihr Absatz geringe, zum großen Nachtheile der Bevölkerung. Und diese leidet auch durch Verminderung der Ehen, die eine nothwendige Folge der vermehrten Rentierrie ist. Denn zur Erhaltung einer Familie gehören anhaltender Fleiß, oder große Einkünfte. Die ganze Classe der Mittelmäßigbegüterten verweigert dem Staate den Zins an Kindern; und so fehlet es an dem nothwendigen Nachwuchse. Die überhandnehmende Ehelosigkeit zieht natürlich Ausschweifung und Verderbnis der Sitten nach sich, so wie die Ausschweifung immer noch den Hang zur Ehelosigkeit vermehrt. Und die verwüstende Krankheit, wodurch die wider des Schöpfers Bestimmung befriedigten Naturtriebe aufs strengste gerächt werden, ist noch immer ein trauriges Vorrecht der Städte. Um insbesondre den Einfluß der Theurung auf die Wohlfahrt des Staats zu zeigen, berechnet der V. den Schaden von jeder Classe der Bürger, welche dem hohen Preise der Hauptstädte unterworfen ist. Erstlich die Kosten, die der Regent und seine Familie zu

ihrem persönlichen Unterhalte zu verwenden haben; kommen bey der Theurung den Unterthanen höher zu stehen. Das Hofgefolg und die Bedienten des Staats müssen von den auf die Unterthanen vertheilten Abgaben besoldet werden; und ihre Besoldung muß nach den Bedürfnissen abgemessen werden, zu deren Bestreitung ihnen dieselbe gereicht wird. Der Handelsmann muß seine Waaren theurer absetzen, weil seine Unterhaltungskosten größer sind, u. s. f. Dagegen steht nur auf zween Wegen dem der Hauptstadt gehäuften Gelde wieder ein Ausw[illegible] offen: Durch die landwirthschaftlichen Pr[illegible] dukte, und durch Fabrikaturerzeugnisse. [illegible] nur auf die nachbarlichen Ländereyen hat [illegible] Verzehrung der Hauptstädte einen belebenden [illegible] fluß, die entfernten Provinzen liegen außer dem U[illegible] kreise ihrer Verzehrung. Der V. erweist diese Wahrheit selbst aus dem Verhältnisse der Bevölkerung der österreichischen Provinzen. Aus dem Bevölkerungstabellen von 1753 an erhellet, daß das kleine Unterösterreich den achten Theil Volks von den weitläuftigen Provinzen Oberösterreich, Böheim, Mähren, Kärnthen, Steyermark, Görz, Gradiska u. s. w. in sich enthält. Diese Beobachtung ist doch ein praktischer Beweis, daß die Nahrungswege in Oesterreich, gegen die Nahrungswege der übrigen Provinzen, wegen des Absatzes in der Hauptstadt, um so viel häufiger sind, um so viel seine Bevölkerung, nach dem Verhältnisse der wechselseitigen Größe und Fruchtbarkeit, die übrigen Länder übersteigt, und daß der blühende Zustand dieses kleinen Theils gewiß durch die Entkräftung der übrigen erkauft wird. Wir übergehen, was der V. über die gemeinüblichen Gegenanstalten, das bisher

Maga-

Magazanirungen, Taxen und Aufwandgesetze waren, sagt, und gedenken nur des ihm eignen Vorschlags, welcher folgender ist: „Da es nur bey „wenigen Gegenständen in der Gewalt des Gesetz„gebers steht, die Menge derer zu vermehren, wel„che der übergroßen Bevölkerung der Städte die „Bedürfnisse liefern, so müßte man sich angelegen „seyn lassen, diese Bevölkerung in der Stadt „selbst zu vermindern, die Zahl der Bedürfenden „gegen die Menge der Bedürfnisse in ein vortheil„haftes Gleichgewicht zu setzen." Um also die nunmehr beständigen Wohnplätze des Landesfürsten von dem Haufen der Verzehrenden zu befreyen, werde der Ueberlauf der Rechtstreitigen aufgehoben. Die Entscheidungen der Processe können den Provinzialgerichten überlassen werden, und im Falle der Appellation, in Sachen von größerer Wichtigkeit, sollte doch die persönliche Gegenwart der Partheyen nicht gestattet werden, weil sie bey unpartheyischer Rechtspflege unnöthig ist. Noch leichter wäre es, die Gnaden- oder Dienstwerber in den Provinzen zu erhalten. Ein Verbot, ohne Genehmhaltung des Fürsten, den gewöhnlichen Aufenthalt zu verlassen, könnte die Sache heben. Die Edelleute verlassen ihre Güter in den Provinzen, um an den Ergötzlichkeiten der Hauptstädte Theil zu nehmen. Ihre Abwesenheit dort, und ihre Gegenwart hier ist gleich schädlich. Eine landesherrliche Verordnung sollte den unbediensteten Eigenthümern der Landgüter aufgeben, ihre Wohnungen daselbst beständig aufzuschlagen, und ihre Gegenwart am Hofe nicht länger, als jährlich auf einige Wochen erlauben. Der Nutzen dieser ländlichen Residenzen würde von großem Umfange seyn: Der

Knoten zwischen Herrn und Unterthan wird enger geschürzt, und alle die Nachtheile durch ihr Daseyn gehoben, die ihre Abwesenheit, sowohl ihrem eignen Vermögen als ihren Unterthanen verursacht. Die Landwirthschaft kann hauptsächlich durch die Einsicht solcher Leute gebessert werden, denen die Erziehung den Geist gebildet, und alle die Nebenkänntnisse verschafft hat, welche zur Verbesserung der Ländereyen viel beytragen, als Naturlehre, Mechanik u. dgl. Das ist eben der beneidenswerthe Vorzug des Adels, daß er mehr als jeder anderer Stand Gelegenheit hat, sich den Ueberrest seiner Mitbürger verbindlich zu machen. Jeder Edelmann, an einem einzelnen Orte unbeschäftigt, würde fast gezwungen seyn, die Landwirthschaft zu seinem Ergötzungsgeschäft zu machen. Die Stadt würde von einer ihr überlästigen Verzehrung befreyet, und dagegen diese Verzehrung an einen Ort geleitet, wo die Lebensmittel, aus Mangel des Absatzes, fast gar nicht erzielet werden. Auch die Verminderung des Dienstgesindes würde die Entfernung eines so großen Theils des Adels zur Folge haben; und dann könnte ein Gesetz die Zahl des Dienstgesindes und eine Taxe festsetzen. In den katholischen Ländern ist die Lage der Klöster in den Hauptstädten, sowohl dem Allgemeinen, als ihnen selbst sehr unvortheilhaft. Diese Männer und Frauenspersonen, denen alle Erholungen der Weltmenschen untersagt sind, würden auf dem flachen Lande gesünder und wohlfeiler leben können, und noch mehr der Jugend und dem Landvolke nützen können. Auch die hohe Schule sollte, nach dem Beyspiele mehrerer Länder, aus der Hauptstadt in eine Landstadt verlegt werden. Die Bezahlung der Lehrer muß verhältnißmäßig immer in

der

der Hauptstadt größer, als in der Provinz seyn. Und ein andrer Vortheil ist die Verminderung der Zerstreuungen. Man wende nicht ein, diese Versetzung würde viele Fremde zurückhalten. Ein Wolf, ein Baumgarten, ein Gellert, sagt unser Verf., werden Heere von Studierenden auf ein Dorf nach sich ziehen, und ihre Antipoden mitten in der Hauptstadt den Wänden und leeren Bänken predigen. Die Jahre der Schulen sind ja nicht eigentlich der Bildung des Umgangs und der Erlernung des Weltgebrauchs gewiedmet: aber der sogenannte Pedantismus sey doch kein wesentlicher Bestandtheil eines akademischen Lehrers, es enthalte keinen Widerspruch, zugleich gelehrt und ein artiger Mann zu seyn. Ein wichtigerer Einwurf gegen die Versetzung der Universitäten ist der Mangel der Krankenhäuser auf dem Lande: aber auch dieser gehört unter die bereits erkannten Fehler der Polizey. Unfern des Städtchens, das zur Universität gewählt wird, sollte ein Krankenhaus errichtet werden, das dem Landvolke im Umkreise zum Zufluchtsorte diente, und zugleich den Arzneystudierenden Gelegenheit gäbe, sich die nothwendigen Erfahrungen zu sammlen. Alle Versorgungshäuser, Waysenhäuser und dergleichen Stiftungen sind aus der Hauptstadt (und überhaupt aus den Städten auf das flache Land) zu verweisen. Die Consumtion in der Stadt wird vermindert, die Versorgung der Armen in allen Rubriken weniger kostbar, und der Ort ist der Gesundheit alter und gebrechlicher Leute unendlich zuträglicher. Mit Fabriken sind vielleicht alle Hauptstädte überladen. Der V. verwirft mit Grunde die Meinung, daß der natürliche Standort der Prachtfabriken die größten Städte seyn, weil sie der Ort ihres Absatzes sind.

Ohne zwischen den Erzeugnissen einen Unterschied zu machen, sollte man die Manufakturen und Fabriken auf das Land verlegen, insbesondre diejenigen, die weitläuftige Gebäude und viele Arbeiter fodern, und einen starken Holzverbrauch haben. Der V. verlegt also, um noch alles unter Einem Gesichtspunkte zu vereinigen, Rechtende, Gnadenwerber, unbedienstete Eigenthümer der Landgüter mit ihrem Diensgesinde, Klöster, Universitäten, Versorgungshäser und Fabriken mit ihren Angehörigen, aus den Hauptstädten an andre Oerter, die er sammengenommen, auf ein Dritttheil der Einwohner ansetzt. Jetzt müßte der Preis aller Bedürfnisse um ein Dritttheil fallen; aber weil auch die Zahl der Verkäufer abnimmt, so erfolgt, wie der V. zeigt, die Erniedrigung des Preises bey einigen nur zufällig, bey andern nothwendig. Zuletzt bemerkt der V. noch, daß sein Vorschlag, in Vergleichung mit andern, die Verzehrung nicht einschränke, sondern vertheile, die Begierden den Menschen nicht untersage, sondern sie dem allgemeinen Wohl unschädlich zu machen suche.

Pl.

VIII. Be-

VIII.

Versuch einer richtigen Theorie von der biblischen Verskunst, worinnen die äußerliche Verfassung der in der H. Schrift vorkommenden Lieder und Gedichte, nach dem hebräischen Wohlklang und der daraus entspriesenden Versart erläutert wird. Zur weitern Prüfung und Nachdenken übergeben, von **Christian Ludwig Leutwein.** Tübingen, gedruckt bey Ludwig Friedrich Fues, 1777. 136 S. in 8.

Uns witterte nicht viel Gutes, als wir das Buch zur Hand nahmen. Inzwischen sind wir im Grunde in unsrer Ahndung betrogen worden, aus der kleinen Ursache, weil das Buch eben bey dem Punkte aufhörte, auf den wir uns fürchteten.

Wir wollen versuchen, unsern Lesern mit wenigen Worten das ganze System unsers Verfassers so vorzutragen, wie wir es gefaßt haben. – Die Hebräer haben ein Metrum; nur aber muß mans nicht über den griechischen und römischen Leisten schlagen wollen, keine saphischen Oden, kein anakreontisches Sylbenmaas und was dergleichen mehr ist, bey ihnen suchen. Ihre Verse sind sich immer in der Sylbenzahl ganz ungleich; lange Zeilen, wechseln mit kurzen ab, ohne daß dabey ein bestimmtes Gesetz beobachtet wird; ja wenn man den ganzen Vers, der immer in zwey Hemistichia zerfällt, in

in seine beyden Theile zerlegt, so sind diese sogar in der Sylbenzahl am meisten von einander verschieden. Die richtige Scansion der Verse beruht auf der metrischen Accentuation — Nur diese hat der Verfasser für itzt noch in Petto behalten: er will aber die Erklärung der metrischen Accentuation, aus der er sich ein eigenes Studium gemacht hat, in einer besondern Schrift dem Publiko vorlegen. Auf di müssen wir also warten; und dann erst — nicht fi her, können wir über seine Entdeckung des hebr schen Metri urtheilen.

Mit dem, was er für itzt vorgetragen hat, stimmen wir (was die Hauptpunkte betrift, denn v Nebendingen ist gar nicht die Rede) überein. mer ists uns lächerlich vorgekommen, wenn m hebräischen Dichtern griechische Sylbenmaaße anp birte, und abhackte, und anflickte, und dehn und zusammenzog, um eine Entdeckung zu machen, deren wir zur Noth entbehren können. Denn wozu sollte eine genaue Kenntniß des hebräischen Metrums nutzen? Zur Aufklärung des Sinns der Dichter? Daran zweifeln wir! Eine religiöse Abtheilung der Glieder eines Verses ist oft der beste Schlüssel zu den Gedanken des Dichters — Das wissen wir; und es ist unsern ehemaligen Auslegern der hebräischen Lieder nicht recht zu verzeihen, daß sie dieses vortreffliche Hülfsmittel so wenig gebraucht haben; oder zu brauchen wußten. Selbst die höhere Kritik kann die genaue Bemerkung der Hemistichien nicht entbehren. — Allein auch ohne Kenntniß des Metri lassen sich die Glieder eines Verses auf das genauste entdecken. — Oder soll vielleicht durch die Entdeckung des Sylbenmaases die Harmonie des hebräischen

schen Lieds unserm Ohr recht fühlbar gemacht werden? darauf thut der Recensent wenigstens Verzicht! Die Organen unsers Ohrs sind viel zu stumpf, als daß wir noch den hohen Wohllaut empfinden könnten, welchen ein hebräisches Lied, das nie von Musik, wenigstens nicht von musikalischer Modulation getrennt war, für ein hebräisches Ohr haben mußte. Ueberdies ist es itzt unmöglich, die Mischung der langen und kurzen Sylben wieder zu finden, die beym Leben der hebräischen Sprache einem Lied Anmuth und Wohlklang gegeben haben.

Aber wie unser Verfasser auf die Accente die Scansion werde bauen können, sehen wir nicht ab. Denn entweder sind die Accente ursprünglich von den H. hebräischen Dichtern gar nicht zugesetzt worden, oder doch in einer andern Bestimmung, als sie heut zu Tage haben. Man nehme an, was man will, so ist es in keinem Fall thunlich, so viel uns dünkt, durch sie das Sylbenmaas zu finden. Denn im ersten Falle, (wenn die Dichter keine Accente ihren Liedern beygeschrieben haben:) wie konnten die nach dem Tod der hebräischen Sprache lebende Accentuatoren, sie so richtig setzen, wie sie der Verfasser einer Ode gesetzt haben würde? und – welches unmittelbar daraus folgt – wie können wir durch sie die alte ächte hebräische Scansion entdecken?

Die griechischen Accente, (wir wissen wohl, daß ein großer Unterschied zwischen ihnen und den hebräischen ist: aber zur Illustration können sie hier doch einigermaßen dienen –) die griechischen Accente rauben der griechischen Sprache allen Wohlklang, und Homer, nach diesen Krücken gelesen, holpert

schröck-

in seine beyden Theile zerlegt, so sind diese sogar in in der Sylbenzahl am meisten von einander verschieden. Die richtige Scansion der Verse beruht auf der metrischen Accentuation – Nur diese hat der Verfasser für itzt noch in Petto behalten: er will aber die Erklärung der metrischen Accentuation, aus der er sich ein eigenes Studium gemacht hat, in einer besondern Schrift dem Publiko vorlegen. Auf diese müssen wir also warten; und dann erst – nicht früher, können wir über seine Entdeckung des hebräischen Metri urtheilen.

Mit dem, was er für itzt vorgetragen hat, stimmen wir (was die Hauptpunkte betrift, denn von Nebendingen ist gar nicht die Rede) überein. Immer ists uns lächerlich vorgekommen, wenn man hebräischen Dichtern griechische Sylbenmaaße anprobirte, und abhackte, und anflickte, und dehnte, und zusammenzog, um eine Entdeckung zu machen, deren wir zur Noth entbehren können. Denn wozu sollte eine genaue Kenntniß des hebräischen Metrums nutzen? Zur Aufklärung des Sinns der Dichter? Daran zweifeln wir! Eine religiöse Abtheilung der Glieder eines Verses ist oft der beste Schlüssel zu den Gedanken des Dichters – Das wissen wir; und es ist unsern ehemaligen Auslegern der hebräischen Lieder nicht recht zu verzeihen, daß sie dieses vortreffliche Hülfsmittel so wenig gebraucht haben; oder zu brauchen wußten. Selbst die höhere Kritik kann die genaue Bemerkung der Hemistichien nicht entbehren. – Allein auch ohne Kenntniß des Metri lassen sich die Glieder eines Verses auf das genauste entdecken. – Oder soll vielleicht durch die Entdeckung des Sylbenmaases die Harmonie des hebräischen

schen Lieds unserm Ohr recht fühlbar gemacht werden? darauf thut der Recensent wenigstens Verzicht! Die Organen unsers Ohrs sind viel zu stumpf, als daß wir noch den hohen Wohllaut empfinden könnten, welchen ein hebräisches Lied, das nie von Musik, wenigstens nicht von musikalischer Modulation getrennt war, für ein hebräisches Ohr haben mußte. Ueberdies ist es itzt unmöglich, die Mischung der langen und kurzen Sylben wieder zu finden, die beym Leben der hebräischen Sprache einem Lied Anmuth und Wohlklang gegeben haben.

Aber wie unser Verfasser auf die Accente die Scansion werde bauen können, sehen wir nicht ab. Denn entweder sind die Accente ursprünglich von den H. hebräischen Dichtern gar nicht zugesetzt worden, oder doch in einer andern Bestimmung, als sie heut zu Tage haben. Man nehme an, was man will, so ist es in keinem Fall thunlich, so viel uns dünkt, durch sie das Sylbenmaas zu finden. Denn im ersten Falle, (wenn die Dichter keine Accente ihren Liedern beygeschrieben haben:) wie konnten die nach dem Tod der hebräischen Sprache lebende Accentuatoren, sie so richtig setzen, wie sie der Verfasser einer Ode gesetzt haben würde? und – welches unmittelbar daraus folgt – wie können wir durch sie die alte ächte hebräische Scansion entdecken?

Die griechischen Accente, (wir wissen wohl, ein großer Unterschied zwischen ihnen und den ...ischen ist: aber zur Illustration können sie hier einigermaßen dienen –) die griechischen Accente ..n der griechischen Sprache allen Wohlklang, Homer, nach diesen Krücken gelesen, holpert schröck-

schröcklich. Gesetzt einmal, daß uns der Gang des Hexameters verlohren gegangen wäre, und wir eben so wenig von der ächten griechischen Aussprache wüßten, als von der hebräischen, welches doch der Fall gar nicht ist; und daß in der griechischen Sp[illegible]e eben dieselbe Ungewißheit in Rücksicht auf die Län[illegible] und Kürze der Vocalen wäre, wie im Hebräischen, würde es möglich seyn, aus der griechischen Acc[illegible]tuation den Gang des Hexameters herzustellen? [illegible] was anders würden wir urtheilen müssen, wenn [illegible] von dem Dichter selbst herrührten.

Inzwischen, wenn die hebräischen Dichter se[illegible] Accente beygeschrieben haben, so geschah es [illegible] in einer andern Bestimmung als wir [illegible] Tag die Accente brauchen – sie dienten zu N[illegible]en. Und nun, ist es wahrscheinlich, daß man [illegible] schon so vieler Notenzeichen sich bediente, als [illegible] itzt Accente haben? Ist es wahrscheinlich, daß [illegible] schon eine eben so große musikalische Scala k[illegible]te, als David und die spätern hebräischen [illegible] Mußte nicht die musikalische Scala Anfangs [illegible] und nach und nach durch mehrere Töne e[illegible] werden? Mußte also nicht die Melodie [illegible] und länger, und der Rhythmus des T[illegible] kü[illegible] cher werden? So giengs in der griechischen [illegible] und in der hebräischen mußte eben derselbe [illegible] In den ältesten Liedern ist immer (so viel [illegible] ohne itzt erst genaue Prüfung anzustellen, er[illegible] poetische Ausdruck kurz, und eben daher a[illegible] pler und seiner Wahl nach deutlicher. Erst [illegible] hin scheinen periodische Oden und Lieder g[illegible] lich; folglich die musikalische Scala [illegible] verlängert worden zu seyn. – Als der [illegible]

Gebrauch der Noten vergessen war, so dichtete man ihnen eine andere Bestimmung an, sie wurden Zeichen für die Tonsylbe, sie sollten das Verhältniß eines Worts zu dem andern näher bestimmen. Nun erst war es nöthig, der Accentzeichen mehrere zu machen, als ihrer bisher waren, um unter ihnen eine Rangordnung einzuführen, (welche bey Accenten als Notenzeichen unsinnig gewesen wäre.) Sollte nun aus den Accenten die alte hebräische Scansion entdeckt werden können? oder nicht vielmehr blos die neure jüdische, welche blos durch das Vaterland der Accentuatoren bestimmt und das wurde, was sie itzt ist? Offenbar hatten sie die Ost-Aramäische Aussprache, die sich bey den spanischen Juden und durch sie bey den Christen in Europa erhalten hat; und wären sie West-Aramäer, oder Galiläer von Geburth gewesen, so würden sie die Accente nach der Aussprache der pohlnischen und deutschen Juden beygesetzt haben.

Laß es nun seyn, daß alle diese Zweifel leicht und ungezwungen und ganz gehoben werden könnten — haben wir eine richtige Accentenfolge? In welcher Ausgabe, oder in welcher Handschrift der Bibel steht sie? Weichen nicht alle Ausgaben in manchen Stellen ganz ab? Es ist zwar wahr, unsre meisten itzt üblichen Ausgaben harmoniren beynahe ganz, und jede Disharmonie kann wie Exception angesehen werden: allein sie folgen fast alle der Accentuation einer Ausgabe, der nämlich, die R. Jacob Ben Chajjim besorgt hat; die hingegen, welche vor der genannten Ausgabe besorgt worden sind, z. E. die Gersonsche, weichen in unzähligen Stellen ab, und eben so auch die Handschriften. Wie will man nun nach den Accenten scandiren?

Doch einmal angenommen, daß sich die Stellen, wo eine Abweichung der Accente gefunden wird, durch gewisse (bis itzt noch unbekannte) Hülfsmittel verbessern ließen, und daß die richtige Accentuati wieder so hergestellt werden könnte, daß kein Zweifel übrig bliebe, (welches doch beynahe unmöglich ist —) so ist doch so viel willkührliches in der Stellung Wahl der Accente selbst, daß auch dadurch die ric tige hebräische Scansion unmöglich wird. So z. E. oft sehr willkührlich, ob man zwey Wört durch ein Makkeph verbinden will, oder durch ei conjungirenden Accent. Und man nehme nun ar was man will — allemal leidet dabey die Scansi Wir wollen uns eines Beyspiels bedienen, d bey unserm Verfasser S. 50 befindet. Nach gabe unserer itzigen Accentuation muß man das Räthsel, das Simson seinen Freunden vorlegt, so lesen:

Màh matòk midebhàsch

Umaèb òs meàri.

Aber man könnte mit einer kleinen Aenderung der Accente auch so lesen:

Umaeb - òs meàri.

Wie will man nun durch die Accente die richtige Scansion finden? zumal, wenn die Anmerkung gegründet seyn soll, die einige Gelehrte, welche sich viel mit Handschriften beschäftigt haben, behaupten, daß in alten Handschriften das Makkeph weit häufiger gefunden werde, als in neuen, oder unsern Ausgaben. Ist dies wahr: so wurden ehedem weit mehrere

nere Wörter zusammengeschliffen, weil sie den Ton verlohren hatten, als itzt: folglich muß die Scansion nach alten Handschriften weit anders ausfallen, als nach unsern Bibelausgaben.

Dies mögen einige Zweifel gegen die Theorie seyn, welche unser Verfasser in Zukunft dem Publiko vorzulegen verspricht. Wenn diese nicht gelößt werden können, (und wir zweifeln fast daran,) so ist seine Theorie von der Quantität der Sylben, wie alle bisherigen Theorien dieser Art, verunglückt.

Nun wollen wir uns über den Inhalt des vor uns liegenden Buchs noch etwas näher erklären. Unser Verfasser lößt drey Fragen: I. Ob bey den Liedern der Hebräer ein gewisses Sylbenmaas zu suchen und zu finden sey? II. Worinn die eigentliche Beschaffenheit der biblischen Versart und die übrige Verfassung der in der H. Schrift vorkommender Gedichte bestehe? III. Ob sich in der biblischen Versart auch etwas Vorzügliches äußere?

Die erste Frage ist nach den richtigen Gründen, die schon Lowth in seinem vortreflichen Buche de sacra Hebraeorum poësi vorgetragen hat, mit einem Ja beantwortet. Wir haben also nichts dabey weiter zu erinnern.

Beym 2ten Punkte wird bemerkt, daß das Eigene der hebräischen Versart in Distichen, Hemistichien, und Tristichen bestehe. – Schon in den

prosaischen Büchern finde man einen Vers in kleinere Glieder nach den Accenten abgetheilt, wie 1 B. Mos. I. – (darüber muß sich auch niemand wundern. Denn 1 B. Mose I. ist ein Lied im eigentlichsten Verstande, das die Schöpfung aller Dinge besingt. Hätte man dies bemerkt – wie anders würde es in unserm Artikel de creatione aussehen!) – Die besondern Abtheilungen der Verse, sagt unser Verfasser, wurden vorzeiten in den Handschriften sorgfältig bemerkt. – (Dies ist wahr, wenn von masorethischen Handschriften die Rede ist. Wir zweifeln aber noch sehr, ob die ältesten Handschriften schon metrisch geschrieben waren.) – Der Hauptcharakter der metrischen Verse zeige darinn, daß allemal die Hälften ein genaues Verhältniß des Inhals mit einander hätten. Ordentlich bestehe ein Vers aus einem Distichon; wenn aber darinn der ganze Sinn nicht gefaßt werden könne, so brauche man ein Tristichon, oder zwey Disticha. – Die Hebräer vermieden flissentlich eine gleichförmige Versart, und suchten vielmehr durch die Abwechslung mit derselben, mehr Wohllaut in ihre Gedichte zu bringen. – Es finden sich auch Reime in den hebräischen Liedern; aber die Hebräer scheinen sie mehr zu vermeiden, als sie geflissentlich zu suchen. Sie reimen nur dann, wenn sich der Reim ihnen aufdringt, welches bey den so häufig vorkommenden ähnlichen Endfällen in der hebräischen Sprache öfters geschieht. Ganz richtig scheinet uns die Bemerkung zu seyn, die der Verf. S. 54. macht: „Die beständigen Reime sind erst zu der Zeit aufgekommen, da der gesunde Geschmack in der Musik

„ver-

„verlohren gegangen war, und man sich dadurch „aufzuhelfen gesucht hat, daß man den Versen „Schellen anhängt, damit doch etwas klingeln „möge." – Endlich muß man in den hebräischen Strophen, keine römische und griechische Strophen suchen.

Von S. 76 - 79 giebt unser Verfasser die Grundsätze an, nach denen er seine Aussprache der Hebräischen einrichtet, und die er bey seiner Scansion zu Grunde legt. Dabey ist einiges richtig, wie z. B., daß er Schwa mobile als eine ganze, oft lange Sylbe ausdruckt – Aber höchst falsch ist es, wenn er das Patach furtivum auch mit seinem Consonanten als eine Sylbe ansieht, und z. B. רוּחַ ausspricht Rucha. Uns dünkt, alle Analogie der morgenländischen Sprachen sey dagegen! – Einen Diphthong rechnet er wie zwey Sylben. Wieder sehr falsch! – Also auch in dieser Hinsicht möchte die Entdeckung des alten hebräischen Metrums unserm Verfasser mißlingen. – Und wenn er denn sich nicht getraut, an irgend einer Stelle eine falsche Leseart zu wittern; kein Pünktchen zu ändern, keine Zeile und keinen Vers anders abzutheilen, als er durch die Stellung des Accents abgetheilt wird; und den Ton und die daraus fließende Sylbengröße nicht anders, als nach der Accentuation zu bestimmen – so versichen wir zum voraus, daß es uns nicht gelüsten wird, sein Buch über die metrische Accentuation und das Metrum zu lesen.

Das einzige, was wir aus dem letzten Abschnitt auszeichnen wollen, ist die Bemerkung, daß manche Psalmen mit einer förmlichen heutigen Kirchenkantate übereinkämen, welche gewiß richtig und zur Erklärung einzelner Lieder zuträglich ist.

Uebrigens wünschen wir, daß der Verf. ne Zeit auf einen bessern Gegenstand, als Entdeckung des hebräischen Metri ist, richt möchte. Schon sind Alphabete mit solcher M kulatur geschwärzt worden: wer sollte nicht so Ehrgeiz haben, keine Beysteuer zu Makula liefern zu wollen? Der Styl unsers Verf. altmodisch und schleppend.

Z.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1) Von der Gottesgelahrheit.

Magister Magnus Friedr. Roos, Superintend. zu Lustnau Fußstapfen des Glaubens Abrahams, in den Lebensbeschreibungen der Patriarchen und Propheten, aus den Schriften des A. T. 1ster und 2ter Band, neue verbesserte Auflage. Stuttgard, 1776. gr. 8. 3 Alph. 14 B.

Man findet hier das Leben, nicht nur der Patriarchen und Propheten, sondern auch aller merkwürdigen Personen im A. T. und da solches nach der Zeitfolge beschrieben ist, so kann man dieses Buch als eine Geschichte des A. T. ansehn. Der V. verspricht auch das Stück der Geschichte von Adam bis Abraham nächstens heraus zu geben. Der Recens. fühlt beym Lesen die warme Frömmigkeit des V. und da er eine besondere Hochachtung für rechtschaffne Männer hat, würde er sich freuen, diese weitläuftige Schrift bestens empfehlen zu können. Aber ein brauchbares Buch muß auch richtige Einsicht und Gründlichkeit haben. Beydes fehlt hier gar zu sehr.

Schon in der Vorrede irret der V. Er saget, Christus würde von den Evangelisten nur als der Erlöser beschrieben, und er könne nicht unser Muster seyn, ohne allezeit vom Außerordentlichen zu abstrahiren. Sind die Tugenden Christi, sein Gehorsam gegen Gott, seine Dienstfertigkeit gegen die Menschen, sein Mitleiden, seine Gedult, seine Versöhnlichkeit nicht die eigentlichen Tugenden eines jeden frommen Mannes? Und wenn man die Tugenden der Altväter zur Nachahmung sich vorstellen will, wie viel mehr muß man da abstrahiren, wegen der Sitten der damahligen Zeiten? Der Recens. hat einen frommen Prediger gekannt, der durch sein vermeyntes Patriarchalisches Leben sehr anstößig wurde. Weit entfernt von allem Geitz harkte er im Hemde auf dem Felde und in

in den Wiesen. Seine wohlgezogne und bemittelte Ehegattin sollte mit der Kiepe auf dem Nacken den Schnittern die Speise aufs Feld tragen, und weil diese sich dessen weigerte, so hielt er sich verpflichtet, den alten Adam durch harte Begegnung auszutreiben, und führte eine mißvergnügte Ehe.

Ueberdem ist das Leben der Altväter voller Fehler, und erst nach der Lehre und dem Exempel Christi berichtiget wer- wenn es zum Muster dienen soll. Jakobs Kinderzucht ist gar ni weislich. Da er den Joseph vorzog, bloß aus mehrerer Zärtl keit gegen dessen Mutter, da er ihn besser kleidete; da er ihn z Angeber seiner Brüder brauchte, war er selbst Schuld an d Neide und Haß in seiner Familie. Joseph war nicht empfi und erkenntlich gegen die große Zärtlichkeit seines Vaters, da bey seinem Glück in Aegypten seiner ganz vergaß, und nicht geringste Nachricht von seinem Wohlergehn nach so vielen Jahr ihm zukommen ließ. Er war viel zu hart gegen seine Brüder, und selbst gegen seinen alten Vater, da er bey der ersten Reise seiner Brüder den Simeon zurück behielt, und noch dazu das liebste Kind seines Vaters, den Benjamin, abforderte. Er ängstete seinen schon genung bekümmerten Vater recht unbarmherzig, wenn er ihn in die Umstände setzt, daß er klagen muß: ihr beraubt mich meiner Kinder, Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr vorhanden, Benjamin wollt ihr auch hinnehmen, es geht alles über mich. Die abscheulichen Vergehungen der Söhne Jakobs, die doch auch mit unter die Aerzväter gezählt werden, übergehn wir gern mit Stillschweigen.

In dem Buch selbst fehlt es oft an Wahrheit in der Geschichte und Richtigkeit in der Anwendung. Wenn Esau sagt: ich muß doch sterben, was soll mir denn die Erstgeburt? so ist dies blos die Rede eines Leichtsinnigen der hungrig war, und dies auf eine übertriebne Art ausdrückte. Ich muß verhungern, was kann mir denn die Erstgeburt helfen? Der V. macht hieraus eine weitläuftige Schilderung von dem Unglauben des Esaus, daß er die Unsterblichkeit der Seele verleugnet und die Verheißung für eine Fabel gehalten habe. Woher kann der Verfasser das wissen? Der Mann der mit dem Jakob rang, ist ihm der Sohn Gottes in einem angenommenen menschlichen Körper. Es ist freylich dies eine alte Meinung, aber ist dieselbe Gott würdig gedacht, und steht sie in der Bibel? Daß Jakob nach glücklich geendigtem Kampfe sagt: ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen, und habe mein Leben glücklich davon gebracht; bezeiget nur seine

Freude

Freude über seine Errettung, und daß er solche dem Beystande des Allmächtigen zuschreibe. Es kann ein Abgeordneter vom Esau gewesen seyn, der nicht die beste Absicht gehabt, sich aber nachmals geändert, und den Jakob gesegnet, das ist, für einen redlichen und tapfern Mann erkannt. Sollte ja der Kämpfer etwas Göttliches seyn, so müßte man sich die ganze Geschichte, nach der Erklärung des Herrn Michaelis, als einen Traum vorstellen.

Es würde zu weitläuftig werden, mehr Beyspiele der unrichtigen Erklärung anzuführen; wir wollen nur ein Exempel von einer sehr gefährlichen Anwendung anzeigen. Wenn der V. S. 407 von dem Geist des Herrn, der über die Richter gekommen, welches aber noch einer großen Berichtigung bedarf, redet: so setzt er hinzu: „auch bey den gewöhnlichen Kindern und Knech„ten Gottes läßt sich zuweilen etwas dergleichen spüren: daß „sie nemlich voll des heiligen Geistes werden und dadurch in ei„nen besondern Eifer, Freudigkeit und Muth Gott zu loben, zu „beten und zu segnen, und andere zu ermahnen, zu warnen, zu „bedrohen gerathen. Da thuen sie, wie Paulus von sich sagt, „zu viel, thuens aber Gott. Niemand darf sie darüber richten." Es ist wahr, der V. hat sich ziemlich vorsichtig ausgedrückt: aber wie leicht kann diese Moral gefährlich werden? Alle Schwärmer haben ihre größte Ausschweifungen damit gerechtfertiget. Die Hitze ihrer verdorbnen Einbildungskraft war ihnen der Geist Gottes, der über sie kam, und kein Mensch solle sie darüber richten. So kam, seiner Einbildungskraft nach, der Geist Gottes über den Johann von Leiden. Da eine seiner Gemahlinnen die Hungersnoth der armen Leute in Münster bedauerte, führte er sie auf den Markt, hauete ihr den Kopf ab, tanzte freudig um den entseelten Körper herum, und sang das Te Deum: weil Gott ihm Freudigkeit gegeben, den Unglauben selbst an seiner Geliebten zu strafen. Das war gewiß zu viel gethan: aber war es dem Herrn gethan, und sollte kein Mensch darüber richten? Es ist nichts gefährlicher, als auf innere Triebe zu bauen, und Verstand und Ueberlegung bey Seite zu setzen.

Eben dieses Verfassers Einleitung in die biblische Geschichte, von der Schöpfung an bis auf die Zeit Abrahams. Stuttgard, bey Mezler, 1776. gr. 8. 1 Alph. 3 B.

Da die vorhergehende Schrift eine Einleitung seyn soll in die sämtlichen Bücher des A. T. von den Zeiten Abrahams an; so will der V. durch diese Schrift das, was am A. T. noch fehlte, ergänzen. Es herrscht in dieser Schrift eben die fromme, aber eben so wenig aufgeklärte Denkungsart, wie in der vorigen. Er nimmt alle Worte in dem eigentlichsten Verstande, und in der Vorrede eifert er gegen diejenigen, welche vom eigentlichen Verstande abgehen. Wir sehen aber nicht, welche Gegner er sich bildet. Wenigstens hat der Recens. noch keinen christlichen Gottesgelehrten gefunden, welcher so unverschämt gewesen, vorzugeben, daß Christus und die Apostel, um ihre Lehre angenehm zu machen, angenehme Verheißungen und süße Träume geprediget, die sie selbst nicht geglaubt hätten.

Betrachtungen über die sechs Hauptstücke, von M. Magnus Friedrich Roos, Superintend. und Pfarrer zu Lustnau. Tübingen, 1775. gr. 8. 13 Bogen.

Der würtenbergische Katechismus hat 6 Hauptstücke, und zwar in einer andern Ordnung als der kleine Katechismus Luthers. Das erste Hauptstück ist die Taufe, denn folgen der Glaube, das Gebet, die zehn Gebote, das heilige Abendmahl, und endlich die Schlüssel des Himmelreichs.

Der V. hat durch diese Betrachtung die Hauptstücke erklären und nützlich anwenden wollen. Seine Absicht ist recht gut, aber seine Einsicht ist oft schlecht. Durch die Taufe will er Christen machen, da doch keiner getauft werden kann und soll, als der schon wirklich ein Christ ist. Der V. würde gewiß keinen Juden taufen, den er nicht vorher unterrichtet und zum Glauben an Christum gebracht hätte. Alsdenn ist er aber schon ein wirklicher Christ, und wird in der Taufe nur feyerlich davor erkläret, wie er an seiner Seite auch Christum feyerlich bekennet.

Im Abendmahl sagt er S. 172, „sein heiliger Leib und sein „heiliges Blut gehe in die Seele, welche dazu bereitet ist, ein, „wie sonst eine natürliche Speise und ein natürlicher Trank in „den Leib.“ Dies sind schönklingende Worte, aber läßt sich

daber

daben wohl etwas denken? Wie kann etwas körperliches als Leib und Blut in einen Geist hinein gehn?

Seine Gedanken von den Schlüsseln sind richtig, nämlich daß die Lehrer die Vergebung nur bedingungsweise ankündigen: aber er drückt sich nicht bestimmt und daher undeutlich aus.

Das 9te und 10te Gebot erklärt der V. von einerley Lust, und macht sie also zu einem einzigen Gebote, und das mit völligem Recht, nach dem Exempel der jüdischen und ganzen ersten christlichen Kirche. Aber die Lust erklärt er sonderbar. Er sagt S. 160, „weil schon im 6ten Gebot alle ehebrecherische Lust, „und im siebenden alle diebische Lust verboten ist: so kann man „leichtlich erachten, daß die Lust, welche im 9ten und 10ten „Gebot verboten ist, eine Lust von einer andern Art, folglich eine „Art der Unvergnügsamkeit sey. Man kann sich des Weibes sei„nes Nächsten ohne Absicht auf einen Ehebruch, und des Hau„ses ohne Absicht auf eine diebische Entwendung gelüsten lassen. „Man kann wünschen, diese Dinge rechtmäßig zu besitzen. Hier„unter liegt ein feindseliges Murren gegen Gott u. s. w." Hier ist meines Erachtens nach ein doppelter Irrthum.

Die zehn Gebote verbieten nur grobe Verbrechen, als Abgötterey, Anbetung der Bilder, Meineid, Mord, Ehebruch, Diebstahl und falsch Zeugniß. Es ist also irrig, daß im sechsten Gebot die ehebrecherische Lust, und im siebenten die diebische Lust verboten werde. Christus, der das Gesetze Mosis nicht aufheben, sondern es erfüllen, oder nach unserer Art zu reden, vollkommner machen will, sagt Matth. 5, 21. Moses hat zu euren Voreltern gesagt, du sollst nicht tödten, ich aber verbiete auch den Zorn. Der Heyland sagt hier keinesweges, daß im 5ten Gebot durch Mosen schon der Zorn verboten worden: sondern er setzt die Liebe und Sanftmuth gegen Beleidiger, als eine neue Ordnung in seinem neuen Reich feste. Auf eben diese Art vervollkommenet er das 6te Gebot. Es ist also im Gesetz Moses nur das Laster selbst und also auch nur der wirkliche Ehebruch und Diebstahl verboten. Damit aber das Eigenthum noch mehr versichert würde, so wird das Trachten nach demselben noch in einem besondern Verbot untersagt. Die im 10ten Gebot verbotne Lust ist also das wirkliche unrechtmäßige Trachten nach dem Hause, Knecht, Weibe u. s. w. Die Erklärung Luthers ist hier sehr richtig und vollkommen gut.

Ferner ist irrig, daß der Wunsch, seines Nächsten Weib oder Haus rechtmäßig zu erlangen, unrecht und ein feindliches Murren gegen Gott sey. Aller Kauf der Häuser gründet sich auf die Lust eines andern Haus rechtmäßig zu besitzen. Mit dem Weibe ist der Fall seltner, aber doch möglich. Ich verehre in der Ehegattin meines Freundes die edelste Tugend, ich gönne ihm sein Glück von Herzen, und freue mich darüber. Mein Freund wird krank, er ist ohne Hoffnung, und ich wünsche mir nach seinem Tode ein Erbe seines Glücks zu seyn. Hier ist eine wirkliche aber untadelhafte Lust zu des Nächsten Weibe.

Br.

Neueste Sammlung von Predigten über die Werke Gottes im Reiche der Schöpfung. Leipzig, bey Hilscher, 13½ Bogen in 8.

Diese Predigten sind zwar nicht ganz schlecht, und verrathen wirklich gute Fähigkeiten auf Seiten ihres uns unbekannten Verfassers; aber sie haben auch ihre Mängel, von welchen wir nur etwas berühren wollen. Schon das mißfält uns, daß der V. den Anlaß zu seinen Betrachtungen auf eine höchst gezwungene Weise aus seinem Texte hernimmt. Z. E. aus dem Evangel. am ersten Adventssont. Matth. 21. werden einige unerkannte Wohlthaten Gottes im Winter vorgestellt; aus dem am andern Weinachtstage, Matth. 23, 34-39. zwey ganz verschiedene Eigenschaften der Thiere; 1) Die Feindseligkeit gegen einander, 2) Ihre große Liebe für ihre Jungen. Hier ists noch einigermassen erträglich, wenn die Liebe der Thiere zu ihren Jungen im zweyten Theil aus den Worten Jesu, „wie oft „habe ich deine Kinder versammlen wollen" u. s. f. hergeleitet wird. Wer aber sollte glauben, daß der V. zur Betrachtung der Feindseligkeit der Thiere gegen einander aus der im Texte erzählten Verfolgung der Propheten Gelegenheit nehmen werde? Uns dünkt, daß sich selbst bey Beybehaltung der ordentlichen evangelischen Texte doch weniger gezwungene Anlässe zur Betrachtung der Werke der Schöpfung hätten finden lassen. Auch mit der Bearbeitung der abgehandelten Materien können wir nicht ganz zufrieden seyn. Der V. schreibt plan und fließend; und das loben

wir.

wir. Aber er wird zuweilen zu trocken und langweilig; besonders wenn er seinen Zuhörern die Werke der Natur näher beschreiben will. Er versteht auch die Kunst noch nicht recht, dasjenige aus dem Reichthum der Materien auszuheben, was zur Erreichung des Hauptzwecks am brauchbarsten ist. Seine Uebergänge zur nähern Anwendung der erzählten Sachen sind oft gezwungen und steif; die Bilder, welche er mahlt, sind nicht immer der Natur gemäß; oder sie werden zu mystisch gedeutet. Auch hätte die Gelegenheit, was erbauliches sagen zu können, mit mehrerer Weisheit genutzt werden müssen. Wenn es der Raum erlaubte, so könnten wir dies alles durch Anführung besonderer Stellen erweisen. Sie werden aber aufmerksamen Lesern von selbst aufstossen; so wie sie dagegen auch solche antreffen werden, die ihre Seelen mit heiliger Ehrfurcht und herzlicher Dankbarkeit gegen den grossen Urheber der Natur anfüllen können.

Gebete und Lieder für Kinder, von M. Christoph Christian Sturm. Dritte vermehrte Auflage. Halle, bey Hemmerde, 1776. 8½ Bogen in 8.

Da dies Buch schon in unserer Bibl. beurtheilt worden ist, (Allg. d. Bibl. B. 15 Seite 128) so merken wir nur an, daß bey dieser neuen Auflage noch fünf Lieder hinzugefügt worden sind. Der V. macht zugleich in der Vorrede zu einem noch vollständigern Gesang- und Gebetbuch für Kinder Hofnung. Wir wünschen ihm dazu Munterkeit des Geistes und Leibes, und bitten ihn nur, die Sammlung nicht gar zu weitläuftig zu machen, desto mehr aber dahin zu sehen, daß nichts aufgenommen werde, was nicht in der simpeln Sprache des kindlichen und jugendlichen Herzens geschrieben ist, und was also nicht wirklich zur Beförderung frühzeitiger Gottesfurcht gereichet.

Predigten für Hausväter und Hausmütter. Zweyter Band. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1776. 22½ Bogen, in 8.

Neue Sammlung einiger Predigten und Reden von vermischter Art. Erster Band. Von Johann Jacob

Jacob Mack. Frankfurt und Leipzig. Bey Johannes Bayrhoffer, 1775. in 8.

Predigten und Auszüge einiger Confirmationsreden. Zweyter Theil. Von Christian Wilhelm Alers, erstem Prediger zu Rellingen, in der Herrschaft Pinneberg. Hamburg, bey Eckermann, 1775. 22 Bogen, in 8.

Auch der zweyte Theil der Predigten für Hausväter und Hausmütter verdient dieselbe Empfehlung, welche wi reits dem ersten Theile gegeben haben. Die ersten vier R dieser Sammlung beschäftigen sich besonders mit der Kinderz ob es wohl die Absicht des Verf. nicht war, diese wichtige terie ganz vollständig auszuführen. In der zweyten wird die f zeitige Unterweisung der Kinder in den Religionswahrheiten a guten Gründen empfohlen; denen wir zwar gerne beystimmen, hätten wir gewünscht, daß die nöthige Beschaffenheit dieses Unterrichts und des Umfangs der dahin gehörigen Wahrheiten näher wären bestimmt worden; da es unleugbar ist, daß nicht alle Lehren der Religion für die ungebildete Jugend gehören, und daß daher mancher zu früh angebrachter Unterricht mehr Schaden als Vortheil erzeugt. Mehreres zu sagen, verbietet der Raum; wir zeigen daher nur noch an, daß Hr. Wilmsen, bisheriger Prediger bey der deutsch-reformirten Gemeine in Magdeburg, der aber nun zum Prediger an der Parochialkirche in Berlin berufen worden ist, Verfasser dieser Sammlung sey.

Bey den Mackischen Predigten kann das nachgelesen werden, was bereits in unserer Bibl. B. 2. St. 1. S. 228. von seinen Arbeiten geurtheilet worden ist. Wir stimmen dem noch jetzo bey, und rathen dem Verf. es immer bey diesem ersten Theile bewenden zu lassen, da wir jetzt weit bessere Predigtsammlungen haben, als die seinigen sind.

Noch mehr Ursach haben wir, dieses dem Hrn. Alers anzurathen, dessen Predigten nichts als ein erbaulich-scheinendes, weitschweifiges dogmatisches Gewäsche enthalten.

D.

Erbau-

Erbauliche Morgen- und Abendbetrachtungen eines wahren Christen auf alle Tage des Jahrs. Erster Theil. Christian Wilhelm Oemler, Fürstl. Sächßl. Weimar- und Eisenachischer Consistorialrath und Superintendent, wie auch an der Haupt- und Stadtkirche zu Jena Oberpfarrer. Breslau, bey Korn, 1777. 2 Alphabet, 5 Bogen, und Vorrede, 2½ Bogen, in gr. 8. – – Zweyter Theil, ebendaselbst, und eben so stark.

Hr. Oemler ist ein rüstiger Schriftsteller, von dem uns fast jede Messe ein neues Werk seiner geschäftigen Hände liefert. Obs nicht rathsam sey, endlich einmal die Feder niederzulegen, oder sie doch seltner zu gebrauchen, um selbst den ihm günstigen Theil des Publikums nicht zu ermüden; mag er für sich weiter überlegen und beurtheilen. So viel lehrt der Augenschein, daß sich Hr. Oemler schon mehr denn einmal selbst ausgeschrieben hat, daß wir auch in diesen fünftehalb Alphabeten nichts weiter lesen, als was man schon öfters in seinen vorigen Schriften gelesen hat; ja, daß selbst in diesen Betrachtungen eine und dieselbe Sache zehnmal und öfter fast mit denselben Wendungen wiederholt wird. Wie wäre sonst es möglich gewesen, für jeden Tag des Jahres zwey besondere Betrachtungen zu schreiben; zumal da der Verf. mehrentheils bey den allgemeinen Wahrheiten der Dogmatik und Moral stehen bleibt. Indessen müssen die Oemlerschen Schriften doch noch immer ihre Leser finden; und wahrscheinlich wird es auch diesem Bogen und wortreichen Werke nicht an Liebhabern und Käufern fehlen. Wir gönnen das dem Verf. gern; und das um so mehr, da seine Arbeit bey manchen unleugbaren Mängeln den Vorzug hat, daß darin sehr fleißig und ernstlich auf ein thätiges Christenthum und die Nachfolge Jesu Christi in allen Stücken gedrungen wird. Dergleichen oft wiederholte Vorstellungen können den Lesern allerdings zur Selbstprüfung und zu manchen christlichen Entschliessungen Gelegenheit geben. Uebrigens ist die Denk- und Schreibart des Verf. bekannt. Man kennet die Bekehrungsmethode, welche er treibt, und die Begriffe, welche er sich vom Glauben, Rechtfertigung u. s. w. macht. Auch weiß man, wie wässerich und kraftlos die Brühen zu seyn pflegen, die

er über manche an sich wichtige und nützliche Wahrheiten hingieß. Eben so ists auch in diesem Werke; und vielleicht wirds nie anders werden, so lange Hr. Semler schreibt.

Vr.

Institutiones Theologiae dogmaticae auctore *Sam. Endemann*, Consil. Eccles. Inspect. eccles. reform. Comitatus Hanov. Prof. Theol. P. O. etc. Tom. I. Hanoviae, typis et impens. Orphanotroph. reform. 1777. 1 Alph. 7 Bog. in 8.

Hr. Kirchenrath Endemann hebt gleichfalls seine Vorrede mit Klagen über die Schwierigkeiten an, mit denen der Verfertiger einer neuen Dogmatik, in unsern Tagen zu kämpfen habe, wie Hr. Mursinna in Halle, zu eben der Zeit, in der seinigen gethan hatte. Illi robur & aes triplex circa pectus erat, *qui fragilem truci commisit pelago ratem primus:* ita Horatius: *qui nostro aetate institutiones Theologiae Dogmaticae publici iuris facit:* ita ego. Dies sind seine ersten Worte. Allein die Schwierigkeiten, worüber er klagt, sind nicht die nehmlichen, die Hr. M. empfand. Dieser beschwerte sich über die Hindernisse, die von den Ketzermachern und Nachbetern durch ihr Schreyen und Lästern, dem uneingenommenen Forscher der theologischen Wahrheit, in den Weg gelegt werden: Hr. E. hingegen klagt über die Neuen Reformatoren, denen die alte Wahrheit anekelte, die nichts dulden könnten, das nicht ihren Irthümern und vorgefaßten Meinungen gemäß sey, und es sich herausnähmen über theologische Schriften Richtersprüche zu fällen. Crispant nasum, heißt es, quando institutionum theologicarum scriptor in publicum prodit: rident orthodoxiam putantque quod omnes, quibus sanum est sinciput, non possint non sibi applaudere. Der V. giebt denn zum voraus damit zu erkennen, zu welchem Geschlecht der theologischen Schriftsteller er gehöre. Wir fürchten sehr, daß sein Recensent in der A. D. B. mit zu denjenigen gehöre, von denen er sagt: reliquos non curo, nec gratiam illorum aucupor. Sive loquantur, sive taceant, sive laudent, sive reprehendant, perinde est: interdum vituperium est maxima laus. Er wird sich deswegen sehr hüten, ihn durch den geringsten Anschein der Partheylichkeit in seinem Argwohn zu bestärken.

Der V. folgt größtentheils der strengen philosophischen Lehrart: daher ihm denn auch die dieser Lehrart anhängende Vorzüge der Ordnung, Deutlichkeit und Gründlichkeit in den meisten Kapiteln nicht abzusprechen sind. Vielleicht aber werden auch einige den Vorwurf der Definirsucht, den man zuweilen dieser Methode zur Last legt, auch dem V. machen, wenn er z. E. vor dem Satz, daß ein Gott sey, die Würklichkeit, und vor dem Satz, daß Christus auferstanden, die Auferstehung definirt. Dieser erste Band besteht aus vier Büchern, von Gott, von seinen Werken, vom doppelten Stand der Menschen und von der Erlösung. Das erste **Buch von Gott** handelt in 3 Kapiteln 1) von der Definition und Würklichkeit Gottes, und von seinen in der Schrift vorkommenden Nahmen; 2) von dem Wesen Gottes, seinen Attributen und moral. Vollkommenheiten, und 3) von dem Geheimniß der Dreyeinigkeit. Daß die Eintheilung dieses Buchs unbequem gemacht sey, muß jedem in die Augen leuchten. Warum muß das Verzeichniß der ebräischen und griechischen Nahmen Gottes, dem ganz philosophischen Kapitel von den Beweisen für seine Würklichkeit, angehängt werden? Warum wird Definition und Wesen Gottes getrennt? Und wie kann man nach systematischer Lehrart von der Dreyeinigkeit reden, ohne die Lehre von der heil. Schrift, als das Principium, vorauszuschicken? Ueberhaupt scheint die der V. völlig vergessen zu haben. Denn ein so orthodoxer Dogmatiker kann nicht wohl mit Willen das Kapitel von der heil. Schrift in seinem System übergangen haben; es aber erst in dem andern Theil nachzuhohlen, wäre eben so viel, als ein Haus bis zur Hälfte bauen, und dann erst den Grund legen. Er definiert die **Religion** durch eine mit Gottseligkeit verbundene Kenntniß göttlicher Dinge, und meynt: die gewöhnliche Definition, nach der sie eine Art Gott zu erkennen und zu verehren ist, sey zu enge. Uns dünkt es aber, beyde Definitionen wären gleichweit. Denn wenn er gleich zu den **göttlichen Dingen** auch die Pflichten gegen uns selbst und andre rechnet, in so fern wir sie um Gottes willen beobachten: so ist ja jede auf die Art erfüllte Pflicht, eine Art von Gottesverehrung, und daher sagt die erste Definition nicht mehr als die andere. Die Frage: **ob es eine natürliche Religion gebe?** d. i. ob der Mensch, so wie er itzo ist, ohne göttl. Offenbahrung, aus der Natur alleine, zu einer Kenntniß göttlicher Dinge gelangen könne, wird geleugnet — und warum? weil ein natürlicher Mensch, **ohne äußern Unterricht zu genießen**, nie zum Gebrauch

brauch seiner Vernunft, und also auch nicht zur natürlichen Theologie gelangen könne. Gleichsam als wenn es noch jemanden in den Sinn gekommen wäre, zu behaupten, daß der wilde Mensch, der ohne Cultur und Unterricht, im Wald aufwächset, das Subject der natürlichen Religion sey! Der Religion der alten Heyden wird mit lieblosen und unerwiesenen Behauptungen und beständiger Vermengung dessen, was der große Hause that, mit dem, was der aufgeklärtere Theil, die Sokrate zu Athen und Cicerone zu Rom, dachten und lehrten, beynahe aller Werth abgesprochen. Die Akademiker hätten an allen Dingen und also auch an göttlichen Dingen zu zweifeln befohlen — (wie wenig muß der Mann die weise Absicht dieser Vorschrift kennen!) Praecipiebant quod in honorem deorum se inebriare, scortari, adulterium committere debeant homines — Wer befohl das? Die alten Philosophen? Ihre Tugenden wären unächt, ihr Leben ihren Lehren nicht gemäß, und diese unfähig gewesen, andere zu bessern. So wird es wohl auch der christl Religion zum Nachtheil gereichen müssen, daß nicht alle ihre Lehrer derselben gemäß leben, und nicht alle, die sie hören, dadurch gebessert werden! Und was hat der V. für geheime Nachrichten, daß er gewiß weiß, daß die Tugenden vernünftiger Heyden nur glänzende Laster wären? Die Argumente für das Daseyn Gottes aus dem Begriff des vollkommensten Wesens und aus der Zufälligkeit der Welt werden wohl ausgeführt; die physischen aber, sonderlich aus der Einrichtung und Bewegung der Weltkörper nicht anschauend genug gemacht, sondern blos auf deren Zufälligkeit reduciret, (und in so ferne enthielten sie, nach vorausgesetztem Beweis aus der Zufälligkeit, nichts neues.) Das Argument für die Einheit Gottes aus dem Satz des Nichtzuunterscheidenden wird verworfen, weil dieser Satz selbst noch nicht erwiesen sey: und dieß ist andem. Allein, sind denn andre Beweise, die der V. angiebt, sicherer? Z. B. wenn mehrere Götter sind, so haben sie gleiche Macht, folglich kann keiner den andern in seinen Handlungen hindern, folglich ist keiner allmächtig und nicht Gott. Freylich müßten mehrere Götter gleiche Macht haben, aber auch gleichen Sinn und Willen, weil sie immer das Beste wählen und beschließen müssen, und das ist nur ein einziges: daher ist keiner den andern ent[illegible]n, und der Fall läßt sich nicht denken, daß einer dem andern [illegible]einen H[illegible]ungen sollte hindern wollen. Das Object der All[illegible] Dinge außer Gott. Daraus folgt denn, daß sich über-

haupt

haupt die Einheit Gottes nicht füglich demonstriren lasse. Bey der göttlichen Vorhersehung künftiger zufälliger Dinge wird erwähnt, daß Hollberg und die Socinianer sie leugneten, weil sie der Güte Gottes und der Freyheit der menschlichen Handlungen zuwider sey. Allein es giebt noch andre, die sie aus dem Grund leugnen, weil sie glauben, künftige zufällige Dinge, die von unserm Willkühr abhiengen, könnten ihrer Natur nach nicht voraus gesehen werden. Für diese also ist der Beweis des V. Gott ist sich seiner Rathschlüsse bewust, und also auch der künftigen Dinge, worauf sich jene beziehen, petitio principii, weil sie gleichfalls leugnen, daß sich die göttlichen Rathschlüsse auf künftige zufällige Dinge erstrecken. Allein außer dem Satz des zureichenden Grundes wird sich wohl kein Beweis für die Möglichkeit dieser Voraussehung führen lassen. Den vorhergehenden und nachfolgenden Willen erklärt er richtig, und den voluntatem signi et beneplaciti als gleichgeltend mit jenen. Die Stelle 1 Joh. V, 7. wird als ächt angenommen, und die wesentliche Einheit der drey Personen darauf gebaut, ohne zu beweisen, daß sie in diesen Worten liege.

Das zweyte Buch besteht aus 7 Kapiteln, von den Werken Gottes überhaupt, von seinen Rathschlüssen, von der Prädestination, von der Schöpfung überhaupt, und des Menschen insonderheit, von den Engeln, von der Vorsehung. Die Lehre von einem absoluten und unbedingten Rathschluß Gottes, von der Menschen Seligkeit und Verdammniß, wird verworfen. Gott, heißt es, würde dann eben so handeln, als ein Tyrann, der seine sämtlichen Unterthanen zusammen kommen ließ, sie anredete: es beliebt mir, an euch ein Beyspiel, meiner Gerechtigkeit sowohl, als Barmherzigkeit, zu zeigen: ich will meinem Kriegsheer Vollmacht geben, drey Stunden lang unter euch zu wüthen, zu verwunden und zu tödten wen es kann: die übrigen sollen der Erschlagnen Güter erben. Keiner kann entfliehen: die Soldaten brechen ein, und nur wenige entgehen ihrer Wuth — Könnte man einen solchen Fürsten weise, gütig und gerecht nennen? Eben so wenig, heißt es, würde es Gott bey einer unbedingten Erwählung und Verwerfung seyn. Weiter hin aber behauptet er doch, daß Christus nicht für alle, sondern nur für die Auserwählten gestorben sey: und seine Beweise sind keine bessere, als sol[che], aus denen man auch erweisen kann, daß Gott nicht alle Mensch[en] wolle selig haben; nämlich weil sonst alle Menschen wirklich se[lig] werden, glauben und fromm seyn müßten; welches doch der

selbst nicht behauptet. Ob es gleich nun in der Hauptsache [illegible] ley ist, ob man lehrt, Christus sey für alle Menschen gesto[illegible] n, nicht alle aber nähmen, wegen ihres Unglaubens, an den Frü[illegible] ten seines Todes Antheil, oder ob man sagt: Gott habe für [illegible] jenigen den Erlöser nicht sterben lassen, von denen er [illegible] sah, daß sie sich seines Todes nicht zu ihrer Seligkeit be[illegible] würden: so ist es doch für die Beruhigung des Sünders [illegible] licher und auch den Aussprüchen der Schrift gemäßer, das e[illegible] anzunehmen, zumahl wenn man sieht, wie gewaltthätig [illegible] mit den Stellen umgeht, die eine Allgemeinheit der Wohl[illegible] des Todes Jesu bezeugen, und wie er andre übergeht, [illegible] drücklich gesagt wird, daß er auch denen zu gut gestorben sey, [illegible] doch verlohren gehen können, als Röm. 14, 15. 1 Cor. 8, 11. Von der Schöpfung. Moses handle zwar hauptsächlich nur [illegible] der Schöpfung der Erde und des Sonnensystems: doch sey wahrscheinlich, daß Gott an jedem der 6 Tage, ebensoviel an der Schöpfung der übrigen Weltkörper gethan habe, ([illegible] anders die Schöpfung eines Fixsterns und einer Erde ana[illegible] seyn kann.) Mit dem ersten Menschen hat Gott zugleich [illegible] die stamina aller künftigen Menschen geschaffen. Denn [illegible] V. behauptet die Präexistenz, sowohl der Seelen, als der Leiber: hier nimmt er auch zugleich die Beweise für die Immaterialität und Unsterblichkeit der Seelen mit. Er scheint hier in seinem Fache zu seyn: doch haben wir unter so verschiedenen Beweisen, den Mendelsohnischen, aus dem Widerspruch unsrer Pflichten, vermißt. Von den Engeln und Teufeln nach strenger Orthodoxie.

Das dritte Buch handelt in 4 Kapiteln, von der innern und äußern Vollkommenheit des Menschen im Stand der Unschuld, vom Sündenfall und dessen Folge, in Ansehung des Verführers, der ersten Eltern und ihrer Nachkommenschaft, nebst der Lehre von der Sünde; das vierte endlich, von der Wiederherstellung der gefallenen Menschen, und von der Nothwendigkeit einer Genugthuung, von der Person des Erlösers, von der Erlösung selbst und dem dazu nöthigen dreyfachen Amte des Erlösers. Wir können aber unmöglich den V. durch jeden Abschnitt verfolgen: nur etwas weniges wollen wir noch daraus anmerken. Eine räthselhafte Erklärung der Sünde wider den heiligen Geist ist es, wenn es heißt: sie sey eine boshafte Widerstrebung gegen die außerordentlichen Würkungen des heiligen Geistes, d. i.

der

der göttlichen Natur Christi, die man simlich empfunden hat. Die Ewigkeit der Höllenstrafen wird ausführlich bewiesen, und der Vernunft, wie gewöhnlich, durch die willkührliche Voraussetzung einer ewigen Beharrung in der Sünde, begreiflich gemacht. Die Zurechnung des Sündenfalls wird in dem Verstand geleugnet, als wenn Gott Menschen blos um der Sünde Adams willen verdamme. Von der Genugthuung. Ob es gleich kein biblischer Ausdruck sey, müsse man ihn doch, als des Schiboleth, woran man einen Socinianer erkenne, beybehalten. Doch wird sie gegen ebendieselben, zum Theil, mit sehr unschicklichen Waffen vertheidigt. Z. B. Wenn Christus blos deswegen in der Welt erschienen wäre, um das vollkommenste Beyspiel der Tugend zu geben, und die Lehre, die er predigen sollte, mit seinem Tode zu bestätigen: so wäre seine Geburt ohne Erbsünde und die Vereinigung beyder Naturen in ihm nicht nöthig gewesen; auch hätte er dann nicht in Knechtsgestalt, sondern in göttlicher Majestät erscheinen müssen. Sie werden die erste Folge zugeben und die zweyte leugnen. Zum thuenden Gehorsam Christi wird, wenn er überhaupt statt haben soll, ganz richtig auch sein Widerstand und Sieg gegen die Angriffe seines Versuchers gerechnet, der Zweck desselben aber mehr in der eignen Heiligkeit seiner Person, als in der Stellvertretung für die Menschen, gesucht: dann aber hätte ihn auch der V. nicht eine thuende Genugthuung nennen sollen. Ueber die Höllenfahrt wird gemuthmaßt, daß es anfangs in dem apostol. Glaubensbekenntniß möge geheißen haben: gestorben, niedergefahren zur Höllen, d. i. begraben. Nachher wurde durch eine Randglosse das Wort begraben in den Text gezogen, und da fann man drauf, der Höllenfahrt eine von dem Begräbniß verschiedne Bedeutung zu geben.

Noch eine Erinnerung, die weder auf Orthodoxie noch auf Heterodoxie einige Beziehung hat, wird uns Hr. E. nicht übel nehmen: sie betrift sein erbärmliches Latein. Von einem Lehrbuch, das der Jugend in die Hände gegeben werden soll, kann man doch wohl, ohne Pedanterey, einen reinen und eleganten Ausdruck fordern; und ein Mann, der der lateinischen Sprache so gar wenig mächtig ist, daß er seinen lateinschen Ausdruck von Wort zu Wort aus dem Deutschen übersetzt, und nicht die geringste Eleganz kennt oder anwenden kann, der sollte sich lieber nicht lächerlich machen und deutsch schreiben. Es gilt von einem schlechten Lateiner, wie von einem schlechten Poeten:

mediocribus esse poëtis
Non homines, non dii, non concessere, columnae.

Er spricht zwar in der Vorrede von sich: stilo vtor, nisi omnia me fallunt, tolerabili, und meynt, ein Theologe könne nicht elegant schreiben, weil er Begriffe auszudrücken habe, quae autoribus classicis in mentem non venerunt. Allein der Gebrauch der theologischen Kunstwörter ist das wenigste: der ganze Styl in allen seinen Theilen und in jeder Verbindung taugt nichts. Um nur ein einziges Exempel anzuführen: so ist nicht einmal im ganzen Buch das quod nach einem verbo dicendi oder sensum weggelassen worden, welches einen bis zum Eckel schleppenden Styl verursacht. Z. B. verisimile est, quod mundus creatus fuerit in autumno id est quod sol eo tempore in libra fuerit, oder Adamus nunquam dixit quod suo et posterorum nomine foedus operum cum Deo inierit, desgl. non concipio quomodo Wyttenbachius asserere potuerit, quod protestantes quoad ordinem decretorum consentiant -- Concludo quod Deus elegerit omnes -- Sociniani putant quod Christus docuit quod a Deo missus esset u. s. w.

Die gute Sache der ehemaligen Heidenbekehrungen in den mittlern Zeiten, nach Gründen der Religion, des Staats und der Geschichte, besonders der bekehrten heidnischen Sachsen, Preußen, Wenden und andrer Völker, geprüft und erwiesen von M. Joh. Friedr. Frisch, der Gottesgelahrheit Baccal. u. Pred. zu St. Georg in Leipzig.

Quantae molis erat, rudiorem vincere gentem:
Tantae molis erat, meliorem condere gentem.

Leipzig, bey Joh. Gottfr. Müller, 1776. 1 Alph. 11 Bogen, 8. ohne die Vorrede.

Es

Es wird nie in der Kirchengeschichte unterlassen, die Bekehrungen ganzer heidnischer Völker, als Beyspiele der Ausbreitung der christl. Religion, zu rühmen. Der gemeine Christ, wenn er dies liest, erbaut sich über die wunderthätige Kraft des göttlichen Wortes: der nachdenkende und forschende Christ aber, wenn er sieht, daß Aberglauben und falscher Religionseifer die Bewegursache; Schwerdt und Feuer, das Mittel; und Duldung der Taufe und Anbetung eines Crucifixes oder Marienbildes der Zweck und die Frucht solcher Bekehrungen gewesen sind; mindert das Verdienst der gerühmten Heidenbekehrer, schweigt und dankt inzwischen Gott für die guten Folgen, die seine Vorsehung aus einem falschen Eifer zu ziehen gewußt hat. Der Spötter hingegen nimmt aus solchen Mängeln, die er sorgfältig aufsucht und vergrößert, Anlaß, Folgen gegen die Religion überhaupt und deren Diener zu ziehen. Da nun diese Heidenbekehrungen in unsern Tagen mehr als ehmals dergleichen Untersuchungen ausgesezt sind, und wie der V. insbesondre beseufzt, selbst Gottesgelehrte nicht auf das vortheilhafteste davon urtheilen; da überdem itzt eben seit Einführung des Christenthums in den Sächsischen Landen, durch Carln den Großen, tausend Jahre verflossen sind: so hat Hr. Past. Frisch daher die Veranlassung genommen, die gute Sache mehrerwehnter Heidenbekehrungen ausführlich zu vertheidigen. Allerdings verdienen Begebenheiten von der Art eine genauere Untersuchung. Nicht genug ist es, sie blos aus ihren Folgen zu rechtfertigen, und die gewaltsame Einführung des Christenthums aus dem Grund zu billigen, weil die Nachkommen es ihr zu verdanken haben, daß sie in einem christlichen Lande gebohren worden. Denn dieß würde vermuthlich doch erfolgt seyn, wenn gleich die ersten Predigten des Evangeliums nicht mit dem Schwerdt geschehen wären. Der Apologete muß hauptsächlich aus der Geschichte zeigen, daß entweder die Ausrottung des Heidenthums nicht auf eine so gewaltthätige Art erfolgt sey, als man gemeiniglich glaubt, oder daß die Fürsten, deren Waffen eine so allgemeine Religionsänderung eines ganzen Landes bewürkt hatten, durch die heidnischen Völker selbst zu dieser Strenge gereizt worden, und daß die Einführung des Christenthums, wenn sie auch gleich mehr eine Folge ihres Siegs, als des Unterrichts, gewesen sey, dennoch aber als ein Mittel zur Verminderung ihrer Wildheit und Verhütung neuer Grausamkeiten, nothwendig geschienen. Der V. beweiset dieses würklich und zwar so gut, daß es zu Leitung eines billigern Urtheils über den Werth dieser all-

gemeinen Heidenbekehrungen hinreichend seyn kann: allein er thut es mit einer ermüdenden Weitläuftigkeit, deren man war bereits aus andern seiner Arbeiten gewohnt ist; überdem beweist er mehr, als zu seiner guten Sache beförderlich ist, und mehr, als man bewiesen haben will. Daher kommt es dann, daß sein Buch um die Hälfte kürzer seyn könnte und auch seyn müßte, wenn es mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden soll. Zudem ist er bey seiner Untersuchung nicht kaltblütig genug, hält jeden Zweifel an der Gültigkeit jener allgemeinen Heidentaufen, für Undank gegen Gott, für Majestäts-Verbrechen und Beschimpfungen der gekrönten Häupter, deren Dienst sich Gott bey dieser Wohlthat für ein Land bedient habe; er ist nicht zufrieden, sie bey ihrer Bekehrungsart blos zu entschuldigen, nein, sie haben so handeln müssen, haben damit Gottes Befehl und Beyspiel gefolgt, und Weißagungen erfüllt. Sollte aber mit einer solchen Apologie bey manchem Leser nicht mehr verdorben, als Ueberredung befördert werden?

Nach einer 46 Seiten langen Vorrede und einer nicht viel kürzern Einleitung zertheilt sich sein Werk in 4 Hauptstücke. Das erste handelt von S. 35 bis 133 von den Grundsätzen der Religion, nach welchen die Bändigung der Heyden, in Absicht auf ihre Bekehrung als eine gute und göttliche Sache beurtheilt werden muß. Der V. nämlich ist der Meinung, daß man von dem Werth solcher allgemeinen Heidenbekehrungen, nicht ohne Zuziehung der Bibel, urtheilen könne, (als wenn der Hauptgrundsatz, der hier in Betrachtung kommt, daß nämlich die Ausbreitung des Christenthums eine Folge der Ueberzeugung, und nicht der siegenden Waffen seyn müsse, daß sie dem Aberglauben der Heiden ein Ende machen, nicht aber eine andere Gestalt geben müsse, nicht auch biblisch wäre.) Um nun dieses Urtheil der Schrift zu erfahren, vergleicht er sie mit den alttestamentlichen Weißagungen von Abschaffung des Götzendienstes, und von Verstoßung der unglaubigen Juden und Annehmung der Heyden; mit den biblischen Aussprüchen von Gottes Zorn und Rache gegen die Abgötter; mit dem Verfahren Gottes gegen den Pharao und gegen die Cananiter, und mit den Befugnissen und Majestätsrechten des Meßias als obersten Herrn der Welt. Das Resultat von diesen Vergleichungen kann man sich nun von selbst vorstellen. Gott kann und will heidnische Völker ausrotten; er hat es befohlen; er hat es geweißagt: folglich thaten die Eroberer, die die Trophäen des Christenthums auf den Ruin eines heidnischen

nischen Volkes bauten, weiter nichts als den Willen Gottes, des obersten Eigenthümers der Welt. Der V. findet es sogar seltsam und äußerst ungereimt, daß man noch darüber disputiren will, nach welchen Grundsätzen des Staats- Natur- und Völkerrechts, Mose und Josua, bey Eroberung der heidnischen Länder am Jordan, verfahren, um die Rechtmäßigkeit dieser Eroberungen zu vertheidigen, oder die Handlungen dieser Befehlshaber zu rechtfertigen: eine solche Schutzschrift ist nach dem V. abgeschmackt, sie brauchten keine Legitimationen zu ihrer Besitznehmung eines fremden Eigenthums, denn sie bewiesen durch ihre Wunder die Legitimation des großen Jehovah, der nach seinem höchsten Eigenthumsrecht über alle Länder, die Wohnungen der Heiden geben konnte, wenn er wollte. So waren also die Michaelise, Nonnen, Striebrize, Lowmanne und andre, Thoren, bey ihrem guten Willen, Gott durch Aufsuchung objectiver Gründe, wegen der harten Behandlung der Cananiter zu rechtfertigen. Wir erstaunen, wie der Eifer, eine Lieblingsmeinung durch biblische Beyspiele zu rechtfertigen, auch einen redlichen und geschickten Mann, dessen erster Beruf es ist, Gott als einen Gott der Liebe zu predigen, zu so harten Urtheilen verleiten könne.

Das zweyte Hauptstück handelt von den Rechten und Befugnissen des Staats, in Absicht auf die Bändigung und Bekehrung der Heyden, mit Anwendung auf die Bekehrung der Sachsen, durch Carln den Großen. Diese Befugnisse bestehen in der Macht sein Land, und die Ruhe seines Volks gegen die Einfälle unruhiger Nachbarn mit den Waffen zu vertheidigen, und das Heidenthum, in so fern es als die Ursache der Feindseligkeit und Wildheit eines Volkes anzusehen ist, auszurotten. Dieses findet der V. für gut, abermals durch Ausschweifungen in die Bibel zu erweisen, und seiner Convenienz gemäß, die Heiden, als Freybeuter, Rebellen, Bundbrüchige, Räuber, unmenschliche Christenmörder, herschsüchtige Ungeheuer und haabsüchtige Länderräuber zu schildern. Wie schwer würde es dem V. werden, wenn er beweisen sollte, daß die Christen mittlerer Zeit von dem allem das Gegentheil waren: und das müßten sie seyn, wenn die Ursache aller dieser Laster in dem Heidenthum liegen, und die Christen befugt seyn sollten, jene deswegen zu strafen. Doch wenn einmal der theologische und gleichsam theoretische Theil des Buchs überwunden ist: so läßt sich das übrige mit mehrerer Zufriedenheit lesen. Der V. zeigt aus der Geschichte des sächsischen und fränkischen

tischen 33 jährigen Krieges, meistens aus des sel. Gr. v. Bünau Reichshistorie, daß Carl der Große allerdings befugt gewesen sey, die unruhigen Sachsen mit Krieg zu überziehen; daß diese nach jedem glücklichen Feldzug um Frieden gebeten, und solchen auch von Carln erhalten, aber jedesmals, so bald der Sieger den Rücken gewendet, durch feindselige Einfälle in seine Lande wieder gebrochen; daß daher Carl bey den folgenden Friedensschlüssen, die Annehmung des Christenthums zu einer der ersten Bedingungen gemacht habe; daß sie aber, auch selbst nach zum Theil angenommener Taufe, keinen Frieden gehalten, sondern während der Abwesenheit des Kaisers, Kirchen und Klöster zerstöhret, und die Christen und ihre Lehrer aus dem Lande gejagt, und somit Carln durch ihr Beyspiel zum morden und brennen, wie nicht weniger zur Versetzung der unruhigsten Völker und Einführung der Obotriten in ihre Länder und zu einer gewaltthätigern Gründung des Christenthums gereizt hätten. Ohnfehlbar wird hier dem guten Carl, die Absicht, die Sachsen durch Aufnöthigung der Taufe gesitteter zu machen, und dadurch künftigen Grausamkeiten vorzubeugen, untergeschoben; da sich sein Religionseifer nicht erst nach mehrmahligen Friedensbrüchen der Sachsen, sondern gleich bey seinen ersten Feldzügen gezeigt hat. Die Bekehrungsseuche der mittlern sowöhl als der folgenden Zeiten war wohl, eben wie die Kreuzzüge, mehrentheils eine Folge des Aberglaubens und unrichtiger oder dunkler Religionsbegriffe, und hat daher bey zunehmenden Lichte einer mehr geläuterten religieusen Erkenntniß in unsern Tagen abgenommen.

Das dritte Hauptstück untersucht in zweyen Abschnitten die Bekehrung der heidnischen Preußen und Wenden. Bey jenen ist Arnold in seiner Preußl. Kirchengeschichte; bey diesen Buchholz in seiner Geschichte der Churmark Brandenburg, sein Führer. Die Preußen, heißt es, hatten mit den alten Römischen Heiden, die heidnischen Greuel, und auch den heidnischen Religionshaß gegen die Christen gemein, auf die sie, wie die Römer, die Schuld aller Landplagen schoben. Daß auch der Selbstmord bey ihnen Mode war, ist nicht so sehr zu bewundern, „da auch unsre jetzige Christenwelt Männer in „ihren Mitteln hegt, welche in ihren Schriften den Selbstmord „mit solchen Zügen mahlen, welche einnehmend und bezaubernd „zu solchen erschrecklichen Verbrechen reitzen — ist das Schande, „oder Ehre vor unser Weltalter, Christenthum und wissenschaft-

lichen

„lichen Stolz?" — Diese grausamen Heiden nun reizten durch ihre unaufhörlichen Einfälle die benachbarten christlichen Fürsten, gegen sie auswärtige Hülfe zu suchen — und so kamen dann die deutschen Ordensritter in das Land, die nach vielen blutigen Kriegen die heidnischen Preußen bändigten, und sodann, nicht durchs Schwerdt, sondern durch das göttliche Wort bekehrten. Und daß die göttliche Vorsehung bey Herbeyziehung der deutschen Ritter, die Hand mit im Spiel gehabt, kann man, nach dem V., daraus schließen, weil ebenfalls auch unter einem Hochmeister, dem Markgrafen Albrecht, auch die von Luthern gereinigte evangelische Lehre in Preußen eingeführt wurde. (Da die Reformation in Preußen in eben dem Jahr zu Stande gekommen ist, da die Ordensregierung ein Ende nahm, nämlich im Jahr 1525, so müßte der Schluß eigentlich so ausfallen: daß Gott den deutschen Orden als ein Werkzeug zu Ausbreitung der christlichen Religion in Preußen gebraucht zu haben schiene, nachher aber, als nach vollendeter Reformation, keine fernern Religionsabsichten mehr zu erreichen übrig waren, ihn als ein Werkzeug in seiner Hand zerbrochen habe. So wird aber wohl der V. selbst nicht schließen wollen: denn nur Werkzeuge zum Bösen zerbricht man, wenn man ihrer nicht mehr nöthig hat. Darum ist es überhaupt unsicher, aus dem, was geschieht, auf göttliche Absichten und Rathschlüsse schließen zu wollen.)

Die Bekehrungsgeschichte der Wenden, von Carln dem Großen an, bis auf Markgr. Albrecht den Bähren, der sie durch die Ausrottung derselben zu Ende brachte, wird größtentheils mit den Worten des sel. Buchholz, kurz erzählt, und derselbe mit vielem Eifer widerlegt, wo er billig genug war, die Wenden und andre Heiden nicht so unmenschlich zu schildern, als sie der V. seiner Absicht gemäß haben will, ihre öftern Einfälle dem damals herrschenden Faustrecht zuzuschreiben, zu gestehen, daß ihre Bekehrungen gewaltsam und erzwungen waren, blos in Vertauschung der Götzen gegen Heiligen und Aufzwingung der Taufe bestanden, und daß die Heiden durch Eintreibung der Zehenden an die Geistlichen einen Haß gegen das Christenthum gefaßt hätten u. s. w. Das letzte beantwortet der V. sehr amtsbrüderlich: „der sel. „Herr Oberpfarr werde es an Eintreibung der Zehenden und Gebühren, wenn es nöthig gewesen sey, auch nicht haben fehlen „lassen." Die Wenden hätten wohl noch mehr auf ihren Götzendienst gewendt, und hätten sich daher über diesen Zehend nicht

beschwehren können. Das erste konnte seyn, und doch konnten sie sich beschwehren, als ihnen das nämliche zur Erhaltung aufgedrungener Lehrer einer Religion abgefordert wurde, die sie noch nicht kannten. Der V. fährt fort, die Wenden hatten doch die Wahl, bey dem Götzendienst zu sterben, oder bey dem Christenthum zu leben. Mit dem Worte Gottes konnten die Fürsten sie nicht bessern, denn das wollten sie nicht: lieber sterben. Schade, daß der V. nicht vor fünfhundert Jahren lebte: er hätte einen Kreuzprediger abgeben können.

Im vierten Hauptstück endlich werden versch[illegible] Einwürfe gegen die gute Sache der Heidenbekeh[illegible] widerlegt. 1. Die Heidenbekehrungen der mittleren Zei[illegible] gewaltsam gewesen, die apostolischen hingegen ni[illegible] geänderten politischen Umstände, unter denen [illegible] tere Heidenbekehrer befinden, machten diesen Unterschi[illegible] dig: die Gewalt zweckte auch nur auf die Bändig[illegible] [illegible], ni[illegible] die Bekehrung, ab. 2. Die Heiden wären nicht so unruh[illegible] gewesen, als man gemeiniglich glaubet, sondern [illegible] Plackereyen der Geistlichen gereizt worden. Das [illegible] ruhige Heiden wären auch von christlichen Fürsten [illegible] higt worden, sondern durch stille und friedliche [illegible] Christenthum gebracht worden. 3. Gegen die Besc[illegible] Zehenden der Geistlichen wird geantwortet, [illegible] n von [illegible] den Heiden, sondern den neubekehrten Chris[illegible] weil sich diese in den Friedensschlüssen darzu [illegible] bindlich so wäre es nicht unbillig gewesen, solchen im [illegible] ige mit Gewalt einzutreiben. 4. Man habe mit [illegible] ler gemacht. A. Weder die damahligen Fürsten [illegible] Bekehrungsanstalten Heuchler machen wollen, noch [illegible] en Neubekehrten lauter Heuchler; auch in unsrer Chris[illegible] es Heuchler, die die theuer beschwohrnen Grundlehren, [illegible] gen und Schriften verläugnen. 5. Gott könne nichts [illegible] hersagen, verordnen und billigen: bezieht sich auf des V. [illegible] Hauptstück. 6. Gott habe seine Absicht nicht erreicht, weil [illegible] aus den Heiden blos päbstliche Christen gemacht habe. A. Die Erreichung und Nichterreichung der Absicht macht die Sache nicht gut und nicht böse; das Pabstthum habe damals seine höchste Stufe noch nicht erreicht; Gott habe manchen Zeugen der Wahrheit erweckt, und voraus gesehen, daß die neubekehrten Länder dem Evangelium dereinsten eher den Zugang verstatten würden, als die alt-

christlichen

christlichen Länder. 7. 8. Der Satan habe bey jenen Bekehrungen nichts gewonnen, nichts verlohren; es wären Götzenbilder gegen Marienbilder vertauscht worden. A. So was zu behaupten, sey Sünde und Undank: die vielen frommen Gestifte und Carls Bilderstürmerey zeugten vom Gegentheil. Der neunte bis zwölfte Einwurf verdienen keiner Erwähnung.

Alle übrigen Raisonnemens des V. einzeln zu beleuchten, würde die Gränzen einer Recension überschreiten. Z. B. Er prätendirt, daß die Heiden nach ihrer gesunden Vernunft, das Unvernünftige ihres Götzendienstes, hatten einsehen müssen; daß sie daher über keinen Gewissenszwang hätten schreyen können, und daß das Gewissen, das sie bey der Widersetzlichkeit gegen die ihnen aufgedrungene Bekehrer vorschützten, ein irrendes Gewissen gewesen sey, u. dergl. mehr. Auch gegen seine Schreibart ließ sich manches erinnern: am wenigsten gelingt sie ihm, wenn er einen Witz sucht: z. B. den heidnischen Christenmördern mußte man mit dem schwerdtmäßigen Aderlaß die wallende Wuth vertreiben S. 179 und S. 217. Die Stahlessens war die beste Arzeney, ihnen, den Hunnen, den Appetit zu vertreiben, von welcher etliche 40000 Mann auf einmal die Kraft und Lust zum Kriege verlohren.

Vz.

Fortgesetzte Materialien zur evangelischen Religionsgeschichte von Ober-Schlesien. Zweytes Stück. Reformations- und Kirchengeschichte der freyen Standesherrschaft Beuthen, mit archivalischen Originalbeweisen. Nebst einigen Zusätzen der ersten 6 Stücke der Materialien, und einem Register darüber, von Gottlieb Fuchs. Breßlau, 1776. Bey Joh. Friedr. Korn dem ältern. 8 Bogen, 8.

Diese zweyte Fortsetzung handelt 1. von Einführung der evangelischen Religion in Beuthen; 2. von Unterdrückung der evangel. Religion: 3. von ihrer Wiederherstellung; 4. von Kirchen- und Schullehrern. Die Beylage besteht aus zehn Dokumenten, von

von denen das älteste vom Jahr 1538 ist. Die Zusätze zu den v
hergehenden Stücken enthalten theils Nachrichten, theils Do
mente. — Ist gleich der Inhalt dieser Materialien zum T
nicht sehr interressant, so muß man doch dem Fleiß des Hrn.
alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; und man kann auch ni
nen, daß verschiedene Nachrichten darinn vorkommen,
außerhalb Ober-Schlesien gelesen zu werden verdienen.
wünschten von allen kleinen Ländern so gut geschriebene
lungen zur Kirchengeschichte zu haben.

Cz.

Versuch eines neuen Beytrags zu schriftmäßiger Er klärung des Hohenlieds Salomonis, in einer Grundtext und der dialogischen Einkleidung se hohen Inhalts angemeßnen Uebersetzung, auch darzu nöthigen Anmerkungen. Nebst e kurzen Anhange von meßianischen Paren von Joh. Friedr. Neunhöfer, Pfarr. zu nigsfeld bey Rochlitz, Bremen und Leipzig, F ster, 1775. 8. 29½ Bogen.

Die Meinung des V. ist folgende: „Es hat dem h. Geist ge„fallen, die keusche Liebe derjenigen, die theils schon wirk„lich ehelich sind, theils im Begriff stehen, es zu werden, zu „einem Bilde der hohen Verbindung zu heiligen, in welcher „sowohl Gott überhaupt, als auch insbesondre der im Fleisch „geoffenbarte Sohn Gottes mit der wahren Kirche stehet. „Dafür reden Es. 54, 5. 61, 10. 62, 5. Jer. 2, 2. 32. Hos. 2, „16. 19. 20. Ez. 16, 7-14. — Matth. 9, 15. Joh. 3, 29. „2 Kor. 11, 2. 3. Ephes. 5, 25-27. Offenb. Joh. 9, 7. 8. 22, 17; „besonders aber der 45ste Psalm. Es kann demnach die abgehan„delte Hauptsache des Hohenliedes keinen Augenblick mehr „zweifelhaft seyn, — es muß nämlich von selbst einleuchten, daß „darin die an sich so hohe, den Juden aber höchst unerwartete, „Ehre des Heidenthums, die Verlobte des Meßias, „d. i. der vorzüglichste Theil der wahren Kirche neuen „Testaments zu seyn, unter den anmuthigsten Bildern, welche „die morgenländischen Sitten des Umgangs zwischen Braut und

Bräu-

„Bräutigam hergeben, vorgetragen werde. — Es geht dem „H. L. deswegen im Geringsten nichts ab, daß man keine buch„stäbliche Anführung desselben im neuen Testam. hat. Alle „bibl. Stellen, besonders des N. T. welche von der hohen Ver„bindung Christi mit der wahren Kirche reden, deren „sich das H. L. gebraucht, dienen diesem vortrefflichen Werk des „Salomo selbst zur Empfehlung, und heiligen dasselbe zu einer „Urkunde, die würdig ist, eines gleichen kanonischen Rechts „mit allen kanonischen Büchern der H. Schrift sich zu er„freuen, mit welchen es, in gleicher Sprache von dem wichtig„sten Stück der christl. Religion, dergl. die geheimnißvolle „Vereinigung Christi mit der wahren neutestamenti„schen Kirche ist, ganz unleugbar redet. — Die Art des Vor„trags in H. L. ist dialogisch, oder, wenn mans so nennen will, „dramatisch." Wir verlieren über die, freylich eine zahlreiche Parthey für sich habende, und wegen des frühen Einsaugens so manchem einzig ungezwungen und wahrdünkende mystische Deutung dieses Gedichts um so weniger auch nur Ein Wort, als die Unstatthaftigkeit derselben jedem unbefangenen Denker bey dem mäßigsten Nachsinnen so fort ins Auge springen muß, und bereits in dieser Bibl. (B. XVI. 590 f. XXII. 199) verschiednes desfalls erinnert worden.

Die Einrichtung des Buchs ist diese: Auf die Einleitung folgt S. 25 = 27 der Inhalt des H. L. welches in fünf besondre Zusammenkünfte des Bräutigams und der Braut abgetheilt wird; und hierauf das eigentliche Werk. Hier giebt der V. eine neue Uebersetzung des „fürtrefflichsten unter den Liedern, „welche dem Salomo (zugehörig)" (denn so verdeutscht Er שִׁיר הַשִּׁירִים אֲשֶׁר לִשְׁלֹמֹה) nach der von Ihm angenommenen „Abtheilung fünf unterschiedener Zusammen„künfte des Bräutigams und der Braut, deren heilige Liebe dar„inn besungen wird," deren jeder weitläufige grammatische und exegetische Anmerkungen unmittelbar folgen.

Eine Probe der Neunhöferschen Uebersetzungs- und Auslegungsgabe und Weise mögen folgende Verse aus K. 5 seyn:

„Erster Vorgang der vierten Zusammenkunft von K. „5, 2 = 6, 2. Die Braut erzählet mit innigster Betrübniß den „erlittenen Verlust ihres Seelenfreundes, und mahlet auf Ver„langen, den Töchtern Jerusalem das Bild desselben vor die Augen,

„Augen. Die redenden Personen sind die Braut, und die Die„nerinnen im Hause ihrer Mutter, nämlich die Töchter Je„rusalem.

V. 9. Die Töchter Jerusalem fragweise: Was ist (wir bitten, es uns zu sagen, damit wir ihn kennen und das Anbefohlne ausrichten mögen) dein Freund vor einem andern, du Schönste unter den Weibspersonen; was (sagen wir) ist dein Freund vor einem andern, daß du uns so beschworen hast?

V. 10. Die Braut zur Antwort: Mein Freund i [illegible] (der höhnenden Aus- und Ankleidung nach in sei[illegible] Le weiß (Luk. 23, 11.) und roth, (Marc. 15, 17. [illegible] höhung wegen ans Kreuz) wie eine Fahne der [illegible] gion herfür und empor gestreckt.

V. 11. Sein Haupt (an blutig herfürragenden S[illegible] Dornenkron, wie) das schönste (rothstrahlende) [illegible] seine Haare (von geronnenem Geblüte) Berg an (so) schwarz (aus dem Dunkelroth, ganz ins S[illegible] lend,) wie ein Rabe.

V. 12. Seine Augen (der Thränen wegen, davon die Augenlieder am Oelberge übergeben, wie) Tauben an den Wasserbächen, solche, die sich in Milch baden, (rein, heilig und unschuldig sind) indem sie an der Ausfüllung (der Wangen und Augenlöcher mit Speichel und Unflath. Matth. 26, 67.) wohnen.

V. 13. Seine Wangen (der Lage nach unter dem bluttriefenden Obertheil des Haupts) wie ein Balsambeet (unter einem triefenden Balsambaum, wie) Thürme der Gewürze, wo das hinabtröpfende Blut über einander gerinnt, und sich aufthürmt, wie herabtriefender Balsam auf dem Gartenbeete.) Seine Lippen (so weiß wie) Lilien, indem sie übergehende Myrrhe träufeln (die bitterste Klage über höchstschmerzliches Leiden ausschütten. Matth. 27, 48.)

Von solchem Schlage ist dieser Theil der N. Arbeit, so wie die übrige. Denique sit quod vis *simplex* duntaxat *et unum*. Dafür hat der V. treulich gesorgt. Und so braucht es auch keiner ausfüh-

ausführlichen Beantwortung der etwanigen Frage: waserley Realien in den Anmerkungen enthalten seyn, welcherley exegetischer Geschmack darinn herrsche u. s. f.? Wir setzen, des Raums zu schonen, nichts aus derselben hierher; sondern erinnern nur, daß sie außerdem voll unbehöriger Abschweifungen, voll trivialer Belesenheit, und leer von aller Kritik sind. In der Einleitung redet der V. von einem „Amadis von Gaula." Von Gaula? Manchem, befürchten wir, möchte dünken, Er habe Etwas von einem Amadis *des Gaules* gelesen, oder gehört; wisse aber nicht recht, was Er aus dem Letztern machen solle. Im Anhang wird die Frage: ob die prophetischen Stellen von Christo, die Salomo seinem Hohenliede beygerückt, zu den Meßianischen Parenthesen zu rechnen? nach manchem elenden Geschreibe dahin entschieden: „Da das ganze H. L. die hohe Vereinigung Christi mit der wahren christlichen Kirche N. T. unter dem gewählten morgenländ. Bilde des liebreichsten Umgangs zwischen Braut und Bräutigam abhandle und die darinn vorkommenden prophetischen Stellen von Christo nicht als durch fremde Materien veranlaßt, sondern durch Wendungen, die der Dialog und das zum Grunde gelegte Verlobungsbild an die Hand gegeben, eingeflochten worden: so sey der Gedanke parenthetischer Weißagungen von Christo in seinem eigentlichen Verstande von dem Hohenliede gänzlich zu entfernen." Hiemit genug. Der V. nennt sein Buch selbst „einen geringfügigen Beytrag, -- einen schwachen „Versuch." Wenn viele Leser dieses bescheiden seyn sollende Bekenntniß für die verité telle quelle est aufnehmen, ja jene Worte in superlatiuo gradu verstehen: so wissen wir nicht, ob ihnen mit Grunde widersprochen werden könne. Von unsrer Seite mindestens ist keine Einrede zu besorgen.

Se.

Unterhaltung der Andacht über die Leidensgeschichte Jesu, von M. Christoph Christian Sturm, Prediger an der H. G. Kirche in Magdeburg. 2te Auflage. Halle, 1775. gr. 8. 22 Bog.

Dem geschickten Verf. würde diese Schrift noch besser gerathen seyn, wenn er blos aus eigner Ueberlegung sie bearbeitet hätte. Es begegnet vielen gelehrten Männern, daß die

Ideen,

Ideen, die sie von Jugend auf mit Empfindung gehöret, sich so tief eindrücken und ihnen so eigen werden, als ob sie selbst durch eigne Untersuchung sie herausgebracht hätten. Der V. legt die Hypothese von dem Leiden Christi als einer eigentlichen Bezahlung unserer Sünden zum Grunde. Doch nimmt er sich vor den bey dieser Hypothese gewöhnlichen harten Ausdrücken ziemlich in Acht. Er ist auch darinn zu loben, daß er nicht nur Trost, sondern auch die stärkste Verpflichtung zum Gehorsam gegen die Lehre Jesu daraus herleitet. Er folgt aber auch außerdem noch andern alten ungegründten Vorstellungen. Gesetzt, Christi Leiden wäre eine Bezahlung, so folgt doch noch nicht, daß Chr sich alle und jede Sünden aller und jeder Menschen von an bis jezt vorgestellt, die Gewissensbisse von einer jeden empfunden und für jede Sünde Strafe ausgestanden Das Vergehn des guten Petri macht er gar zu arg. Dieser rige Mann, der überzeugt war von der Hoheit seines Meist gerieth in die größte Verwirrung, da er ihn seinen Feinden terliegen und gemißhandelt sahe. Es mochte ihm eine oder der Richter ein Bekenntniß abfordern, beydes gleich gefährlich. Die Zeit, sich zu besinnen, war ni und so ruhig, als der V. vorgiebt, und wegen der ge Folgen ist die dreymalige Verleugnung nur als eine einzige lung anzusehn. Ein Vergehn bey so plötzlichen Schrecken gehört zu den Schwachheiten der Menschen, und der Heiland selbst hat Petrum nach wie vor als seinen Jünger erkannt. Auch der Gedanke, daß das Vergehn Petri Jesu mehr Schmerzen gemacht als alle Schmähungen der Feinde, ist sehr übertrieben. Uebrigens ist diese Auflage der ersten völlig gleich, nur daß mehr Lieder angehängt sind, wobey eine bessere Wahl hätte beobachtet werden sollen. In dem Liede: Herr des Himmels, ist gewiß der Ausdruck im 2ten Vers zu hart: Ach des Rächers Rache stürmt, Bürge, du sollst zahlen. In dem Liede: O du mein Mittler, herrscht durch und durch der unrichtige Gedanke, als ob Gott ohne Blutvergießen nicht vergeben könne, und als ob die theuersten Versicherungen Gottes ohne solches Blutvergießen einen zurückkehrenden Sünder nicht beruhigen könnten.

Beschreibung aller Religionen in der Welt. Neue und verbesserte Auflage. Lauban, 1775. gr. 8. 15 Bogen.

Wir

Wir haben die erste Ausgabe nicht gesehen, können also nicht sagen, worinnen diese verbessert sey. Der V. folgt in allen dem Kompendium der polemischen Theologie des D. Walchs: und er glaubt am sichersten zu gehn, wenn er eine jede Parthey nach ihren symbolischen Büchern beurtheilt. Er bedenkt aber nicht, daß zuweilen bey einer Gährung in der Kirche die Meinung der härtesten die Oberhand behalten, schriftlich verfasset, und von einem grosen Theil angenommen, nachgehends aber nach und nach wieder verlassen worden. So gieng es den Evangelischen mit der Konkordienformel, den Reformirten mit der Synode zu Dordrecht, und den Griechen mit dem Bekenntniß des Peters Mogilas. Daher machen die Protestanten sowohl, als die griechsche Kirche hier einen sehr schlechten Aufzug. Die Stiftung der heidnischen Religion schreibt er dem Satan zu, welcher eine Art von Gewalt über die Menschen bekommen haben soll.

Tugend in niedrigem Leben, oder Betrachtungen über die Pflichten der Reichen und Armen, der Herrn und Diener: Gedanken über die mancherley Zustände, Leidenschaften, Vorurtheile und Tugenden der Menschen aus wahren Abrissen hergeleitet, nebst hierher gehörigen Fabeln und Anekdoten von Lebenden und Todten, in Gesprächen zwischen einem Vater und seiner Tochter, aus dem Englischen des Herrn Jonas Hanway. 3ter Band. Leipzig, 1776. gr. 8. 1 Alph. 2 B. 4ter Band. Leipzig, 1776. gr. 8. 1 Alph. 8 Bogen.

Diese beyden Bände sind wie die vorigen angenehm und nützlich zu lesen. Es herrschet darinn eine gute Einsicht, ein recht guter moralischer Character, voll Ehrerbietung gegen den Schöpfer, und sanften Gefühls der Liebe gegen Menschen und alle lebende Geschöpfe. Mit dem 4ten Bande ist dieses Werk geendiget.

Erweckungen der häuslichen Frömmigkeit in einig kurzen Betrachtungen über verschiedne dahin a zielende Schriftstellen. Nebst einer Sammlu von Schriftstellen, welche sowohl allgemeine a auch besondre Belehrungen zur häuslichen Frö migkeit enthalten. Züllichau, 1776. 8. men 1 Alph. 8 Bogen.

Der V. ist Herr Konrad, Hofprediger in Krossen. Di genheit zu dieser Schrift sind des Herrn Probst T vortrefliche Predigten von der häuslichen Frömmigkeit Der V. hat seinen heilsamen Endzweck immer vor Augen, Gedanken sind richtig, der Ausdruck bestimmt und ver Wir wünschen daß alle Prediger diese Schrift zur Lesung Zuhörern bestens empfehlen mögen. Wir hätten gern wenn der V. in der vierten Betrachtung über den Spruch: Haus des Gerechten wird vom Herrn gesegnet, etwas au cher möchte gewesen seyn. Der Segen faßt nothwendig gehn in diesem Leben in sich. Der Gerechte ist nicht frey von den Schicksalen, dem alle Menschen unterworfen sind, aber er hat doch besondere Vortheile. Er genießet nicht nur der innern Seelenruhe durch ein gutes Gewissen, und durch den Sieg über seine Leidenschaften, sondern er hat auch Friede in seinem Hause und mit andern Menschen. Gerechtigkeit, Billigkeit, Dienstfertigkeit, Sanftmuth erwerben durchgehends Hochachtung und Liebe. Seine ordentliche und nach seinen Einkünften eingerichtete Wirthschaft erhält ihn bey Brod und Ehren. Der Recensent hat das Glück gehabt, manche fromme Familien zu kennen, und ihre Schicksale durch viele Jahre zu übersehn. Er hat rechtschaffne Menschen oft in Mangel und andern furchtbaren Schicksalen erblicket, aber auch gesehn, wie sie Gott mit Ehren hindurchgeführt. Der V. zeigt auch hierinn die richtigsten Einsichten: nur wünschen wir, daß er sie hier umständlicher ausgeführt hätte, weil die Einsicht in das Glück eines Gerechten, den meisten Menschen fehlt, und doch ein sehr naher Grund zur Erweckung und Stärkung der wahren Frömmigkeit ist.

D. Gabr.

D. Gabr. Christ. Benj. Mosche, Anmerkungen zu den Sonn- und Festtagsepisteln. Erster Abschnitt. Frankfurt und Leipzig, gr. 8. 22 Bogen.

Die Gewohnheit, daß auf alle Sonntage des Jahrs gewisse Texte festgesetzt sind, ist an sich, wegen Verschiedenheit der christlichen Gemeinden, unschicklich, und wird durch die schlechte Wahl der Texte noch schlechter. Von dieser Gewohnheit abzugehn, verhindert an manchen Orten äußerlicher Zwang, an andern die Klugheit: und mancher Prediger bleibt, aus Bequemlichkeit, gern beym Alten. Es ist in dieser Absicht nicht zu verwerfen, wenn geschickte Ausleger Anmerkungen zu den Evangel. und Epist. schreiben, die in möglichster Kürze den Wortverstand derselben deutlicher machen. Die grossen Kommentarien verwirren Ungeübte mehr, als daß sie ihnen Licht geben sollten. Des V. Absicht ist gut, er ist kurz, er sucht den Worverstand auf, und oft sehr richtig. Aber zuweilen geräth er auf ungegründete Meinungen. Z. B. der Fels 1 Kor. 10, 4. soll Christus selbst seyn Des Satans Engel, 2 Kor. 12, 7. soll ein böser Geist seyn, der die falschen Apostel antriebe, den Paulus zu lästern. Wozu ist hier ein böser Geist nöthig? Kann ein böser Mensch nicht mit Recht Satans Engel oder Bote genennt werden, und ist sein Herz nicht von selbst zu Lästerungen geneigt? Der V. schliesset ganz unrichtig, „Paulus könne nicht einen bösen Menschen allein meinen, „weil er zu erkennen gebe, daß des Satans Engel nicht von ihm „weiche: welches weder von vielen falschen Aposteln noch von einem „sich sagen liesse, denn man läse nirgends, daß sie Paulo nach„gereiset wären." Sind denn alle und jede Umstände genau aufgeschrieben? Finden sich nicht Spuren, daß wirklich Feinde Paulo nachgereiset sind, Apostelgesch. 17, 13.? und wäre es schon nicht genug, wenn der böse Mensch an dem Ort, wo Paulus sich eben aufhielt, ihn zu beschimpfen nicht aufhörte, daß Paulus klagen konnte, er sey nicht von ihm gewichen? So geht es vielen Auslegern, sie finden Schwierigkeiten, wo keine sind. Uebrigens ist die Erklärung wohl die beste: der Stachel im Fleisch ist ein empfindliches Leiden, die Backenschläge, Beschimpfungen, die dem Paulus zur Demüthigung gereichten.

Iohannis Gerhardi tractatus de coniugio. Pars prima. Denuo edidit, variis observationibus adauxit Io. Frid. Cotta, Theologus Tubingensis. Tubingae, sumpt. Io. Georg. Cottae, MDCCLXXVI. Gr. 4. 2 Alph. 17 Bog.

Der selige Gerhard hat alles zusammen getragen, was [illegible] Patres und Theologen, als auch die Rechtsgelehr[illegible] der Ehe geschrieben haben: weßhalb seine Schrift auch von den [illegible]risten stark gebraucht worden. In dieser Absicht giebt sie H. Kotta besonders heraus, damit ein Jurist nicht nöthig habe, [illegible] ganze Werk des Gerhards zu kaufen. Bey diesem ersten Theil [illegible] der Herausgeber nur wenig Anmerkungen hinzugefügt: [illegible]ten, welcher nächstens folgen soll, will er nicht [illegible] [illegible]rere Zusätze machen, sondern auch durch einen [illegible] gelehrten alles hinzuthun lassen, was zur rechtlichen Er[illegible] erfordert werden kann. Es wird also ein starkes Magazin wer[illegible] wo alles, was gut und schlecht von der Ehe gesagt worden, zu [illegible]den seyn wird.

Ein Versuch über die symbolische Offenbarung Gottes in den verschiednen Verfassungen seines Reichs. Halle, bey Gebauer, 1776. gr. 8. 12 Bogen.

Obgleich das Reich Gottes den Grundsätzen nach nur ein und ebendasselbe, und also ein einziges Reich ist: so hat es doch, nach verschiednen Zeiten, verschiedne Verfassungen gehabt. Der V. will zeigen, daß die göttlichen Einrichtungen, wie auch die Begebenheiten in einer Oeconomie, Abbildungen von demjenigen gewesen, was Gott in den folgenden Oekonomien uns deutlich lehren lassen. Solche Abbildung nennt er eine symbolische Offenbarung. Er zieht eine Parallele zwischen dem Paradisischen und dem ewigem Leben, zwischen der Oekonomie vor und unter dem Gesetz, und zwischen dieser und dem neuen Bunde. Es ist zu bedauern, daß der geschickte V. manche Sätze zum Grunde legt, die theils unerwiesen, theils irrig und wohl gar gefährlich sind. Daß der erste Mensch eine große Erkenntniß und Weisheit gleich

anfangs gehabt habe, streitet mit seiner Ausführung. Wenn er nicht als Mensch, sondern als moralisch-guter Mensch das Recht an die Geschöpfe hatte: so kann ein vermeynter Frommer einem vermeynten Gottlosen seine Güter rauben, wie wir auch die Exempel von Schwärmern leider gehabt haben. Daß weder in Adam noch in der ganzen Körperwelt ein Grund zum Fehltritt gewesen; sondern derselbe aus der Geisterwelt in die sichtbare Welt eingeführt worden: ist ein Satz, der mit nichts bewiesen werden kann. Daß die Engel, denen die Aufsicht über die Erde aufgetragen gewesen, neidisch geworden wären, daß Gott den Menschen die Herrschaft über den Erdboden angewiesen hätte; läßt sich gar nicht denken, weil den Engeln ihre Aufsicht ungekränkt bleibt. Die Menschen hatten doch nur das dominium vtile, welches die Engel nicht brauchen konnten. Daß in der Welt kein Weibessaame sey, ist zu strenge geschlossen. Saamen sind Nachkommen. Sagt man nicht in einem Lebenslauf von einer alten Mutter sowohl als vom Mann, daß sie viel Nachkommenschaft hinterlassen habe. Und dergleichen Sätze kommen noch mehr vor.

Sprachunwissenheit, eine große Verhinderung des Religionsunterrichts bey Landleuten, vom Magister Gruel. Berlin, im Verlag der Real-Schule, 1776. 8. 5 Bogen.

Daß die Unwissenheit der Landsleute wenigstens in manchen Gegenden so groß nicht sey, als man klagt; daß die Schulen in manchen Gegenden zweckmäßig eingerichtet seyn; daß in armen Dörfern der Landmann seine Kinder im Sommer von der Arbeit unmöglich entbehren könne, und daß der Unterricht bey Kindern in der Religion auch die Sache des Predigers sey: dies alles ist richtig und gut gesagt: Daß aber ein Landsmann zu klug, oder zu viel Mensch werden könne, daß man blos auf Uebung des Gedächtnisses sehn müsse, und daß die Auswendiglernung eines kleinen und großen Katechismus die Jugend unterrichte: ist wohl nicht richtig. Daß die Unwissenheit der hochdeutschen Sprache eine Verhinderung des Religionsunterrichts sey, möchte wohl auf sehr wenige Gegenden passen. Das Hochdeutsche ist nicht allein die Sprache des Predigers und Schulmeisters, sondern auch der Obrigkeit, der Königlichen Bedienten und deren Be-

 dienten.

dienten. Die Gerichtstage werden hochdeutsch gehalten, die
len Verordnungen, die bey dem Schulzen gelesen werden,
Befehle der Landräthe, und dergleichen mehr, sind alle h
deutsch. Das Gesinde hört diese Sprache in vielen Hä
und der Bauer beym Handel und Wandel, daher in den
Gegenden das Hochdeutsche völlig verstanden wird. Daß ein
wie der V. erzählt, hochdeutsch für französisch angesehen, ist
muthlich ein Scherz gewesen: und daß der Bote selbst das
deutsche richtig verstanden, ist daraus klar, weil er die Worte
richtig wiederhohlen können. Die wahren Hindernisse des R
gionsunterrichts sind wohl 1) die Sprachunwissenheit nicht
Hochdeutschen, sondern in der Schulsprache. Man muß nicht
Kunstwörtern, sondern in gewöhnlichen Ausdrücken unterrich
Wie leicht versteht mich ein Kind, wenn ich ihm sage: G
dich, er will dich glücklich machen, und läßt dich dazu unterri
ten: und was denket hingegen ein Kind, wenn ich i
Gott berufet dich zur Seligkeit. 2) Die unter e U
Verstandes. Der Verstand ist doch nur bloßes
ches durch Uebung erst brauchbar wird. Es ist also sehr
daß man vor dem Unterricht in der Religion von natürli
kannten Dingen spreche, und sie dadurch dreist
Denken gewöhne. Alles, was die Kinder
zen, Thiere, Sonne, Mond und Sterne, der Mensch sel
ben intressante Unterhaltungen; die Kinder werl
und wenn nach Art einer liebreichen Unterredung
ihre eigne Gedanken darüber eröffnen läßt: so si
deutlich, wie sie sich von der Blödigkeit losreißen und
anfangen. Ursach und Wirkung, Wahrheit und Irrth
und Aberglaube, sind sehr nützliche Sachen, worü
ger und auch wohl ein Schullehrer sich mit den Kin
ten kann. Das Schulbuch des Herrn Domherrn von
gewiß sehr brauchbar und nicht über den Begriff der
Ist der Verstand der Kinder aufgeklärt: so fassen die K
an sich leichte, und dem Verstande sowohl als dem Herzen
meßne Lehre der Bibel sehr leicht, behalten sie u
dieselbe zu Nutz: was hingegen ohne Verstand a
wird, wird bald vergessen und hat nicht Wirkung
Der Recensent verehrt den grossen Luther, aber was
dern, wenn sie das dritte Hauptstück seines kleinen
noch so fertig herbeten können? Werden sie eine
nur verstehn, und wird man nicht ihnen das,

wie geschicht das, wiederum aufs neu erklären müssen? Warum erklärt man nicht lieber jede Bitte gleich selbst? Und das vierte und fünfte Hauptstück auswendig zu lernen, hat gar keinen Nutzen. Man erkläre lieber die auswendiggelernte Worte der Einsetzung, wobey alles, was von den Sakramenten zu wissen nöthig ist, gesagt werden kann. Und nun noch ein grösserer Katechismus auswendig gelernet! Wozu dieser? Das Gedächtniß zu üben und die Beurtheilungskraft zu schwächen.

Betrachtungen und Gebete, den Landleuten bey ihrer Mühe und Arbeit, zur Erleichterung und Freude des Herzens. Halle, bey Gebauers, 1776. gr. 8. 12 B.

Ein Vorbericht an Gelehrte steht voran. In denselben eifert der V. wider den Satz, daß der eigentliche Bewegungsgrund Gottes bey allen seinen Handlungen seine Ehre sey: wenigstens, sagt er, sey es nicht nützlich, diesen Satz zu lehren. Der Satz: thue alles, Gott zu ehren, sey dem Bauer bey seiner oft verächtlich scheinenden Arbeit zu entfernt. Die Menschen wären unsittlich, das ist, sie handelten ohne oder nicht aus rechten Absichten. Das rühre vom schlechten Unterricht in den rechten Absichten her. Wenn man ihnen nun gar sagte, daß es Sünde sey, um zeitlicher Vortheile willen etwas zu thun, und daß auch unsere gute Handlungen zur ewigen Seligkeit nichts hülfen, weil alles auf Gottes freye Gnade und Christi Verdienst ankäme, so müßte der arme Bauer nothwendig verwirrt werden. Er sucht also einen ganz andern Weg, ihn sittlich zu machen.

Nun folgen 22 Betrachtungen und 12 Gebete für den Landmann. In den Betrachtungen führt er ihn durch faßliche Anmerkungen über Erdgewächse, Thiere und den Menschen dahin, daß er einen Gott voll Weisheit und Güte erkenne, der es auch mit ihm insbesondere gut meyne. Hierauf räumet er die Zweifel aus dem Wege, die ein Landmann aus seinen Mühseligkeiten gegen die Güte Gottes, insonderheit in Absicht seiner, sich machen könnte. Endlich setzt er die Regel fest: thue das, warum dich Gott in die Welt gesetzt hat. Frage bey jeder Handlung: macht mir und andern dieses Verdruß oder Freude? Denn Gott will deine und anderer Menschen Freude. Die Gebete gründen sich

auf diese Vorstellungen, und sind sehr edelmüthig und voller Freudigkeit.

Im Ganzen ist dieser Plan vortrefflich, und verdienet alle Aufmerksamkeit. Man findet Gedanken, die den Bauer recht stolz auf seine Mühseligkeit, vergnügt und redlich machen müssen. Nur Schade, daß der V. die Beschwerden des Landmanns nicht recht kennet, und daher nicht die rechten specifike Mittel dagegen allezeit anwenden können Des Bauers Beschwerung ist nicht, wie der V. glaubt, daß Gott ihn erst in ein mühseliges Leben gesetzet, und daß er ihn nicht gleich von der Zeit seines Entstehens an in die Freuden des Himmels aufgenommen habe. Nein, auch der geplagteste Tagelöhner liebt sein Leben. Das Misvergnügen des Bauers ist die ganz ungleiche Austheilung der Schicksale in der Welt, und daß ihm das schlechteste Loos sey zugetheilt worden. Er ist nicht, wie der V. ihn tröstet, ein Herr der Erden, sondern in den meisten Dörfern ein Knecht, im eigentlichsten Verstande. Er kann weder über seine Person noch seine Arbeit disponiren. Hat er den Hofdienst abgethan, wird er, wenn er die dringendste Arbeit vor hat, einige Meilen fortgejagt, um eine Kleinigkeit die das Botenlohn nicht austragen würde, unentgeltlich, oder 6 Pfennige für die Meile, zu hohlen oder wegzutragen. Wer soll fort? Die Frau ist in den Wochen, oder hat ein säugend Kind. Einen Knecht oder Magd kann ein armer Koffate nicht halten. Er selbst mähet überreifes Getraide, oder ist im Begriff, sein trocknes Heu zusammen zu bringen. Es hilft nichts dafür, er muß fort und alles stehn und liegen lassen. Bey aller seiner Treue wird er sehr schnöde geachtet, ausgescholten, und wenn er beym Vorspann die im Holz herumlaufende Pferde nicht gleich herbeyschaffen kann, ist er vor derbe Prügel nicht sicher. Wir wünschen, daß der V. diese Drangsalen recht einsehe und nach seiner Geschicklichkeit den Landmann überzeuge, daß dennoch Gott sein Freund und er ein würdiger und glücklicher Mensch sey. Die Sache an sich ist völlig richtig. Auch einem Bauer ist noch nicht das schlechteste Loos gefallen. Ist sein Gut sehr schlecht, so hat er auch auf eine sehr leichte Art es erlanget. Ein besseres konnte er nach seinen Umständen nicht haben. Etwas ist doch besser, wie nichts. Die Last, die er wissendlich übernommen, muß er großmüthig tragen, unschuldig und doch geduldig leiden, macht Ehre bey Gott und verständigen Menschen u. s. w. Der V. wird alles faßlich und angenehm für den Landmann ein-

einkleiden können. Da der V. selbst gesteht, daß er nur auf die Beruhigung des Landmanns und nicht auf seine andere Pflichten seine Absicht gerichtet habe: so ersuchen wir ihn, seinen Plan auf die ganze Sittlichkeit des Landmanns auszudehnen. Es können aus demselben sehr leicht alle Tugenden hergeleitet werden, und wenn die Zufriedenheit erst bewirket ist, so sind die übrigen Pflichten dem Landmann nicht schwer.

Br.

Sammlung von Amtsreden zur Vorbereitung auf den Genuß des heiligen Abendmahls, von Johann Joachim Lachmann, Feldprediger der Königl. Preußl. Gens d'Armes. Zweyter Theil. Züllichau, in der Waisenhaus- und Frommannischen Buchhandlung, 1776. 19½ Bogen, in 8.

Sammlung von Amtsreden, bey Taufhandlungen und Confirmationen christlicher Jugend, von Johann Joachim Lachmann u. s. f. Erster Theil. Ebendas. 1776. 19½ Bogen, in 8.

Die Pflichten der Verehlichten, in einer Sammlung von Amtsreden, bey Einsegnung angehender Eheleute, als ein Beytrag zu der ersten Auflage des zweyten Theils dieser Sammlung, in neun neuen Reden. Ebendas. 1776. 5 Bogen, in 8.

Es mißfällt uns, daß Hr. Lachmann so viel und so geschwind schreibt. Wenn das ein groser berühmter Mann thut, der bereits den Beyfall des gelehrten Publikums für seine Arbeiten gewonnen hat, so hat man Ursach, ihn zu warnen; indem dieß der geradeste Weg ist, seinen erworbenen Ruhm, wenigstens zum Theil, wieder zu verlieren. Wenn aber ein mittelmäßiger Schriftsteller — und für nichts weiter können wir doch Hrn.

Lachmannen ausgeben — eben dies wagt: so ist wohl nichts gewisser, als daß seine Schriften mit Eckel gelesen und an die Seite geworfen werden. Auch in diesen drey neuen Sammlungen hat sich Hr. L. nicht besonders ausgezeichnet, oder seine vorige Arbeiten übertroffen. Es sind zwar die mehresten Themata gut gewählt; man findet hin und wieder schöne Gedanken zerstreut; auch sind einige ganze Betrachtungen mittelmäßig gut gerathen; bey dem allen aber ist die Schreibart noch viel zu weitschweifig und affektirt und die Abhandlung selbst zu seicht und alltäglich. Die Taufreden bestehen mehrentheils aus einzelnen hi[illegible] nen Gedanken. Die abzuhandelnde Materie ist nur ob[illegible] rührt, aber nicht gründlich ausgeführt worden. Freylich [illegible] man bey einer Taufhandlung keine lange, ausführliche [illegible] warten. Aber warum müssen denn solche unvollständige [illegible] tungen gleich gedruckt werden? Beym mündlichen Vortrag [illegible] Ort und Gelegenheit oft vieles zur Entschuldigung des Re[illegible] bey. In gedruckten Arbeiten fodert man dagegen mit Re[illegible] sere Produkte; oder man verbittet die Bekanntmachung ganz. Gleichwohl glaubet der Recens., daß diese Tauf[reden] ihrer Kürze ohngeachtet, viel mehr Gründlichkeit hätten e[illegible] nen. Man kann in wenig Worten sehr viel Gutes von [illegible] eck und der Kraft der Taufe, von den Pflichten der Ge[illegible] [illegible] zeugen, von der Kindertaufe u. s. f. sagen. [illegible] [illegible] ne deutliche und bestimmte Vorstellungen von die[illegible] [illegible] und gründliche exegetische Einsicht in die dahin ge[illegible] [illegible] len. Was der Verf. davon sagt, wird schwerlich [illegible] nende Leser befriedigen. Was soll das z. E. sagen, [illegible] diesen Reden so oft heißt: „durch die Taufe werden [illegible] Gemeinschaft des dreyeinigen Gottes aufgenommen;“ [illegible] halten Antheil an Christo und seiner Versöhnung; sein [illegible] wird uns zugeeignet; der h. Geist wirket in der Tauf u. s. f.?“ Das sind zwar lauter sehr bekannte und [illegible] ger geläufige Redensarten: sie müssen aber sorgfältig erklärt [wer]den, sonst sinds erbauliche Töne und weiter nichts —

[illegible] Co[nfir]mationsreden sind sehr andringend, und [illegible] [illegible] treffende Vorstellungen; doch merket man auch, [illegible] gern rühren will; und daß er alle Rednerkünste [illegible] Zweck ängstlich anwendet. Mehr Klarheit und Festig[keit] in den Begriffen und mehr Simplicität im Ausdrucke mit Zurücklassung so vieler unerklärt gebliebener biblischer Redensarten würde, wie uns dünkt, sicherer hiezu geholfen haben.

Samm-

Sammlung von Predigten, über die Glaubenslehren, aus den besten und neuesten Schriftstellern, auf alle Sonn- und Festtage durchs ganze Jahr. Gießen, in der Kriegerischen Buchhandlung. 1776. 3 Alphab. 4 Bogen, in 4.

Predigten über die Sonntagsepisteln durchs ganze Jahr, von M. Christoph Christian Sturm. Prediger an der heil. Geistkirche in Magdeburg, Dritter Theil. Halle, bey Trampe. 1776. 1 Alphab. in gr. 8.

So sehr sich auch die Herausgeber der Sammlung von Predigten über die Glaubenslehren, in der Vorrede wegen ihres Unternehmens zu rechtfertigen suchen; so überflüßig scheint uns dasselbe in mehr denn einer Absicht zu seyn. Was will daraus werden, wenn ein jeder, vielleicht in guter Meinung, aus den schon vorhandenen gedruckten Predigten wieder neue Sammlungen zusammensetzen und solche unter einem viel versprechenden Titel dem Publikum in die Hände geben will! Nichts ist leichter, als diese Arbeit; zumal wenn man Gutes und Schlechtes so durcheinander hinwirft, wie es wirklich in dieser und vielen andern ähnlichen Sammlungen geschehen ist. Man findet hier Predigten von Sack, Jerusalem, Cramer, Zollikofer, Pärtner, Gieseke Herbst, Patzke, Alberti und andern mehr durch einander gemengt. Die mehresten sind aus Cramers Predigtsammlungen entlehnt. Wer sich gern an einem Gericht roher Dogmatik sättigen will, der lese die Betrachtungen von Hrn. Herbst; z.E die sechzehnte Predigt, von der heil. Dreyeinigkeit, die achtzehente, von dem heil Geiste u. s. f. Uebrigens sind alle die Originalwerke, aus welchen die gegenwärtige Postille zusammengesetzt ist, bereits in unserer Bibl. recensirt worden; und dies überhebt uns der Mühe, noch ein mehreres zu ihrer Beurtheilung sagen zu dürfen. Nur das eine wollen wir gegen den Vorredner erinnern, daß es uns eben nicht der vorzüglichste Weg zur Ausbreitung christlicher gründlicher Erkenntniß zu seyn scheint, wenn man entweder ein ganzes Jahr über die

Glau-

Glaubenslehren predigt, oder wenn man Predigten von diesem Inhalt in einen gedruckten Jahrgang zusammenbringt. Warum sollen die Materien aus der Moral und Dogmatik nicht mit einander abwechseln? Wird etwa die Einförmigkeit der Sachen die Aufmerksamkeit mehr reizen und das Nachdenken befördern? Oder, bedarf der gemeine Christ eben einer solchen systematischen Erkenntniß, als der Theologe? Gehören alle Subtilitäten der Schultheologie in einen Kanzelvortrag? und ist die Kanzel überhaupt der Ort, (man sehe Seite VIII der Vorrede) wo die Gründe der christlichen Religion gelegt werden sollen? Sollte das nicht vielmehr schon vorher durch guten Privatunterricht geschehen seyn; so daß der Lehrer nur auf diesem bereits gelegtem Grunde durch die öffentlichen Vorträge fortbauen dürfte? — Wir könnten noch mehr fragen; aber es ist sonst schon geschehen, und auch hin und wieder in unserer Bibliothek beantwortet worden. Bey dem allen ist eine ausgesuchte zweckmäßige Sammlung von dogmatischen Predigten nicht geradehin verwerflich. Sie würde uns willkommen seyn, wenn wir sie aus den Händen eines hinlänglich erleuchteten Mannes erhielten; und wir würden sie rühmen, wenn wir sie jetzt vor uns hätten.

Von den Predigten des Hrn. Sturms ist schon bey Recension des ersten und zweyten Theils das nöthige gesagt worden. Auch in diesem dritten Theile findet man lesenswerthe Betrachtungen, worinn das praktische Christenthum mit Simplicität und Nachdruck empfohlen wird. Doch wünschten wir bey manchen Stellen, daß, statt eines wortreichen Vortrages, mehr Licht und Genauigkeit in den Erklärungen und noch überzeugendere Faßlichkeit in einigen Beweisen zu finden seyn möchte. Gleich in der ersten Predigt, worinn einige Vorurtheile gegen das praktische Christenthum bestritten werden; thut uns das kein Genüge, was der Verf. wider diejenigen, die sich ihrer Taufe und des Verdienstes Christi fälschlich getrösten, anführt. In der Hauptsache hat er allerdings Recht. Um aber seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, hätten die groben und unbiblischen Vorstellungen, welche sich viele von der Kraft der heiligen Taufe und des Verdienstes Christi machen, deutlich aus einander gesetzt, umgeworfen und an ihre Stelle deutliche und bestimmte Erklärungen der Sache gebracht werden müssen. Dies ist nicht ganz so, wie wirs gewünscht hätten, geschehn. Indessen wollen wir nichts weiter erinnern, sondern vielmehr herzlich wünschen, daß die gute Absicht des Verf. bey Herausgabe dieser Predigten an vielen Lesern erreicht werden möge.

Anleitung zum würdigen Gebrauch des heiligen Abendmahls, von D. Johann Georg Rosenmüller. Hildburghausen, bey Hanisch. 1776. 7 Bogen, in 8.

Communion-Andachten, von Ernst August Pardey, Weil. Pastor an der Kreuzkirche in Hannover. Zweyte verbesserte Auflage. Hannover, 1776. bey Schmidt, 9 Bogen, in 8.

Hr. Rosenmüller hat sich schon durch andere Schriften, als einen einsichtsvollen und gutdenkenden Theologen bekannt gemacht, und er thut dieses auch in gegenwärtigem Buche, welches in fünf Betrachtungen und einigen angehängten Gebeten und Liedern gute Anweisungen für Kommunikanten enthält. Viele schädliche Vorurtheile, welche der grose Haufe noch immer vom Abendmahl und besonders von den Wirkungen desselben hegt, sind hier glücklich bestritten und dagegen viel gute Gedanken vom Zweck und würdigen Genuß des Abendmahls mitgetheilt werden. Die zweyte, dritte und fünfte Betrachtung verdienen in dieser Absicht vorzüglich empfohlen zu werden. Auch gefällt uns der simple und überzeugende Vortrag des Verf. nicht weniger.

Dieser Vorzüge ohngeachtet finden sich doch auch Stellen in diesem Buche, die wir kaum von den sonst aufgeklärten Einsichten des Verf. erwartet hätten. Zum Beweis mag folgende Stelle Seite 19 dienen. Nachdem daselbst ganz richtig angezeigt worden, daß das heil. Abendmahl ein beständiges Denkmal des Versöhnungstodes Jesu seyn solle, fährt der Verf. fort: „aber nicht ein Denkmal alleine; denn Jesus unser „Freund und Erlöser ist selbst bey dieser wichtigen Handlung zu„gegen; und wenn wir Brod und Wein geniessen, so empfan„gen wir zugleich seinen Leib, der für uns gekreuziget worden, „und sein Blut, welches er zur Vergebung unserer Sünden ver„gossen hat. Dieser Gedanke, wenn wir ihn recht erwägen, „muß unsere Seelen mit ganz ungewöhnlichen Empfindungen be„leben — nicht uns zu unnützen Grübeln und Speculationen „verleiten, (gut gesagt! aber wenn man nun diesen Gedanken noch

noch so viel erwägt, und doch nie eine ve[illegible] darinn entdecken kann, was wird denn wohl [illegible]ers[illegible] men, als unnützes Spekuliren oder ewiges [illegible]feln? [illegible] erkläre uns der Verf. erst seinen Gedanken recht, und löse deutliche Begriffe auf: so wird man ihn hernach auch erwägen können) „Er, der erhabenste Freund, will [illegible] „selber schenken — er will auf eine ganz besondere Art bey [illegible] „Christen gegenwärtig seyn; nicht nur auf die Art, wie er [illegible] „möge seiner Gottheit immer bey uns ist, sondern auf eine [illegible] „nähere Art mit seinem Leibe und Blute, welches ein jeder „nießt u. s. f." — Hat der gelehrte Verf. nicht etwa diese Stelle beweisen wollen, daß er ein ächter Lutheraner[illegible] wissen wir nicht, warum er sie dieser sonst wohl gerathnen [Be]trachtung einverleibt hat. Wäre sie weggeblieben, so würde Zusammenhang schöner und sichtbarer seyn. Nun stößt der [illegible] denkende Leser mit einmal auf diese holpriche Stelle aus der D[og]matik; die fromme Empfindungen, welche seine Seele schon fühl[ten], werden gestöhrt; der forschende Verstand geräth in ein Gewebe von menschlichen Meinungen und widersprechenden Sätzen; und es ist noch immer ein Glück, wenn er stark genug ist, sich zu rechter Zeit loszuwinden, und mit Verwerfung aller menschlichen Deutungen bey der deutlich genug publicirten Absicht des verehrungswürdigen Stifters zu bleiben — Wenn werden wir, fragt hier der Recens. mit bekümmerten Herzen, einst aufhören, den Seelen der Menschen solche Lehren als ausgemachte Wahrheit aufzudringen, die kein endlicher Verstand in Ewigkeit fassen kann! Wann werden wir die bildliche Sprache des Erlösers verstehen lernen, da es uns doch nicht mehr an Mitteln fehlt, zu dieser vortrefflichen Wissenschaft zu gelangen? Und warum wollen wir, um nur die unselige Trennung mit unsern reformirten Brüdern zu unterhalten, länger noch Meinungen behaupten, die selbst nach Zeugnissen großer orthodoxer lutherischer Theologen auf sehr ungewissen Gründen beruhen? —

Müssen wirs an Hrn. Rosenmüller tadeln, daß er noch einige unrichtige dogmatische und mystische Vorstellungen in seinem Buche beybehalten hat; so trift dieser Tadel die Pardeyschen Kommunionandachten noch weit mehr. Es bestehn dieselben aus lauter kurzen Selbstgesprächen und Gebeten über einen voranstehenden biblischen Spruch; die fast alle so viele rohe Begriffe und leere Deklamation in sich fassen, daß sie nachdenkenden Christen mehr zur Störung als Beförderung der Andacht gerei-

gereichen müssen. Man darf nur zum Beweis die Betrachtungen vor und nach der Beichte lesen, so hat man genug.

Von eben diesen beyden Verfassern sind auch ein paar Gebetbücher wieder aufgelegt worden; welche wir hier ganz kurz mitnehmen wollen. Sie führen folgende Titel:

Dreyfache Morgen und Abendgebete auf alle Tage der Wochen, von D. Johann Georg Rosenmüller. Zweyte verbesserte Auflage. Hildburghausen, bey Hanisch. 1776. 6 B. in 8.

Todesbetrachtungen auf alle sieben Tage der Wochen von Ernst August Pardey, weil. Pastor an der Kreutzkirche in Hannover. Zweyte verbesserte Auflage. Hannover, bey Schmidt. 1776. 3 Bogen in 8.

Auch unter diesen beyden Gebetbüchern behauptet das Rosenmüllersche den Vorzug. In den darinn vorkommenden Gebeten trift man mehr die ungekünstelte kindliche Sprache an, welche billig in allen Unterredungen mit Gott herschen muß; an den Pardeyschen hingegen mehr Kunst. Das misfält uns indessen an beyden, daß man den Christen die Gebete nach den Tagen der Woche zuzählt. Dies macht die Gebetsübung zu einförmig und mechanisch. Lieber ordne man die Gebete nach den Materien, oder nach dem verschiedenen äußern und innern Zustande der Beter; und füge dem eine Anweisung bey, wie ein jeder nach seiner verschiedenen Beschaffenheit und Lage unter den vorhandenen Formularen wählen und das ganze Buch nützlich gebrauchen solle.

Prüfung der Religion nach Schrift und Vernunft, in Betrachtungen zu Erbauung seiner selbst von einem Layen aufgesetzt. Halle, bey Gebauers Witwe und J. Jac. Gebauer, 1776. 12½ Bog. in gr. 8.

Wenn

Wenn ein Laye mit redlicher Wah[illegible] e seine prüft, und den Grund oder U[illegible] [illegible]eder Lehre untersucht; so verdient sein Unternehmen [illegible] [illegible]erung. Und wenn er auch nicht allemal [illegible] [illegible]ren [illegible]en, oder doch hie und da Fehltritte thun [illegible]; [illegible] billig um so viel glimpflicher beurtheilen, da es [illegible] theils an den erforderlichen theologischen und exegeti[illegible]n [illegible]issen, und an den zu diesem Studium gehörigen [illegible] mangelt. Vermuthlich haben auch diejenige The[illegible]gen dacht, welche dem Verf. dieser Schrift, nach Anzeige [illegible] rede, zur öffentlichen Bekanntmachung derselben gerathen Denn eine vollständige Prüfung der Religion findet [illegible]n nicht; wohl aber einige nicht unerhebliche Betrachtu[illegible] zur Aufklärung und Bestätigung der Religion dienen Es sind deren eigentlich sieben. In den vier ersten [illegible] der Verf. vorläufig von der Erkenntniß des Wahr[illegible] Falschen, des Guten und Bösen -- von Gott -- der Erkenntniß seiner selbst -- von der B[illegible] des Menschen -- Man stößt hier auf manche [illegible] und einzelne schöne Stellen; aber es fehlt freylich [illegible] andern Schriften, worinn das alles noch besser ausgeführt worden ist. In der fünften Betracht[illegible] die Göttlichkeit der heil. Schrift untersuchen [illegible] welches ihm aber nicht sonderlich gelungen ist. [illegible] schäftigt er sich blos mit der Göttlichkeit der in [illegible] haltenen Geschichte und Lehre; welche gleichwohl [illegible]lichkeit der Bibel selbst noch sehr verschieden ist. [illegible] set er theils aus dem Inhalte, theils aus den [illegible] Wundern. Der letzte Beweis ist nun, wie be[illegible] sehr schwach und konnte also auch hier nicht besser [illegible] dem ersten fehlt es ebenfalls, so wie ihn der [illegible] noch sehr an Licht und Stärke. Wir können [illegible] nicht verweilen, sondern wollen lieber einen [illegible] den beyden folgenden Betrachtungen stehn [illegible] der sechsten werden die Glaubenslehren erst und denn nach der Ordnung mit Beyfügung vieler [illegible]ger Beweisstellen aus der heil. Schrift vorgetragen. [illegible]benslehren theilet er in drey Klassen. In die erst[illegible] eigentliche Geheimnisse, in die zweyte diejeni[illegible]che deutlich verstanden werden können; obwohl [illegible]ches unbegreifliche in ihnen zurückbleibt; in die [illegible]

schiedene Meinungen der Gottesgelehrten, wenn sie nemlich die Lehren der ersten und zweyten Klasse näher zu bestimmen suchen. Alle Lehren der ersten beyden Klassen hält er für fundamental; doch nicht nach den verschiedenen Bestimmungen der Gottesgelehrten, daher er diese letztere in eine besondere Klasse gebracht hat. Man siehet leicht, wie unlogicalisch und unbequem diese Eintheilung ist. Und eben so sehr vermissen wir auch Genauigkeit und Zusammenhang in Bestimmung der Lehren selbst und in ihrer Verbindung unter einander. Wir wollen dies Urtheil gleich weiter beweisen.

Zur ersten Klasse der Glaubenslehren rechnet der Verf. nur zwey. Die erste ist: **in dem einigen wahren Gott ist ein Vater, Sohn und heil. Geist;** die zweyte: **Jesus Christus ist der von Gott verheißene Meßias, wahrer Gott und Mensch in einer Person.** Hier sehn wir nun schon die Ursache nicht, warum gerade diese beyde Lehren allein in die erste Klasse gesetzt worden sind; und denn finden wir auch nicht, daß die Ausdrücke und Vorstellungen so ganz biblisch sind, wie es doch nach des Verf. eigner Absicht seyn sollte. Nirgends steht in der Bibel, daß in dem einem wahren Gott Vater, Sohn und Geist sey, sondern **daß der eine wahre Gott seinen Sohn den Menschen zum Erlöser und seinen Geist zum Beystand gegeben habe.** Und von dem Sohne Gottes heißt es zwar: **daß er Mensch geworden sey,** um das ihm aufgetragene Geschäft ausrichten zu können; die Sache wird aber niemals so vorgetragen, daß er wahrer Gott und Mensch in einer Person sey.

[illegible] den Lehren der zweyten Klasse rechnet er neunzehn; [illegible] er alle ebenfalls zu Grundartikeln der christlichen Lehre [illegible] und von allen denen, die durch Christum selig werden [illegible], geglaubt wissen will. Uns mangelt der Raum sie alle [illegible]eiben; aber so viel müssen wir sagen, daß sie viel genauer [illegible] werden müßten, wenn man sie als nothwendige Glau[illegible]tikel annehmen sollte. Daß Gott Geister und Engel er[illegible] habe, und daß deren etliche abgefallen und Teufel gewor[illegible] — daß die ersten Menschen durch Uebertretung des [illegible] Gebots und Verlust des göttlichen Ebenbildes der [illegible]rafen schuldig geworden — daß die Menschen von [illegible] zu allem Guten untüchtig sind und unter dem göttlichen [illegible] und Fluch liegen — daß Jesus Christus durch sein Leiden

und Sterben die Sünden der ganzen Welt bezahlet, [illegible] n
Schöpfer aus einem zornigen Richter zum gütigen Vater [illegible]
habe — daß endlich diese Erde durch Feuer untergehn [illegible]
einem neuen Wohnorte verwandelt werden solle — das [illegible]
kann der Recens. unmöglich als Glaubensartikel annehmen; [illegible]
am wenigsten so, wie es hier vorgetragen ist. Der Verf. m[illegible]
es ohne Zweifel gut; er ist auf dem Wege des eignen Nach[illegible]
kens, auf dem man gewiß der Wahrheit näher kommt; aber
muß noch weiter darauf schreiten, noch gewisser gehn lernen,
er den Umfang der christlich biblischen Lehre bestimmen [illegible]
Lehre ihre Lage, Verbindung und Grenzen anweisen [illegible]
nemlich hat er seine exegetischen Kenntnisse zu berichtig[illegible]
er hat bey Anführung der Beweisstellen so häufig gefeyi[illegible]
man unmöglich damit zufrieden seyn kann. Und eben das [illegible]
auch von den angeführten Weißagungen aus dem A. T. und
Deutungen; wobey sich sehr vieles erinnern ließe, wenn wir
Verf. folgen könnten.

In der letzten oder siebenden Betrachtung äußert der Verf. seine Gedanken über verschiedene Glaubenslehren, bey deren Erklärung die Meinungen der Gottesgelehrten getheilt sind. Er behauptet mit Recht, daß es iedem Christen frey stehen müsse, diese verschiedene Meinungen zu prüfen, und derjenigen, die ihm die wahrscheinlichste ist, seinen Beyfall zu schenken. Es verdient nachgelesen zu werden, was der Verf. hierüber auf den ersten Seiten dieser Betrachtung sagt, ob es gleich an sich nicht neu, sondern vielmehr schon oft gesagt ist. Dergleichen freymüthige Urtheile können in unsern Tagen nicht oft genug wiederholt werden. Hierauf folgt die nähere Prüfung folgender besondern Glaubenslehren; als: von der Offenbarung Gottes im Fleisch — von der heil. Dreyeinigkeit — vom Abendmahl — von der Gnadenwahl — von der Seligkeit der Heyden — wobey viele gute und wahre Bemerkungen und Urtheile vorkommen, obgleich der Verf. auch noch oft hin und her wankt, welches entweder aus einer noch anklebenden Furchtsamkeit, oder aus Mangel einer zusammenhängenden festen Erkenntniß herrühren kann; daher wir ihm auch in allen besondern Punkten nicht beystimmen können. Wir haben uns auch gewundert, daß unter den hier geprüften Glaubenslehren nichts vom Sündenfall und der Genugthuung Christi vorkommt, da doch bekannt ist, wie sehr unsere Theologen in Erklärung dieser Lehren von einander abweichen. Vielleicht hat sich der Verf. gescheuet, hier seinen

Hey-

Herzens Gedanken grade heraus zu sagen; oder er hält diese Lehren mit allen dogmatischen Bestimmungen für rein biblisch und fundamental. Ist das letztere, so begreifen wir leicht, warum die Urtheile des Verf. noch oft so schwankend sind, und woher es kommt, daß man durchaus kein recht zusammenhangendes System in allen seinen Betrachtungen antreffen kann. Wir hoffen aber auch, daß er durch fortgesetztes Nachdenken immer festern Boden gewinnen und also auch mehr Geschicklichkeit erlangen werde, andern Christen durch seine Untersuchungen Nutzen zu schaffen. Und hierzu wünscht ihm der Recens. von Grunde des Herzens das beste Glück. Der V. soll Hr. Hofr. Lutteroth in Mühlhausen seyn.

Q.

---

2) Rechtsgelahrheit.

Commentatio Juridica Historiam Portionis Matricularis collectarum Imperii Serenissimae Domus Saxoniae explicans, auctore *Ioh. Frid. Fischero*, D. J. Reg. Duc. Sax. Cob. Advocat. Erlangae 1776. S. 122. 4.

Heutzutag und schon lange her werden von Reichswegen nicht die einzelnen Reichsunterthanen, sondern die Reichslande oder die Innhaber und Regenten derselben besteurt. Die Mängel und Gebrechen des Reichssteuerwesens sind bekannt. Wenn aber eine Reichsständische Familie nach und nach mehrere Reichslande sich erwarb, und diese unter ihre mehrere Linien nach der zufälligen Reihe der Geschlechtsfolgen wieder vertheilte: so mußten nun nothwendiger Weise auch die darauf haftenden Reichssteuren vertheilt und mit dem zufallenden Landesantheile übernommen oder sonst verglichen werden. An mannigfaltigen Veränderungen solches R. Steueranschlags, dabey entstehenden Streitigkeiten und hierüber errichteten Vergleichen konnte es nicht fehlen. Weil nun dieses alles bey dem Chur- und Fürstlichen Hause Sachsen vorzüglich eintritt; so hat sich der H. V. die Mühe nicht verdriessen lassen, den Sächsischen R. Steueranschlag, und dessen Entstehung aus den, die mannigfaltigen Zeit-

Landes- und Geschlechtsfolgen hindurch geschehenen Veränderungen historisch zu beschreiben, aber das alles in so elendem Latein, mit so wenig Geschmack und anderweitiger hierzu erforderlichen Geschichts- und Staatsrechts-Kunde, daß die ganze Compilation auch den duldsamsten Leser ermüden muß.

Grundriß eines europäischen Völkerrechts, Vernunft, Verträgen, Herkommen und A[illegible] gie, mit Anwendung auf die deutschen Rei[illegible] stände. Regensburg, in der Montagis[illegible] 1777. S. 80. 8.

Diese wenige Bogen enthalten eine Anfrage an das Publikum, ob nach dem darinn vorgezeichnetem Plane das europäische Völkerrecht ausführlich abgehandelt zu werden verdiene. Rec. will zuvörderst über einige einzelne Sellen, auf die er beym Durchlesen gestoßen, seine Erinnerungen machen, und denn sich über die Anfrage des H. V. erklären. S. 32 wird geläugnet, daß zum Begriffe der Majestät oder Souverainetät die Unabhängigkeit von einer höheren Gewalt als ein wesentlicher Charakter gehöre, und folglich den Regenten in Deutschland die Majestät oder Souverainetät mit allem Rechte zugeeignet werden könne. Zum Beweise werden die Regenten katholischer Staaten angeführt, die in ihren geistlichen Majestätsrechten durch den Pabst, als das allgemeine geistliche Oberhaupt, mehr oder weniger eingeschränkt seyen, dergestalt, daß sie davon eigenmächtig nicht mehr ausüben können, als wozu sie nach ihren Konkordaten oder vermöge einer ruhigen Posseß berechtiget sind, an deren Souverainetät übrigens dem ungeachtet im geringsten nicht gezweifelt werde. Gegen diesen ganz unerwarteten Beweis möchte wohl manches zu erinnern seyn. Ueberhaupt kömmt es bey der Unabhängigkeit der höchsten Gewalt nicht auf das Mehr oder Weniger, sondern vielmehr darauf an, daß der Regent bey der Anwendung seiner Gewalt keinem Höhern untergeordnet ist. In dieser Bedeutung wird z. E. auch der französische Monarch bey dem Gebrauch seiner an dem Religions- und Kirchenwesen seines Staats habenden Majestätsrechte den Pabst als sein Oberhaupt, in dem Maße als die Stände des Reichs den Kaiser als das ihrige, schlechterdings

lings nicht erkennen. Ist aber das Verhältniß der katholischen Monarchen gegen den Pabst von dem Verhältnisse der Stände gegen den Kaiser so sehr verschieden, wie mag der Schluß von Ersteren auf die Letztern zu rechtfertigen seyn?

S. 42 wird zwar auch die Abhängigkeit der d. Stände geleugnet, aus dem scheinbaren Grunde, „weil sie einzig und al„lein vom deutschen Reiche abhiengen, das deutsche Reich der „Kaiser und die Stände formirten, folglich von niemand „anders als von sich selbsten abhiengen, und also ebendarum „frey wären?“ Aber so ferne die Stände des Reichs selbst in den, den Gebrauch ihrer Landeshoheit betreffenden Sachen des Kaisers oberhauptliche und obristrichterliche Gewalt erkennen, hangen sie zwar wohl vom Kaiser, aber nicht von Kaiser und Reich zugleich ab; in reichsgesetzlichen und andern reichstäglichen Sachen hangen sie doch nicht allein vom Reiche oder dem gesammten Corpus der Stände, sondern vom Kaiser zugleich, und also doch nicht von sich alleine ab; und endlich muß, wenn die Frage von der Ab- oder Unabhängigkeit der Stände ist, jeder Stand einzeln und für sich betrachtet werden. Wenn denn auch in reichstäglichen Sachen der Schluß eben so wohl auf dem Gutachten der sämmtlichen Stände oder des Reichs als auf dem Beytritt des Kaisers beruht, so hängen doch auch in diesem Betrachte alle und jede Stände, einzeln genommen, im eigentlichen Verstande nicht sowohl von sich selbst als vielmehr von dem Willen und Gutachten des gesammten Corpus ab. Weil also die Stände nie von sich selbst im Reichsverhälnisse, aber wohl von ihrem gesammten *Corpus*, und denn vom Kaiser zugleich, auch oft vom Kaiser alleine abhangen, so dürften ihnen Freyheit und Unabhängigkeit von der Art, als sich die übrigen Europäischen Monarchen derselben rühmen können, zum wenigsten aus des Hrn. V. Gründen schwerlich zuzueignen seyn.

S. 48 will der Hr. V. dem absoluten und hypothetischen Völkerrechte andere Begriffe, als bisher gewöhnlich war, unterschieben. Das Erstere soll sich auf den Zustand der Völker beziehen, in welchem sie sich nach der möglichen; das Letztere hingegen auf den Zustand, in welchem sie sich nach der würklichen Konkurrenz mit andern Völkern befinden. Die Ursache der Abweichung soll diese seyn, weil ohne einige Handlung sich kein Völkerrecht denken lasse, unter verbindlichen Handlungen aber auch blos die würkliche Konkurrenz mit einem andern Volke zu verstehen seye. Hier scheint der H. V.

 sich

sich entweder übereilt oder noch nicht deutlich genug ausgedr
zu haben. Man setze für die amerikanischen Kolonien den a
lichen Fall von dem Ausgang ihres Streits. In dem,
mit Engelland zu schliessenden Frieden wird sich ihre erste
liche Konkurrenz mit einem andern Volk ereignen. Aber v
dem ersten Momente ihrer Unabhängigkeit an, können viel
heygehen, bis sie mit Frankreich, Spanien und Ho
mehrere, bis sie mit Dännemark und Schweden,
mehrere, bis sie mit Rußland, viele Jahre können ver
bis sie mit der Pforte in würkliche Konkurrenz treten.
lang und bis dahin, und ehe verbindliche Handlungen
chen Nationen erfolgen, — sollen zwischen ihnen ganz u
gar keine würkliche wechselseitige Rechte und P
denken seyn?

S. 50 werden die mündlichen Unterhandlungen unter
Völkern den schriftlichen durchaus und ohne alle
schränkung als weit vorzüglicher angepriesen. Beka
heißt es: Littera scripta manet, und in wie vielen Fä
wird in dieser Rücksicht auch unter Völkern die schriftliche
mündlichen Unterhandlung vorzuziehen seyn?

S. 54 wird der allgemeine Begriff von einem Gesandten
gegeben, der eine öffentliche, von einem Staate an den andern
abgeschickte Person seyn soll, um im Namen des Abschi-
ckenden Unterhandlungin zu pflegen. Einige Zeilen vor-
her gedenket der H. V. der, erst in neueren Zeiten unter den
europäischen Staaten üblich gewordenen beständigen (stehen-
den) Gesandten: aber von derer ihrer Sendung ist doch wohl
nicht immer die Absicht, Unterhandlungen zu pflegen?

Um nun aber auf die Hauptsache zu kommen, so halten
vorstehende Erinnerungen Rec. nicht ab, dem H. V. was seinen
Plan und die, in den wenigen Bogen vorgelegte Probe
überhaupt betrifft, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er ist
ein Mann, der selbst denkt, und ordentlich, scharf und
richtig denkt, der rein, deutlich und körnicht schreibt,
und der also, wenn er die übrige zu einem europäischen Völ-
kerrechte erforderliche Gelehrsamkeit hat, wie man viele Ur-
sache es zu vermuthen haben kann, —. ein so wichtiges Werk
glücklich und mit Beyfall auszuführen, allerdings im Stande
seyn wird. Nur weiß Rec. nicht zuverläßig, ob er mit dem H.
V. und der H. V. mit den übrigen Sachverständigen in dem
eigentlichen Begriffe eines europäischen Völkerrechts, dessen
auch

ausführliches System das Werk seyn solle, übereinstimme? und darauf kömmt doch um so vielmehr an, weil in dem genau bestimmten Begriffe desselben zugleich der Umfang und die Grenze des ganzen Werks bestimmt liegen muß. Nun ist wohl hier eigentlich nicht von demjenigen Rechte, das aus der Vernunft oder den ursprünglich-natürlichen Verhältnissen der Völker geschöpft wird, sondern von demjenigen die Rede, so von deren ihrem freyen Willen herrührt, folglich von dem positiven die Rede. Dies positive Recht der europäischen Völker kann aber in gewissem Betrachte doppelter Art seyn, und ist es auch wirklich. Einen Theil haben die europäischen Völker unter sich gemein, und dies Ius Gentium Europaearum positivum *commune* kann nun seiner Natur nach nicht anders als durch deren ihre freywillige allgemeine Uebereinstimmung entstanden seyn. Der übrige Theil von demjenigen, was unter den europäischen Völkern positiven Rechtens ist, gehört nicht allen, sondern nur denjenigen von ihnen zu, die sich darüber freywillig verglichen haben. Mit allem Rechte wird nicht dieser, sondern jener Theil das europäische Völkerrecht genannt, nur dieser letztere, als das Ius positivum commune, ist allgemein interessant, auch er nur allein kann und muß nach dem vorgezeichneten Plane bearbeitet werden, und S. 13 scheint auch der H. V. diesen Theil darunter begriffen und verstanden zu haben. „Die Verbindungen der europäischen Staaten, heißt es §. 8. „welche gleichsam zusammen ein System ausmachen, verdienen „ein besonderes Augenmerk. Wenn man auf diese die Zwangsrechte und Zwangspflichten des allgemeinen Völkerrechts anwendet, und zugleich die durch Verträge und Herkommen „aller oder der mehresten derselben, beliebte Einschränkungen und Bestimmungen bemerket, so entsteht daraus den „Begriff des europäischen Völkerrechts."

Doch gedenket der H. V. hiebey der Verträge als der ersten Quelle, und spricht auch sonst hie und da so viel von Verträgen, daß er eben dadurch beym Recensenten in den Verdacht gekommen, als wenn er gemeines europäisches Völkerrecht mit den besondern Rechten der europäischen Völker hie und da vermengen, und folglich die Grenzen seines Rechtsystemes über die Gebühr hinaus erweitern möchte. Denn gerade dies Ius Gentium Europaearum positivum *commune* beruht am wenigsten auf Verträgen, dagegen am meisten, wo nicht durchaus auf Gewohnheiten und Herkommen,

gleichwie die besondern Rechte der europäischen Völker größtentheils Vertrags- und nicht Gewohnheitsrechte sind. Denn wenn haben wohl die sämtlichen europäischen Staaten sich je versammelt, um gewisse Rechte und Pflichten unter sich allen für geltend in Form eines ausdrücklichen Vertrags zu klären? Ist sich dagegen zu verwundern, daß unter den gleichwie unter einzelnen Menschen, bey [illegible] nehmenden Verkehr derselben, was vorher unter ihnen nach [illegible] Rechtens war, nun usu exigente et humanis nec[illegible] es üblich geworden, *) und daß solchergestalten *communi* usu [illegible] gente et *communibus* necessitatibus urgentibus un[illegible] päischen Völkern ein Ius positivum commune en[illegible] Wird also wohl vom europäischen Völkerrechte die [illegible] etwas anders als Gewohnheit und Herkommen [illegible] wie man auch es bisher nicht anders als ein Ius *consue*[illegible] [illegible] *practicum* genannt hat?

Rec. hoft diesemnach, daß auch der Hr. V. bey der Ausführung seines Werks auf diese Hauptquelle seine Aufmerksamkeit vorzüglich richten wird, und giebt übrigens der angegebenen Methode vollkommen Beyfall, nach welcher das Vernunftrecht, als die Regel zum Grunde gelegt, und so dann, wo eine anderweitige Bestimmung eingeführt ist, dieselbe, als die Ausnahme von der Regel, — beygesetzt werden soll. Ueber den vorgezeichneten Plan des Rechtssystems selbst viel zu kritisiren, halten wir für unnöthig. Er ist in der hinten angehängten Tabelle jetzt schon gut angelegt, und da der Hr. V. die Kunst zu ordnen wohl versteht, so wird auch er bey der würklichen Ausarbeitung des Werks die noch möglichen Verbesserungen am besten selbst bemerken und in Anwendung bringen können. Ohnehin wird der eigentliche Werth des Werkes nicht so wohl auf der Form des Systems als vielmehr auf der darinn erbarbeiteten vollständigen und historisch richtigen Sammlung der unter allen europäischen Völkern üblichen positiven Rechte beruhen und folglich die Erfüllung dieser beyden Bedingungen dereinst nach vollendeter Arbeit der wahre Maaßstab ihres Verdienstes seyn.

*) s. der Bibl. B. XXVII. St. I. S. 146.

Beob-

Beobachtungen über die Grundgesetze eines Staats, von Licentiat Spittler, Herzogl. Würtembergl. Advocaten. Tübingen, bey Joh. Dav. Born, 1777. 36 S. in 8.

Wir haben das Zutrauen zu unsern Lesern, daß, was in diesen Bogen richtig und wahr ist, ihnen schon bekannt seyn wird. Das übrige betrifft meist so unerhebliche Dinge, daß es besser gewesen wäre, wenn der H. V. noch einige Zeit die Grundgesetze eines Staats für sich beobachtet hätte; und es besser gethan seyn wird, das Publikum mit näherer Prüfung dieser Beobachtungen nicht noch weiter zu belästigen.

Ob.

Versuch über den wahren Begriff der Ehe und die Rechte bey deren Errichtung in den Fürstl. Hessen-Casselischen Landen. – – Cassel, 1776. Im Druck und Verlag des Waisenhauses, 212 Seiten, nebst 2 Bogen Vorrede, in 8.

Daß die Kinder der Menschen seit Adams Zeiten freyen und sich freyen lassen, und unsere Philosophen sich über die eigentliche Absicht dieser Freyerey nicht vergleichen können, darüber wird sich niemand wundern, der bedenkt, wie viel der Dinge sind, die des Gezänks der Philosophen ohngeachtet ihren sicheren Lauf fort gehen. Auch dieser V. hat sich unter den grossen Haufen der Untersucher des wahren Begrifs und Zwecks der Ehe gemischt, jedoch ohne daß die Wahrheit dadurch ausgemacht, oder zu ihrer Entdeckung neue Aussichten eröfnet wären. Seine Meinnng darüber ist in der That eben die, welche Herr Pr. Schott und einige andere neuerlich geäußert haben. Wir haben also unsere Leser weder hiermit, noch mit den auf diesen Begrif gebaueten Lehren von der Ehe, und ihren erforderlichen Eigenschaften überhaupt, aufzuhalten nöthig. Der nützlichere Theil dieses Werkchens ist unstreitig dasjenige, was aus den Heßischen Landesordnungen beygebracht, und in einem guten Zusammenhange vorgestellt ist. Einzelne auf diesen Fuß bearbeitete Materien aus den deutschen Provinzialrechten, geben guten

Stoff zu einem völligen System der Rechte einer Provinz; und so wird auch der, welcher künftig ein Hessen-Casselisches Privatrecht schreiben wollte, hierinn abermals ein gutes Capitel vorgearbeitet finden; des Nutzens, der durch solche einzelne Beyträge in der allgemeinen deutschen Rechtskunde überhaupt gestiftet wird, nicht zugedenken. Mehr hierüber zu sagen, fordert weder die Beschaffenheit des Buchs, noch die Grenzen dieser Anzeige in einer allgemeinen deutschen Bibliothek. Der Verfasser, der sich unter der Vorrede mit den Buchstaben J. P. E. unterzeichnet hat, spricht von sich mit Bescheidenheit, und will seine Arbeit als ein Probestück der erlangten Kenntnisse und Fähigkeiten eines jungen Mannes betrachtet wissen. Und in dieser Rücksicht verdient seine Arbeit Lob.

Mr.

Nachrichten und Anmerkungen von dem Character, Leben und denen Schriften des weiland Herrn Johann Ulrichs Freyherrn von Cramer Kaiserl. und des Reichscammergerichts Beysitzern, als ein Denkmal der Freundschaft aufgerichtet von einem dermaligen Mitgliede des Kaiserlichen und Reichscammergerichts. Ulm Frf. u. Leipz. bey Wohler, 1774. 38 S. in 4.

Dieselbige Lebensbeschreibung des Assessor von Cramers, die dem zweyten Theil des vollständigen Hauptregisters über die Cramerische Schriften als eine Vorrede vorgesetzt, *) und deren V. wie am Ende gemeldet wird, der Herr Assessor von Preuschen ist.

T.

Ioan. Gottfr. Schaumburg, Principia praxeos iuridicae iudiciariae quae modos procedendi in iudicio ab ordinario diversos sistunt, variis observationibus pra-

*) s. A. d. B. XXIX. B. 116 Seite.

practicis illustratos, Libri secundi instar priori addenda cum indice rerum et verborum; editio nova, emendationibus et observationibus aucta, a Io. Aug. Reichardt, Ienae 1775. 8. pl. 288.

Auch für diesen Theil des brauchbaren Schaumburgischen Werks verdient H. R. unsern Dank, da er sich, wie es scheint, noch mehr als bey den ersteren bemühet hat, ihn mit sehr nützlichen Anmerkungen und mit der neueren Literatur zu zu versehen.

System der Abzugsgerechtigkeit, aus den vaterländischen Rechtsgeschichten erläutert von Gottlieb Walther. Bern 1775. S. 204. in kl. 8.

Der Verf. dieser Abhandlung hat sich in der That durch sie bey seinen Landsleuten ein wahres Verdienst erworben. Er sagt uns zwar in dem Theil derselben, wo er die allgemeine Grundsätze des Abzugsrechts anführet, und welchen er den theoretischen nennt, nichts neues, doch hat er auch diesen gut und mit einem überall hervorblickenden Patriotismus vorgetragen; allein der andere Theil mag seinen Landsleuten noch wichtiger, und muß auch andern Liebhabern der deutschen Rechte angenehm seyn. Wir wollen kürzlich den Inhalt anzeigen. Nach einer Einleitung von dem Ursprung des Abzugsrechts, welches der V. in der Leibeigenschaft zu finden glaubt, welcher die Unterthanen deutscher Fürsten und Zwingherren unterworfen waren, handelt der theoretische Theil in fünf Hauptstücken: 1. von dem Fundament der Abzugsgerechtigkeit, welches er darinn setzt, daß dem Staat eine Quelle seiner Einkünfte entzogen wird. 2. Von den Personen, welche die Abzugsgerechtigkeit haben, das sind nemlich diejenige, welchen die Verwaltung der vereinigten Kräfte eines Staats, und also die oberste Gewalt aufgetragen ist, manchmalen auch Municipalstädte, vermöge erhaltener Freyheiten, besonderer Verträge und Gewohnheiten. 3. Von den Personen, welche den Abzug schuldig sind; diejenige nemlich, welche gewisse Güter aus einem Ort unter ihrer bisherigen Botmäßigkeit wegziehen, und also eine dem Staat zugehörige Quelle der öffentlichen Einkünfte anderswohin ableiten; es wird hier unter andern auch die Frage untersucht: Ob derjenige, welcher gezwun-

gen

gen aus dem Lande ziehet, den Abzug zu bezahlen schuldig sey? welche der V. mit mancherley Unterscheidungen beantwortet; z. E. wer Verbrechens halber das Land meiden muß, bezahlt ihn; wer der Religion halber ausgetrieben wird, bezahlt nichts, ausgenommen, wenn er durch unedle Leidenschaften und irdische Vorurtheile geblendet, seine Religion verändert; (eine Ausnahme, die nothwendig zu Mißbräuchen Anlaß geben muß.) Schirmbürger bezahlen den Abzug nicht von Gütern, die sie außer Landes erworben, hereingebracht, und wieder wegziehen, aber von dem, was sie im Land gewonnen und ererbt haben. Daß der Abzug von denen gefordert werde, welche unter einer Oberherrschaft bleiben, und nur von einem Ort zum andern ziehen, hält der V. für unbillig. 4. Von den abzugspflichtigen Gütern; das sind nemlich die, welche in dem Obereigenthum eines Staats, und Quellen öffentlicher Einkünfte gewesen, und nun dem Staat entzogen werden, so daß sie ihm nicht mehr nützlich sind, jedoch mit Ausnahme derer, welche ad pias causas verwendet werden. 5. Von dem Maas und der Größe des Abzugs, welche sehr ungleich nnd meistens der zehnte Theil des hinweggezogenen Vermögens ist. Daß der V. in diesem Theil öfters ganz andere Grundsätze äußert, als die meisten Fürstl. Kammern, wird Niemanden wundern. Den andern Theil dieser Abhandlung nennt der V. Practische Rechtsgeschichte von den Mannrechts- und Abzugsübungen in dem Canton Bern; diese hat nach einer kurzen Einleitung von dem Ursprung des dortigen Abzugsrechts drey Abschnitte: 1. Von den Mannrechts- und Abzugsübungen in Absicht auf die in dem Land bleibende Personen und Güter; 2. Von eben denselben gegen die übrige Cantons und gemeine Herrschaften; 3. Von eben denselben gegen außer der Eidgenossenschaft gelegene Oerter; und am Ende sind noch sechs Beylagen, den bernischen Abzug betreffend, angehängt. Es scheint uns diese Abtheilung sehr gründlich und genau abgefaßt, und die hie und da geäußerten patriotische Gesinnungen des V. haben unsern völligen Beyfall. Die Schreibart des V. ist, einige Provincialausdrücke ausgenommen, sehr deutlich und angenehm.

Analecta historica ad doctrinam testamentorum conscripsit *Ioannes Ioachimus Carolus de Bernstorff.* Goetting. in 8. 1775. pl. 95.

Nach

Nach dem §. 1. dieser in einem ziemlich guten Stil geschriebenen Abhandlung ist des Verf. Absicht, nicht sowohl eine vollständige Geschichte der Testamente zu liefern, als vielmehr gewisse Handlungen aus der Geschichte älterer Völker zu sammlen, aus welchen der Ursprung der Testamente erklärt, und anderer irrige Meinungen von ihnen widerlegt werden können. Wir haben aber, ehe wir weiter gehen, anzuzeigen, daß der V. durchaus nicht von Testamenten, sondern überhaupt von letzten Willensverordnungen rede, und deswegen auch in der Aufschrift besser: ultimarum voluntatum statt: testamentorum gesetzt haben würde. Er, V. leugnet nach dem Naturrecht geradezu alle letzte Willen, oder vielmehr die Verbindlichkeit derselben, so wie auch die gesetzliche Erbfolge. Sein Grund besteht darinn: Mit dem Tod hört mein Eigenthumsrecht auf, also auch mein Recht, über meine Verlassenschaft zu befehlen, folglich kann ich auch bey meinem Leben nicht verordnen, wie es nach meinem Absterben mit der mir eigen gewesenen Sache gehalten werden solle; hingegen glaubt er, daß nach dem Naturrecht eine Schenkung gültig sey, welche unter Lebenden geschieht, deren Erfüllung aber auf den Todestag ausgesetzt wird, weil ich noch in dem letzten Augenblick meines Absterbens Eigenthümer meiner Sache bin, und also noch veräußern kann. Es dünkt uns nicht, daß der V. seine Frage gründlich genug untersucht und entschieden habe. Ganz unschicklich wird hier die römische Definition des Naturrechts: quod natura omnia animalia docuit, gebraucht; und der wahre Unterschied zwischen Schenkungen und letzten Willen, der in dem beyderseitigen oder einseitigen Willen besteht, ganz ausser Acht gelassen. Der V. hätte vielmehr die Natur und Würkungen des Eigenthumsrechts genauer erörtern und daraus seine Meinung herleiten sollen; er hätte untersuchen sollen, ob und in wie fern ich durch einen Vertrag einen andern verbinden kann, nach meinem Tod etwas zu thun; vielleicht wäre er dann, so gewiß es auch ist, daß die Testamente im Naturrecht nicht gegründet sind, doch in Ansehung der letzten Willen überhaupt auf andere mehr gründliche Gedanken gerathen.

In der Folge untersucht der V. den Ursprung der letzten Willen, was nemlich dazu Anlaß gegeben habe, und leitet ihn nach Widerlegung der Thomasischen, Bynkershoekischen und Heineccziusischen Meinungen von der Ehrfurcht gegen die verstorbenen Hausväter her, zu welcher bey allen Völkern das Band der väterlichen und herrschaftlichen Gewalt kam; in der That eine

eine Meinung, die sehr unwahrscheinlich und mit welcher we-
nig gesagt ist. Konnte dem Staat, oder einem Dritten, dem ein
gesetzliches Erbrecht zustand, aus Ehrfurcht gegen den Verstor-
benen die Nachlassung seines Rechts zugemuthet, oder wegen
der väterlichen und herrschaftlichen Gewalt, die mit dem Tode
aufhört, ein Recht genommen werden? Sind nicht vielmehr
die letzte Willen immer Folgen vorhergehender Gesetze von Ei-
genthum und der gesetzlichen Erbfolge gewesen?

Fast unerträglich ist es uns, wenn der V. so ganz m
Laye von Testamenten der Hebräer, Aegypter, Assyrer
[illegible]er redet, da doch die Testamente erst eine römische E
sind, folglich dieser Name für die letzte Willensveror
[illegible]ner Völker ganz unschicklich ist. Uebrigens sind es [illegible]
Vermuthungen, aus welchen der V. bey jenen Völkern
Willen schliesset, und die meiste Exempel scheinen mehr zu
ten geschlossene Verträge, als einseitige letzte Willen zu

Die Testamente der Römer in Comitiis calatis waren aller-
dings Testamente und letzte Willensverordnungen, aber ihre ver-
bindliche Kraft bekamen sie nicht vom Testirer, sondern vom ge-
setzgebenden Volk; folglich hatten die Römer sehr frühe schon Te-
stamente, nur nicht solche, die von sich selbst verbindlich waren.
Uns wundert, daß der V. der Römischen Testamente per aes et
libram nicht gedenkt, woraus er noch weiters sehr gut hätte zeigen
können, daß die Römer auch nach den Gesetzen der zwölf Tafeln
die Testamente noch nicht als letzte Willen, sondern als feyerliche
Verträge für verbindlich hielten. Daß die alte Teutsche von Te-
stamenten nichts gewußt, und sie solche dem Römischen Recht zu
verdanken haben, hat seine Richtigkeit; aber warum führt es der
V. gar nicht an, daß sie wegen ihrer häufigen Verträge über die
Erbfolge, und deren strengen Verbindlichkeit die Testamente am
leichtesten entbehren konnten, warum speiset er uns mit dem von
den Barden genugsam widerlegten Grund ab, als ob unsere Vor-
fahren gegen ihre Verstorbene keine Ehrfurcht gehabt hätten.

Am Ende führt er noch etwas vom Nutzen seiner Abhand-
lung an, allein wir können es nicht verheelen, daß ihr theoreti-
scher Nutzen gering, und der practische Effect, den er anführt,
sogar schädlich seye. Wann einem jeden Schriftsteller erlaubt wäre,
ein Gesetz abzuschaffen, weil es ihm im Naturrecht nicht gegründet
scheint, wie es hier der V. mit der l. 2. O. de fideicommiss.
macht,

macht, (die er noch dazu ganz falsch erklärt,) so würde unsere heilige Justiz statt ihrer bisherigen wächsernen Nase bald gar keine mehr haben.

Pm.

Unvorgreifliche Gedanken von Abstellung der Natural- Herren- oder Frohndienste. Göttingen, bey Bossiegel 1777. 2½ Bogen, in 4.

Unter diesem allgemeinen und unbestimmten Titel wird die Frage abgehandelt: was nach Abstellung der Frohndienste das beste Surrogat sey. Der V. erklärt sich in Absicht der Spanndienste, für ein Fruchtquantum, und zeigt durch eine Berechnung, daß für einen Diensttag in der Woche, und jährliche unentgeldliche Ausstellung von zehen bis zwölf Morgen, wenn die eigene Ländereyen eines Dorfs etwa sechs Hufen beträgt, das funfzehente Bund Frucht, nach Abzug des Zehenten, das billigste Surrogat sey. Der V. fügt diesem noch einen andern Vorschlag bey, der freylich der kürzeste von allen ist, die bisher gemacht sind; nämlich der zu Spanndiensten verpflichtete, soll in dem angezeigten Verhältnisse den funfzehenten oder zwölften Theil seiner Ländereyen an den Dienstherrn abtreten, und dagegen von der Dienstpflicht befreyet werden. Er findet aber solches für den Dienstherrn, wegen der darauf haftenden Landesabgaben und Beschwerden, nicht rathsam. Handdienste können nicht anders, als mit Gelde vergütet werden, und um den Dienstpflichtigen, zu Erwerbung desselben Gelegenheit zu verschaffen, soll man den Toback- und Flachsbau, wie auch das Wollespinnen auf dem Lande befördern.

Ohngeachtet Recensent mit dem V. völlig einverstanden ist, daß Spanndienste besser durch Früchte als mit Gelde, vergütet werden, so ist er es doch nicht mit dem Grunde, aus welchen der V. solches herleitet. Westfeld und Paulus haben sich hierüber viel richtiger erklärt. Der V. nimmt zum Grunde die allgemeine Einwendung, daß der dienstpflichtige Bauer schon jetzt nicht so viel baar Geld aufbringen könne, als er an Abgaben zu entrichten habe, und das wird noch dazu mit einer langen Rechnung klar gemacht. Diese Einwendung, wenn sie wahr ist, würde alles Surrogat, es bestehe worinn es wolle, und die Frohndienste

dienste selbst verwerflich, und ihre unentgeldliche Erlassung nothwendig machen. Denn, wenn von dem Ertrag der Ländereÿ des dienstpflichtigen Bauern nicht so viel übrig bleibt, das zu Gelde gemacht, als ein Surrogat bezahlt werden kann, so fehlt es ja auch an der entbehrlichen Frucht oder funfzehnten Garbe; und ist diese da, so muß sie zu Gelde gemacht werden können. In der That ist eben dieses die gewöhnliche Ausflucht aller Cameralisten, welche, aus Mangel an Einsicht oder Menschenliebe oder aus Faulheit und Abneigung für der zur ersten Einrichtung einer solchen Abstellung der Herrendienste erforderlichen Arbeit, sich für die Beybehaltung der Dienste erklären: der Bauer kann nichts aufbringen, was er dagegen geben könnte! Freylich nicht, wenn man voraus setzt: daß er die Zeit, welche er sonst auf den Dienst wandte, hinter dem Ofen verschnarchen wird; daß er nach Abstellung der Dienste, seinen Acker nicht besser bestellen kann, als zuvor, bey der tyrannischen Aufforderung seiner Dienstherren; daß er noch eben so viel Aufwand werde machen müssen, als zuvor; u. s. w. doch Surdis narratur Fabula!

Mr.

Dissertationum atque programmatum Crellianorum Fasciculus VII. Halae ad Sal. 1777.

Dieser siebende Fascicul der Crellischen Dissertationen enthält: 52) Legatum liberationis solutione spontanea non extingui ad L. 11. §. 13. D. de legat. 3. 53) Observationes de poena silentii et conscientiae delicti alieni ad §. 5. noviss. edicti von gesetzmäßiger Bestrafung des vorsetzlichen Feueranlegens Dresd. d. 16. Nov. 1741. 54) De legato tacito et implicito, in quo legatarius non nominatus est ad l. 3. 4. et 5. D. de liberat. legat. 55) De aere alieno vxoris viuae ex dote omnium bonorum exsoluendo, ad l. 72. D. de jur. dot. 56) De venditione rerum cum fundo adhuc cohaerentium ad l. 40. D. de act. emt. et vend. 57) De duobus fratribus in eodem lite partium aduersarum patrocinium suscipientibus. 58) Vtrum feudo legato ejus aestimatio debeatur. 59) Portionem statutariam marito ab vxore bona mente adimi posse ad constit. elect. Saxon. VII. P. III. 60) Vtrum diuisio per sortitionem facta, ob laesionem rescindi possit

posset ad l. 3. C. commun. vtr. jud. 61) Progr. inaug. de donatione rerum mortuarum. 62) de diuisione nominum in judicio Familiae erciscundae interdum necessaria ad l. 3. D. Fam. ercisc. Wir finden bey dieser Fortsetzung nichts zu erinnern, als daß wir den Verleger ersuchen, auf Vermeidung der Druckfehler, deren in diesem und dem vorhergehenden Fascicul viele sind, mehr Fleiß zu verwenden.

Delineatio successionis inter virum & uxorem jure civili Romano, Saxonico electorali, et Saxonico communi, cum omnibus notis scitu in hac materia maxime necessariis, plenissime et breuissime elaborata. a *H. E. G. S.* Hildburgh. 1777. 32 pl. 4.

Sehr weislich hat der V. gehandelt, daß er sich nicht genennt hat; dann nun weiß man doch nur so viel, daß ein gewisser H. E. G. S. nicht die mindeste Talente zum juristischen Schriftsteller hat. Das Werklein handelt in drey Abschnitten von Vererbung der Eheleute, 1. nach dem Römischen, 2. nach dem Churfürstl. Sächsischen, und dann 3. nach dem gemeinen Sächsischen Recht, und jedem Abschnitt sind einige Anmerkungen von Einwerfung der Güter, und von der Nutznießung angehängt. Hier sind es, wann man die Ausführung des Gegenstandes in Betrachtung zieht, noch geringe Fehler, daß der V. erbärmlich Latein schreibt, daß sich seine Literatur fast einzig und allein auf Brunnemann, Carpzov, Martin und Schneidewin einschränkt, und daß der V. noch weniger von seinem Gegenstand sagt, als in jedem gemeinen Compendium steht. Nach dem §. 1. haben Eheleute nach dem ältesten römischen Recht sich gar nicht geerbt, (da doch die Eheweiber durch die conuentionem in manum suae heredes wurden,) weil unter ihnen keine Blutsverwandschaft, und sie weder consanguinei noch affines waren, (als ob die alte römische Vererbung sich auf die Blutsverwandschaft oder Schwägerschaft gründete!) Nach §. 2. hat der römische praetor die Gesetze der zwölf Tafeln durch sein edictum vnde vir et vxor abgeschafft. Doch wer sollte uns zumuthen, also von §. zu §. fortzugehen, und alle Donatschnitzer des V. anzuzeigen; wir bedauren nur die arme auth. praeterea C. vnde vir et vxor, die hier jämmerlich mißhandelt worden ist. Verfasser und Setzer scheinen

um den Rang gestritten zu haben; dann das Schriftchen von Druckfehlern.

Pm.

3) Arzneygelahrheit.

Io. Iac. Reiske, Med. D. et linguae Arab. Prof. Li et *Io. Ern. Fabri*, Lingu. Orient. Prof. opuscula medica e monimentis Arabum et Hebraerum. Iterum recensuit, praefatus est, vi auctorum indicemque rerum adiecit. *Christ. thofr. Gruner*, M. Doct. Botan. et Theoret. Prof. Ien. Halae, Gebauer, 1776. 144 S. 8.

Man wird von zween solchen Orientalisten mit [illegible] be mit Dank alles annehmen und in dieser S[illegible] ung erhalten glauben. Es sind aber bloß zwo akadem[illegible] Reiske miscellanea medica ex Arabum monimentis [illegible] Faber de Manna Ebraeorum et Arabica. Beyde sind in [illegible] bessert von neuem erschienen. Mehr erhält der Leser [illegible] beyde verdienen doch seinen Dank, da sie, besonders [illegible] sehr selten, obwohl dem Inhalte nach nicht unbe[illegible] Voran stehn die Schicksale beyder Gelehrten, die ein[illegible] Leben verdient hätten. Vom Reiske hat uns indessen Hr. Morus eine weit vollständigere Geschichte geliefert.

Va.

D. Joh. Friedr. Zückert – von den Speisen aus dem Thierreich, oder eine Fortsetzung seiner Abhandlung von den Nahrungsmitteln. Berlin, 1777. 8. Mylius, 174 Seiten, ohne ein klein Register.

Wey

Bey den so sehr ausgearbeiteten Schriften, die der V. über denselben Gegenstand vorher herausgegeben, läßt es sich erklären und entschuldigen, wenn er sich hier wieder zuweilen ausschreibt, oder hie und da erschöpft und trocken scheinet. Er bringet alle thierische Nahrungsmittel unter folgende Classen: vierfüßige Thiere, Vögel, Fische und Schaalthiere, zu den letztern rechnet er auch Krebse, Schildkröten, Schnecken 2c. 2c. Da das wilde Schwein sich beständig bewegt, weniger unflätige Sachen frißt, so sey sein Fleisch mürber, leichtverdaulicher, gutsaftiger, und überhaupt gesunder als des zahmen Schweines S. 75. Die Fische sind eher der Fäulniß unterworfen als das Fleisch S. 103. Sehr lobenswürdig und vernünftig ist es, wenn der V. etwas nicht durchaus als gesund anpreiset, oder als ungesund widerräth, sondern allezeit mit auf die Verdauungskräfte siehet. Beym Kalbe findet man S. 41 nichts von der sogenannten Prise, einem gewöhnlichen Gerichte der Genesenden. Er schreibe, sagt Hr. Z. blos als Arzt und Diaetetiker, aber hatte er auf diesem Standorte nicht einen Beruf von der physischen Nothwendigkeit des Fleischessens überhaupt etwas umständlicher zu schreiben? Das wohlschmeckende, wovon der V. so oft redet, hätten wir doch weggelassen, da es selten allgemein, und blos relativ ist. Sollte seit des Pater Labats Zeiten S. 42 die Art die Stiere zu schlachten noch wirklich fortdauren? Die beschriebene siehet uns wenigstens einem gewöhnlichen Stiergefechte sehr ähnlich, und schwerlich werden heutigs Tages noch alle Ochsen in Spanien auf diese Art geschlachtet. Es ist doch merkwürdig, daß man nicht so leicht gegen Rindfleisch einen Eckel bekommt. Milch und Eyer machen natürlicher Weise einen beträchtlichen Artikel aus. Von unbesonnenen Milchcuren, daß freylich jede Milch im Magen gerinne, es aber deswegen nicht einerley sey, nach dem Genusse derselben saure Sachen zu verschlucken S. 49. Welchen Subjecten die Milch schlecht bekomme. In Island sey die Molken das vornehmste und durchgängig gewöhnliche Getränk S. 56. Der grüne Schweizerkäse oder Schabziger ist mit gedörreten, zu Pulver geriebenen, und durchgesiebten wilden Steinklee vermischter Ziegenkäse, und es kommen sonst keine Alpenkräuter dazu.

Kd.

Apparatus medicaminum tam simplicium, quam praeparatorum & compositorum in praxeos adiumentum consideratus Vol. I. auct. *Io. Andr. Murray* Prof. Med. Goett. Goetting. 1776. gr. 8. 627 Seiten.

Der Vorsatz, eine vollständige Mater. med. zu schreiben, verdient alles Lob und Ermunterung, weil die meisten in dem wunderl. Wahn stehen, vollständig, heiße so viel, als alles zusammen raffen, was nur irgendwo geschrieben oder empfohlen worden, ohne zu untersuchen, ob diese Körper auch die Kräfte wirklich besitzen, und ob es nicht einige gäbe, die mehrere haben. Außerdem streiten sich die meisten über die Methode, welche die bequemste sey, und weil ein jeder sein eigen Bedürfniß zum Maasstab nimmt; so müssen sich mancherley Schwierigkeiten für die Wissenschaft selbst äußern. Der V. wählt die botanische, die ihm die geläufigste war. Wir würden, zum Besten der Praktiker, die therapevtische wählen, und hoffentlich mehr Dank von ihnen erhalten. Und nun endlich dazu vier ganze Bände? Sollten diese nicht die Kollegen abschrecken, die nichts von der goldnen Praxis wissen? Im gegenwärtigen Bande stehen die stirpes coniferae, amentaceae, compositae, aggregatae, conglomeratae, vmbellatae, hederaceae, sarmentaceae, stellatae, cymosae, cucurbitaceae, solanaceae, campanaceae, contortae. Der botanische Charakter geht voran, dann folgen die einzeln Theile nach der Reihe, und ihre Medicinalkräfte, endlich kommen die Bereitungen und Zusammensetzungen. Hier wünschten wir mehr Kürze und Bestimmtheit im Ausdrucke, und nicht selten mehr Auswahl in den Zeugen, auch würden wir die mancherley Saamen, die in den Apotheken zu Mandelmilchen aufbewahrt werden, und oft ranzicht sind, eher misrathen, als empfehlen; offenbar schlechte oder altväterische Zusammensetzungen gar nicht erwähnen, oder doch mit drey Worten verwerfen, hingegen alle unnütze ganz und gar weglassen. Z. B. S. 93. 174. Auf diese Art ist zu hoffen, daß endlich einmal der elende Wust von Mitteln aus der Apotheke und den Apothekerbüchern herauskommen, und das Medicinalwesen dabey unendlich gewinnen werde. — Wir wünschen, daß der Verf. dies beherzigen und in der Folge befolgen möge.

Funda-

Fundamenta politiae medicae cum annexo catalogo commodae pharmacopoliorum visitationi inserviente, in vsum auditorum posita, a D. *Io. Wilh. Baumer*, Med. Prof. Giessen. Francof. et Lips. 1777. 8. 200 Seiten.

Die medicinische Policey ist allenthalben im ganzen römischen Reiche sehr schlecht, entweder weil man glaubt, die Sache sey nicht so wichtig, als sie doch wirklich ist, als Leben und Gesundheit der Bürger ist, oder weil dabey gemeiniglich wenig Sporteln zu heben sind. Daher muß uns jeder Beytrag, und folglich auch dieser, willkommen seyn. Der Verf. trennt die Policey von der gerichtlichen Arzneygelahrheit, und, wie wir glauben, mit Recht, weil die Wichtigkeit der Sache eine vollständige Behandlung verdiente, und liefert hier in 9 Kap. die eigne Policey, im 10ten aber ein Verzeichniß der Arzeneyen, die in Apotheken aufbewahret werden sollen. In jenen zeigte er die Pflichten der Obrigkeiten, Aerzte, Wundärzte, Hebammen und Hebammeister, der Gesundheitskollegien, der Professoren, Studenten, Apotheker, Materialisten etc. etc. was jeder für Obliegenheiten habe, was in Absicht der Nahrungsmittel, ansteckender Krankheiten, Beerdigungen, Todesstrafen etc. etc. zu beobachten, was für Anstalten bey Viehkrankheiten zu treffen — Dinge, die insgesammt beherzigt zu werden verdienen, allein, wie es scheint, von dem Verf. nicht allemal mit der gehörigen Präcision und Billigkeit vorgetragen, nicht stets aus dem wahren Gesichtspunkte betrachtet, auch die Fingerzeige der neuern Kosmopoliten wenig genutzt worden sind. Z. B. die Privilegien eines Arztes S. 11 sollten genauer bestimmt werden, auch S. 16 gezeigt werden, wie viel zu einem guten Professor und hoffnungsvollen Studenten gehöre, S. 19, wie der Misbrauch bey Ertheilung der akadem. Grade zu ahnden, S. 30, daß die Aerzte, indem sie selbst dispensiren, an der unerlaubten Praxis der Apotheker Schuld sind, S. 52, daß das Mutterkorn, als Mutterkorn, unmöglich die Kriebelkrankheit erzeugen könne, S. 55, daß das Fleisch an faulen Krankheiten verstorbener Thiere sich auf der Fleischbank nicht auslegen lasse, S. 62, daß an vielen Orten durch Verjährung das Recht, die Apotheken zu visitiren, verlohren gegangen, S. 63, daß die Gefängnisse, die akademischen nicht ausgeschlossen, noch immer höchst ungesund bleiben, und es sehr unklug ist, alle Strafen mit Ge-

fängniß zu belegen, S. 93, daß der Pfuscher bey den Obern oft mehr Gehör und Glauben findet, als der wahre und vernünftige Arzt, S. 107, daß der Unterschied zwischen ehrlich und unehrlich Begräbniß, der an manchen Orten aus frommen Eifer n[illegible] findet, die Menschheit schändet rc. rc. Hier besonders gl[illegible] wir am Verf. einen Vertheidiger der Rechte der Mensch[illegible] finden, wie es neuerlich [illegible]amper für die Kindermörderin obgleich mit vielen bittern Anfällen und Verläun[illegible]gen Gegner, gethan hat; aber vergebens. Denn wer sich die Frucht seines Leibes umbringen kann, ist zuverläßig seines standes nicht mehr mächtig, weil die Liebe zum Leben der tigste Trieb in uns ist, und daher heißt ein unehrlich [illegible] mit Recht eine Beschimpfung verstandloser Unglücklichen [illegible] unschuldigen Anverwandten, welches wohl keinen Elenden, [illegible] er nicht mehr Herr über sich selbst und seine Handlungen ist, halten wird, sich zu entleiben. Noch immer also die trau[illegible] Erfahrung, daß unter allen Gesetzen die Consistorialgesetze [illegible] menschlichsten und grausamsten sind, und der gefühlvolle [illegible] zittert, wenn er sieht, daß auch Glaubensmeinungen, die von [illegible] herrschenden Kirche abweichen, den Verstorbenen in die [illegible] des Henkers und unter den Galgen bringen können. Ein [illegible] tes Beyspiel wollen wir nicht anführen, sondern [illegible] daß man endlich einmal anfangen möge, dem alten Gellert nachzusprechen: Gott ist nur Herr von [illegible] Seele, (Körper) und alle Fürsten (Priester) sind es nicht. — Das Verzeichniß der Mittel, die, nach unserm Verf., in den Apotheken aufbewahret werden sollen, enthält außerordentlich viel überflüßiges und unnützes Zeug, und dabey zu wenig von den neuern guten und brauchbaren.

Iac. Reinh. Spielmann Prof. Med. Argentor. Syllabus Medicaminum, Argent. 1777. gr. 8. 128 S. ohne das starke Reg.

Zu einem Syllabo Medicaminum fürs J. 1777 gehört, unserm Bedünken nach, daß alle die Mittel angeführt werden, welche brauchbar und heilsam sind, alte so wohl, als neue, alle übrigen aber, die nichts taugen, überflüßig, zweifelhaft oder aus der Mode gekommen sind, ingleichen unsinnige Mischungen verrathen, ohne Barmherzigkeit in ewige Vergessenheit gerathen, die Dosen

Dosen genau bestimmt, und alles sorgfältig vermieden werde wo der junge Arzt Anstoß haben möchte. Dies mit dem gegenwärtigen Buche verglichen, zweifeln wir sehr, daß der V. sich diesen Plan gemacht und ausgeführt habe. Er nimmt die Strasburger, Würtenberger und Pariser Apothekerbücher zu Führern. Wozu dies? Sie enthalten insgesammt viel elendes Zeug, und daßelbe Biederherzig aufnehmen, ist Todsünde. Ferner trägt er Bedenken, etwas auszustreichen oder wegzulassen, weil es keinem Privatmanne zustehe, zu ändern, was von Obrigkeitswegen verordnet sey. Dieß hätten wir für keinen Bindeschlüssel gehalten, und so lange die Aerzte nicht anfangen, alle verlegene, unbrauchbare und zum Theil schädliche Waare, ohne alles Schonen zu verbannen, die auctoritate publica d. i. auf Anrathen einiger alten Praktiker, die oft nicht wissen, was zu einem guten Dispensatorium gehört, und auf den Glauben ihrer Väter ruhig sterben, in den Apotheken aufbewahret werden müßen; so lange ist es auch nicht möglich, von den gegebenen Arzeneyen Nutzen zu erwarten, und den Anfängern das weitläuftige Fach der Arzneimittel bekannter und leichter zu machen. Noch weiter behauptet der V. man müße der Meinung der Alten, dem Vorurtheile des grossen Haufens und der Gewohnheit etwas nachgeben. Auf solche Art werden unsere Apotheken nie von Wust rein werden, und wenn unsere Nachbarn längst beßere Pharmakopöen haben werden, werden wir, nach altdeutschem Brauch und Herkommen, erst im J. 1800 anfangen, an die nöthige Verbesserung zu denken. — Die Methode, die der V. gewählt hat, nach der allgemeinen Heilkunde, ist sehr bequem; Allein wir getrauen uns, alles das, was derselbe auf 128 S. gesagt hat, auf 2 Bogen zu bringen, und doch nichts Wichtiges zu übersehen. Z. B. von den absorbirenden Mitteln würden wir blos Kalchwasser, Magnesia, Ol. Tart. per deliqu. beybehalten; von den zusammenziehenden Alaun, Schwamm, einige Stal- und Bleybereitungen, wenige Essenzen, Roßkastanie und Simarouba rc. dagegen alle die übrigen weglaßen, oder doch, als schlechte und wenig brauchbare, mit einem Zeichen brandmarken. Denn wozu noch immer die vielen Erdmittel und elenden, zum Theil abergläubischen, Dinge, z. B. Straußeneier, Bezoarpulver, Einhorn, Karpfensteine, Mumie, Haasenhaare, Schweinskoth, gebrannter Igel, gebratene Leber eines tollen Hundes, Kalbs- und Fuchslungen, Hundsdreck, Bocksblut, Dreckkäfer, Menschenschädel, bereitete Nachgeburt, Kornblumen rc. Wozu noch die ungeheure

Menge unwirksamer, und an manchen Orten schon Wasser, Extrakte, Syrupe, Essenzen, Conserven, P r, altväterischen Zusammensetzungen? Und warum nicht an b Statt mehrere gute aus den engl. Praktikern, die fast len? Auch die Dosen scheinen oft zu stark zu seyn z. Res Ialapp. gr. 15. Res. Scammon. gr. 10 — Doch ge Wir sind völlig überzeugt, daß der V. uns vor vielen etwas bessers liefern konnte, wenn er nur wollte; Inl gegenwärtige Schrift der Erwartung nicht entspricht; so immer noch der Wunsch übrig, daß jemand, der chymi , be-sonders pharmaceutische Kenntniße, mit Erfahrung uns, nach dem oben gezeichneten Plan, die besten b barsten Mittel lieferte, die offenbar schlechten ganz al die mittelmäßigen unter Rubricken brächte, und zu kurzes Urtheil hinzu fügte. Dann glauben wir, möchte d ge, bisweilen auch wohl der ältere Arzt, davon Nutzen können.

Dr.

Pharmacopoea Edinburgensis. Additamentis auctis ab *Ern. Gottfr. Baldinger*, Prof. Goetting. &c. Bremae, Foerster, p. 292. in 8.

Vom Werke selbst reden wir nicht. Der Werth desselben ist Einfalt und Kürze, und den hat die neuste Ausgabe noch. Sehr vieles ist weggelassen; vieles vereinfacht: aber auch vieles hinzu gekommen, als Aconitum, Belladonna, Colchicum, Columba, sem. Dauci silu. Flammula Iouis, Hippocastani fruct. Gummi Kino, Mezerei Cort., Pulsatilla nigricans, Ricini sem. et Oleum, Satyrionis rad. Scolopendrii herba, strammonium, Vua Vrsi. Wir führen dies nur an, um unsre Leser auf die neuern Mittel aufmerksam zu machen, die den grossen Aerzten dieser Schule doch müssen wichtig vorgekommen seyn. Auch sind in den Zubereitungen viel Veränderungen vorgenommen worden. Doch davon nicht weiter. Uns gehn nur die Zusätze an.

H. B. sagt in der Vorrede: der Vorrath der Mittel sey theils zu gering, theils seyn wenig wirksame und wohl gar schädliche Mittel unter die besten Arzneyen eingemischt. Die würzhaften und Magenmittel seyn zu sehr gehäuft. Und da H. B. dies Buch von

von Verbesserungen der Arzneymittel sehr studirt hat und es seinem Berufe nach muß: so hat er einen dreyfachen Anhang beygefügt; 1) ein Verzeichniß der Mittel aus allen 3 Naturreichen; 2) eine Kritik über dies Edinb. Apothekerbuch; 3) einige auserlesne Recepte. Eigentlich gehörte freylich der 2te Anhang nur hieher. Und wenn ein Apothekerbuch keine materia medica ist, sondern nur ein Verzeichniß, was für Mittel und nach welcher Zubereitung die Apotheker sie dermalen vorräthig haben sollen und was dermalen die Aerzte der Stadt oder des Landes für nöthig oder nützlich gehalten haben: so ist das in andern Ländern gut zu wissen. Es bedarf aber keiner Kritik weiter, da es niemand anders vorgeschrieben ist und der Arzt in einem andern Lande seine Apothek darum so reich oder arm, oder der Lehrer seine materia medica so groß machen kann, als er will, ohne sich aufzudrängen oder sich was aufdringen zu lassen.

Indessen weil H. B. seiner Leerlinge wegen bemerkt, die Verf. des Edinb. Apothekerbuchs hätten sehr vieles ausgelassen, so es nicht verdiente, und wovon doch ein Arzt Kenntniß haben müßte: so hat er das Edinburgher Apothekerbuch mit diesen Anhängen versehen. Diesen also zum Besten sind die wichtigsten Mittel mit einem! und die noch zweifelhaften mit einem? bezeichnet. Reich ist das Verzeichniß auch wirklich. Indessen vermissen wir doch das sehr wirksame Chelidonium maius und desselben verdickten Saft: die Wurzel der Arnika; von der Schaafgarbe die beste Art das Millef. nobile. Dagegen finden wir Oreoselinum, Wurzel und Kraut, Diervilla, Costus dulcis, Equisetum, Galium luteum, den Saamen der Pastinaken, Campescheholz u. a. Scorzonerwurzel, Malvenkraut, Bachbungen haben ein! Altheewurzel hat auch ein! Symphytum aber nur ein? Von dem Baldrian sind die große und kleine Art nicht unterschieden. Das Kraut vom Carduo Mariae wird nirgend gebraucht, S. 166, aber wohl der Saame. Eben so sollten S. 166 und 168 von gemeinen und römischen Kamillen, auch vom Johanniskraut wohl das Kraut nicht stehen, sondern die Blumen und blühenden Spitzen. Diese blühende Spitzen sind von der Schaafgarbe wohl das wichtigste: erhalten aber das! nicht, so das Kraut erhält. Warum die Gratiola ein? hat, wissen wir nicht. Vernünftig gebraucht ist sie doch sicher genug. Die Melissa Turc. ist wohl ein Dracocephalum und die Pulsatilla eine Anemone Linn. Das Saponarienkraut S. 173 ist nicht von vieler Bedeu-

 tung

tung, und die Wurzel ist es eigentlich, die zum Extract geht wird. Der S. 187 angemerkte Ricinus ist schwerlich der, dem das Castoröl gemacht wird. Vom Hopfen ist wohl nicht Blüthe officinell. S. 198 kommt gar Ammen- Ziegen- Eselsmilch vor. Wenn dies der Apotheker halten soll: ihm zu schwer. Oder will H. B. überhaupt die medicin Kräfte auch anderer Naturprodukte mitnehmen, eigentlich Medicin sind, so fehlt hier viel mehr. S. 202 wir Lithargyrum eher unter Bley, als Silber gebracht. 207 fängt das Verzeichniß der Präparaten an, welches Vermuthen sehr zahlreich ausfällt. Wir haben blos 49 und 60 Extrakte gezählt, und darunter bezweifelt H. B. die samkeit durch sein ? nur bey 4 Syrupen, worunter der bersyrup ist, und bey 2 Extrakten, nämlich dem Extr. L und der Fieberrinde auf des Garaye Art, welches d jetzt bereitet wird, mehr werth ist, als 30 der übrigen arte, z. E. Aristoloch. long. et rot. mixt. Artemis. B Mechoacann alb Tormentill u. dergl. Unter den Pr taten vermissen wir den Spiesglasschwefel. Ueber die Menge destillirten Wasser und Essenzen, auch der abgezo und der Oele erschrickt man, so daß man allendlich die der Edinburgher dem Reichthum ihres wirklich zu n ters vorziehen möchte.

Der I. Anhang rügt die Unterlassungssünden der Edinburgher: Der II. dagegen ihre Vergehungen in Zulassung schlechter Mittel. Und es ist wahr, über einige wundert man sich, z. E. atriplex foetida, sigillum Salomonis Vrtica, die H. B. anführt, und man könnte noch hinzusetzen, Eryngium, Lilium alb. Parietaria, Scolopendrium, Trichomanes. Da indessen die Edinb. sonst so scharf ausmerzen: so muß man denken, die wackern Männer haben so gut Ursache dazu, als der gelehrte H. B. herb Virg. Aur. Vrticae min. succum, herb. soldanellae saniculae, santolinae s. w. mit aufzunehmen. H. B. treibt seine Kritik aber weiter und tadelt auch den Lolubalsam, weil er in der Schwindsucht schadet; den Borax, weil er weder die Zeit fördert, noch die Frucht abtreibt; den Violensyrup, weil er oft verfälscht wird; die Rosentinctur, weil derselben Kräfte nur von der Vitriolsäure kommen u. s. w. Aber sollen Vorurtheile, soll Misbrauch, soll schlechte Bereitung uns um ein gutes oder nur angenehmes Mittel bringen, was wird übrig bleiben?

Und

Und endlich der III. Anhang. Leges paucas praecipere soleo auditoribus meis et simplicissimas formulas vbique commendo ceu exemplar, quod imitari velint, donec ipsi discant nouas remediorum formulas inuenire. Praecipuas illas regulas et formulas ipsas, quibus et ego frequenter in artis vsu vtor, et quarum plurimas in Collegio Clinico, quod a die 17 Maii 1773 ad hunc vsque sub meis auspiciis floruit, officinales feci, hic communicare non dubitaui, vt habeant Nobiliss. Commilitones librum memorialem et si velint portatilem. Alles, was H. V. sagt, ist gut, nützlich, zum Theil vortreflich, und Anfänger können sich es nicht genug einprägen und gegenwärtig bleiben lassen: aber lieber hätten wir gesehen, daß H. V. es nicht dem Edinb. Apothekerbuche angehängt, sondern diesen ersten Abriß eines kurzen und sehr guten Formulare mit einigen Erweiterungen besonders hätte drucken lassen.

R.

Schwedische Pharmacie oder Apothekerbuch. Aus dem Latein. ins Deutsche übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. Leipzig, Kummer. 1776. in 8.

Pharmacopoea Suecica ad exemplar Holmiense 1775. recusa. Lips. & Altonae, Iversen, 1776. 8.

Der Nachdruck ist richtig: die Uebersetzung wäre vielleicht weniger nöthig gewesen. Indessen kommt ein gutes Buch doch dadurch in noch mehr Hände. Die Namen der Pflanzen werden theils mit eignen theils mit Hr. Planers deutschen Namen versehen.

S. 16 heist es bey der Cicuta virosa in der Anmerkung: „Bey „uns wird allemal das Conium maculatum darunter verstan„den." Warum, das wissen wir nicht. In Schweden unterscheidet man das Conium maculatum und desselben Extract von der Cicuta virosa und desselben weit stärkern Extract. Zum Pflaster nimt man Pulver und Extract von letzterm, welches man in der Uebersetzung S. 92 nicht gewahr wird, da Schierlings-

pulver

pulver und Extract steht, ohne daß man weis, von welchem Schierling hier die Rede sey. S. 27 sagt der Uebersetzer: nach andern sey Ipecacuanha eine Viola. Durch neuere Bemerkungen ist dies bereits widerlegt und die V. haben sie wohlbedächtig eine Lonicera genannt. Die Schweden haben statt des Liqu. terr. fol. Tart. den Liqu. digest. Boerh. eingeführt, der el so brauchbar und weit wohlfeiler ist. Der Hr. Uebersetzer a meint S. 113. dieser sey von jenem nur darin unterschieden, er etwas inspißirt worden. Ob der S. 117 vorgeschlagne P das calcinirte Quecksilber kürzer zu bereiten, thunlich sey, Rec. nicht sogleich entscheiden. Es wäre aber freylich viel g nen. Die meisten Anmerkungen betreffen Abänderungen von schwedischen Zusammensetzungen beym Lewis, Malouin u. a die freylich, wenn sie überall nöthig gewesen wären, sehr h vermehrt werden können. Bey Dowers Pulver wird die Monro Composition S. 137 hinzugefügt. Uns dünkt ohne Noth, da die schwedische Composition einfacher und darinn besser ist, weil sie die Dosis der Ipecacuanha gegen den Mohnsaft wie zwey zu Eins nimmt, welches sicher eine bessere Proportion, als die alte Dowersche selbst ist.

Deutsches Apothekerbuch. Nach der Pharmacopöa Danica ausgearbeitet und mit vielen Zusätzen bereichert, von Joh. Christ. Traug. Schlegel, D. und Arzt zu Langensalza, Gotha, Ettinger, 1776. 8. 1 Alph.

Hr. Schlegel hat das dänische Apothekerbuch zwar zum Grunde gelegt: aber es wirklich mit vielen Zusätzen bereichert. Doch gehören dazu nicht die Kräfte der Mittel, die in einem Apothekerbuche immer am unrechten Orte stehen. Den Alabaster hat er weggeworfen; das Marienglas aber doch noch behalten. Bey den Salzen beschreibt er den Naturkörper genauer, als sein Original. Alaun läßt sich in 14 mal so viel Wasser auflösen, als seine Schwere ist, sagt H. S.: dagegen Hr. Spielmann mat. med. p. 433 es sey trigecuplo aquae solubilis. Es ist beydes wahr, weil es hiebey auf den Grund der Wärme des Wassers ankommt: allein, so bald es ein Merkmal seyn soll, wünscht man es doch genau bestimmt. H. S. sagt aber vom Alaune, er färbe die

die blauen Säfte der Pflanzen roth: Hr. Spielmann, succorum vegetabilium colorem non mutans. Was ist nun wahr? Der Alaun ist, nach dem Baumé, ein nicht völlig gesättigtes saures Salz, das daher macht, daß die blauen Pflanzensäfte ein wenig ins Rothe spielen. Noch weiter. H. S. führt an, wie der Alaun aus seiner Miner gewonnen wird, und sagt: es geschehe durch Calcinirung und Ausbreitung an der Luft, und nach diesem werde der Alaun durch Hülfe des Wassers ausgelaugt. Freylich ist oft das Verwittern schon hinlänglich. Gemeiniglich aber wird die Miner nicht calcinirt, sondern nur geröstet, und nicht blos durch Wasser, sondern durch Zusatz einer Lauge erhält man die Krystallen. Indessen ist dergl. in einem Apothekerbuche zu beschreiben nicht nöthig, wie denn auch das Original dergl. mit Fleiß nicht zu berühren scheint. Will mans aber: so wünschten wir richtige Quellen, wo eigne Bekanntschaft und Versuche nicht da sind. Vom Salpeter heißt es gleich auf der folgenden Seite, es müsse sich gleich ohne Geräusch entzünden, da doch das Verpuffen des Salpeters bekannt genug ist. Die S. 11 vorgeschlagne Reinigung des Eisen- und Zinkvitriols möchte schwerlich ohne unnöthige Kosten für den innern Gebrauch von statten gehen. Man weiß das reine Eisensalz viel kürzer zu machen. Daß Spiesglas aus Frankreich komme, ist uns nicht bekannt; auch nicht, daß der Arsenik durchsichtig ist.

Der Gebrauch des Blasentangs (quercus mar.) der im Original angeführt ist, findet sich hier nicht, obgleich er wenig bekannt ist.

Wir führen nur etwas aus den ersten 19 Seiten an, um zu zeigen, mit wie weniger Kunde der Sache das Werk zusammen geschrieben ist. Denn alle Fehler in der Folge auszuspüren, ist uns unmöglich, da wir wenig Seiten davon frey gefunden haben.

Einige Zusätze sind gemacht: z. E. Empl. nigrum Beckholtzii u. a. die nicht viel sagen wollen.

Ml.

Hr. S. A. D. Tissot s. w. sämtliche zur Arzneikunst gehörige Schriften nach den neusten Originalausgaben übersetzt und mit Anmerkungen beglei

gleitet, von Jo. Christ. Kerstens D. und öff. Lehrer zu Kiel, Zweyter Theil. Hamburg, Buchenröder u. Ritter, 1776.

Dieser Band enthält: 1. Unterricht für Gelehrte über deren Gesundheit 2. Unterricht für Standespersonen über deren Gesundheit 3. Die gerechtfertigte Einpfropfung der Pocken, wobey die Anmerkungen, nicht wie sonst, von Hr. K., sondern vom ersten Uebersetzer, Hr. D. Morgenstern sind 4. Versuch über die Veränderung der Stimme. 5. Ueber die Krankheiten von der Selbstbefleckung.

Die Uebersetzung ist nicht immer neu: Aber sie ist verbessert, obgleich Hr. K. oft die Mühe, die er darauf verwandt, bereut, weil er dafür eine eigne liefern könne.

Die Anmerkungen des Hr. K. sind an einigen Stellen häufig und immer nützlich. Auch ist der ganze Vorsatz, Tissots Werke alle nach den neusten Ausgaben, die sehr vermehrt sind, in dreien Bändern zu liefern, sehr rühmlich, da dieses großen Arzts Werke nicht genug gelesen werden können und die neusten Ausgaben im Norden schwer zu haben sind. Die vorigen deutschen Uebersetzungen waren insgesamt nach den ersten Ausgaben gemacht.

Va.

Die Onanie, oder Abhandl. über die Krankheiten von der Selbstbefleckung. Nach der sechsten Originalausgabe, aus dem Franz. neu übersetzt, von Joh. Christ. Kerstens, D. und ord. Lehrer der Arzneykunst zu Kiel. Hamburg, Buchenröder und Ritter, 1777.

Ist ein Theil der von Hr. Kerstens gesammleten Tissotschen Schriften, der mit einem eignen Titelbogen besonders herausgegeben wird.

Ml.

Auf-

Aufrichtiger Unterricht von der Tödtlichkeit der Wunden für neuangehende Aerzte und Wundärzte s. w. herausgegeben von Christoph Gottlieb Büttner, D. ord. Prof. der Zergliederungskunst Samländ. und Königsberg. Stadtphysico s. w. Zweyte vielvermehrte Ausgabe. Königsberg, Hartung, 1776. 305 S. 4.

Die erste Ausgabe haben wir A. d. B. B. XIII. T. II. S. 508 angezeigt; diese zweyte Ausgabe ist wirklich durch 18 neue Obductionsberichte vermehrt, unter denen einige sehr lehrreich sind.

Rt.

Briefe über verschiedene Gegenstände der Arzneykunst. Dritter und letzter Band. Langensalza, 1777. Martini, 8.

Wieder 208 S. voll von Sachen, die vielen ganz wichtig scheinen mögen, die in ihrer Lectur seit 50 Jahren nicht weitergekommen sind; bey uns aber haben sie das über die beyden ersten Bände gefällete Urtheil bestätigt. Die Titul der verschiedenen Briefe sind sehr reizend, z. E. die Geschichte und Heilart des Bandwurms — von den Annehmlichkeiten der Arzneykunst in Ansehung der Pathologie, Semiotik, Naturhistorie ꝛc. aber die Ausführung selbst! da bestehet nun die Geschichte des Bandwurms in einem Stücke der göttingischen Anzeigen, wo das Nuffertsche Mittel bekannt gemacht wurde, und über dieses Gericht wir eine sehr wässerichte Sauce gegeben, wo Plinius, Dioscorides und Sennert die Geschichte des Wurms erschöpfen, und der V. S. 40 um nun alles zu erfahren, was man über diese Materie weiß, sich Schachers Dissertation von 1717 wünschet, von der er vermuthet daß sie ein ganz besonders Licht verbreiten würde. Lieber Gott! wie ist es doch möglich daß der V. in der That verlanget, man solle noch 1777 solche Briefe lesen! und für welche Classen von Lesern mag er sie doch eigentlich bestimmt haben? Unsre Leser ersparen uns leicht die Mühe, ihnen mehr Beweise von der Mittelmäßigkeit dieser Briefe anzu-

anzuführen. Doch noch eins, das uns sehr gefallen, und wir eben so wenig verschweigen dürfen — der Anfang des zweyten Briefes: „Es hat sich nun wiederum die Seuche zu schreiben bey mir eingefunden und diese ist lediglich Schuld :c." hätte der V. unter den so sehr mannichfaltigen Materien doch auch die mit abgehandelt, wie man eben diese Seuche curiren oder verhüten müßte! wir wollen ihn für einen Einsichtsvollen Arzt erkennen, wenn er sie bey sich selbst zuerst curiret hat, und nachher verhütet, daß sie überhaupt nicht ansteckend wird.

Sr.

Herrn Johann Janin, Wund- und Augenarztes der Stadt Lyon, Mitgliedes des Königl. Collegii der Wundarzneykunst zu Paris, der Königl. Societät der Wissenschaften zu Montpellier, und der Akademie der Wissenschaften und Künste zu Dyon u. s. w. anatomische, physiologische und physikalische Abhandlungen und Beobachtungen über das Auge und dessen Krankheiten. Nebst einem Inbegriff der Operationen und Mittel, welche man zu ihrer Heilung anzuwenden hat. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, bey Himburg, 1776. 8. 416 Seiten.

Dies Buch ist bereits mit lautem Geschrey fast in allen Zeitungen angekündigt und erhoben worden, so daß wir alle Zeitungsschreiber gegen uns haben, wenn wir nur das geringste daran tadeln. Auch wir gestehen, daß es einen vorzüglichen Beyfall verdient; wir wollen doch aber ein wenig genauer bestimmen, was eigentlich an diesem Werke gelobt, und was wohl etwa gar getadelt zu werden verdient. Hr. Janin ist ein dreister Schriftsteller, und hat lebhafte Einfälle. Aber in der Hitze der Einbildung hält er oft einen Einfall für eine wirkliche Thatsache, und weiß ihn auf eine so glaubwürdige Art vorzutragen, daß ihm der Leser alles glaubt, was er sagt. Mit einem Worte: Hr. Janin ist ein beredter, selbst- und lebhaftdenkender Mann, ein Mann voll Einfälle, voll Einbildungskraft. Ein solcher Mann ist nun-

frey-

freylich dazu gemacht, eine Wissenschaft zu reformiren, zu bereichern, neue Aussichten zu eröffnen; aber sehr oft geht er auch über die Erfahrung hinweg, hält Einfälle für Erfahrungen, bauet Hypothesen, hat nicht kaltes Blut und Ruhe genug, um zu untersuchen, ob das auch alles wahr ist was ihm einfällt. Wir finden daher in diesem Buche viel neues, viel wahres, viel gewagtes, viel falsches. Falsch ist, nach unserer Meynung, die ganze Hypothese vom Durchschwitzen des Eyters durch die Hornhaut, und der darauf gebauete Vorschlag beym Eyterauge erweichende Augenbäder zu gebrauchen; vortreflich die Abhandlung von den Thränenwegen, und der Kurart der Thränenfistel; vortreflich, obgleich nicht neu, die Kurart des Staphyloms; gewagt und ungewiß die Behauptung, daß man bey der Durchbohrung der Regenbogenhaut die strahlichten Fibern immer queer durchschneiden müsse. Wir sind weit davon entfernt, diesem Buche seinen Werth abzusprechen: dem selbstdenkenden und prüfendem Wundarzte ist es höchst schätzbar; aber dem gemeinen Haufen, der alles glaubt, was man laut und dreist sagt, kann es schaden.

Ez.

Abhandlungen aus der Naturgeschichte, praktischen Arzneykunst und Chirurgie, aus den Schriften der Haarlemer und andern holländischen Gesellschaften. Erster Band. Mit Kupfern. Leipzig, bey Junius, 1775. 8. 371 Seiten.

Diese Uebersetzung ist blos für den Arzt bestimmt, denn der Uebersetzer hat alle mathematischen und physischen Abhandlungen übergangen, und nur diejenigen, die den Arzt unmittelbar intereßiren, hier gesammelt, übersetzt, und, wofür wir ihm auch Dank wissen, wo es nöthig war, abgekürzt. Die Schriften der Rotterdamer und Mittelburger Gesellschaft wird er auf gleiche Art übersetzen. Es ist unnöthig, hier vom Inhalte viel zu sagen; die Haarlemer Abhandlungen sind schon längstens mit Beyfalle gelesen worden, und zu einem vollständigen Auszuge ist hier der Ort nicht. Die Uebersetzung scheint gut zu seyn.

Ml.

Obseruationum medicarum de Phthisi in collegio praecipue clinico collectarum decuria, a *Franc. Henr. Meinolph. Wilhelm.* Wirceburgi, 1777. 8. S. 122, ohne die Zugabe von hippokratisch Sätzen über das Brechen und die Brechmittel.

Der Verfasser liefert hier abermal eine S[illegible]lung [illegible] ren, bey jenen Krankheiten, die insg[illegible]n für unhe[illegible] gehalten werde. Er verwendete seine [illegible] be[illegible] auf die Lungensucht, führte deswegen Brie[illegible] Van Swieten und de Haehn, durchlas alte und neue [illegible]hrift[illegible], [illegible] machte bey den Lungensüchtigen, die unter den tauf[illegible]en welche jährlich zu ihm kommen, befindlich waren, wie [illegible] Vornehmen, Versuche mit allen jenen Mitteln, wel[illegible] [illegible] Krankheit gepriesen werden. Es gelung ihm, einige [illegible] herzustellen, deren Geschichten hier erzählet werden.

Eine Schwangere war lungensüchtig; sie gebrauchte viele Arzeneyen während der Schwangerschaft; sie wurde erst völlig gesund, als sie ihr Kind, alles Abrathens ungeachtet, selber säugete. Der Verfasser hält hier für den Nutzen und die Nothwendigkeit des Kindersäugens eine Lobpredigt, wogegen sich viel würde einwenden lassen; er will, daß alle Lungensüchtige ihre Kinder säugen sollen. Das möchte wohl trefliche Helden und Heldinnen am Ende geben, eine hustende Republik! — hierauf werden noch andere Fälle geheilter Lungensuchten erzählet. Die Kur geschah durch polygala amara, cortex peruuianus, Milchdiät. Der Nachthusten wurde mit pilulis de styrace gestillt. Andere wurden mit fixirter Luft, Kalchwasser und Wachs, mit Alaun, Selterwasser, Kißingerwasser u. s. w. geheilet. Es versteht sich, daß die Kranken alle schon halb am Grabe stunden. Sie hatten geschwollene Füsse, äußerste Magerheit, Fieber, Haarausfallen, Mangel der Eßlust, Entkräftung, eyterichten Auswurf, Bangigkeit, Schweiße, Durchfall, u. s. f. oder lagen gar in letzten Zügen. In dem angehängten Corollario werden die verschiedene Ursachen der Lungensucht einzeln durchgangen, und die bewährtesten Bewahrungsmittel angezeigt. Zuletzt muß der heillige Vater Hippokrates aus seinen Aphorismen und Vorhersagungen funfzig praktische Lehrsätze zum Disputiren hergeben, und sie durch den Verf. oder dessen Respondenten, als per procuratorem, vertheidigen lassen, worauf noch einmal Corollarien folgen.

Uebrig

Uebrigens hat es seine Richtigkeit, daß manche Lungensucht, und andere für unheilbar gehaltene Krankheit würde kuriret werden, wenn nur immer die Aerzte genau und einsichtig genug in Entdeckung der eigentlichen Ursachen wären, wodurch denn erst die Quelle solcher Krankheiten gehoben werden könnte. Eine Lungensucht wird geheilet, wenn das Geschwür gereiniget, oder die eyterichte verdorbene Materie ausgeführet, und die Ursache der Eyterung, oder des eyterhaften Zuflusses gehoben wird. Sie ist also nur alsdenn unheilbar, wenn das Geschwür nicht zu reinigen, und die Ursache des Eyters nicht zu heben ist.

Em.

---

4) Schöne Wissenschaften.

Mariane, ein bürgerliches Trauerspiel in 3 Aufzügen, für das herzogl. Hoftheater. Gotha, bey K. W. Ettinger, 1776. 5 B. in 8.

Das Süjet ist aus der Melanie des Herrn la Harpe genommen, wie solches der V. des deutschen Stückes (Hr. Gotter) auch auf der ersten Seite getreu angezeigt hat. Dies Stück eifert mit Nachdruck und Leben gegen die abscheuliche Gewohnheit, die trotz Philosophie und weisen Gesetzen noch immer in katholischen Ländern herrscht, eine Tochter, dem ältern Sohne zu gefallen, wider ihren Willen ins Kloster zu sperren. Das Lob der Erfindung gebührt allerdings dem Franzosen; und auch dafür gebührt ihm Lob, daß er in einem katholischen Lande es frey wagte, Schändlichkeiten öffentlich zu rügen, die der gemeine Glauben heiliget, und das Ansehn der Geistlichkeit erhält. In beyden muß ihm der Deutsche weichen; aber in allem übrigen entreißt er ihm seinen Anspruch auf Lob. Das französische Stück ist in gereimten Alexandrinen; diese Nachahmung in kräftiger Prosa, mit einem starken, kurzen, treffenden Dialog. Der ältere Bruder, dem zu Gefallen das liebenswürdige Mädchen aufgeopfert wird, wird im Französ. nur genannt, und kurz beschrieben: il est dur et poli; hier ist eine meisterhafte Scene zwischen ihm und der Mutter, die allein den V. zum Original erhebt. Man

möchte die Härte des Vaters fast zu unnatürlich finden; aber
Gedanke, daß die andern ein Komplot gegen ihn gen[illegible] ten,
daß also seine Ehre, als standhafter Mann, als Ha[illegible]r, als
Ehemann, dabey interessirt sey, es durchzusetzen; der [illegible]
kann allerdings einem Manne, der eben nicht sehr [illegible]ig
einen eisernen Eigensinn geben. Weil in allen Tra[illegible]
stücken Liebe seyn muß, also auch hier. Aber nach unse[illegible] fühle
sie hier Schaden; der V. hätte noch stärker das [illegible]
des Einsperrens gezeiget, wenn blos das Gefühl der [illegible]
der menschlichen Gesellschaft, und der Gedanke an künftig
Glück der Liebe das Mädchen zu der Verzweifelung gebracht [illegible]
Aber wenigstens hätte sie schon lieben müssen, und denn er[illegible]
Entschluß des Vaters erfahren; unsträflich war alsdenn ihre Lie[illegible]
und unschuldig ihre Verzweifelung. Aber hier! nachdem sie
Novize ist, läßt der V. erst ihre Liebe entstehen, und dadurch [illegible]
zwar nicht allein, aber doch vornehmlich, ihre Abneigu[illegible]
das Klosterleben. „Welch ein Beweis, wird nun ein Prior
daß das Kloster etwas abscheuliches ist, weil ein verliebtes M[illegible]
chen nicht gerne hineinwill? Warum ist sie verliebt! Wa[illegible]
sie solche Leidenschaft entstehen, da sie doch vorher wußte, [illegible]
nun einmal ins Kloster, da sie vorher selbst darein [illegible]
hatte?" — obgleich uns Gott bewahre, auf daß wir [illegible]
mitsprechen! Im Französ. hat der Sohn mit einem gewissen [illegible]
man weiß nicht warum, Händel, und der ersticht ihn hinter
Bühne, gerade da die Schwester Gift genommen hat; im D[illegible]
schen ists weit schöner und natürlicher, daß der harther[illegible]
der und der geliebte Liebhaber des Mädchens sich schla[illegible]
ists recht schön, daß der V., freylich gegen die poeti[illegible]
tigkeit, den Liebhaber im Zweykampf sterben läßt. Das [illegible]
das ganze Ende verändert, aber es auch weit herzrühren[illegible]
lehrreicher gemacht. — — Kurz wir empfehlen dies
Spiel als ein vorzügliches Produkt der deutschen tragischen [illegible]
Ce n'est pas imiter, c'est jouter contre son Original.
Boileau.

Anakreons Gedichte, nebst zwey andern anakreontischen Gedichten, und den Oden der Sappho. Aus dem Griechischen in die Versarten des Originals übersetzt. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1776. 140 Seiten, in 8.

Ana-

Anakreon ist nun so oft übersetzt und nachgeahmt worden; aber noch immer muß man zu dem, der die Süßigkeit, die Naivetät, die kleine Grazie, das Tändelnde, die Laune dieses großen originalen Dichters will kennen lernen, noch immer muß man zu dem sagen: geh zur Quelle selbst. Auch diese neue Uebersetzung ist nichts weniger als getreue Darstellung des ganzen Griechen. — Diese Schrift enthält eine Vorrede, worinn sehr billig über die Karlsruher Uebersetzung geurtheilt wird; ein Leben des Anakreon, das scharfsinniger und fleißiger hätte können abgefaßt werden. Denn der V. sagt uns nichts von dem Geiste des damaligen Zeitalters, nichts von den Menschen, womit Anakreon umgieng, nichts von seinen Verhältnissen mit ihnen; nichts von der zwiefachen Erzählung der Schriftsteller vom Tode Anakreons, nichts von Leßings sinnreichster Erklärung, um diese zwiefache Erzählung zu vereinigen. Denn folgen die Gedichte. Aber es ist nicht wahr, daß sie alle in die Versarten des Originals übersetzt sind: die Anapäste, die A. so oft hat, und die seinem Verse so oft größeres Leben geben, sind immer weggeblieben. Giebt die deutsche Sprache etwan keine Anapäste her? Was noch artiger ist, so sind immer Trochäen daraus gemacht, so daß gerade der munterste griechische Fuß der schwerfälligste deutsche geworden ist. — Nun die Uebersetzung selbst? Wir wollen nur gleich abschreiben.

> Ich will von den Atriden.

Ist das gefällige Skansion?

> Was gab er also ihnen?
> Statt Helm' und Spieße, Schönheit.

Ist das Leben? ist das wahre Nachbildung des:

> Τι ἐν διδωσι; καλλος.
> Αντ᾽ ἀσπιδων ἁπασων,
> Αντ᾽ ἐγχεων ἁπαντων.

Zu dem Mahler von den Wangen:

> Mache sie, wofern es möglich,
> Eines sanften Schamroths fähig.

Ist das deutsch? ist das verständlich?

Sonst finden wir hier alles, auch was nur dem Anakreon beygelegt wird, auch seine Fragmente, auch die beyden anakreontischen Gedichte, das eine vom Theokrit auf den Adonis, das andere (wie einige wollen) vom Stephanus auf den Anakreon,

 es

es fängt an: Ἀνακρεων ἰδων με. Hin und wieder ließ sich die Uebers. ganz gut, nur ans Original darf man dabey nicht denken.

Ta.

Hans Wurst, Doctor nolens volens. Posse. Frankfurt und Leipzig, 1777. 5½ Bogen, 8.

So prellt man alte Füchse, oder Wurst wieder Wurst. Posse mit Gesängen und Balletten, von W. C. S. M**s und B. C. D'Arien. Halle, bey Hendel, 1777. 7 Bogen, 8.

Treye sehr drollichte Uebersetzungen von den Molier schen le Medecin malgré lui und Scapin le Fourbe. weilen sehr derbe kräftige Ausdrücke mit unter, ich sie nur immer seyn können, alles in einer gewissen nei Laune, die sich aber, unsers Erachtens, nicht lierischen passet.

Der Landtag, ein Lustspiel in drey Aufzügen, der hamburgischen Schaubühne gewidmet, von T. B. Berger. Frankfurt und Leipzig, 1777. 7 Bogen, 8.

Der Titel ist gleich ein Druckfehler. Das Stück hat so wenig mit einem Landtage was zu thun, als diese Recension. Das Süjet ist mager, und, wenn uns recht ist, schon gebraucht. Der lustige Hofrath und ehemahlige Prorector, der sich immer die Hosen auszieht, scheint uns nicht so drollicht, wie dem Wirthe, für den er ein guter Kunde ist. Die Possen der Bedienten und der Jude mit seiner Mauschelsprache sind widrig. Der geizige Wildgrub, der von nichts als Verbesserungen der Oekonomie spricht, macht noch ein paar leidliche Scenen.

Pariko. Ein Trauerspiel in einem Aufzuge. Wien, 1777. bey Kurzböck. 2 Bogen, 8.

Die

Die Entwickelung ist anders als in der bekannten Erzählung, die diesen Nahmen führt. Wenn man auch die Ausführung des Stückes gelten lassen wollte, so ist die Sprache doch so kauderwelsch, daß es, so wie es da ist, gar nicht gebraucht werden kann.

Der Kaufmann und der Bettler. Ein Schauspiel in einem Aufzuge. Berlin, 1776. bey Mylius. 2 Bogen, kl. 8.

Ein kleines artiges Stück, das werth ist, in einer Sammlung von Kinderdramen aufgenommen zu werden. Es kommen unter den handelnden Personen ein paar Kinder vor.

Antons Pansa von Mancha fortgesetzte Abhandlungen von Sprüchwörtern. Vermehrte Auflage, 16½ Bogen, 8. Leipzig und Frankfurt, 1777. bey Keßler.

Die erste Auflage haben wir nicht gesehen, und an der zweyten haben wir uns nicht sehr erbauet. Der Witz ist zu derbe, zu gezwungen, die Gegenstände schon zu abgenutzt, die Schilderungen zu verzerrt und übertrieben gezeichnet. Indessen ist die Sammlung so schlecht nicht, daß sie nicht noch hin und wieder einen Leser vergnügen sollte. Die erste Abhandlung über das Sprüchwort: Was werden die Leute sagen? ist vielleicht am besten gerathen.

Pz.

Die Oden des Horaz in deutschen Versen mit Anmerkungen. Zweyte Auflage. Jena, bey Gollner. 1775.

Eine zweyte Auflage einer Uebersetzung der Oden des Horaz in Versen, noch dazu in gereimten Versen — das Ding schien uns verdächtig. Wir suchten eine Anzeige der ersten Ausgabe in dieser Bibl. aber wir fanden nichts. Zu unserm Trost, oder vielmehr zu unserm Verdruß, daß wir so weit suchten, was wir

wir so nahe hatten, fanden wir beym herumblättern Titelblatt, das uns Licht in der Sache gab, und so Neue Uebersetzung einiger Oden des Horaz, a s e Anhang derer in Leipzig 1769 in deutschen Vers herausgekommenen sämtlichen Oden. Also in L 1769, in wessen Verlag, ist nicht gemeldet, sind diese e m horazischen Oden das erstemal herausgekommen, u Jena bey Chr. Fr. Gollner zum zweytenmal aufgelegt — nigstens das Titelblatt — wenn auch jemanden in Ansehu l übrigen Bogen einige Zweifel aufsteigen möchten. Denn es m weder in der ersten Vorrede, noch in der zweyten, die vor l Anhange steht, der zweyten Auflage mit einem Wörtchen Sonst pflegt man sich noch, wohl ein wenig zu freuen, man die zweyte Auflage seiner Werke erlebt; n pflegt bar gegen das Publicum zu seyn, und an sei Pro en feilen, zu putzen, um ihnen immer mehr Liebha l lich die Unsterblichkeit zu verschaffen. Dies hätte n ver von unsern Verfassern erwarten sollen. (Denn sie geben sich mehrere) „Ihre Arbeit ist die Frucht der poeti „gen einiger Freunde, welche die gemeinschaftliche ehrung „der Musen vereinigte, und des edlen Wetteifers, der sie be„lebte, die Schönheiten des Dichters in ihrer Sprache nachzu„ahmen." Hat sich dieser edle Wetteifer denn nach der ersten Auflage ganz verlohren, oder glauben sie durch ihre poetischen Bemühungen gleich das erstemal alle Schönheiten des Originals in ihre Sprache übergetragen, oder wie sie es nennen, nachgeahmt zu haben? Das wollen sie ja selbst nicht. „Sie schmei„cheln sich nicht, sagen sie, alle Vollkommenheiten ihres Urbilds „erreicht zu haben." Woher kömmts denn, daß sie in sechs Jahren nicht die mindeste Verbesserung vorgenommen haben? Doch wir wollen uns dabey nicht länger aufhalten. Die ganze Uebersetzung hat nicht viel zu bedeuten. Einige mahl ist es wirklich dem Recensenten beym Lesen eingefallen, ob dies nicht gar die Solmische Uebersetzung sey, die hier nur schlechter gedruckt worden, um wohlfeiler verkauft zu werden. Er hat sie aber in Jahr und Tag nicht gelesen, auch nicht nahe genug, um sie erst anzusehen, hat auch unglücklicherweise nichts daraus behalten. Also ists bloßer Verdacht, der doch dadurch in etwas geschwächt wird, daß ihm, nach einer dunkeln Erinnerung, diese Uebersetzung hin und wieder besser als die Solmische zu seyn scheint. Wenn man sich aber schon durch ein falsches Titelblatt hintergangen glaubt, da

so argwöhnt man leicht bey der geringsten Veranlassung mehr. Wir wollen eine Ode zur Probe hersetzen, damit diejenigen, welche die Solmische Uebersetzung besitzen, die Vergleichung anstellen, und den Grund oder Ungrund des erregten Verdachts sehen können. Daß wir uns in keine umständliche Beurtheilung einlassen, kann uns niemand verdenken. Es ist schon oft genug gesagt worden, wie Horaz nicht übersetzt werden müsse. Nur die Uebersetzung von einer Meisterhand darf man ausführlich vor den Augen des Publicums kritisiren. Da lernt man viel, selbst aus den Fehlern, und Jedermann hört und liest mit Vergnügen. Aber wem wäre damit gedient, die poetischen Uebungen fleißiger Primaner, die sich an den Horaz gewagt hätten, beurtheilen zu sehen und ein Zeuge aller der Wischer zu seyn, die hier in reichem Maaße ausgetheilt werden müßten? Mühe genug für den Rector, der sich dieser sauern Arbeit nicht entziehen kann, ob gleich mancher sich freuen würde, wenn ihm so gute Uebersetzungen aus dem Horaz gebracht würden, und mancher noch mehr, wenn er sie selbst so gut machen könnte. Daher wir auch glauben, daß manchem Lehrer in prima, manchem deutschen und lateinischen Versmacher dieses unser Urtheil gar nicht behagen wird. Aber wir können uns nicht helfen. Hier ist die versprochene Ode. Es ist die bekannte vier und dreyßigste des ersten Buchs, oder nach der Uebersetzer Rechnung die zwey und dreyßigste, die uns eine der besten zu seyn scheint.

Der Wiederruf.

Er erkennet die Macht des Jupiters und des Glücks.

Der tollen Weisheit hold ehrt ich Olymps Gebiether
Vordem mit karg- und säumiger Hand:
Nun such gezwungen ich die vorgen Pfade wieder
Mit rückgespannter Segelwand.

Denn neulich lenkte Zeus, den wir in trüben Tagen
Sonst nur die Blitze schleudern sahn,
Durch heitrer Lüfte Glanz den flüchtigschnellen Wagen
Und das hohldonnernde Gespann.

So furchtbar, daß davon ein heftiges Erbeben
Das schwere Land, den Strom durchdrang,
Daß Styx und Tenars Sitz von finsterm Graus umgeben
Und Atlas Fuß sich zitternd schwang.

Gott kann die Tief in Höh und Groß in Klein verkehren;
Sein Wink zieht aus der Nacht herauf;
Mit Lerm raubt diesem oft das Glück die Zier der Ehren
Und setzt sie dort dem andern auf.

Die Anmerkungen sind eben so unbedeutend, als die Ue[illegible]
setzung selbst. Zuur Probe mögen die zu dieser Ode geh[illegible]
dienen. Säumger Hand. Die Meinungen der Epi[illegible]
Sekte, denen der Dichter folgte, und nach welchen er g[illegible] te,
daß die Götter sich wenig um die menschlichen Dinge bek[illegible]
ten, Sat. 1, 5, verminderten seinen Eifer in ihrer Ver[illegible]
Durch heitrer Lüfte Glanz. Das Do[illegible] n bey heite[illegible]
Himmel ward vor einen Vorboten eines bevor[illegible] en [illegible]
gehalten. Das Glück. Der Poet setzt hier das [illegible]
den Jupiter und schreibt ihm die Regierung aller D[illegible] [illegible]

Gedichte an Elisen. Leipzig, bey Crusius, 1775.

Ein paar Bogen gereimter Verse, worunter keiner vorzüglich gut, hingegen mancher schlecht ist. Daß sie süß und petrarchisch seyn sollen, sieht man schon ohngefähr aus dem Titel. Dieser hat auch eine ganz artige Vignette.

Lieder nach dem Lateinischen des Marcus Antonius Flaminius, nebst einem Anhange. Gotha, bey Ettinger, 1775.

Da wir diese Lieder nicht mit dem Original zusammen halten konnten, so lasen wir sie selbst als Originalstücke und fanden sie schön. Auch der Anhang hat uns ganz gefallen. Hier ist ein Stück aus demselben.

Die Phantasie.

Für goldnen Reichthum und der Ehren
Umstrahlte Hoheit mögen dir,
O Schicksalsvater! andre Dank verehren,
Ein schönres Loos beschiedst du mir.

Mir hast du hellen Sinn gegeben
Und eine Seele voll Gefühl,
Und Phantasie, das wieder zu beleben,
Was meinen Sinnen wohlgefiel;

Damit im Dunkel stiller Nächte,
Der himmlischen Begeistrung nah,
Ich Laurens Bild zurück mir wieder brächte,
Wie ich zuvor sie lebend sah; —
Und ihre Blick' und ihre Hände,
Des Busens Wallen an dem Rand
Des seidnen Kleides wiederum empfände,
Wie ich es erst zuvor empfand.

Damit erhörbar nicht dem Neide,
Der strengen Aftertugend nicht,
Ich mich an ihren Honigküssen weide,
Die kein Geflüster unterbricht;
Und unbelauscht und ungesehen,
Der lastervollen Welt entwischt,
Mit ihr in Thälern wandle, die das Wehen
Des sanften Morgenwinds erfrischt.

Nähmst du mir, Schicksalsvater, alles,
Und gönntest diesen süßen Wahn
Alleine mir; mein Danklied, frohen Schalles,
Stieg dennoch zu dir himmelan.

Das Landleben, von C. C. L. Hirschfeld. Vierte Auflage. Leipzig, 1776. bey Crusius, 17 Bogen, 8.

Die wiederhohlten Auflagen zeugen von dem Beyfall, den diese Schrift gefunden hat, und welchen sie auch in mancher Absicht verdient. Wir möchten zwar wohl die Schreibart etwas weniger geblümt, und dafür kraftvoller, auch die Betrachtungen origineller, wünschen; vielleicht würde das Buch dadurch aber seinem Zwecke nicht so sehr Genüge gethan haben. Vielleicht hat es auch den Recensenten darum ein wenig ermüdet, weil er es mitten im Winter gelesen hat, dagegen es in der schönen Jahrszeit, auf einem schönen Landhause, in guter Gesellschaft, ohne Zweifel weit bessern Effekt thun würde. Die Schilderungen natürlichen

türlicher Gegenstände gerathen dem V. sehr gut; es fehlt ihnen aber doch immer was, weil sie prosaisch sind. Sie müßten mehr durch Handlungen belebt seyn. Der Druck und die Vignetten dieser neuen Auflage sind gleichfalls sehr sauber. In der Orthographie sind einige Abweichungen von der gewöhnlichen.

N. S. Ich hätte gerne angezeigt, ob diese Auflage vor den vorhergehenden etwas voraus hat, habe aber diese nicht zur Hand.

Die Stärke der Freundschaft. Eine Comödie in fünf Aufzügen, aus dem Italienischen des Abts Chiari. Frankfurt und Leipzig, bey Schneidern. 1776. 6 Bogen, 8.

Ein langweiliges Stück, womit unserer Bühne wenig geholfen seyn wird. Der Abt Chiari ist, so viel wir ihn sonst kennen, ein ermüdender weitschweifiger Schriftsteller, der vielleicht sonderbare Situationen erfinden, aber sie nicht mit dem gehörigen Interesse zu behandeln weiß. In diesem Schauspiele scheint er die Denkungsart der Spanier und Engländer haben schildern zu wollen. Seine Zeichnung ist aber sehr grob, nach den allgemeinsten Begriffen, den sich Ausländer von diesen Nationen machen, ausgefallen.

Pz.

Fabeln und Erzählungen, von J. Ch. St. 1776. $5\frac{1}{2}$ Bogen, in 8.

Daß sich dieser Verf. Gellerten zum Muster genommen — καὶ τυφλῷ δῆλον φασίν. Daß er ein schlechter Nachahmer sey, wird folgende Stelle beweisen: (S. 68.)

> Ein Fremder kam in dieses Helden Küche,
> Stand voll Verwunderung, acht Schweine da zu sehen.
> Man ließ sie an den Spießen drehen,
> Acht wilde Schweine ließ man braten
> Für eine Legion der bravesten Soldaten,
> Die überwunden stand, dem Sieger doch nicht wiche?
> Acht wilde Schweine auf einmal u. s. w.

Und

Und diese ermüdende Weitschweifigkeit, diese saft- und kraftlosen Verse — das ist alles, was man hier findet. Uebrigens sind die eignen Erfindungen des Verf. elend.

Erhohlungsstunden einiger Freunde. Quedlinburg, bey Reußner, 1777. 4 Bogen, in 8.

Möchten wohl besser Uebungsstücke einiger Primaner heißen. Und auch denn ist es noch unentschieden, ob die Verf. jemals zu Dichtern bestimmt sind. Man höre:

Deine Zärtlichkeit und Liebe,
Schönheit, Tugend und Verstand
Haben mir die heiß'sten Triebe
Dich zu lieben, angebrannt.

Poetische Versuche eines adelichen Frauenzimmers, an ihre Freunde. Breslau und Leipzig, bey Gutsch, 1776. 244 Seiten, in 8.

Die Verfasserinn wird, nach der Erklärung ihres Vorberichts zu urtheilen, nicht ungehalten auf uns werden, wenn wir aufrichtig gestehen, daß sie große dichterische Talente nicht zu besitzen scheint. Sie hat aber die Gabe, zu versificiren, und liefert in der ganzen Sammlung keine Stücke, die eben schlecht genannt zu werden verdienten. Wir wollen dies Urtheil durch eine kleine Probe bestätigen.

An den Hrn. Pastor L.

Theurer Lehrer, den mein Herz verehret,
Dem mein Dank, mein Lob mit Recht gehöret,
Dem ich mehr, als dieses schuldig bin,
Ehrfurcht, Achtung bleiben meine Pflichten,
Nichts soll sie in meiner Brust vernichten,
Nimm dieß Blatt davon zum Zeugniß hin.

Eine Dame, die so schreiben kann, muß freylich mehr Verstand und Lektür haben, als etwan eine andre, die nicht einmal, einen unorthographischen Liebesbrief zu Stande bringen mag. Aber begeht sie die Schwachheit, eine Schriftstellerinn zu werden,

und

und eine Dichterinn seyn zu wollen, ohne daß sich ihre Arbeiten auszeichnen: so thut sie allemal etwas, welches sie besser unterlassen hätte.

Jk.

5) Schöne Künste.

Musik.

Lieder eines Mädchens beym Singen und viere. Münster, bey Ph. H. Perrenon, 1775.

Diese Lieder sind alltäglich, und gehören mit unter die tausende, die in Deutschland seit einigen Jahren erschienen sind. Könnten wir diesen Liedern die leichte, ungeübte Hand eines Mädchens ansehen, so würden wir uns bemühen, ihr das Urtheil wenigstens in alltäglichen Complimenten zu sagen, so aber leuchtet überall die steife, ungeübte Hand eines Mannes hervor, dem wir nichts anders sagen können, als: diese Lieder sind alltäglich.

Wb.

Der Dorfjahrmarkt, eine komische Oper in zwey Akten, in Musik gesetzt von George Benda, Hochfürstl. Sachsen-Gothaischen Kapelldirector. Leipzig, verlegts die Dyckische Buchhandl. 1776.

Eine Musik voll Ausdruck. Man ist gewohnt, in den Arbeiten des Verfassers das richtigste Gefühl, und die reifste Ueberlegung zu finden, und das findet man auch in dieser Operette. Es wird uns schwer zu bestimmen, was uns vorzüglich darinnen gefallen, jedoch wollen wir einige Stücke nennen, ohne den andern im geringsten zu nahe zu treten; als: S. 20, 30, 47, 61, und ganz vorzüglich S. 54. Die Duetten haben wahre Charakteristik, ein Verdienst, was man so sehr an den mehresten Duetten vermißt. Der Ausdruck des Ausrufs Ach! in dem ersten Duett S. 34 ist ein wahrer Genietzug. Um dem jungen angehenden

den Componisten zum lehrreichen Beyspiel zu zeigen, mit wie vieler Ueberlegung der V. arbeitet, wollen wir eine Arie zergliedern: und dazu nicht einmal eine von denen, die wir oben besonders genennt, sondern gleich die erste nehmen.

Hier steh ich von Gefühl durchdrungen.

Dieses hätte gar nicht besser, als durch die dreyfache Imitation des einfachen und ausdrückenden Gesanges ausgedrückt werden können, jede Brust wird angeschwellt bey den ersten vier Takten.

Gegrüßt seyd mir Erinnerungen
An meines Lebens ersten Traum.

Dieses mußte nicht mit lauter Freude, sondern mit Rührung gesagt werden. Das ist hier völlig durch die Ausweichung ins A mol auf dem ersten Worte, gegrüßt, geschehen: so wie der liegende Baß bey verändeter Harmonie auf die Worte

Dort unter dem bejahrten Baum

sich sehr gut zu den ruhigen sanften Bildern schickt, die dem Sänger itzt im Gedächtniß schweben.

Klug ist es auch vom Componisten, daß er die wenigen wichtigen Worte, oder doch weniger musikalische Zeile:

Zur Schule führt das Gäßchen dort

ohne Dehnung und ohne Wiederhohlung kurz fort declamirt: um aber doch die angenehmen Bilder der regen Einbildungskraft zu unterhalten, machen die Instrumente ein angenehmes Zwischenspiel.

Bey den Worten:

Ach ihr, der Kindheit Wonnejahre
Zu schnelle, süße, goldne Zeit
Der Zwischenraum von euch zur Bahre,
Was ist er? Müh und Eitelkeit.

trift der Componist sehr richtig den ernsten Ton, der mit Rührung vermischt ist, oder vielmehr aus inniger Rührung entsteht, und durch die stete Erinnerung an jene süße goldne Zeit immer ernstlicher wird, und zuletzt fast in Unwillen übergeht. Wir wollen es genauer zergliedern, wie dieses ganz deutlich in den dreyzehn Takten enthalten. Die erste Zeile wird mit inniger Rührung

rung gesungen: wozu die Ausweichung ins A mol sehr schicklich ist. Die zweyte Zeile wird lebhafter, geht wieder in den Hauptton des Stücks über, und erhöht durch starken Ausdruck der Worte: süße: goldne Zeit, den Ernst der folgenden Betrachtung in der dritten Zeile. Die Frage, der vierten Zeile, was ist er? wird noch ernstlicher ausgedrückt, durch die noch einmal so langsamen Noten, als die Noten, die jede Sylbe der vorigen Zeile bekam, und durch die drauf folgende allgemeine kleine Pause, und nun äußerst ernsthaft durch die Wiederhohlung der Worte auf gleich langen Tönen, die noch ein Terzie höher sind. Auch gewinnt diese Wiederhohlung sehr viel Nachdruck dadurch, daß sie hier die einzige ist. Nun ist noch der Unwille in den letzten Worten der letzten Zeile zu zeigen: und der liegt sehr merklich bey der Wiederhohlung der drey letzten Worte, auf dem Worte Rath, und zwar in dem schnellen und frühzeitigen Eintritt des hohen um eine sechste steigenden Tons.

Wir könnten hier noch manches über die Einheit der Modulation, ohne ermüdende Einförmigkeit, zur steten Unterhaltung der angenehmen Rührung sagen, wir wollen aber lieber zum Beweise unserer Unpartheylichkeit eine kleine Nachläßigkeit in Behandlung der Worte rügen. Es betrift die Trennung der beyden Zeilen

Gegrüßt seyd mir Errinnerungen
An meines Lebens ersten Traum!

durch ein Zwischenspiel, und die Verzögerung des völligen Sinnes der Worte, durch die Wiederhohlung der Worte meines Lebens. Der Componist hatte hier noch den Dichter zu verbessern. Eine schöne ausdrucksvolle Wiederhohlung der Worte genoß ich oft, bey steigender Melodie hab ich dort noch nicht angemerkt. Die Passagienarie S. 74 zeigt von der großen Fertigkeit der Madame Hellmuth, die an Umfang der Stimme und an Geschwindigkeit mit einer Mara wetteifert.

Die beyden Arien von Hrn Hiller S. 22 und 68 haben wir nicht ohne Unwillen ansehen können, daß unser vernünftige und feine Landsmann, dem Volke zu Gefallen, das an ihm den wahrhaften Nationalcomponisten verehren und lieben sollte, mit in den Strom ausländischer Mode stürzen muß. Was Hiller blos nach seinem eigenen Gefühl aus den guten musikalischen Versen der Arie: In anderer Glück sein eigenes finden, würde gemacht

gemacht haben, sieht man hier schon aus dem Thema und aus einzelnen Stellen.

Mr.

---

6) Mathematick.

J. Fr. Langner, Entwurf zur Anlegung einer allgemeinen sichern Wittben- und Waisenverpflegung, nebst der Berechnung über den wahrscheinlichen Zustand einer Wittben- und Waisensocietät, von ein tausend immer vollzähligen Mitgliedern, vom 1sten bis zum 150sten Jahre ihrer Dauer. 1777. 8. gedruckt bey Strucke, 12 Bogen Text, 23 Bogen Tabellen, welche jedoch nur auf der einen Seiten gedruckt sind.

Es giebt Modematerien, wo ein jeder glaubt, Antheil nehmen und seine Gedanken als sehr wichtig öffentlich bekannt machen zu müssen. Vor einiger Zeit gab die Cicuta und dann das Mutterkorn einen solchen ab; nun sind es Witwen und Waisen. Der Verfasser hat durch mühsames Nachforschen von dem Zustande vieler in K. Preußischen Landen befindlichen Prediger-Witwengesellschaften, so viel herausgebracht, daß bey denselben, alle zusammengerechnet, auf 7 stehende Ehen 3 Witwen kommen, und so bezeugt er mit Grunde seine Verwunderung, wie man anderwärts statt dieser 7 Ehen 12 hat vorgeben können. Ferner sieht der Verfasser ein, daß es, wenn man durch wirkliche Abzählungen wollte zum Ziele kommen, eine Arbeit ohne Ende seyn würde, wenn man für die verschiedene Alter der in die Gesellschaft eintretenden eben so viele besondere und zumal so weitläuftige Tabellen berechnen wollte. Er nimmt daher ein Mittelalter an, und setzt das von den Ehemännern auf 35, das von den Ehefrauen auf 25 Jahre, weil er glaubt, aus Beobachtungen zu finden, daß dieses das mittlere Alter der Verheyrathung solcher Personen ist, die, weil sie von Gehalt leben, am meisten für ihre etwannige Wit-

wen zu sorgen haben. Der Verfasser will nun mit den Witwen auch die Waisen verbinden, nämlich solche, die vater- und mutterlos sind. Für diese fordert er selbst auch von den Witwen und Witwern, die Kinder haben, einen Beytrag.

Sw.

Des Hrn. Bailly Auff. über den Königl. Bil saal, wie auch der Königl. Academie der W schaft. zu Paris und des Inst. zu Bologna Mitgl. Geschichte der Sternkunde, bis auf die Errichtung der Schule zu Alexandrien. Im Schwickertschen Verlage. I. B. 234 S. 8. II. B. 399 S. 3 Kupferpl. 1777.

Hn. B. Werk ist reich an gelehrten, wichtigen und unterhaltend vorgetragnen Untersuchungen. Er hat, wie viel andere lebhafte und scharfsinnige Gelehrte, eigne Hypothesen, z. B. ein Volk, das es in den Wissenschaften sehr weit gebracht gehabt, von dem die ältesten Morgenländer, was sie wissen, gelernt, die neuen noch Bruchstücke seiner Lehren aufbehalten haben, und dieses Volk ist so untergegangen, daß sich nur in den von ihm hinterlassenen Kenntnissen, dunkle Spuren seines vormaligen Daseyns zeigen. Wer auch in diesen und andern Stücken Hrn. B. nicht beyfällt, wird doch auch da seinen Witz ergötzend finden, und die beygebrachten Nachrichten zu anderer Absicht brauchen können. Hr. Doctor Wunsch hat daher sehr wohl gethan, die deutsche Litteratur mit einem so vieler Aufmerksamkeit werthen Buche zu bereichern. Als Kenner der Sachen war er im Stande richtig zu übersetzen, auch das angenehme des Ausdrucks hat er der Grundschrift nicht genommen. Anmerkungen, die er sparsam beygefügt, sind so beschaffen, daß man es gern sähe, wenn Zeit und Umstände ihm deren mehr verstattet hätten.

Lehrbegriff der gesammten Mathematick, von Wenc. Gust. Karsten . . . Achter Theil, die Photometrie. Greifsw. Röse, 769 S. 8. 28 Kupferplatten.

Dieser

Dieser Band folgt unmittelbar nach Hr. Hofr. Karstens Optik. Was ihm daher aus der Katoptrik und Dioptrik nöthig war, hat er, wie er sich bekanntermaßen verhält, hier eingerückt. Die claßischen Schriftsteller in dieser noch neuen Wissenschaft, Bouguer und Lambert sind von ihm gebraucht, wie er anderer Schriften braucht, mit Wahl, Berichtigung, und Erläuterung. Vieles, das hierinnen Hrn. Karsten eigen ist, ließe sich hier anzeigen: wenn der Raum verstattete, die Veranlassung dazu, ohne welche das Eigne nicht verständlich wäre, beyzubringen.

B.

Johann Friedrich Häseler, Hochfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Abts des Klosters Amelunxborn, Generalsuperintendentens des Weserdistrikts und ersten Predigers zu Holzminden, der Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen Correspondenten, Anfangsgründe der Arithmetik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie, zum eignen Unterricht vorzüglich für Hauslehrer und Gelehrte, welche diese Wissenschaften nicht zur Hauptbeschäftigung machen. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung, 1776. 8. (1 Alph. 16 Bogen.)

Johann Friedrich Häselers – Anfangsgründe der Arithmetik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie. Zweyter und letzter Theil. Mit Kupfern. Lemgo, 1777. 8. (1 Alphab. 21 Bog. 14 Kupfert. in doppelter Octavgröße.)

In der Vorrede zum zweyten Theil äußert der Hr. Abt, daß er nicht abgeneigt sey, in einem dritten Theile, die sphärische Trigonometrie, die Kegelschnitte, einige Linien der dritten Ordnung, die Differential- und die Integralrechnung, nach eben

der Absicht auszuarbeiten. Diese speciale Absicht drücket d
der Titel aus. Der Hr. V. hoffet seine aufmerksame L
weit zu bringen, daß sie der Herren von Segner, Kästners,
stens und anderer Mathematicker Schriften mit Nutzen le
nen, wenn sie in diesem Studio weiter gehen wollen.
ders ermuntert er die Geistlichen zu Erlernung der M
auf eine Art, die billig Eindruck auf sie machen s
sagt er, habe die Mathematick um der Phys len
Um ein guter Geistlicher zu seyn, glaubte ich,
mühen müßte, Gott sowohl aus der Natur, als aus der
barung kennen zu lernen. Aber man lernet die Natur,
Mathematick, nur halb erkennen. Man kann auch
Stunde zum Studiren der Mathematick, neben den theol
Wissenschaften, übrig haben, wenn man seine Zeit gu
und sie nicht verträumet, oder mit Besuchen hinbri
Mathematick lehret richtig und ordentlich denken,
ein Geistlicher sehr nöthig. Man hat nicht Ursache
befürchten, daß man einen zu trocknen Vortrag bei

Der erste Theil ist in 21 Kapiteln, die Geometrie in 13, die Trigonometrie in 5 Kapitel und so ferner in Paragraphen eingetheilt, ohne die gewöhnliche Aufschriften: Grundsatz, Lehrsatz, Aufgabe, Beweis u. s. f. und ohne daß jede dieser Art Sätze besonders vorgezählt würden. Es ist wahr, der Vortrag sieht in dieser Einkleidung mehr einem freundschaftlichen Gespräche und nach jedesmaliger Nothdurft sich herablassenden Unterrichte, als einem gebietherischen Gesetzbuche ähnlich; allein wir ziehen doch die andere Art der Einkleidung vor. Hier siehet man, was jedes Ding seyn soll, und kann desto schärfer acht geben, ob es das ist, wofür es sich ausgiebt. Auch lassen sich kurz ausgedruckte, vom übrigen Discours abgesonderte, mit Nahmen und Zahlen bezeichnete Sätze leichter wieder finden. Will man ja den Zusammenhang und den Uebergang von einer Materie zur andern merklich machen; so sind die Anmerkungen gar bequem dazu. Die kann alsdenn derjenige, der kein Liebhaber von Uebergängen ist, mit gutem Gewissen überspringen. Denn nur gar zu oft kann man doch weiter nichts sagen, als: Wir kommen nun von dieser Materie auf jene: Wir wollen nun ein Versprechen halten, das wir oben gegeben haben: Diese Betrachtung giebt uns Anlaß, noch eine Betrachtung zu machen: nicht weniger wichtig, als der vorhergehende Satz, ist auch folgender u. s. f.

Der

Der Vortrag selbst ist gründlich, deutlich und ordentlich; manchmal etwas umständlich, aber vielleicht eben dadurch der Absicht des Hrn. Verf. desto angemessener. Wenigstens nimmt mancher lieber einen facundum comitem zum Wegweiser, wenn er sich mit seinen eigenen Gedanken nicht genug unterhalten kann: er überredet sich endlich selbst, daß er die Sache begreiffe, die ihm wortreich und mit eingeflochtenen Contestationen, daß sie ganz leicht zu begreifen sey, vorgetragen wird; er würde sichs zur Schande rechnen, wenn man so viele Worte vergebens an ihn gewendet hätte. Auch hat der Lehrer nicht immer Zeit genug, sich kurz auszudrucken. Schreibt man vollend für Leser, die keinen mündlichen Unterricht zu Hülfe nehmen können; so werden Wiederhohlungen, Tautologien, variationes per casus et tempora, nicht nur verzeihlich, sondern oft löblich und nothwendig. Doch kam es uns vor als wenn unser Hr. Verf. manchmal zu viel Raum auf leichte, und zu wenig auf schwere Dinge verwendet hätte. Wir hatten einige Beyspiele davon angemerket, hauptsächlich von gar nicht bewiesenen oder gar zu kurz abgefertigten umgekehrten Sätzen; auch einige kleine Abweichungen von der guten Ordnung: Wir denken aber, unsere Leser verlieren nicht viel dabey, daß wir sie nicht sogleich wieder finden können.

Wir wünschen nicht nur dem Hauslehrer, dem dieses Buch nahmentlich gewiedmet ist, sondern auch dem akademischen Lehrer, Glück, wenn er viele Schüler findet, die Lust und Standhaftigkeit genug haben, die Anfangsgründe der Mathematick, nach dem Umfange dieses schönen Lehrbuches, zu erlernen. Aber wahrhaftig, je leichter man es den Lernenden macht, desto träger werden sie! Der Lehrer soll endlich alles für sie thun; auch sogar in ihre Seele denken.

Sp.

---

7) Weltweisheit.

P. St. Wiest, Monachi cisterciensis Initia philosophiae purioris cum positionibus mathematicis. 1776. 8. Regenburg, bey Montag. 21 Bog.

Der Verf. sagt in der Vorrede, daß er sie blos schreibe, weil er wisse, es werden mehrere sich daran aufhalten, wenn sie gleich auf dem Titel des Werkes sehen, daß ein Mönch sich getraue, eine Philosophiam puriorem zu schreiben. Er antwortet bescheiden darauf. Das Werk selbst rechtfertigt ihn auch mehr als hinreichend. In der Geschichte der Weltweisheit folgt er Bruckern, und führt unter den neuern Weltweisen Wolfen, Canz, Bilfinger, Baumgarten, Meier, Daries, Hollmann, Crusius, Basedov an. Die Vernunftlehre handelt er kurz und mit guter Auswahl ab. Eben so auch die Methaphysik. In der Naturlehre hält er sich bey den Gesetzen der Bewegung so auf, daß er die Formeln umständlich hersetzt, und dehnt sie bis auf die Centralkräfte aus; freylich mit Weglassung der Beweise. Eben so auch die dioptrischen Formeln 2c. Man sieht offenbar, daß der Verfasser seine Mitbrüder auf den Weg führt, wo sie klar sehen können.

J. G. H. Feder, Lehrbuch der praktischen Philosophie, 1776. 8. Göttingen, bey Dietrich, 560 Seiten. Vierte Auflage.

Dieses beliebte Lehrbuch bedarf keiner fernern Empfehlung.

Sw.

---

8) Naturlehre und Naturgeschichte.

Herrn Hills, eines berühmten englischen Naturforschers Abhandlung von dem Schlaf der Pflanzen, und von der Ursache der Bewegung der empfindenden Pflanze, in einem Sendschreiben an den schwedischen Ritter von Linné, übersetzt und mit einigen Anmerkungen erläutert von Heinrich Johann von Hahn. Mit einem Kupfer, Carlsruh 1776. 8. 84 S.

Ueber

Ueber das Original zu urtheilen gehört nicht für die allgem. deutsche Bibl. Der Uebersetzer muß aber nicht gewußt haben, daß es schon 1771 deutsch zu haben gewesen ist; der Rec. hat sie damals schon deutsch gelesen. Die Anmerkungen sind für Leser die den Text verstehen, entbehrlich, und ob wir gleich die im Vorbericht angegebene Ursache der Uebersetzung gelten lassen, so glauben wir doch schwerlich daß sie werde erreicht werden. Das Kupfer stellt die Abrus-Pflanze und die empfindende (Mimosa sensitiva) vor, aber sehr schlecht.

Catalogus Plantarum omnium juxta systematis Vegetabilium Car. a Linné editionem novissimam XIII. in usum horti botanici Pragensis, Pragae ap. Wolfg. Gerle 1776. 8. maj. plagg. 1 Alph. 2 Bogen.

Die kaiserliche Gnade der Kaiserin Königin hat der Universität ihres Erbkönigreichs, wo seit einigen Jahren (seitdem Bohadsch, Klinkosch, Marherr, da lebten) die Wissenschaften wie auf mehrern katholischen Universitäten das Haupt empor heben, das wichtige Geschenk eines botanischen Gartens gemacht, der bisher noch nicht gewesen war. Der Titel sagt das Hauptsächlichste von der Einrichtung des Verzeichnisses, doch müßen wir hinzusetzen, daß bey aller Aehnlichkeit, die es sonst mit dem Nomenclator botanicus hat, es noch einige Vorzüge besitze; wie das erste beste Exempel lehren wird.

„CCLXV. ATROPA Tollkraut.

185.

1.	Mandragora	1413.	
2.	Belladonna	1414.	♃
3.	physaloides	1415.	☉
4.	solanacea	1416.	♄
5.	arborescens	1417.	♄
6.	frutescens	1418.	♄"

Also gehn die Zahlen der Gattungen des Syst. vegetab. in einem fort, und die Zahl der Arten auch, nebst den Zeichen der

 Cultur

Cultur; und der untergesetzten Seitenzahl des Systems. Die erstern stimmen dadurch nun freylich nicht mit den Nummern des Originals überein, wo die neuen Gattungen eingeschoben sind, z. E. Vandellia ist hier 835. im Original 1265. aber das ist kein Fehler. Die Zahl der Arten die in der XIII. Ausg. anerkannt sind, beläuft sich wie man aus diesem Werke sieht, auf 8359. einige neuere von Jacquin mitgerechnet. Angehängt ist ein Verzeichniß der Umsetzungen, Veränderungen der Namen ꝛc. dadurch sich die XIII. Ausgabe von der XII. unterscheidet. — Der V. desselben ist Joh. Makin, Prof. der Botanik und Chymie zu Prag. Nichts wünschen wir mehr als die Floram bohemicam, wozu Hr. Makin Hofnung macht, die in einem so waldichten, gebirgichten, undurchsuchtem Lande als Böhmen ist, gewiß reich seyn wird. Doch wünschen wir auch, daß der Hr. V. die Sammlungen von Bohadsch dazu nutzen möge, wenn sie noch vorhanden sind, damit ihm theils viel Arbeit gespart werde, theils dessen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahre. Aber wir bitten, um eine solche, als Gerard's, Scopoli's, Pollichs und Leers Flora sind! und erwarten sie von Hr. Makins hier schon bewiesenem Fleiße. Sonst lieber gar keine.

Hz.

Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte, von J. S. Schröter. Erster Theil. Mit ausgemahlten Kupfern. Halle, 1776. 8.

Der größte Theil dieses Buchs besteht freylich wieder aus Compilation; und die meisten Aufsätze sind schon von andern zu Füllsteinen periodischer Schriften gebraucht worden; dennoch findet hier der ächte Kenner der Naturgeschichte manche neue Beyträge zur Entomologie, die es werth sind, daß er sie aus der Menge Worte, womit sie überschüttet sind, herausliest. Wir meynen, die S. 323 beschriebenen Surinamischen Insekten, unter denen, auch nach unserer Meynung, manche vorkommen, welche sonst noch nicht beschrieben sind. Verschiedene sind aus den 3 beygefügten Kupfertafeln ganz gut abgebildet. Nächst dem verdient der Aufsatz vom Nutzen der Naturkunde für die Weltlichen auf dem Lande, daß man ihn recht sehr denen, die Theologie

gie studieren, empfiehlt, damit diese alsdann, wann sie Gelegenheit dazu haben, Kenntnisse sammlen mögen, wodurch sie sich dereinst um ihr Vaterland und um die Wissenschaften verdient machen können. S. 134, von der Würkung eines Blitzes auf einen Baum. S. 145 und S. 158 Anmerkungen, die den Sammlern der Insekten nicht unbrauchbar sind; wie wohl die meisten schon von andern gemacht sind.

Williams Brownriggs Kunst Küchensalz zuzubereiten, nebst verschiedenen vorgeschlagenen Verbesserungen, durch Friedr. Wilhelm Heun, Sächsischer Bergrath, auch Condirektor der Chursächsischen Salinen. Leipzig, 1776. 8.

Die Urschrift ist schon vor dreyßig Jahren gedruckt, und immer einer Uebersetzung werth. Diejenige, welche wir nun erhalten haben, ist, so viel wir haben bemerken können, genau. Der Uebersetzer hat einige wenige Anmerkungen gemacht, aber oft nicht da, wo man sie hätte erwarten können, wir meynen da, wo die Rede von Gegenständen ist, die in neuern Zeiten durch neue Untersuchungen mehr aufgeklärt sind; z. B. wo der Engländer von den Bestandtheilen des Meerwassers, von dessen verschiedenen Graden der Salzigkeit, u. d. redet. Auch vermissen wir ein paar Kupfer, die die Urschrift hat. Dagegen ist am Ende S. 309 ein eignes Werkchen des Uebersetzers angehängt, worinn er das wichtigste, von der Einrichtung deutscher Salzwerke, für Anfänger zusammen getragen hat. Ungeachtet wir hier kaum etwas finden, was nicht schon von Hoffmann, Langsdorf und andern gelehrt wäre, so haben wir doch diese Bogen mit Vergnügen gelesen, weil sie Hoffnung machen, daß Hr. Heun dereinst, wenn er sich mehr Erfahrung erworben hat, etwas wichtigeres liefern werde. Man lernt ihn hier als einen Mann kennen, der über die Arbeiten, welche er täglich sieht, nachdenkt, und der nicht ganz fremd in der Mathematick, Mineralogie und Chemie ist, in denen Wissenschaften, die keinem fehlen sollten, der die Aufsicht über ein Salzwerk mit Ehre führen will. Wir finden hier ein Küpferchen, welches aus dem kleinen bekannten Buche des Langdorfs geborget, und also ganz überflüßig ist; dagegen vermissen wir ein Register, welches nicht überflüßig gewesen seyn würde.

Iuliae et Montium subterranea, siue fossilium syntagma, quae seruantur in Museo *Francisci Beuth*. Dusseldorpii, 1776. 11 Bogen, in 8.

Ein unfruchtbares Verzeichniß einiger in Westphalen vorkommender Versteinerungen, mit 2 überflüßigen Kupfertafeln. Neue Arten kommen weder im Buche, noch unter den Abbildungen vor. Inzwischen hat doch der V. hie und da andere Bücher angeführt, wo schon ähnliche oder dieselbigen Versteinerungen, oder deren Originalien genannt, oder abgebildet sind; wodurch er sich denn freylich etwas über die gemeinen Sammler erhebt; auch macht er nicht so viele unnütze Worte über seine Schätze, wie diejenigen thun, welche die Versteinerungskunde für die Mineralogie ausgeben wollen.

A.

J. Senebier Kunst zu beobachten, aus dem Französischen übersetzt, von J. Fr. Gmelin. Zween Bände, 1776. 8. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 512 Seiten.

Eine ganz gute Uebersetzung eines ganz guten Buches, dessen Absicht fürnehmlich auf die Naturgeschichte, Anatomie und Chemie geht. Dieses ist anzumerken, weil noch überdies auch die Psychologen, Moralisten, Astronomen ꝛc. mit zu den Beobachtern gerechnet werden können.

Fm.

---

9) Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Ueber die Buttelstädter Statuten von Joh. Ehrenfried Böhme. Ohne Druckort und Jahr.

Ein Pendant zu dieses V. Beweis über das Rittergut Herrngosserstedt, den wir XXVI B. S. 541 unserer Bibl. angezeigt haben. Für das Ganze der deutschen Geschichte nicht sehr interessant, aber doch für die Philosophie der Geschichte, wo auch einzelne kleine Umstände einem philosophischen Kopf zu seinen Spekulationen Stoff geben können. Die strenge Schule der Juristen wendet zwar von dergleichen Arbeiten, die mit Witz und blühender Beredsamkeit geschrieben sind, ihr Antlitz weg, wie die alte Matrone von dem freyen Busen ihrer Nachbarinn, und klagt dem Himmel ihr Leid über den Verfall der Zeiten. Aber der Himmel weiß wohl, daß der Grund ihres Leids in ihrem eigenen magern Busen liegt.

Gm.

Geographische Belustigungen zur Erläuterung der neuesten Weltgeschichte. Mit Landkarten, Planen und Kupfern nach den neuesten und besten Originalen. (Zum Besten einer Freyschule in Sachsen.) 1. Stück. Allgemeine Beschreibung der engländischen Colonien in Nord-Amerika, nebst einem Plane von Boston. Leipzig, in der Joh. Carl Müllerschen Buch- und Kunsthandlung. 1776. 4 Bogen, in gr. 4. nebst einer Karte.

Das Nord-Amerika, historisch und geographisch beschrieben. I. Theil. Hamburg, bey Friedr. Christian Ritter, 1777. 12 Bogen, in 8.

Die geographischen Belustigungen sollen nach und nach die neuesten und besten Karten und Plane, so zur Erläuterung der jedesmaligen Welthändel dienen können, in saubern und genauen Nachstichen liefern und allemal mit kurzen geographischen Beschreibungen begleitet werden. Der Titel verspricht in diesem ersten Stück eine allgemeine Beschreibung des Engländischen Nord-Amerika: sie geht aber nur über fünf von den 13 Provin-

zen

zen desselben, nämlich über Neu=England, mit seinen kleinern Provinzen, Massachusetsbay, Connecticut, Rhode=Island ꝛc. ꝛc. Neu=York, Neu=Yersey, Pensylvanien und Maryland. Die Beschreibung der übrigen Colonien, mit einer allgemeinen Karte der sämmtl. Engländischen Besitzungen auf dem festen Land von Nord=Amerika soll das folgende Stück enthalten. Der Text scheint nun zwar eigentlich nur den zweyten Antheil an dem Plan zu dieser periodischen Schrift zu haben: dennoch scheint er nicht in üble Hände gefallen zu seyn. Wir wollen zur Probe einiges aus der Beschreibung von Neu=York anführen. Diese Colonie machte ehemals, nebst Neu=Yersey und einem Theil von Pensylvanien, das sogenannte Neu=Niederland, aus. Die Holländer wurden aber von den Engländern 1665 daraus vertrieben und Carl II. schenkte seinem Bruder, dem Herzog von York, denjenigen Theil, der von ihm den Nahmen Neu=York bekam. Die Städte erhielten nun andre Nahmen: was vorher Neu=Amsterdam hieß, wurde nun Neu=York genennt. Der Herzog ließ das Land durch seine Statthalter, und zwar sehr despotisch, regieren. Seit der großen Revolution in England gehört diese Provinz zu denjenigen, die unmittelbar von der Krone abhängen, von dem König ihren Statthalter und dessen Rath erhalten, dargegen aber ihre eignen Repräsentanten wählen, deren Neu=York 27 hat. Die Religion in dieser Provinz ist unterschieden: 1710 brachte der Statthalter Hunter 3000 vertriebne Pfälzer dahin. Sie wurde 1691 in 10 Districte oder Grafschaften eingetheilt, deren die darzu gehörige lange Insel (Long=Island) drey enthält. Die Produkte sind, Eichen, Tannen, Cedern, Weizen, Tabak, Wein, Obst, Vieh, Hirsche, Biber, Marder, Kupfer und Eisen. Nach den Antillen führen die Inwohner Brod, Erbsen, Reißmehl, Indianisches Korn, Aepfel, Zwiebeln, Breter, Faßholz, Pferde, Schaafe, Butter, Käse, Austern, Rind= und Schweinefleisch, und wohl jährlich 10000 Fässer feines Weizenmehl, und führen dargegen Rum, Zucker und Syrup ein, ziehen auch von den Spanischen Inseln baares Geld. Nach Irrland brachten sie 1756 in 3 Monathen 12528 Faß Leinsaamen. Doch den vornehmsten Nutzen ihrer Handlung hat bisher England gehabt, woher sie bisher jährlich für 500000 Pf. St. Waaren und allein für 50000 Thee gezogen: daher denn der Handel mit England alles baare Geld gestreffen. Die Hauptstadt ist eine der reichsten Städte in Nord=Amerika, die 2500 Häuser und 15000 Inwohner hat, und 1656 von den Holländern erbaut worden ist.

Es

Sie liegt an der Mündung des Hudson-Flusses auf einer Insel, ist reinlich und gut gebaut, treibt überaus starken Handel, und ist der Stapel aller Waaren, nicht nur dieser, sondern auch der angränzenden Provinzen. Ihre vornehmste Vertheidigung besteht in dem Fort Georg, worinn der Statthalter wohnet. Die Einwohner sind größtentheils Holländer von Geburt: Nächst diesen und den Engländern haben auch die Lutheraner 2, die Mährischen Brüder und die Franzosen eine Kirche, die Quäcker ein Versammlungshauß und die Juden eine Synagoge.

Die Karte von Boston ist ein sauberer Nachstich der Karte, die der Cheval. de Beaurin nach einem Engländischen Original zu Paris 1776. herausgegeben hat.

Die andre Schrift gehört offenbar zu den flüchtigen Skarteken, die der Krieg veranlaßt, und damit, wie mit andern Landplagen, die Welt überschwemmt. Wir wollen nicht leugnen, daß nicht ein großer Theil von Zeitungslesern, bey Ermangelung besserer Hülfsmittel, einige gute Nachrichten daraus lernen sollte: die aber muß man nicht auf Rechnung des V. schreiben; denn der kann nicht einmal deutsch schreiben, ja, wenn man aus dem verwirrten Periodenbau auf den Kopf des V. schließen darf, nicht einmal denken. Lange ist uns kein elenderer Schmierer vorgekommen als dieser. Fast getrauten wir uns zu wetten, daß man keine Seite ohne Sprachfehler finden werde. Man lese gleich den Anfang der Vorrede! „In allen zeitherigen Beschreibungen „von Nord-Amerika hat man viele Widersprüche bemerkt, daß „es den Freunden, von der Geschichte der Völkerschaft und Erd„kunde irrige Begriffe von diesem Welttheile beybringen müssen. „Dadurch bewogen, die zuverläßigsten Quellen nicht nur nach„zusuchen, sondern auch einiger Freunde, welche sich eine ge„raume Zeit in diesen Gegenden aufgehalten," (das sind wohl keine grose Beobachter gewesen) „genauerer Nachrichten zu be„dienen und solche mit denen aus Philadelphia zugesandten schrift„lichen Nachrichten" (das ist vermuthlich der großsprecherische Brief von Philadelphia vom Jahr 1775. S. 31 der Einleitung) „genau mit einander zu halten; da sich denn das Richtige von „dem Unrichtigen gar bald entwickeln ließ, um das zuverläßigste „davon dem Publiko mittheilen zu können." Wer kan darinn eine gesunde Construktion finden? S. 89. „Die republikanische „Regierung ist in vielen Gesichtspunkten sehr angenehm, und wer

„wer giebt nicht gern sein Wort zu Regierungsgeschäften mit,
„dazu ist das Wort Freyheit gar zu schön lautend. Unsre al-
„ten Vorfahren haben die Freyheit alles aufgeopfert, und die
„größten und mühsamsten Kriege deswegen geführt. Nord-Ame-
„rika wurde geschwind bevölkert, und nichts reizte den Völkern
„mehr, diesen entfernten Welttheil zu bewohnen, als die Frey-
„heit." Kann ein Mann, der so was schreiben, von den alten
Deutschen zu den Nord-Amerikanern überspringen kann, Von-
sens haben? Es ist Verlegern und Schriftstellern zu verzeihen,
daß sie von der Neugierde des Publikums zu profitiren suchen:
aber so viel Achtung sollte man doch für dasselbe haben, es nicht
mit den Schmiererepen eines Mannes zu belästigen, den die Na-
tur zu jedem andern Geschäfte mehr als zum Bücherschreiben ge-
macht hat. Dazu kömmt noch überdem, daß die Erzählung von
den Unruhen platterdings nur einseitig und bis zur Beleidigung
partheyisch ist.

Das Nord-America Historisch und Geographisch beschrieben. Zweyter Theil, 12 Bogen, dritter Theil, 6 Bogen. Hamburg, bey Friedr. Christ. Ritter 1777. in 8.

Eine Schrift von dem Gehalt durchzulesen, ist ein wahres Opfer,
das ein Recensent der Vollständigkeit der A. d. B. bringt.
Wir haben schon bey dem ersten Theil den äußersten Mangel von
Plan, Ordnung und gesunden Geschmack, die höchst vernachläßigte
Schreibart und die ausgelassenste Partheylichkeit gegen die brit-
tische Nation gerügt, die man von Hamburg aus am wenigsten
hätte erwarten sollen. Die gegenwärtigen Theile sind um nicht
vieles besser. Der zweyte besteht aus drey Abschnitten, von
der Entdeckung Nordamerika und dessen Geschichte,
(gleich eine Probe des reinen Ausdrucks) S. 18 Geschichte der
Compagnie von London in Virginien, der Compa-
gnie von Plymouth, Geographie von Neuengland,
Geschichte von Neu-York. Dies alles zusammen macht
den zweyten Abschnitt aus; und der dritte ist überschrieben:
von den Unruhen in Nordamerika. Der letzte ist ein blos-
ser Zeitungsabdruck, wo der V. seinem Setzer blos die abzudru-
ckenden Artickel vorgestrichen zu haben scheint, ohne sich über de-
ren

ren Verbindung und Anordnung im mindesten den Kopf zu zerbrechen. Aus den beyden ersten wollen wir die weniger guten Nachrichten ausheben, um doch wenigstens die Mühe der Durchlesung nicht umsonst gehabt zu haben.

Unrecht nennt man die nördl. Hälfte des vierten Welttheils, Nordamerika, da diejenigen die der südlichen Hälfte den Nahmen gaben, an der Entdeckung des nördlichen Theils weniger Antheil haben; und er nur durch eine schmale Landenge mit dem südlichen Amerika zusammenhängt. Der erste der Nordamerika zu entdecken das Glück hatte, war Sebastian von Cabot, der von Heinrich VII. von England zu Entdeckung des Wegs durch Nordwest nach Ostindien war ausgeschickt worden. Er verfehlte den Hauptzweck, entdeckte aber 1497 das vergessene Grönland und die Küste von Nordamerika bis zum 25° N. B. Er landete in Florida und nahm es in Nahmen s. Königs in Besitz. England aber verabsäumte es, von dieser Entdekung Gebrauch zu machen. Deswegen wande sich Cabot nach Spanien, und schifte unter Spanischer Flagge wieder nach Amerika: weil aber die Spanier hier kein Geld fanden, so ließen sie das Land wieder fahren. Inzwischen fand Jac. Cartier, ein Franzose, 1534 die Mündung des Lorenzflusses, und nahm Canada in Besitz; nachher fuhr dela Salle die Mündung des Mißisippi hinauf, und nannte den ganzen Strich nach seinem König, Louisiana; so wie sie vorher eine andre Provinz, 1564 nach dem Nahmen ihres Königs, Carolina nannten. Aber alle diese Colonien hatten keinen rechten Nachdruck: Spanier und Franzosen rieben einander auf. Erst 80 Jahre nach Cabots Entdekung, fieng England an, solche zu nutzen. 1583 erhielt Walther Raleigh von der K. Elisabeth, einen Freyheitsbrief von 33 bis zum 40° eine Colonie anzulegen, d. i. so viel Land von der eingebohrnen Nation anzukaufen. Denn England allein bezahlte den Grund und Boden seiner Colonien, statt dessen die Spanier die Innwohner erwürgten, und ihr Land in Besitz nahmen. Er benannte den ganzen Strich Landes, seiner Königin zu Ehren, Virginien. König Jacob I. errichtete zuerst 1602 zwey Handlungscompagnien, davon die eine, die aus Londner Kaufleuten bestund, den Grund zu den Colonien, Maryland, Virginien und Carolina, legte, die andre aber, von Plymouth aus, Neuengland anlegten. Die Statthalter der ersten waren Smith, Delaware, Dale und Southampton. Im Jahr 1626 hob Carl I. die Compagnie wegen ihrer Mißhelligkei-

ligkeiten auf, und seitdem steht Virginien unter Königl. Gewalt. Der Plymouther Compagnie wurde anfangs ihr Distrikt von 41 bis 45° N. B. hernach aber bis 48° und 100 Meilen ins Land angewiesen, worunter auch das Land mit begriffen war, das damals noch in den Händen der Holländer war, und nachher Neuyork genennt wurde. Sie wuchs durch den Verfolgungsgeist, der in England gegen die Puritaner wüthete, deren Auswanderung hauptsächlich die blühendste aller Colonien, Neuengland, ihren Ursprung verdankt. Sie bauten Salem, Charlestown, Boston u. a. Orte. Neuengland ist 550 Meilen lang und 200 Meilen breit, und besteht aus 4 Provinzen, Maßachusetsbey, Neuhampshire, Connecticut und Rhodeisland, und ist so stark, als nur irgend ein Land in Europa, bewohnt. Der partheyische V. kann es nicht oft genug wiederhohlen, daß die ersten Anbauer dieser Provinzen, Grund und Boden für ihr eigen Geld erkauft hätten, und daß also die Krone darauf gar kein Recht hätte. Aber eben diese Anbauer erkannten doch von ihrer Niederlassung an des Königs Oberherrschaft, nahmen von ihm Patente und Statthalter an, liessen sich durch seine Flotten und Heere beschützen, und von der britischen Nation Summen, als Prämien, zur Cultur ihres Landes, verschwenden. Die Provinz Massachusetsbey besteht aus 5 Theilen, Esser, Middelser, Suffolk, Nordfolk und Worcester, welche zusammen über 100 Städte enthalten sollen. Connecticut samt Neuhafen wird gleichfals in 5, Rhodeisland aber in 4 Districkte eingetheilt, deren jeder seine angewiesene Städte hat. Der Hauptreichthum des Landes besteht in Holz und Fischen. Die Geschichte von Neuyork ist so verwirrt und mangelhaft beschrieben, daß sie keines Auszugs fähig ist.

Wir haben schon bey dem ersten Theil bemerkt, daß sich der V. das Ansehen geben will, Original-Nachrichten bey seinem Buche gebraucht zu haben: auch hier hat er einen Brief aus Philadelphia vordrucken laßen, der aber eben so wenig das mindeste lesenswürdige enthält, als wir in dem ganzen Buche nur eine Zeile gefunden haben, die aus andern als gedruckten Quellen, genommen wäre. Er ist so ohngefähr in dem Ton der unverschämtesten Vermessenheit geschrieben, wie etwan ein Hamburger Fleischerknecht reden würde, wenn es ihm, an der Spitze einer tumultuirenden Rotte, gelungen wäre, die Wache zurück zu treiben.

Der

Der dritte Theil hat verschiedne Absätze. Fortsetzung der Geschichte von Neuengland, sieht einem Fragment ähnlich, über dessen Zusammenhang man nicht urtheilen kann; Gesetze und Verfassung von Neuengland, und insbesondere von Massachusetsbey; kurze Geschichte der Provinz Connecticut; sie allein hat ein ordentliches Gesetzbuch so 1750 gedruckt worden. Die Proben davon sind lesenswürdig. Kurze Geschichte der Colonie Rhodeisland; kurze Geschichte von New-Hampshire, von dem Lande York in Neuengland; Auszug der Religionsgeschichte von Neuengland. Die bereits im ersten Theil versprochene Karte von Nordamerika, soll nach der Vorrede des 3. Theils, mit demselben ausgegeben worden seyn: wir haben sie aber nicht gesehen.

Nach bereits geendigter Recension erhalten wir noch: das Nordamerika, historisch und geographisch beschrieben, dritten Theils zweyten Abschnitt, oder geographischen Theil. S. 89 bis 179. Er enthält 1) Geographie von New-York, oder Nova Belgia, nach seinen 10 Distrikten. 2) Von den Unruhen in Nordamerika. Der V. findet für nöthig, dem Abdruk der Zeitungsartikel etwas aus seinem Gehirn voranzuschicken. Hier ist eine Probe aus der ersten Seite: „Das Ministerium schob „es (die Ursache der von den Amerikanern ergrifnen Waffen) auf „die Oppositionsparthey, die es aber auf solche wahre Gründe, „welche dem Natur- und Völkerrecht angemessen waren, ankom„men ließen. Die Hauptpersonen dieser Oppositionsparthey „wollten nicht zertheilt seyn, sie vermieden alle Correspondenz „mit Nordamerika, und wollten würklich den Nahmen führen, „als Menschen, von Gott zu gleicher Freyheit erschaffen. Das „Ministerium hingegen hatte in dem Pallast der Wollust der schö„nen Herzogin von Kingston einmal beschlossen, in dem Ueber„fluß des Englischen Reichthums das ganze brittische Reich so zu „versetzen, daß es nicht allein ein Landschaft Cytherens seyn, „sondern auch auf immer bleiben sollt." Was muß das für ein wüster Kopf seyn, der so was schreiben kann! 3) Fortsetzung der im 2. Th. S. 96 abgebrochnen Geschichte von New-York, nach der Folge ihrer Statthalter, bis auf die neueste Zeit; das Lesenswürdigste unter allen, was der V. abgeschrieben hat.

Iz.

Collectio dissertationum historiam imperii Romano-Germanici illustrantium, curante *Francisco Ferdinando Schroetter*, IC. S. C. R. A. Maiest. Consiliario aulico actuali etc. Tomus I. Viennae et Lipsiae, apud Io. Frid. Iahn, 1776. 1 Alph. 18½ Bogen, in gr. 8.

Nach Jenichens und Mosers Beyspielen, wovon jener eine Sammlung akademischer Schriften über das Lehnrecht, dieser aber über das deutsche Staatsrecht herausgegeben, will Herr Hofrath Schrötter zu Wien, der sich durch publicistische und historische Schriften Ruhm erworben, die brauchbarsten Disputationen und Programmen über die deutsche Geschichte sammlen und vor dem Untergang bewahren. Es ist sonderbar, daß dies nicht schon längstens geschehen ist, da man solche einzelne kleine Schriften oft theuer bezahlen, bisweilen nicht einmal für Geld erlangen kann. Freylich sind sie lateinisch geschrieben, und daher kein gewöhnliches Meßgut: aber wir sollten doch denken, es gäbe bey der jetzigen lebhaftern Betreibung des historischen Studiums so viele Käufer, daß der Verleger, wo nicht großen Gewinnst, doch keinen Schaden dabey hätte; zumal da er seines Orts für guten Druck und der Herausgeber für genaue Correktur gesorgt, und letzterer — welches das Vorzüglichste — einen beyfallswürdigen Plan zur Ausführung dieses Unternehmens entworfen hat. Diesem nach sollen die Abhandlungen chronologisch geordnet werden und der Inhalt eines jeden Bandes sich über die Regierungsgeschichte eines oder mehrerer Kaiser erstrecken. Schriften, die schon in andern Sammlungen vorgekommen, folglich so leicht nicht verschwinden können, will er nicht in seine Sammlung aufnehmen, aber doch in den Vorreden zu jedem Bande anzeigen, wo sie anzutreffen sind. Er will ferner die wichtigsten zu jeder Regierungsgeschichte oder Epoche gehörigen Abhandlungen beyfügen, worinn das Staatsrecht und die Verfassung des deutschen Reichs erläutert wird.

Den Anfang hat er in diesem ersten Bande mit dem Abdruck, der von dem unsterblichen Johann David Köler verfertigten Genealogien der hohen deutschen Familien, die nach und nach den Kaiserthron besessen, der Karolingischen, Sächsischen, Fränkischen, Staufischen und Luxemburgischen, gemacht.

Diese

Diese 5 herrlichen Dissertationen, die, wie bekannt, ganz aus einer chronologischen Zusammenstellung der besten Beweisthümer bestehen und den genealogischen Tabellen, als der Hauptsache, zur Erläuterung dienen, sind von diesem gelehrten Historiker zu Altdorf in den Jahren 1725, 1731, 1722, 1721 und 172 verfertiget worden. Die vierte, über die Kaiser aus dem Staufischen Hause, steht zwar schon im 2ten Bande des Wegelinischen Thesauri rerum Sueuicarum, mußte aber hier um des Zusammenhanges willen mitgenommen werden. Diese Abhandlungen dienen der ganzen Sammlung gleichsam zur Einleitung. Der nächste Band wird Dissertationen über die Epoche der Karolinger enthalten. Wird das Vorhaben, wie wir sehnlichst wünschen, begünstiget, so soll jährlich ein, auch wohl zween Bände gedruckt werden.

Die Klagen des Herausgebers über die Lauigkeit, mit der gemeiniglich heut zu Tage die jedem Gelehrten so nothwendigen historischen Wissenschaften getrieben werden, mögen wohl von der Universität zu Wien gelten, wie auch von einigen andern hohen und niedern Schulen Deutschlandes: aber doch gewiß nicht von allen.

Johann Adam Grüsners — diplomatische Beyträge. Drittes Stück. Frankfurt, Hanau und Leipzig, in der Andräischen Buchhandlung, 1776. 16 Bogen, in 8.

Enthält sehr fleißig bearbeitete Beyträge zur Geschlechtskunde der Münzenbergischen Dynastien in der Wetterau, die in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts in Ansehung des männlichen Stammes erloschen sind, nach eben der Methode und in eben dem Geschmack, wie die in den beyden ersten Stücken gelieferten Beyträge: (S. Allg. D. Bibl. B. XXIX. St. 1. S. 249) aber dem Inhalt nach noch wichtiger. Das Urkundenbuch S. 125-214 begreift viele schätzbare Stücke, die durch die beygefügten Gudenischen Register noch nützlicher gemacht sind.

Leben des Abt Lorenz Ricci, gewesenen Generals der aufgehobenen Gesellschaft Jesu. Aus dem Italienischen. Frankfurt und Leipzig, 1776. 7 Bogen in 8.

Vergebens sucht man hier Anekdoten. Lauter bekannte Dinge, die nicht sowohl den letzten General der Jesuiten, als vielmehr die Aufhebung ihres Ordens betreffen! Denn was von Ricci's Herkunft und Lebensumständen vor seinem Generalat erzählt wird, ist äußerst mangelhaft, und befriedigt die Wißbegierde keinesweges.

Vr.

Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung. II. Bandes I. bis IV. Stück. Brandenburg, bey den Gebrüdern Holle, 1776. und 1777. zusammen 1 Alphabeth, 9 Bogen, in 8.

Wir zählen diese Beyträge zu den lehrreichsten periodischen Schriften unsrer Zeit. Die Artikel dieses Bandes sind folgende.

I. Stück. 1) Fortsetzung der Betrachtung über die Flüsse auf unserm Erdboden. Unter dieser Ueberschrift wird von den Wasserfällen gehandelt, und nicht nur der zu Niagara, aus Kalms Reisen, ausführlich beschrieben, sondern auch von den übrigen bekannten Wasserfällen, sonderlich in Helvetien und in den Nordländern, Nachricht gegeben. 2) Meynungen von der Entstehung unsrer Erde. Wir erwarteten unter diesem Titel eine philosophisch-historische Nachricht von den verschiedenen Cosmogonien der alten Weltweisen; der V. beschreibt und beurtheilt aber nur einige neuere Lehrgebäude Burnets, Leibnitzens, Woodwards, Moro's, Whistons, Maillets, Linné's Buffons u. a. von den Veränderungen der Erdoberfläche gegen ihre ursprüngliche Gestalt bey der Schöpfung. 3) Zweeter Beytrag zur Abhandlung von den unterirdischen Höhlen. Er handelt von einigen Höhlen

Höhlen im Delphinat, in Spanien, auf der Insel Minorca, in Schottland, Rußland, Island, und von der Lippoldshöhle im Braunschweigischen. 4) Fortsetzung der Abhandlung von den feuerspeyenden Bergen, insbesondre von den nördlichen Vulkanen.

II. Stück. Beschluß der Betrachtung über die Flüsse auf unsrer Erde; von den Flüssen, die sich unter der Erde verliehren; über die Rhone; von den sogenannten Kastern der Weser, Elbe und andrer Flüsse, (so nennt man das dumpfe, und einem fernen Sturmwind ähnliche Getöse, so man an den Ausflüssen der Ströhme bey heiterm Himmel und stillem Wetter, als einen Vorbothen einer nahen Wetterveränderung zu vernehmen pflegt.) Von den Benennungen der Oder in den ältern Zeiten; man nannte sie Guttalus, Svevus, Viadrus und Odera. 2) Abhandlung von den Versteinerungen, meistens aus Hrn. Hofr. Walchs Steinreich gezogen, nebst einem Verzeichnisse derjenigen Oerter und Gegenden, wo jede Art von Versteinerung vorzüglich gefunden wird, besonders in Rücksicht auf Deutschland und die Mark Brandenburg; unterrichtend für solche Leser, die noch Layen in diesem Theil der Naturgeschichte sind. Unrichtig aber ist es, wenn es S. 203 heißt, daß Ichthyoliten im Meinungischen bey Ilmenau und Schweina gefunden würden. Ilmenau liegt nicht im Meinungischen, sondern in Henneberg, wovon, nach dem Anfall des Landes an das Haus Sachsen, das Fürstenthum Meinungen nur ein Theil ist.

III. Stück 1) Beschreibung des Czirnitzer Sees im Herzogthum Krain, meistentheils nach von Steinbergs Nachricht von diesem See, Grätz 1761. In etwas verschwindet daraus das Allzuwunderbare, das die gewöhnlichen Geographien daraus machen. 2) Von dem Arendsee in der Mark Brandenburg. 3) Auszug aus Ate Schelderups Beschreibung des Mahlstroms in Norwegen. Er besteht nicht, nach der allgemeinen Sage, aus einem Wirbel, der von einem Meerschlunde herrührte, und überhaupt werden seine fürchterlichen Würkungen von andern zu sehr vergrößert. 4) Abhandlung vom Todten Meere, und von andern Seen in Palästina, meistens nach Reland, Michaelis und Büsching. 5) Nachrichten vom Jordan. 6) Beschreibung des Schneckensteins oder Sächsischen Topasfelsens, aus Kerns Abhandlung

 gezogen.

gezogen, die Hr. v. Born im vorigen Jahr herausgegeben hat. 7) Von den Ausdünstungen unserer Erde; eine lehrreiche Abhandlung. Es werden sowohl die ausdünstenden Körper als die Dünste selbst in ihre Classen gebracht, dann die gewöhnliche Theorie der Ausdünstung, nach der man sich ein Dunsttheilchen, als ein eine verdünnte Luft einschließendes Wasserbläschen vorstellt, verworfen, und dagegen die Erklärungsart Muschenbroeks und Kästners vertheidigt, nach der die Ausdünstung eines flüßigen Wesens in einer wahren Auflösung besteht, und daß die Luft bey ausdünstenden Körpern eben das thue, was das Wasser bey solchen Körpern thut, die in demselben aufgelöset werden.

IV. Stück. 1) Betrachtung über die Winde. Von den Winden überhaupt, deren Entstehungsursachen, Geschwindigkeit, Messungsart ꝛc. ꝛc. von den Winden insbesondre, beständigen und periodischen, und von dem Nutzen derselben. 2) Auszug aus der Cat Abhandlung von der innerlichen Wärme der Erde. Daß, auch zur Zeit des größten Frostes, die Eingeweyde unsers Erdkörpers eine fühlbare Wärme behalten, empfindet man in Kellern, Schachten und Höhlen. Der V. nimmt zu Erklärung dieser innern Wärme an, daß es zu Erzeugung der Wärme, außer den Sonnenstrahlen, noch eine flüßige Feuermaterie gebe, die verhältnißmäßig mit der Atmosphäre, in ihrem verschiednen Abstand vom Mittelpunkt der Erde verschiedne Grade der Dichtigkeit, und folglich auch der Wärme habe. 3) Etwas von den Savoyischen Eisbergen.

Es kann dem V. nicht an Stoff fehlen, diese Beyträge noch lange fortzusetzen, wozu wir unsers Theils ihn hiermit ermuntern und auffordern.

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausführlichen Auszuge, worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Naturgeschichte, Handlung, Sitten und andern merkwürdigen Dingen verschiedner Länder und Völker gegeben wird, aus

verschiednen Sprachen zusammen getragen. XVI. Band. Mit nützlichen Kupferstichen. Berlin, bey Aug. Mylius, 1776. 1 Alph. 6 B. gr. 8.

Es werden in diesem Band die neusten Entdeckungen der Engländer in der Südsee fortgesetzt. 1) Cooks Reise um die Welt; oder vielmehr, Fortsetzung und Schluß derselben von der Insel Otaheite an über Neu-Seeland, Neu-Südwallis, Batavia, zurück nach England. Einer der schönsten Auszüge, die wir lange in dieser Sammlung gelesen haben. Obgleich diese Reise und die dabey gemachten Entdeckungen, auch ohne diesen Auszug, unsern meisten Lesern, aus dem Hawkesworthschen Werk selbst bekannt seyn wird: so können wir doch nicht umhin, die vornehmsten Merkwürdigkeiten derselben, mit wenigen Worten zu berühren. Sie bestehen in der völligen Umschiffung von Neuseeland, durch die es nunmehr offenbahr ist, daß dieses Land eigentlich aus 2 großen Inseln, einer nördlichen und südlichen, bestehe; in der Entdeckung der östlichen Küste von Neuholland, deren Länge weniger nicht als 27 Grade der Breite beträgt und ein Land bekränzt, dessen Quadratfläche größer als ganz Europa seyn muß; in der Gewißheit, daß Neuholland, oder dessen neu entdeckter östliche Theil, den Cook Neusüdwallis nennte, nicht mit Neuguinea zusammenhänge, sondern von demselben durch einen zum östlichen Weltmeer führenden Canale, (er heißt forthin nach dem Schif, das ihn zuerst durchsegelte, die Endeavour-Straße) getrennt sey; in der bemerkten Aehnlichkeit der Sprachen in Otaheite, in Neuseeland, Neuholland und selbst in Java und andern Inseln; in der Gewisheit, daß es in Neuseeland Menschenfresser giebt; in der schauderhaften Beschreibung des ungesunden Batavia und in der nachtheiligen Schilderung der Küste und des Bodens auf dem Cap. Auch ist einem Menschenfreund die Grosmuth und Schonung bemerkenswerth, mit der man auf der ganzen Reise von Seiten der Britten den Wilden begegnet hat. Man fand in Neuseeland ein Creutz, als ein Denkmahl eines Toden, und in einer Ostindischen Insel einen Sachsen, unter den Wilden, Nahmens Lange. Auch hier giebt es, wie wir schon mehrmalen bemerkt haben, einige Stellen von einer unerklärbaren Dunkelheit. So heißt es z. B. S. 127 wo von dem öden Boden des Vorgebürgs die L[illegible] „so groß ist hier der Einfluß der Winde zum Na[illegible]

„wodurch die Unfruchtbarkeit des Bodens auser Zweifel gesetzt „wird." Hängt die Unfruchtbarkeit des Landes von den nachtheiligen Winden ab, wie soll sie die Unfruchtbarkeit des Bodens auser Zweifel setzen? Durch einen Druckfehler heißt es vermuthl. daß die Inseln Neuseelands in der südl. Breite von 34 bis 38 Graden liegen: es wird heißen sollen: bis 48°. Ein Lieblingswort des V. ist entlang: er läßt nicht nur die Küsten entlang schiffen, sondern auch entlang die Straßen tanzen. Zum Behuf dieser Reise ist eine Charte von dem Südmeere und den darin gemachten Entdeckungen beygefügt worden: doch verläßt sie vielmals den Leser, weil freylich nicht wohl alle Nahmen neuentdeckter Inseln, Vorgebürge und Beyen konnten angebracht werden.

2) Einführung des Christenthums in Siam. S. 205-228. Ein gegen den vorhergehenden sehr abstechender Artickel. Man sieht nicht ab, wie er hieher kommt, die Quelle ist nicht angegeben: man sieht es aber aus dem Mangel der historischen Genauigkeit, daß er aus einer französischen Reisebeschreibung genommen ist. Mit den Portugiesen kamen die ersten Prediger des Christenthums, Dominicaner und Jesuiten nach Indien. Die Christen flohen, bey ausgebrochenen Verfolgungen aus China, Cochinchina und Tongking nach Siam, wo sie Duldung fanden. In welchen Jahren? — Das darf man von einem französischen Geschichtschreiber nicht zu wissen verlangen — Dies brachte einige Franzosen auf den Schluß, diesen in Siam verlassenen Christen durch ihren Unterricht zu Hülfe zu kommen. Der Pabst ernannte einige von ihnen, den Pallu, Dela Mothe Lambert, de Beryte, zu Bischöffen und schickte sie nach Siam. Die Reisegeschichte des Beryte und Pallu in den Jahren 1662 und 63 macht den Inhalt dieses Artikels aus.

3) Bürgerliche Geschichte von Siam bis auf die neueste Zeiten. Nach den Annalen der Siameser soll ihr erster König 1444 Jahr vor Christi Geburt regiert, und bis 1546 nach C. G. 40 Nachfolger gehabt haben. (Da kämen also auf den Mann im Durchschnitt 74 Regierungsjahre; es wird also wohl wieder ein Druckfehler hier verborgen liegen.) Im Jahr 1550 ward ein König von Siam von seiner Gemahlin, die sich von einem Bedienten schwanger befand, und nachher auch ihr Sohn, durch Gift hingerichtet: sie ließ darauf ihren Liebhaber krönen: wurde aber sammt ihm erschlagen. Der Bruder des vergifteten Königs, ein Tyrann, bestieg hierauf den Thron, ward von dem

König zu Bramas, eines weissen Elephanten wegen, mit Krieg überzogen und zinsbar gemacht. Nach ihm wurde die Thronfolge durch einige Usurpateurs unterbrochen: einer davon war Chaou=Pasa=Thang, der, wie auch Kämpfer erzählt, über den Argwohn, daß seine Tochter vergiftet worden sey, 1656 so schreckliche Grausamkeiten ausübte. Sein Enkel Naraye folgte ihm, ein löblicher Regent, unter dem die Missionarien von Frankreich anlangten. Sein Günstling war ein Christ, Constantin Faulcon. Er entdeckte die gegen das Leben des Königs gemachte Verschwöhrung der von den Holländern vertriebenen und von dem König großmüthig aufgenommenen Makassaren, und zog 1688. 800 Mann Franzosen nach Siam. Allein er erregte darüber die Eifersucht der Siamesen und ihrer Priester: ein Mandarin Pitracha bereitete ihm den Fall, nahm den sterbenden König gefangen, ließ den Faulcon mit einem Säbelhieb von einander spalten, und machte sich selbst durch die Hand der Königl. Prinzeßin zum König. Die Begebenheiten der Wittbe des Faulcon und der noch in Siam übrigen französischen Truppen erregen Mitleiden und Bewunderung. Die letzten wurden endlich nach Pondichery geschafft: die übrigen Franzosen und Christen erdulteten unsägliche Schmach, bis endlich durch die Ankunft des französischen Gesandten, Tachard, 1690 der Friede völlig wieder hergestellt wurde. Nach dem Tode des Pitracha blieb der Thron, wiewohl unter mancherley Revolutionen und Familienkriegen, bey seinem Haus. In den Jahren 1760 und 1767 wurde Siam von dem König der Bramas überfallen, und im letzten Jahr erobert, verwüstet und das Land unterjocht: allein Hunger und Pest trieben die Ueberwinder zurück. Phaja=Thai sammlete die zerstreuten Siamesen unter dem Nahmen eines Vertheidigers der Nation. Allein auch unter ihm entstunden neue Revolutionen, von denen man aber keine Gewißheit hat.

4) **Eduard Ives Reisen nach Indien und Persien** S. 378. Ives war Wundarzt auf einem der Schiffe, die 1754 unter dem Admiral Watson gegen Dupleix nach Indien geschickt wurden. Seine Reisebeschreibung ist auch deutsch zu lesen. Der Auszug daraus wird mit der schauderhaften Geschichte abgebrochen, von 123 Engländern, die der Nabob Serajah, nach Eroberung des Forts Wilhelm, in einem engen Gefängnisse ersticken ließ. Es wird übrigens S. 410 des Grundrisses von einem in Felsen gehauenen Tempel bey Bombay erwehnt, den wir vermissen.

Billig sollte auch bey diesem Theil der Druck correkter und mehr zur Bequemlichkeit des Lesers eingerichtet seyn: wenigstens könnten doch die vielen Druckfehler, die vielmals den Verstand erschwehren, angezeigt werden.

Iz.

Dom Renatus Prosper Taßins, Mitglieds und Priesters der Congregation von St. Maur und vornehmsten Verfassers des neuen Lehrgebäudes der Diplomatick, Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur, Benediktiner Ordens, worinnen man das Leben und die Arbeiten der Schriftsteller antrift, die sie seit ihrem Ursprung von 1618 bis auf gegenwärtige Zeit hervorgebracht; nebst den Aufschriften, den Anzeigen, dem Inhalt, den verschiedenen Ausgaben ihrer Schriften, und den Urtheilen, welche die Gelehrten darüber gefället; sammt der Beschreibung vieler handschriftlichen Werke, die von Benediktinern eben dieser Gesellschaft verfertiget worden. Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt. Erster Band. Frankfurt und Leipzig, bey A. L. Stettin, 1773. 1 Alphab. 18 Bogen. Zweyter Band, ebendas. 1774. 1 Alphab. 20 Bogen, in gr. 8.

Der Inhalt leistet alles vollkommen, was der ausführliche Titel verspricht. Es ist eines der besten Werke, das in unsern Zeiten über die Litterarhistorie geschrieben worden, mit einer fast übertriebenen Genauigkeit abgefaßt, mit seltenen, zum Theil vorher, wenigstens in Deutschland, unbekannten Bemerkungen von Autoren und Büchern durchwebt, und um so viel brauchbarer, da die Uebersetzung, die wir an vielen Stellen mit dem Originale

Originale verglichen haben, getreu — hier und da möchten wir sagen allzugetreu oder ängstlich — und überdies mit einigen Anmerkungen, die man, so wie überhaupt die ganze Veranstaltung und die Durchsicht dieser Arbeit Hrn. Meusel in Erfurt zu danken hat, und mit einem vollständigen Register, das man bey dem Originale ungern vermißt, versehen ist. Das Original kam im Jahr 1770 zu Brüssel und Paris in gr. 4. heraus. Die Ordnung ist chronologisch, d. i. Taßin fängt mit den ältesten oder ersten Schriftstellern seiner Kongregation an, führt die folgenden nach der Ordnung ihrer Sterbejahre auf, und endiget mit den noch lebenden. Jeder Artikel besteht aus zween Abschnitten: I. Leben. II. Schriften Die Lebensbeschreibungen sind freylich — zumal bey minderbeträchtlichen oder schon der Vergessenheit übergebenen Autoren — nicht immer merkwürdig oder anziehend, wenigstens nicht für Protestanten: Hr. Meusel konnte sie aber nicht füglich weglassen oder verkürzen. Er erklärt sich darüber in der Vorrede zum zweeten Bande so: „Hätte man blos um der Protestanten willen übersetzt: so wäre vielleicht mancher, ihnen widriger Ausdruck oder überflüßig scheinender Umstand, wegzulassen gewesen: da es aber auch Katholiken, besonders geistlichen Standes, wegen verschiedener erbaulichen Anekdoten und frommer Empfindungen, nützlich und behaglich seyn kann, so hat man in der Uebersetzung nicht die geringste Veränderung vorgenommen. Ohne mein Erinnern werden die Protestanten, zur Entschädigung für gewisse harte Ausdrücke, unerwartete Zeugnisse für die Wahrheit ihrer Lehrsätze hier und da zerstreut antreffen. Ihnen wird auch überhaupt mancher von Dom Taßin aufgeführter Schriftsteller gar nicht oder minder interressant scheinen, der hingegen in den Augen der Katholiken von Wichtigkeit ist, welches besonders von solchen gilt, die nur theologische oder ascetische Schriften geliefert haben." Nun, wie dem auch sey, so wird dieses Werk jedem Litterator wegen der sorgfältigstertheilten Nachrichten von folgenden Männern und ihren Schriften unentbehrlich bleiben: Nikolaus Hugo Menard Gregor Tarisse, Claudius Chantelou, Quatremaire, Delfau, d'Achery, Michael Germain, Claudius Martin, Estiennot, Mabillon, (am weitläufigsten, so wie es ein Mann verdienet, von dem Boßuet zu Ludwig dem 14ten sagen konnte: Ich habe die Ehre, Ihro Maj. den gelehrtesten und bescheidensten Mann Dero Königreichs vorzustellen,) Ruinart, Blampin, Gerberon, Franz Lami, Martianay, Felibien,

bien, Coustant, Dionysius de Sainte-Marthe, Lobineau, le Pelletier, Jakob Alexander, Martene, Carl de la Rue, Montfaucon, Dantine, Clemencet, Rivet de la Grange, Liron, Morice, Pernetti, (bey diesem Schriftsteller ist Taßin sehr kurz; er verschweigt, wann und warum Pernetti Frankreich verlassen hat; mußte freylich auch wohl. Man kann aber nunmehr in dem vor kurzem herausgekommenen Observateur Anglois T. I. Auskunft darüber finden.) Bousguet, Karl Franz Toustain, Taßin selbst, Vaissette, Maran, du Pleßis, u. a.

Dz.

Auszug aus der alten Geschichte zur Bildung der Jugend, nach dem Plane der Frau le Prince de Beaumont, fortgesetzt von Johann Adolph Schlegeln, Pastorn an der Marktkirche in Hannover. Dritter Band. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1775. 1 Alphab. 9 Bogen in 8.

Wider Vermuthen erhielten wir die Fortsetzung dieses nützlichen Werks, weil seit der Ausgabe des zweeten Bandes sieben volle Jahre verstrichen waren. Hr. Schlegel entschuldigt sich deßwegen. Aus der Anzeige des ersten Bandes in dieser Bibliothek (B. 7. St. 1. S. 249. u. f.) kann man die Absicht, Einrichtung und Brauchbarkeit dieser Arbeit ersehen. Der Verfasser hat schon im zweeten Bande angefangen, von seiner französischen Vorgängerin nur die allgemeine Grundlage beyzubehalten, die Ausführung selbst aber ganz nach seinem Sinn zu bewerkstelligen; dadurch ist das Buch weit zuverläßiger und gründlicher geworden, und es gehöret in sofern zu der Zahl deutscher Bücher, zu denen Ausländer nur die Idee hergegeben haben. Wir wünschten, daß Hr Schlegel auch in einem gewissen Punkt von der Grundlage seines Vorbildes abgewichen wäre, daß er die zu Anfang einer jeden Lektion stehenden Fragen und Antworten weggelassen hätte. Sie machen weit weniger Eindruck, als die darauf folgende zusammenhängende Erzählung; und, müßten sie ja bleiben; so wär' es der Ordnung weit gemäßer, wenn sie hinter der zusammenhängenden

genden Erzählung, oder noch besser, wenn die Fragen, nach Schröckhischer Art, unter denselben ständen. Denn ist es nicht höchst widersinnig, den Lehrling gleich zu Anfang der Lektion zu fragen: Wer war Galba? Woher soll er dies wissen, wenn man ihm noch nichts von diesem Kaiser erzählt, oder wenn er noch nichts von ihm gelesen hat? Auch scheint uns manche Frage überflüßig; z. B. wer waren Galba's Eltern? Man fodert es wohl kaum von einem Professor der Geschichte, daß er aus seinem Gedächtnisse sagen soll: Sein Vater, Sergius Galba, hatte das Consulat verwaltet; seine Mutter aber war Mummia Achaica, eine Enkelin des berühmten Catulus Capitolinus rc. rc. geschweige denn von einem Anfänger. Die Erzählungen gefallen uns desto besser, wegen ihrer Faßlichkeit und wegen des leichten, reinen Ausdrucks; obgleich einige undeutsche Redensarten und Wortfügungen vorkommen, z. B. S. 29: durch sein gesetztes Wesen gefallen; es müßte wohl heißen: wegen seines gesetzten Wesens. Ebend. Otho erfaßte diese Gelegenheit; warum nicht ergriff? Unedle historische Redensarten sind uns auch aufgestossen, z. B. S. 156: sich aus dem Staube machen. Ueberdies wünschten wir hier und da weniger Geschlepp und Einschiebsel, mehr Bündigkeit, mehr Präcision. Am ausführlichsten hat Hr. S. die Geschichte von Jerusalems Zerstöhrung abgehandelt; denn sie füllet über 9 Bogen. Er hätte sich kürzer fassen können, wenn er nicht dabey oft aus den Schranken des Historikers getreten wäre und das Theologisiren unterlassen hätte. Vielleicht hat es der Verfasser gethan, um sich dadurch zu dem Buche vorzuarbeiten, das gleichfalls im Jahr 1775 erschien, unter dem Titel: Weißagungen Jesu von der Zerstöhrung Jerusalems, erläutert und mit der Geschichte verglichen. Doch, dies kann der Recensent nicht mit Gewißheit behaupten, weil er diese Schrift nicht bey der Hand hat.

Wohl gethan hat übrigens Hr. Schlegel, daß er dem Rathe eines seiner Beurtheiler gefolget ist, und nicht blos auf seinen Führer Crevier, sondern auch auf die Quellen verwiesen. Er glaubt mit Recht, daß dies unter andern auch den Vortheil gewähren könne, Anfängern die Erlernung der alten Sprache angenehmer zu machen; indem der Lehrer, statt die Begebenheit selber zu erzählen, den Sueton, den Tacitus, Plinius, oder den Plutarch und Dio Kaßius zur Hand nehmen, und sie dem

Lehr-

Lehrling selbst lateinisch oder griechisch lesen lassen, und so Erlernung der Geschichte mit Sprachübung verbinden kann.

Ein Vorzug dieses Bandes vor den vorigen besteht auch darinn, daß Hr. Schlegel überall, wo es möglich war, die heutigen Nahmen der in dem Text angeführten alten Länder und Oerter, nach Cellars und Büschings Anleitung, unten am Rande angeführt hat.

Eben jene Weitläuftigkeit im Vortrag des jüdischen Kriegs unter dem Kaiser Vespasian hat verursachet, daß in diesem Bande nur der Zeitraum von dem Untergange des Cäsarischen Hauses bis zum Untergang des Flavischen, aber die Regierungen der Kaiser Galba, Otho, Vitellius, Vespasian, Titus und Domitian abgehandelt ist. Wir wünschen, daß der Rest bis auf den Kaiser Constantin — denn weiter soll das Werk der Anlage nach nicht gehen — in einen Band zusammen gefaßt werden möge; sonst wird es für historische Zöglinge zu kostbar. Nur die Fragen und Antworten, wie auch manche gar zu alltägliche oder erzwungene Betrachtung weggelassen, und den Vortrag minder weitschweifig eingerichtet; so wird diese Absicht, ohne Nachtheil der Begebenheiten, erreicht werden können!

Vr.

Georg Leonhard Schwarzens, von Beutelspach aus dem Herzogthum Würtemberg gebürtig, Reise nach Ostindien. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Frankf. und Leipzig, 1774. 14 Bogen, in 8.

Der, welcher die Reise gethan hat, ist jetzt Herzoglicher Herren-Kiefer zu Münster bey Cantstadt. Er ließ sich von den Seelenverkäufern verhandeln, und kam auf solche Weise im Jahre 1734. nach Ostindien. Nach seiner Rückkunft ließ er seine Schicksale drucken, aber diese Reisebeschreibung soll, wegen ihrer Schreibart, ganz unverständlich seyn. Nun hat sich ein Ungenannter dazu dingen lassen, sie in verständliches Deutsch zu übersetzen. Sie hat aber nur sehr wenige kleine Nachrichten, die den Käufer für die wenige Groschen schadlos halten. Schwarz half

half im Jahre 1740. die Chineser ermorden; doch that er es ungern.

S.

Sächsische Historie der Marggrafen in Meißen, welche zugleich Landgrafen in Thüringen gewesen seyn, (sind) nach Anleitung der glaubwürdigsten Nachrichtien, Urkunden und besten Abhandlungen in der Geschichtkunde, von A. D. Richter, Direct. Gymn. Zittav. Leipzig, Müller, 1775. 128 Seiten, in 8.

Den guten Willen und den Fleiß des Verf. muß man allerdings loben. Es fehlt noch an einem guten Handbuche, selbst noch an einem bündigen Lehrbuche über die Meißnisch-Sächsische Geschichte: wer also dem künftigen Verfasser davon Materialien zuträgt, verdienet Dank. Hr. R. hat über die angezeigte Periode, welche ohngefähr das 13te und 14te Jahrhundert in sich faßt, allerhand zerstreuete Nachrichten aus Erörterungen und Urkunden, die sich in den Kreysigischen Beyträgen zur Historie der Chur- und Fürstl. Sächßl. Lande, in Horns Handbibliothek, in der Sammlung zur Sächßl. Geschichte, und vielen andern Schriften befinden, gesammelt. Noch nützlicher würde seine Arbeit gerathen seyn, wenn er das Bekannte weggelassen, oder es gründlicher, auch in einem erträglichern Vortrage und Zusammenhange gesagt, und in manchen Theilen dieser Geschichte mehr Kenntniß gehabt hätte. Critische Wahl der Zeugen ist auch nicht immer seine Sache.

Einige Beyspiele. Auf dem Titel ist das Wort Sächsisch überflüßig, gewissermaßen auch unrichtig.

S. 6. „Henricus Illustris bekam den Nahmen des Erleuchteten von seinem großen Verstande.„ Den Beweis möchte ich sehen. Illustris oder Erleuchtet, Erlaucht, heißt Berühmt, Ansehnlich.

S. 7. „Sie war die Tochter eines seiner Minister bey Hofe. (Ministerialium.)„ Der Ministerialium gab es verschiedene Arten: anjetzt sogenannte Minister denkt man bey dem Worte am wenigsten.

S. 12.

S. 12. „Ueber den minderjährigen Markgr. Heinrich führte der Churfürst Albrecht zu Sachsen die Obervormundschaft.„ Ohne allen Beweis. Und dann führte Albrecht noch nicht den Nahmen eines Churfürsten.

S. 15. „Die Oesterreich. Stände ließen ihm durch eine solenne Gesandtschaft solche Succeßion antragen. S. Schwenders Theatr. Ptaetens. p. 763. und Giovanni German. Princ. p. 30.„ Aus solchen Büchern Begebenheiten des 13. Jahrhund. zu beweisen! Auch ist diese wichtige Begebenheit nicht allein sehr bekannt, sondern auch bereits von mehrern weit genauer abgehandelt worden.

S. 16. fg. steht eine höchst unrichtige und verworrene Nachricht von dem Ursprunge der Pfalzgrafen. Etwas besseres kann der Verf. aus des Du Fresne Glossario, und andern, besonders auch aus dem Entwurfe einer Historie der Pfalzgrafen zu Sachsen lernen.

S. 21. Damals waren zwey Arten der Edlen: entweder sie hießen Knappen, oder Ritter. Die Ritter saßen zu Pferde, die Knappen giengen zu Fuße, und mußten die Schilde tragen.„ Welche Begriffe! Aus der Verfassung des Ritterstandes, (chevalerie) nicht des Adels, muß dieses erklärt werden.

S. 61. Aldigenus von Florenz, eine Verstümmelung des Nahmens vom berühmten Dante Alighieri.

S. 88. „Diese schädliche Gewohnheit hat gedauert bis 1510, da der Landfriede ankam.„ Er war schon 15 Jahre eher angekommen.

Wir übergehen mehrere Stellen ähnlicher Art. Man kann sehr fleißig und sorgfältig aus den Schriftstellern und Urkunden des Mittelalters excerpiren; aber wenn man nicht schon mit der eignen Sprache, Geographie und Verfassung dieser Zeiten bekannt ist: so fühlt man es, daß man in eine neue fremde Welt gekommen sey, und verirrt sich fast bey jedem Schritte.

Beyträge zur Geschichte Deutschlands, erstes Stück, Dresden, 1776. in der Waltherschen Hofbuchhandlung, 72 Seiten, in 8.

Der

Der Verf. der sich unter der Zuschrift A. G. M. unterschreibt, will theils „noch ganz unbearbeiteten Stoff nach möglich„sten Kräften bearbeiten, theils Abhandlungen die sich selten „gemacht, und noch unvollständig sind, in veränderter und ge„meinnütziger Form liefern." Zur letztern Classe seiner Beschäftigungen gehört dieses erste Stück. Weil C. O. Rechenbergs Abhandlung: Merita Saxonum sub auspiciis Marchionum Misniae in S. R. Imp. et Domum Austriacam, etwas selten geworden, und sich blos auf die mittlern Zeiten der Sächsischen Geschichte einschränkt: so giebt sie hier der V. deutsch nach seiner Art eingekleidet, und mit Ergänzungen. In der Einleitung, welche bis auf die ältesten Zeiten der Sachsen zurückgeht, wird der wichtige Einfluß der Sächsischen Fürsten auf Deutschlands Kayser und Könige entwickelt; die Abhandlung selbst aber zeigt in vier Abschnitten, wie günstig dieser Einfluß von dem Herzoge Albrecht II. an, auf die Geschichte des ganzen Reichs, und vorzüglich auf die Kayser österreichischen Hauses, gewesen sey?

Es ist ein Uebungs- und Probestück des Verfassers: das merkt man an der ganzen Ausführung. Er hat ohngefähr die deutsche Reichs- und die sächsische Geschichte überschauen gelernet, weiß das zu seiner Absicht dienliche darinne zu finden, zumal nach einer solchen Anleitung die er an R. Schrift gehabt hat, und trägt das Bekannte meistentheils richtig vor. Dabey aber schreibt er viel zu declamatorisch und pomphaft, dreht alles nach seiner Hauptabsicht, und panegyrisirt öfters anstatt zu erzählen oder zu untersuchen. Kein Wunder, daß unsere angehenden Schriftsteller so anfangen, wenn sie alltäglichen Dingen das Ansehen der Neuheit geben wollen. Eine im modischen Putze vorbeyrauschende Schreibart, entscheidendes Lob oder Tadel, Charaktere und Raisonnement, hin und wieder eine schlau angebrachte Anmerkung, manchmal auch auf vier oder sechs Seiten einmal ein kleines Citatum, das alles giebt vielen Lesern einen nicht gemeinen Begriff von dem Verf., der, so scheint es, noch weit mehr sagen könnte, wenn er nur wollte, und durchaus so unpedantisch, so Geschmackvoll schreibt. Wir möchten fast wünschen, daß diese jungen Herren, denen so viel daran gelegen ist, ihre eben gesammlete Gelehrsamkeit recht eilfertig an den Mann zu bringen, immer genöthigt würden, den ersten Versuch lateinisch zu schreiben. Da würde sich nicht allein mancher überhaupt Bedenkzeit nehmen; sondern die Sprache würde auch das geläufige Declamiren und

Raisonniren zurückhalten: und weil in derselben noch am meisten die ehrwürdige heilsame Gewohnheit, seine Quellen und die besten Schriftsteller zu citiren, gelehrte kaltblütige Untersuchungen anzustellen, Fleiß und ernste Wissenschaft eben so gern als Genie zu zeigen, recipirt ist: so würde sich ein jeder weit mehr entweder in seiner Blöse oder zu seinem Vortheil zeigen müssen, als jetzt, da die feine deutsche Schreibart viele Armseeligkeiten bedeckt. Man würde alsdann auch weit eher wahrnehmen, ob der muthige junge Federfechter, der die Welt belehren will, sich würklich auch von unsern allgemeinen Lehrern, den Alten, habe belehren lassen. Durch die jetzigen Modeeinfälle über das Lateinschreiben, über die scavants in us, und dgl. m. wodurch uns immer mehr Gründlichkeit im Studieren und Schreiben weggespottet wird, können sich nur Unverständige oder Kleinmüthige abschröcken lassen.

Ml.

Christian Friedrich Sattlers — Geschichte des Herzogthums Würtenberg unter der Regierung der Herzoge. Achter Theil. Mit 73 Urkunden und einigen Kupfern bestärket. Ulm bey Stettin, 1776. 256 Seiten Geschichte und 249 Seiten Beylagen, ohne die Register und 3 Bogen Vorrede.

Die Würtenbergische Geschichte ist darinn vom Jahre 1641 bis 1648 erläutert, begreift folglich noch immer viele, durch den dreyßigjährigen Krieg veranlaßte tragische Vorfälle, aber auch das Ende derselben durch das wohlthätige Friedensgeschäft zu Münster und Osnabrück. Doch, wie konnte uns das theatralische Wort tragisch entfahren? Wenn dies Hr Sattler läse; so würde er den Kopf schütteln und den Recensenten für einen theatralischen Schriftsteller halten. Denn so hebt seine Vorrede an: „Die ganze Europäische Welt ist dermahl theatralisch wor„den. Alles wimmelt mit theatralischen Werken. Zutheuerst „Calender und gelehrte Zeitungen werden theatralisch und ich „beförchte, daß vielleicht gar eine theatralische Postille hervortre„ten dörfte. Doch ist die Welt zu allen Zeiten theatralisch ge„wesen und ich beobachte nur, daß dieser Geschmack zutheuerst

„in

„in die gelehrte Welt, wann ich die theatralische Schriftsteller
„anders unter die wahrhafftige Gelehrte zehlen darf, eingedrun-
„gen rc. rc." Ex vngue leonem!

Uebrigens ist dieser Theil eben so voll von wichtigen und un-
wichtigen Untersuchungen, wie die vorhergehenden; eben so ge-
schmacklos, ungrammatisch und langweilig abgefaßt, folglich eben
so häckelicht (s. die Vorrede) zu lesen, aber dabey von eben so
großer Brauchbarkeit, für den, der da brauchen will oder muß.
Die beyliegenden Kupfertafeln sind schön: aber die ins Buch selbst
eingedruckten Münzen, so verwischt, daß einige davon ganz un-
kenntlich geworden sind. Auch wär' es endlich einmal Zeit, daß
der Verleger schärfere Lettern bey der Fortsetzung des Werks
brauchen ließe.

VI.

M. Joh. Gottlieb Volkelts, der vereinigten Königl. und Stadtschulen zu Liegnitz, Conrect. und der K. D. G. zu Königsberg Mitglieds, kurze Erdbeschreibung zum Gebrauch der Landcharten für die Jugend, nebst einer vorausgesetzten Einleitung für die Anfänger. Breßlau und Liegnitz, bey Christ. Friedr. Gutsch, 1775. 1 Alph. in 8.

Die besondre Absicht, in der diese neue Geographie geschrie-
ben worden, scheint, nach der Vorrede zu urtheilen, gedop-
pelt zu seyn. Einmal soll sie Kindern zu einem Leitfaden dienen,
um bey Treibung der Geographie die vorkommende Orte selbst auf
den Charten finden zu können, ohne welches Geschäfte, wie der
V. gar recht urtheilt, weder Nahme noch Lage eines Ortes im
Gedächtniß bleiben. Daher wird denn bey den meisten Städten
ein Wink gegeben, wie ihre Lage auf den Charten gefunden wer-
den kann. Allein das wird ja in andern Geographien auch nicht
unterlassen, und nicht leicht eines Ortes Nahme so nackt und
ohne alle Bestimmungen der Lage hingeworfen, daß man ihn von
einem Rand der Charte bis zum andern, wie auf einem Ocean,
suchen müsse. Ueberdies wird doch wohl ein Kind die Geographie
nicht leicht ohne einen Lehrer treiben sollen, und der wird das

 Nach-

Nachforschen des Kindes weit bequemer leiten, als es ein trockenes Buch thun kann. Zweytens wollte der V. der Schlesischen Jugend ein geographisches Handbuch in die Hände liefern, worinn die Beschreibung ihres Vaterlandes verhältnißweise gegen andre Länder etwas weitläuftiger abgehandelt wäre. Dies hat nun zwar der V. in seinem Buche gethan, doch sagt er deswegen von Schlesien, wenn wir die Geschichte ausnehmen, nicht mehr, als was andre Geographien davon auch sagen.

Ob aber der V. überhaupt einen Beruf gehabt habe, die Zahl der geographischen Compendien noch mit einem neuen zu vermehren, mögen die Leser selbst aus einigen Proben beurtheilen. In der Vorrede erwähnt er den verdienten Hübner, den gelehrten Hager und den berühmten Schatz: ob er aber einen Büsching kenne, würde man nicht wissen, (denn das Zeugniß müssen wir ihm geben, daß er ihn nicht verschwiegen hat, um ihn desto sicherer auszuschreiben) wenn er nicht in der Zuschrift an den Königl. Minister in Schlesien, die überhaupt ein ganz sonderbares Original ist, sagte, daß nach dem Ausspruch eines Büschings seinen König niemand übertreffe. S. 35 giebt er 4 Arten der Beschreibung der Erde an, eine mathematische, geographische, (das wäre also eine geographische Geographie) eine physikalische und politische, und die letzte betrachtet die Erde nach der Regierungsart, Handlung und Wappen. Aequator übersetzt er durch Mittagslinie. S. 31, der Pol ist ihm ein von den Gelehrten angenommener Punkt, wo die Linien zusammen laufen. Welch eine superficielle Beschreibung! Freylich wenn der Lehrmeister mit den Fingern auf den Globus weißt, kann er sagen: siehst du, Junge, da der Punkt hier, wo die Linien zusammen laufen, ist der Pol. Das Kind wird ihn daran erkennen, aber ist denn jedes Merkmahl gleich zu einer Definition hinreichend! und darf man sich denn in Lehrbüchern, die dem Unterricht der Jugend gewiedmet sind, mit mangelhaften Begriffen begnügen? Ist der Pol würklich nur ein von den Gelehrten angenommener Punkt, oder hat er in der Bewegung der Erde seinen nothwendigen Grund? und sind es denn alle Linien, Meridiane sowohl als Parallelkreise, die in ihm zusammen laufen? durchgehends aber wird der Welt- und Erdpol, Welt- und Erdaxe verwechselt. S. 25. Morgen ist, da die Sonne aufgeht; Abend, wo die Sonne untergeht. Geht denn aber die Sonne das ganze Jahr an einem Orte auf und unter? wo

wird

wird also das Kind im Junius und December den Morgen und Abend suchen? Es wird hier offenbar die Sprache des gemeinen Mannes mit den bestimmtern Begriffen des mathematischen Erdbeschreibers verwechselt, bey dem das Wort Gegend, und so auch Morgen und Abend, nicht einen ganzen Strich, sondern nur einen Punkt des Horizonts bedeutet. Nicht genau genug wird, mit seinem Hager, der Nadir ein Punkt genennt, der unter unsern Füßen ist. Denn ist der Nadir ein Punkt der Erdfläche: so ist der Punkt, worauf ich stehe, nicht mein Nadir, sondern mein Zenith; ist er aber ein Punkt an der Fläche des Himmels: so ist er der Punkt, den eine von meinen Füßen durch den Mittelpunkt der Erde zu der entgegenstehenden Hälfte des Himmels gezogene senkrechte Linie berühren würde. S. 79. Die geographische Länge ist die Entfernung eines Ortes (nicht eines Ortes, sondern des Meridians eines Ortes) von dem ersten Meridian. S. 93. Der Rhein geht durch die Oberpfalz in die Niederlande. Berührt der Rhein die Oberpfalz? Und wenn wir auch annehmen wollten, daß die Oberpfalz durch einen Druck- Schreib- oder Gedächtnißfehler statt Unterpfalz stehe: geht denn der Rhein aus der Pfalz unmittelbar in die Niederlande? S. 86. Ist der Unterschied der Franz. Ital. und Engl. Meilen unrichtig angegeben. S. 83. Estotiland, über Canada, ist wohl ein wahres unbekanntes Land: wir wenigstens kennen es nicht. Bey Rußland ist unter den von Schweden eroberten Provinzen das Gouvernement Wyborg gar vergessen worden. S. 221. Venaisin und Avignon sind nicht einerley, sondern zwey unterschiedne, obwohl zusammen gehörende Länder. Man spricht nicht das Großmeisterthum Mergentheim.

Es ist eine zu undankbare Mühe, aus unerheblichen Büchern Fehler aufzusammlen: sonst würden wir kein Ende finden, Fehler der Rechtschreibung zu rügen, Unterlassungssünden zu ahnden, Sprachfehler zu verbessern, (denn der V. ist würklich des reinen deutschen Ausdrucks nicht mächtig) schiefe Urtheile zu beleuchten, mangelhafte und halbwahre Nachrichten zu ergänzen, und unverständliche, vielleicht durch Druckfehler verstellte, Stellen anzumerken.

Der Kirchenstaat des Churfürstenthums Braunschweig-Lüneburg und dazu gehöriger Herzogthümer und Herrschaften nach seinen Inspectionen und Einpfarrungen aus Privatnachrichten zusammen getragen und in alphabetischer Ordnung entworfen von Christoph Barthold Scharf, Königl. Großbrit. und Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Amtmann zu Dannenberg. Hannover, in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Helwing, 1776. 1 Alph. 4½ B. in 4. Mit latein. Schrift.

So lokal auch immer der Gebrauch eines Werkes von der Art seyn mag: so sind wir doch weit entfernt, dem V. den Dank zu entziehen, der ihm für seine Mühe gebühret. Freylich können dergleichen Arbeiten hauptsächlich den Inwohnern des Landes willkommen seyn, das sie zum Gegenstand haben, aber auch auswärtige Freunde der Geographie finden von Zeit zu Zeit Fälle, wo sie sich Verzeichnisse von der Art zum nachschlagen wünschen. Und um deswillen wünschen wir dem V. recht viele Nachfolger, die mit gleichem Fleiß den Kirchenstaat ihrer Länder entwerfen mögen; und für diese wollen wir die Ordnung, die der V. beobachtet hat, auszeichnen. Das ganze Buch besteht eigentlich aus 3 Verzeichnissen, 1) aller Pfarren, nach alphabetscher Ordnung, mit Angebung ihrer General- und Special-Inspektoren, 2) aller Kirchenpatronen, nach alphab. Ordnung, samt ihrem Pfarren, 3) nochmals der sämmtlichen Pfarren, samt den dazu gehörigen Dorfschaften, in 6 Columnen. 1) Nahmen der Pfarren nach alphab. Ordnung. 2) des Amtes oder Gerichtes, worunter sie stehn, 3) des Patrons, 4) der dazu gehörigen Filiale, 5) der eingepfarten Dörfer, Höfe, Mühlen, 6) und der Aemter oder Gerichte, worunter diese stehen. Eine Tabelle hätte vielleicht noch darzu kommen können, wenn alle Fälle erschöpft werden sollen, wozu man ein solches Werk brauchen kann, nehmlich ein Verzeichniß aller General- und Special- Inspektionen oder Superintenduren, samt den zu ihrer Dioces gehörigen Pfarren.

Examen geographicum, d. i. auserlesene Fragen aus der Geographie, deren Beantwortung aus einem jeden wohleingerichteten geographischen Systemate mag genommen werden, zur nöthigen Wiederhohlung aufgesetzt ꝛc. von M. Joh. Jac. Schatzen, des Straßb. Gymn. Gymnasiarcha ect. Frankf. u. Leipzig, bey Joh. Paul Kraus, 1776. 6 B. in 8.

Ist ein ungeänderter Abdruck des im Anhang zu den XII. ersten Bänden der A. d. B. S. 806 angezeigten Examens. Der V. hat dasselbe zwar hauptsächlich zum Gebrauch derer aufgesetzt, die die Geographie aus einem seiner geographischen Handbücher erlernen, deren wir dreye haben, seinen Atlas Homannianus illustratus, die Anfangsgründe und den Kern der Geographie; und eigentlich ist es blos der Kern der Geographie in Fragen gebracht: doch kann es auch überhaupt zu Wiederhohlung geographischer Lectionen brauchbar seyn, wenn solche auch nach einem andern Compendium getrieben werden; und der Leser nicht selbst Kopf genug hat, ohne vorgezeichnete Fragen über die Geographie zu examiniren. Die Vorrede enthält in einem altväterischen, unreinem Styl, theils einen Plan zu einer vollkommenen Geographie, dergl. der V. noch nirgends gefunden haben will, zugleich aber einen selbstgefälligen Wink auf seine Schriften giebt, theils aber Vorschläge, wie man die Geographie auf Schulen zu treiben habe. Sie bestehen darin, daß man allemal für 5 Schüler einen homannischen Atlas habe, die geographischen Lectionen, nach dem Unterschied des Alters, in mehrere Cursus theile, jeden jährlich endige, nicht für alle Classen einerley Compendium brauche (das heißt soviel, für die ersten, den Kern, für die zwote, die Anfangsgründe, für die dritte den Atlas Homannianus) fleißig repetire, u. s. w. Allein die Geographie, in ohngefähr 40 Stunden des Jahrs ganz durchzubringen, ist nicht möglich, und wo die geographischen Schüler ihren Lehrer mehr als ein Jahr hören, nicht nöthig, so wenig, als mit dem Alter der Classe auch die Stärke des Lehrbuchs wachsen zu lassen. Muß denn eben mit doppelten Kosten das Buch geändert werden? kann nicht der Lehrer über das nehmliche Buch, nach dem Unterschied seiner Lehrlinge, wenig und viel sagen?

Jz.

9) Phi-

9) Philologie, Kritik und Alterthümer.

Joh. Potters griechische Archäologie oder Alterthümer Griechenlandes. Aus dem Engländischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von Joh. Jakob Rambach, Oberprediger zu St. Nicolai in Quedlinburg. Zweyter Theil, mit Kupfern. Halle, bey Joh. Jak. Gebauer. 1776. 2 Alph. 4 Bog. ohne Vorrede und Inhalt, in gr. 8.

Was wir bey der Recension des ersten Theils, A. D. B. XXXI B. I. St. S. 282 von dem Werth dieses schätzbaren Werkes gesagt haben, müssen wir fast mit noch mehrerem Recht von dem zweyten wiederhohlen. Er enthält die 2 letzten Bücher des Potterischen Werkes, von dem Kriegswesen und dem häuslichen Leben der Griechen. Das erste, oder das dritte der ganzen Archäologie, handelt in 22 Kapiteln, von den Kriegen und dem Heldenruhm der Griechen, von der Anwerbung und dem Sold der Soldaten, von deren verschiedenen Arten, von ihren Waffen, Befehlshabern und Stellungen der Heere, von der Art, Krieg anzukündigen und Frieden zu schließen, vom Lager der Griechen, ihren Besatzungen und Wachen; von den Schlachten, der Feldmusik, Parole und Kriegszeichen, von den Belagerungen und den dabey üblichen Maschinen, von Beerdigung der Erschlagenen, von Trophäen und Siegsdenkmählern, von militarischen Strafen und Belohnungen, von Erfindung der Schiffe und deren verschiednen Arten, von deren Theilen und Verzierungen, von Schifsgeräthen und zur Schiffahrt gehörigen Werkzeugen, von den zu Schiffen gehörigen Kriegsgeräthschaften, von Matrosen und Soldaten, von den Befehlshabern zur See, von den Seefahrten und Hafen, von Seetreffen und Belagerungen zur See. Das vierte Buch begreift 21 Kapitel: von der Sorgfalt für die Beerdigung, von Gebräuchen bey Krankheit und Tod und vor der Beerdigung, vom Leichenbegängniß, von der Trauer, von Beerdigung und Verbrennung, von Grabmählern und Kenotaphien,

von

gen Trauerreden und andern den Todten erwiesenen Ehrenbezeugungen; desgl. von der Männer- oder Jünglingsliebe der Griechen, von der Art, wie sie ihre Liebe zu erkennen gaben, von Liebestränken, von den Heyrathen und dahin gehörigen Feyerlichkeiten, von Ehescheidungen, Ehebruch und Hurerey, von der eingeschränkten Lebensart und den Beschäftigungen der Frauenspersonen; ferner von den Gebräuchen in Ansehung der Kindbetterinnen; von den verschiednen Arten der Kinder, von Testamenten, Erbschaften 2c. 2c. Endlich von den Mahlzeiten und Gastgeboten der Griechen, von ihren Speisen und Getränke, von den vor und bey dem Gastmahl üblichen Gebräuchen, und von Bewirthung der Fremden und von der Gastfreundschaft.

Wir haben den Inhalt der Kapitel des Potterschen Werkes weitläufig hergesetzt, um zugleich die Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit der Anmerkungen daraus beurtheilen zu können, womit Hr. Rambach auch diesen Band begleitet hat. Wir würden in Gefahr kommen, ihm Unrecht zu thun, wenn wir einige derselben vor andern als lesenswürdig auszeichnen wollten. Sie zeugen insgesammt von seinem Fleiß und seiner grosen Belesenheit, und haben alle das Verdienst, daß sie den V. ergänzen, berichtigen und zurecht weisen. Man lese nur z. B. was er S. 172 von den Märschen, S. 176 von dem Feldgeschrey beym Angrif der Feinde, S. 186 von den Belagerungen und Circumvallationen, S. 200 von den Pallisaden, und beweglichen Thürmen, S. 207 von den Ballisten und Katapulten, S. 216 von den Mitteln, die Armeen über Flüsse zu setzen, S. 440 von den cenotaphiis sagt, ingl. die Berichtigung eines fast lächerlichen Fehlers, den Potter beym Gebrauch einer Stelle des Plinius, zur Geschichte des Schifbaues, begeht, S. 266. Doch sind diese Anmerkungen bey dem dritten Buch häufiger und sorgfältiger angebracht, als bey dem vierten, nicht, wie wir glauben, als wenn dieser weniger als der erste, Berichtigungen und Zusätze nöthig hätte; denn wir haben sie zuweilen vermißt, sondern weil ihm vielleicht in den Alterthümern des Kriegswesens, durch Guischards Memoires militaires, und Memoires critiques et historiques, mehr vorgearbeitet war. Die Anmerkung zu Potters sehr richtigen Vorstellung von der Jünglingsliebe der Griechen und die damit verbundene Rechtfertigung des Sokrates, ist sehr erwünscht. Hr. R. geht, ohne Hrn. Meiners Abhandlung über diesen Gegenstand in dem I. Theil seiner vermischten Schriften gelesen zu haben, den nämlichen Gang, und es war uns angenehm, den

Sokrates, den so manche Geistlichen, bey denen alle Tugenden der Heyden nichts als glänzende Sünden sind, als einen Knabenschänder brandmarken, wiederum von einem gelehrten Geistlichen gerechtfertigt zu sehen. Potter setzt es durch unläugbare Beweise ganz ausser Zweifel, daß diese Knabenliebe der Griechen ganz und gar untadelhaft und vielmehr rühmlich und verdienstlich war: sie bestand blos in einer schwärmerischen Zuneigung gegen einen an Leib und Seele schönen Jüngling, die dessen Erziehung zu patriotischen und grossen Gesinnungen zum Zweck hatte. Hr R. bemerkt dabey, daß die Benennung dieser tugendhaften Neigung mit dem Wort παιδεραστια, welches man nachher von einem unnatürlichen Laster brauchte, ingl. das deutsche zweydeutige Wort Liebe. das Mißverständniß von der Jünglingsliebe eines Achilles, Pylades, Anakreons, Sokrates, Plato und andrer veranlasset habe. Bey dem Capitel von den Speisen und Getränken der Griechen, hätte sich von dem Eichelessen der ersten Griechen, von dem Uebergang von dieser Speise, zum Getraydebau, von den mancherley Bearbeitungen des erbauten Getraydes zur menschlichen Nahrung, aus dem, was Hr. H. Heyne darüber geschrieben, noch manches zur Ergänzung Potters anmerken lassen. Was wir übrigens schon bey dem ersten Theil von den Ausschweifungen P. in die Alterthümer andrer Völker gesagt haben, gilt auch von den Kapiteln dieses Theils.

Die Vorrede enthält 1) die Lebensgeschichte Potters aus der Biographia britannica. Er war ein Leinwandhändlers Sohn zu Wakefield und daselbst 1674 gebohren, wurde im 20ten Jahr Magister, gab 1697 Lykophrons Alexandra heraus, wozu ihn, wie Hr. R. nicht mit bemerkt, der Ehrgeiz aufgefordert haben soll, weil er eben diesen Lykophron in seinem Magisterexamen nicht befriedigend erklären konnte. In eben dem Jahr edirte er noch den ersten Theil seiner Archäologie, ward Doktor der Gottesgelahrheit und Hofprediger bey der Königin Anna, 1708 Prof. der Theologie und 1715 mit Beybehaltung der ersten Stelle auch Bischof zu Oxford, nach dem Tode des D. Wake aber, 1737 endlich Erzbischof zu Canterbury, in welchem Posten er 1747 starb. Ein Sohn von ihm, den er wegen der Heyrath mit seiner Magd enterbte, lebt noch als Dekanus zu Canterbury. Wenn der angehängten Nachricht aus Whistons Leben zu glauben ist, so war er stolz und verfolgend.

In

In dem übrigen Theil der Vorrede giebt Hr. R. von den grössern sowohl als kleinern Werken Nachricht, die vor und nach Pottern über die griechische Alterthümer geschrieben worden sind.

Der zu diesem Theil gehörigen Kupfer sind 22. Sie dienen insgesammt zur Erläuterung der Kriegsalterthümer.

Nm.

Einleitung in die Götter-Lere und Fabel-Geschichte der ältesten Griechischen und Römischen Welt. Nebst einem Anhange und nöthigen Kupfern. Durch Christ. Tob. Damm, Rector des Köln. Gymn. zu Berlin. Vierte verbesserte Auflage. Berlin, Arn. Wever, 1775. 8. 294 Seit. und 1½ Bogen Register.

Wo ich mich nicht irre, gehört dies kleine aber gute Büchlein unter die geringe Anzahl derjenigen, welche der Aufmerksamkeit des Herausgebers unserer Bibliothek entwischet waren, und sich derselben erst bey wiederholten Ausgaben noch dargestellet haben. Eben darum sehe ich es gewissermassen als Pflicht an, dasselbe nicht blos als neue Ausgabe, sondern als ein neues Buch anzuzeigen. Indessen wird mich dieser weitere Blick, den ich mir erlauben muß, nicht über die Grenze hinausführen, die bey einem an sich doch alten und sehr bekannten Buche, billig beobachtet werden müssen. Als neue Ausgabe, hat das Buch allerdings einige Zusätze und Verbesserungen an mehrern Stellen erhalten. Die erste Ausgabe betrug bey etwas gröbern Druck, in allem nur 286 Seiten.

Schon der Titul giebt zu erkennen, daß der V. alles unter zwey Abtheilungen gebracht habe. Die Götterlehre macht den ersten Theil; die Fabelgeschichte aber den zweyten Theil aus. Unter der letzteren versteht er das, was man sonst in der Geschichte tempus mythicum nennet, doch daß er ältere Begebenheiten, Sagen oder Erdichtungen z. B. vom Chaos, den Titanen, den vier Zeitaltern der Erde u. s. w. mit hieher rechnet und aus allem ein Carmen perpetuum, wie es Ovid nennet, zusammen setzet.

Es wird hinreichend seyn, unsern Lesern aus einem Theile des Buches, einen Begrif vom Ganzen, zu machen. Ich schränke mich allein auf den ersten Theil ein, der wahrscheinlicher Weise eine vortheilhafte Idee von dem zweyten erregen muß. — In einer vorläufigen Einleitung bringt der V. die gesammte Götterwelt der Alten unter ein richtigeres Gesichtspunct, dadurch er ohnfehlbar verhüten will, daß man sie nicht, wie gewöhnlich, gerade hin als ein Geschöpf des Unsinns und des Aberglaubens betrachte. Was er davon sagt, läuft dem Sinne nach, (wenigstens den wir in seinen Vorstellungen finden,) dahinaus; der verfallene und ungebildete Mensch, sey ganz sinnlich und ein Spiel der Einbildungskraft gewesen. Daher sey es gekommen, daß er die ganze Natur, so weit sie sichtbar war und einigen Einfluß auf das Menschengeschlecht äußerte, belebet, das ist, in Personen und Götter verwandelt habe. Indessen merkt er sehr richtig an, daß dies nicht die einzige Queile der Fabel gewesen sey. Von einem grossen Theil der Fabel ist allerdings die Quelle physikalisch, so fern das personificirte allgemeine Begriffe oder Abstracta darstellet; aber ein beträchtlicher Theil ist zuverläßig historisch und besteht in unbekannten Umständen. Oft mischen sich auch Allegorien und Begebenheiten dergestallt untereinander, daß gar kein Ausgang zu finden stehet. — Schätzbar ist die Anmerkung, welche der V. hier und da mit einfliesen läßt, darinn er dem Leser einen Wink giebt, wie weit die Fabel ganz alt, was hingegen späterer Zusatz und neue Fabel sey. Dichter haben nemlich diese sinnliche Vorstellungen, in welche sich mancherley würkliche, aber verstellte Begebenheiten eingemischet hatten, noch mehr bearbeitet und eingekleidet, bis das ganze Ding, durch Volksmeinung und durch alle schöne Künste unterstützet, endlich zu dem grossen und allgemeinen Ansehen und Umfange gelanget ist. Und nunmehro ordnet er das ganze Heer der mythologischen Götter nach den Hauptgegenständen der Natur selbst. Wir glauben, daß dies die bequemste Methode sey, junge Leute geschwind und auf eine angenehme oder vielmehr natürliche Weise mit diesen Kenntnissen bekannt zu machen, welche bey andern Methoden zu viel widersinniges an sich tragen, dadurch das ganze Studinm erschweret und verdrieslich gemacht wird. Hr. Damm führt seine junge Leser gleich mit dem Gedanken aus, daß alle alte Völker in ihren Kinderiahren, darinn man mehr der Einbildungskraft und der Gewalt unserer Sinne, als der Vernunft und dem Nachdenken zu folgen pflege, alles was Würkungen hervorbringe, auch gar oft die Würkungen selbst,

persö-

personificiret und vergöttert haben. Unter dieser Vorstellung wird das ganze Studium der Mythologie in eine unterhaltende Reise durch die Welt oder in eine ergötzende Göttergeographie verwandelt. Die Reiseroute selbst, welche der V. gewählet hat, ist folgende: I. Sie führt zuerst in die Luft und nach dem Himmel, das ist zu den Göttern, zu deren Erdichtung die Erscheinungen in unserer Luft und am Himmel Gelegenheit gegeben haben. Da erscheint denn zuerst als der Regierer des ganzen Systems; Jupiter, Juno, die in anderer Rücksicht auch Lucina heißt, mit ihrer Dienerin Iris und deren Tochter Hebe; ferner Sol oder Phöbus Apollo, Diana Noctiluca, (Lucina, Luna oder Hekate,) ihr Liebhaber Endymion, beyder Mutter Latone, d. i. Nacht, Aurora, die Tochter der dunkeln Luft und Lucifer; weiter das Chor der Winde mit dem Aeolus; endlich Pallas oder Minerva, als eine personificirte Eigenschaft des höchsten Gottes, d. i. die weise und mächtige Regierung der Welt. Der V. beschreibt darauf II. die Verwandte des Wassers, Neptun mit seiner Gemalin Amphidrite. Er heißt auch Oceanus und seine Gemalin Tethys (Säugerin, weil das Wasser fruchtbar machet) auch Nereus. — Seine Söhne und andere Meergottheiten, die durch mancherley Zufälle und Umstände, z. B. Ertrinken, entstanden sind, oder allerley Eigenschaften ausdrucken. III. Verwandte der Erde, d. i. deren personificirte Eigenschaften und Nuzungen. Zuerst Terra Mater, Rhea anstatt ἔρα, die phrygische Göttin, weil die Gebräuche ihres Gottesdienstes aus Phrygien abstammten. Alsdenn einzeln: 1) der personificirte Ackerbau mit den Kornfrüchten: Ceres, mit ihrer Tochter Proserpina. 2) Der personificirte Weinbau: Bacchus. Und so weiter 3) die Baumfrucht Pomona mit ihrem Gemal Vertumnus. 4) Das Blumenreich, die Flora. — Floralia. 5) Die Viehzucht und deren personificirte Umstände, Pales d. i. Pares, quae parit pabulum; Pan und Faunus, oder das Vieh selbst; Invus oder Ephialtes, die Befruchtung des Viehes; endlich mancherley Arten von Nymphen. IV. Verwandte des Feuers, und zwar theils des Hauptfeuers, Vesta — Vestalinnen; theils des Gewerksfeuers, Vulcan oder Hephästus mit den Cyklopen. Warum ihm Venus und Charis als Gemalinnen beygeleget worden? S. 55. V. Für des Menschen Geburt, Leben und Sterben Sorge tragende. S. 56. Dahin gehören: 1) der Fortpflanzungstrieb und die Schönheit des Leibes, personificirt: Venus oder Aphrodite, ihr Sohn Cupido und ihr übriges Gefolg die Charites und Horä.

2) Die

2) Die Schönheiten des Geistes personificirt: Apollo und die Musen; Merkur, oder die Redekunst, der Handel und die Friedensgeschäfte. 3) Bürgerliche Gesellschaft und Gesetze personificirt: Themis, Justitia, Fas, Asträa, Nemesis. Ihre Töchter, Eunomia, Dice, Irene. 4) Der Krieg. Zu dessen bildlicher Vorstellung rechnet der V. zuvörderst die Enyo oder Bellona, d. i. die personificirte Mordsucht; dann den Mars oder Kriegsmacht, Gewehr und Kriegsglück; endlich seine Deiner: Deimos, Phobos, Eris. — Salier, Ancilien. 5) Die Geschäfte in Friedenszeit und im häuslichen Leben: Janus, d. i. der Fortgang, indem ihm der V. seinen Namen von ire, gleichsam Iänus, zugeben beliebet; die Genii oder Dämonen jedes einzelnen Menschen, und die Lares und Penates jedes Hauses, jeder Familie und jeder Stadt. 6) Der Ausgang aus diesem Leben, vorgestellet durch das Fatum, die Parcen und dann durch das Reich der Todten mit dessen grossen Apparatus. 7) Auch alle menschliche Gemüthsbeschaffenheiten, Tugenden, Laster und andere Unvollkommenheiten u. s. w. sind personificirt worden, die der V. von §. 118 an beschreibet. Und zu diesen rechnen wir auch die kleinere Götter gewisser Stände und allerley Umstände, z. B. Feld- und Hirtengötter, welche §. 123 u. s. f. hergezählet und charakterisiret werden. — Den Beschluß machen VI. ausländische und recipirte Gottheiten z. B. Osiris, Anubis, u. s. w.

Es erhellet aus diesem Abrisse des ersten Theils, den wir mit Vorsatze unsern Lesern vorgeleget haben, daß der V. eine so oft wiederholte Wissenschaft, dergleichen die Mythologie ist, nicht blos abgeschrieben, sondern selbst überdacht und nach einem in gewissem Betrachte neuen Entwurfe vorgetragen habe. Wir haben nicht nöthig, die schätzbaren Vorzüge desselben, auf die wir vorhin schon aufmerksam gemacht haben, nochmals zu wiederhohlen. Sie machen das Buch würdig, allen jungen Leuten zum brauchbarsten und sichersten Leitfaden empfohlen zu werden. Indessen bleiben doch auch einige Wünsche übrig, durch deren Erfüllung dies Werkgen künftig noch nützlicher gemacht werden kann. Es ist erstlich ein Fehler wider die Methode eines Lehrbuches, daß der V. seinen jungen Lesern so gar wenig durch gehörige Abtheilungen zu statten gekommen ist. Die Abtheilung nach gewissen Classen, welche wir selbst vorausgeschicket haben, liegt zwar im Werke zum Grunde, ist aber von uns erst herausgezogen worden. Der V. läßt alles ununterbrochen in ewigfortlaufenden Paragraphen

yhen an einander hängen. Wie viel leichter würde er unterrichten können, wenn er künftig, wie wir es vorgezeichnet haben, Classen und Abschnitte und Unterabtheilungen machen, oder wenigstens doch hier und da zwischen die Paragraphen, Aufschriften setzen wollte? Von den Kupfern wollen wir nichts sagen; sie sind für ein Buch von diesem Preiße, und der nicht leicht erhöhet werden darf, so gut, als man sie mit Billigkeit verlangen kann. Aber wäre es nicht gefällig, dem Buche bey künftigen Auflagen noch diese zweyte Vollkommenheit zu verschaffen, daß theils Dichter, darinn diese oder jene vorzügliche Schilderung angetroffen wird, theils auch Kupferwerke, welche die beste Abbildung enthalten, aufgeführt würden? Und endlich drittens möchten wir noch ein Verlangen äußern, das bey manchen andern Schriftstellern unbillig scheinen könnte, für Hrn. Damms Belesenheit aber gewiß nicht ungeheuer seyn wird. Es ist oben bereits als etwas schätzbares bemerket worden, daß der V. hier und da angemerket hat, diese Fabel sey uralt, jene hingegen neuern Ursprungs. Wie viele würden es dem Verf. danken, wenn er insonderheit diese Sätze, wie weit eine Fabel alt sey, und was sie für spätere Zusätze erhalten habe, bestimmter ausdrücken, auch bey diesen vorzüglich diejenige Schriftsteller und Stellen, wo die Fabel, oder einzelne Umstände derselben zuerst vorkommen, sorgfältig anzeigen wollte!

Ef.

Eryci Weismanni Lexicon bipartitum latino-germanicum et germanico-latinum, in quo latinitas prisca et pura, quoad vocum significationes, origines, phraseologiam et usum proverbialem, poëticum, mythologicum, ex probatissimis autoribus methodo perspicua explicatur. Editio duodecima, in faciliorem ordinem redacta et multis partibus aucta et emendata. Cum praefatione *Io. Aug. Ernesti.* Francof. et Lipsiae, ap. Io. Bened. Mezler, MDCCLXXV. 8.

Das

Das lateinisch-deutsche Wörterbuch, 1134 Seiten, jede mit gespaltenen Columnen, doch nur einfach gezählt: Das Deutsch-Lateinische 567 Seiten. Die Vorrede $1\frac{1}{2}$ Bogen.

In den letzten beyden Jahren sind beynahe alle gewöhnliche lateinisch-deutsche Handlexica wieder neu aufgeleget worden. Ein Beweis, daß diese Hülfsbücher der lateinischen Sprache von Anfängern der lateinischen Sprache, in Deutschland sehr häufig gebraucht werden, und daß diese Sprache immer noch auf eine zugleich nachtheilige Weise, mehr aus dem Wörterbuch, als aus andern bessern Anleitungen und Schriftstellern erlernet werde! Zu der ziemlichen Anzahl von dergleichen gemeinen Wörterbüchern, davon wir in den vorhergehenden Bänden mehrere angezeiget haben, tritt jetzt abermal ein neuaufgelegtes, und vorläufig melden wir noch ein ganz neues an, dessen Beschaffenheit in einem der nachfolgenden Bände beschrieben werden soll.

Ich finde mich außer Stande, den Leser zu unterrichten, wie weit das Werk in dieser neuen Auflage würkliche Vermehrungen und Verbesserungen erhalten habe. Erstlich ist mir keine der vorhergehenden Ausgaben zur Hand, und denn findet sich bey der neuen Auflage keine Vorrede oder genauere Anzeige dessen, was ihr einen Vorzug vor den frühern Ausgaben gebe. Beträchtlich mögen die neuen Zusätze und Verbesserungen gewiß nicht seyn; sonst würde sich der Mann, dem sie das Publikum zu verdanken hat, gewiß darüber erkläret haben. Große Vermehrungen vorgeben, ohne jemand zu nennen, bleibt immerhin eine sehr im Zweifel zuziehende Sache. Aber am Ende ist es theils nicht wohl möglich, theils auch der Mühe nicht werth, nachzuzählen, wie viel einzelne Wörtgen und Redensarten in der zwölften Ausgabe, mehr als in der eilften stehen. Die Einrichtung ist hier, wie im Kirsch, und im Kirsch wie im Matthiä, der im Grunde freylich sehr wenig Verdienst um dasjenige Lexicon hatte, das von ihm den Namen führt. In allen diesen und mehrern Schullexicis hat man sich mehr bemühet, die Anzahl, als die Güte der Artikel zu vermehren; denn man würde sicher jedem neuen Herausgeber mehr Dank schuldig seyn, wenn er sich vorsetzte, gar nicht auf neue Wörter auszugehen, sondern einen guten Theil derer, die ohne Absicht und Plan aufgenommen worden, auszustreichen, die übrigen bleibenden Artikel aber durch eine bessere und natürlichere

Stel-

Stellung der Bedeutungen, durch deren genauere und richtigere Erklärung und durch zweckmäßiger gewählte Redensarten, für junge Anfänger lehrreicher zu machen.

Zur Empfehlung des Buches hat unser verdienstvoller Hr. D. Ernesti eine Vorrede vorgesetzet, außer welcher wir weder von dem Verfasser, noch von sonst jemand einige Vorerrinnerungen antreffen. In derselben wird einiges von den verschiedenen Gattungen der Wörterbücher erzählet, und zuletzt sehr richtig und mit der Erfahrung übereinstimmend behauptet, daß die gemeinen Schullexica, zu welchen Kirsch und Consorten, auch eben so gut Weismann gehören, mehr verdorben, als erbauet haben, daß unsere besten Stilisten ohne dergleichen zweydeutige Hülfsbücher gebildet worden sind, daß Er selbst sich dergleichen Buchs nie in seiner Jugend bedienet habe, und daß es sicherer gethan sey, jungen Leuten dergleichen Lexica gar nicht zu gestatten, sondern ihnen dafür die mit so vielem Fleiße, Einsicht und Auswahl gesammlete Erklärungen einzelner Worte und Redensarten, eines Laurentius Valla, Hadrian, Erasmus rc. nebst Schori phrasibus Tullianis zu fleißigem Gebrauche zu empfehlen. Er setzt zuletzt gewisse Grundsätze fest, nach welchen ein brauchbares Schullexicon, dergleichen wir noch nicht haben, entworfen werden müsse, und versichert, daß Weismanns Lexicon wenigstens nicht schlechter als Kirsch sey. — Wir sind versichert, daß fast alle diese Bücher sich das Gleichgewicht halten. Denn bey neuen Auflagen trägt der neue Editor aus den übrigen in das seinige hinein, was dies oder jenes mehr oder besser hatte.

M.

Analecta critica in scriptores veteres Graecos et latinos. Fasciculus I. quo continentur: 1) notitia poetarum epigrammatographorum, quorum nomina et fragmenta in analectis *Brunckianis* exstant, 2) supplementum commentariorum *Eustathii* in *Dionysii* periegesin, 3) auctarium emendationum in Oppiani Cynegetica, et 4) disputatio de dubia carminum Orphicorum auctoritate et vetustate.

 Edi-

Edidit *Io. Gottlob Schneider*. Traiecti ad Viadr. sumt. Car. Theoph. Straussii. 1777. 7 Bogen in 8.

Hr. Prof. Schneider hat sich bereits durch seine vorigen Arbeiten in der griechischen Litteratur und Kritik ein groses Zutrauen erworben: die gegenwärtige Sammlung kritischer Schriften bestätiget es aufs neue, wie viel man noch künftig in diesem Fache von ihm erwarten könne. Wir haben den Titel ganz hergesetzt, um bey der Anzeige darauf verweisen zu können.

1) Die Dichter, von deren Person, Leben und Zeitalter hier, nach Fabrizischer Art, oder nach Art der Notitia poëtarum anthologicorum, die der sel. Reiske der Anthologie des Konstantin. Kephalos vorsetzte, so viel es sich thun läßt, mühsam Nachrichten gesammlet werden, sind Asclepiades, Hermodorus, Antagoras, Philoxenus, Samius, Philetas, Mnasalcas, Theodoridas, Hedylas, Alcaeus Messenius, Lentulus Gaetulicus, Diodorus Zonas, Bianor und Boethus: wir haben davon Fortsetzungen zu erwarten. 2) Das Supplement des Eustathius ist aus einer Handschrift der Königl. Bibliothek zu Paris Nr. 2218 genommen, welches außer Lykophrons Cassandra, den Oppian und einige Bücher des Porphyrius auch den Dionysius mit dem Commentar des Eustathius enthält: es fängt vom 882sten Vers an.

Die dritte Abhandlung liefert Nachträge zu des V. Ausgabe von Oppian, aus Büchern, die er erst nachher in die Hände bekommen hat: er berichtigt sowohl hier als in der Vorrede die kritische Nachricht von den ältern Ausgaben Oppians, vertheidigt sein hartes Urtheil von Rittershusen gegen die histriones literarios, Aristarchi simiolos, *) die ihn deswegen getadelt hatten,

*) Dahin gehört vermuthlich der Recensent von des V. Oppian, in der Neuen Philolog Bibliothek der I. B. I St. S. 146 die Unbarmherzigkeit getadelt hatte, mit der er mit Rittershusen und andern Ehrwürdigen Todten verfahren hätte. „Wir glauben es gern, „heißt es das.„ daß „Rittershusen, seine Vorgänger und Nachfolger, Hrn. S. „kritische Talente, und große Kenntniß der Naturgeschichte „nicht haben — aber — mußte es Hr. S. der doch so „viel aus ihnen geschöpft hat, sagen? mußte er es so un„freund-

hatten, aus den eignen Verbesserungen, die Rittershusen selbst, einem in der Hummelschen Bibliothek zu Nürnberg befindlichen Exemplare beygeschrieben hat, und hängt endlich eine Nachlese, theils eigener, theils aus den ältern Ausgaben gezogener, kritischer Anmerkungen an, wodurch manche Stellen Oppians erläutert worden. In der letzten Abhandlung schreibet der V. hauptsächlich gegen den sel. Gesner, der die unter dem Nahmen des Orpheus noch vorhandenen Gedichte dem Thracischen Orpheus zuschrieb und also fur ächt hielt. Der V. hingegen hält sie für die Arbeit eines neuern Platonikers, der sie unterschob, um seinen mystischen Lehren durch den Nahmen eines Orpheus Ansehen zu verschaffen, und sucht die Gründe, die Gesner für ihre Aechtheit anführte, zu widerlegen. Wir sind vollkommen seiner Meynung, und lassen bey der ganzen Untersuchung seinem kritischen Gefühle Gerechtigkeit wiederfahren: indessen haben auch uns doch die harten Ausdrücke misfallen, die sich der V. hie und da gegen den sel. Gesner, so wie gegen andre verdiente Gelehrte, erlaubt hat. Wenn doch einmal unsre jungen Kritiker lernen wollten, daß der unbescheidene Ton gegen Männer von entschiedenen Verdiensten, deren Ruhm sie selbst noch lange nicht erreicht haben, ihrer eignen Achtung Schaden bringe. Noch mehr aber wünschten wir, daß der V. nicht, wie es scheint, dieses Verfahren gegen Gesnern, auf der Universität möchte angenommen haben, wo diejenigen, so auf Gesners Stuhl sitzen, billig nicht alle Gelegenheit ergreifen sollten, dem zu seiner Zeit, und noch itzt, großen Manne, Fehler vorzurücken.

Nm.

Caius Suetonius Tranquillus. Ex recensione et cum animadversionibus *Io. Aug. Ernesti.* Editio secunda emendatior. Lipsiae, sumptibus Caspari Fritsch. 1775. 8. 638 Seiten, ohne Vorrede und Register.

„freundlich sagen?" Nun wer eine Erinnerung von der Art, die nicht sowohl der Kunstrichter als der Mensch macht, und nach so vielen vorher gegangenen Lobsprüchen, mit kritischen Histrionen und Affen des Aristarchs, erwiedert, der muß wohl gar keinen Widerspruch vertragen können.

Der Werth des Ernestischen Suetons ist bey der ersten Ausgabe schon so allgemein anerkannt, daß es überflüßig seyn würde, jetzt noch vieles zu seinem Lobe zu sagen. Sein Vorzug besteht nicht nur in einem nach Maßgabe der gebrauchten Hülfsmittel richtigen Texte, der aber doch auch zugleich dem bekannten Scharfsinn des Herausgebers, und seiner großen Bekanntschaft mit der alten Gelehrsamkeit nicht wenig zu verdanken hat, sondern auch, und fast noch mehr, in den vortreflichen größern und kleinern Anmerkungen, wovon jene, unter dem Namen Excursus, hinten angehänget sind. Diese Anmerkungen, die sich theils mit der Kritik des Textes, theils mit der Erklärung des Schriftstellers beschäftigen, sind für junge Philologen eine wahre Schule des Unterrichts, wie ein alter Schriftsteller in beyden Stücken behandelt werden müsse; und sie sind es vorzüglich deswegen, weil der Herausgeber nicht blos sagt, dies ist die beste Lesart, dies ist der Sinn der Stelle, sondern auch durch Anführung und Vergleichung der Gründe lehret, warum es so sey; weil er bey schweren Stellen nicht, wie so viele andre Herausgeber alter Schriftsteller, stillschweigend vorübergehet, um die Leser glauben zu machen, ihm sey alles leicht und helle, sondern die vorkommenden Schwierigkeiten treu und redlich angiebt, und zeiget, worinn die Schwierigkeit eigentlich liege, und wie man Licht in die Dunkelheit bringen könne. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß junge Liebhaber der ächten lateinischen Philologie diesen Sueton, und mit ihm Heynens Virgil, zu ihrem täglichen Handbuche machen wollten.

Bey dieser zweyten Ausgabe sind einige neue Lesarten von dem Herausgeber in den Text aufgenommen, und überhaupt der kritische Vorrath der Oudendorpischen Ausgabe gebraucht worden.

Homeri Odyssea graece et latine ad praestantissimas editiones accuratissime expressa. Opera M. *Ioan. Georg. Hageri*, Rect. Chemn. Vol. I. Chemnicii, apud Ioan. Christoph. Stoessel. 1776. 8. 426 Seiten.

Dieser

Dieser Homer sollte ein wohlfeiler Abdruck des Clarkischen Textes seyn, dem die Varianten der Clarkisch-Ernestischen Ausgabe beygefüget wären. Der Herausgeber hat aber bey der Odyssee seinen Plan erweitert, und eine ansehnliche Menge alter Ausgaben verglichen. Weil nun dadurch diese Ausgabe in der Kritik des Homers einigermassen wichtig wird, und der Herausgeber einer künftigen kritischen Ausgabe dieses großen Dichters, woran es uns noch immer fehlt, nicht wenig vorgearbeitet hat: so wird eine nähere Anzeige der von dem Herausgeber verglichenen Ausgaben nicht überflüßig seyn. Außer den Varianten der Clarkisch-Ernestischen Ausgabe findet man hier die abweichenden Lesarten der

Lonicerischen ersten, Strasburg 1525. 8, und der fünften Worms 1563. 8 welche der Herausgeber, da ihm die drey mittlern fehlten, die zweyte nennt. Sie sind ein Nachdruck der Florentinischen, mit den beyden ersten Aldinischen verglichen, und an verschiedenen Orten verbessert. Die erste ist correkter als die lezte, welche doch aber die erste ist, worinn der Herausgeber die Verse gezählt gefunden hat. In beyden fehlten Homers Epigrammen. Ferner sind von dem Herausgeber verglichen

Die Hervagischen Ausgaben. Die erste Basel 1535 in kl. Fol. mit Didymus Scholien, enthält Varianten der Florentinischen und Aldinischen Ausgaben, welcher leztern der unbekannte Herausgeber gefolgt ist. Sie hat nur die Iliade und Odyssee. Die zweyte ist von Jac. Micyllus, und Joach. Camerarius Basel 1544 in kl. Fol. besorgt, und ein Nachdruck der ersten; durch Micyllus von den Druckfehlern der ersten Ausgabe gereinigt, aber doch auch nicht ohne viele Druckfehler. Ihr fehlet die Variantensammlung der ersten Ausgabe. Das Exemplar, welches der Herausgeber besitzt, hat den Vorzug, daß von Camerarius und Wolfgang Meurers Hand die Druckfehler verbessert, und Noten an den Rand geschrieben sind.

Auch hat der Herausgeber den griechischen Text des Homers verglichen, welchen Joh. Crispin von Artois sehr correkt gedruckt hat; die Iliade, Genf 1559; die Odyssee, 1567 in 12. Die hinten angehängten Varianten scheinen aus dem Commentar des Eustathius genommen zu seyn, und sind von Clark mehrentheils unter der Benennung aliorum angeführt, und von

Obert Giphanius am Rande seiner Ausgabe wörtlich nachgedruckt.

Sebastian Castalios Ausgabe, Basel 1561 in Fol. mit der lateinischen Uebersetzung ist nur ein fehlerhafter Nachdruck der Crispinischen. Auch in ihr fehlen die Epigrammen. Die lateinische Uebersetzung ist an sehr vielen Stellen verbessert; im griechischen Text kommen doch auch einige wenige Verbesserungen vor.

Von den Stephanischen Ausgaben sind von dem H. verglichen die zu Genf 1617 in 12. mit der lateinischen Uebersetzung, in welcher sich die Epigrammen und centones Homerici befinden; ingleichen die zu Amsterd. 1650. 2 vol. in 8.

Die Ausgabe des Obert Giphanius, Strasb. 1572. 8. hat den griechischen Text nach dem Stephanus; die lateinische Uebersetzung, und die Varianten sind aus der Crispinischen Ausgabe.

Noch hat der Herausgeber die schöne und correkte Ausgabe des Joh. Heinr. Lederlins, und Steph. Berglers, Amsterd. 1707. in 12. verglichen. Der Text ist nach der ersten Stephanischen, und der allerersten Ausgabe des Homers, von Demetrius Chalcocondylas, und nach Handschriften verfertigt.

Endlich hat er auch noch die Ausgabe von Josua Barnes, Cambridge 1711. in 4. gebraucht. Sie scheint ein Nachdruck der verbesserten Schrevelischen Ausgabe zu seyn, und ist, wie bekannt, bey der Clarkischen zum Grunde gelegt.

Aus diesen Ausgaben nun, wie auch aus dem Strabo, Plutarch, Diogenes Laertius, Athenäus, Clemens Alexandrinus, Dionys von Halikarnaß und aus andern, findet man hier die Varianten beysammen. Freylich scheint Homer im Ganzen nicht gar viel dadurch zu gewinnen; doch verdient der Herausgeber für seine Mühe allen Dank. Es wäre nur zu wünschen, daß der Druck den Augen weniger beschwerlich seyn möchte. Man findet auch in der Vorrede eine Nachlese zu den Ausgaben des Homers, deren Verzeichniß der Herausgeber in der Vorrede zu dem zweyten Bande der Iliade gegeben. Er hat auch noch nicht den Versuch aufgegeben, Sebers Index vermehrt herauszugeben, wozu ihm Sebers, von ihm selbst verbessertes Handexemplar in der Bibliothek zu Schleusingen brauchbar seyn könnte.

Homerici carminis laudes ex fontibus Graecorum Romanorumque derivatae, rivulisque recentiorum diductae, ut instar commentarioli in Homerum esse possint, auctore *Ioachimo Pietero*, A. L. M. Ph. D. Sch. B. R. Berolini, typis C. I. A. Wange, 1775. 8. 64 Seiten.

Eine unbedeutende Deklamation über Homers Alter, Ruhm und Ansehen bey den Griechen, Römern und andern Völkern, und den moralischen Nutzen seiner Gedichte, in eine zusammengeflickte kostbare Schreibart gekleidet, und reichlich mit Noten verbrämet, die eben so unwichtig sind, als der Text selbst. Der Verfasser mag immerhin eine genaue Bekanntschaft mit dem Homer haben, den er als Jüngling, als Mann, als fast sechzigjähriger Alter gelesen; er mag immerhin aus eigener Erfahrung gelernet haben, daß Knaben etwas anders im Homer lesen, und etwas anders Männer: doch ist es noch immer möglich, daß er das nicht im Homer gelesen, was man in ihm lesen sollte. Auf diese Vermuthung könnte fast allein die Behauptung des Verfassers führen, daß Homer seine Fabeln in der Absicht erfunden, die Vortheile der Tugend, und den Schaden der Laster sinnlich darzustellen.

Indessen ist diese Schrift gleichsam als der Vorläufer eines größern Werks über den Homer anzusehen, wovon am Ende der Abhandlung der Plan vorgelegt wird. Weil das Vorhaben des Verfassers durch die A. D. Bibl. vielleicht bekannter werden möchte, als durch seine Schrift selbst; so wollen wir den Plan mit seinen eignen Worten hieher setzen, und dadurch ihm Gelegenheit geben, die Meynung des gelehrten Publikums desto eher zu erfahren. Der Titel soll seyn: Dissertationes Homericae.

Exponet harum I. De nominibus Homeri. II. De eius patria. III. De genere Poëtae. IV. De eruditione nostri. V. De fama scriptoris belli Troiani. VI. De eius Apotheosi. VII. De scriptis, quibus inclaruit. VIII. De interpretibus Maeonidis. IX. De Homeri editionibus. X. De Historia litteraria Homeri. XI. De Antiquitatibus Homericis. XII. De Quaestionibus quibusdam, nondum satis, ut quidem videtur, discussis. XIII. De illis, quae nonnulli

sic Homero opponere allaborarunt, ut eum de gradu deturbarent, generatim. XIV. De iis, quae de la Motte in libello, quem in Homerum conscripsit, nostro oppofuit. XV. De via ac ratione Homerum interpretandi, quae omnium esse videtur optima. XVI. An ab Homero incipiendum Graeca addiscere cupienti. In der Note erkläret er sich noch mehr über diese Abhandlungen. I. Agam, sagt er, hac dissertatione de nominibus nostri proprie et improprie sic dictis. II. Sententiam maxime probabilem pandam. III. De patre, matre Homeri exponam. IV. De eius eruditione et vere ipsi propria, et minus accurate tributa. V. De fama dicam publica, privata, inter Graecos, Romanos, Gentes exteras. VI. Apotheosin ipsam, eius monumentum, scriptores tradam. VII. De scriptis exponam veris, Iliade, Odyssea; spuriis, vel suppositittiis. VIII. Interpretes omnis generis, adeoque Versiones quoque ob oculos ponam. IX. Et quas Fabricius, et reliquas, quotquot reperire dabitur, in conspectum dabo. X. Huius ea delineabo lineamenta, quae legisse neminem, harum lautitiarum cupidum, poeniteat. XI. Feithium recensebo et emendando et augendo. XII. In hanc Dissertationem coniiciam, quibus in reliquis minus commodus fuerit locus, quaestiones, haud illas leves.

Worüber der Rec. noch allenfalls etwas von dem Verfasser lesen möchte, wäre über Nr. VIII. IX. X. Allein die mehrmaligen Klagen desselben über Mangel an Büchern geben doch eben kein gutes Vorzeichen. Sonst verspricht er noch andre Schriften herauszugeben, unter andern auch den Phädrus. Noch hat er vier Epimetra beygefügt. Das Epimetron A. enthält ein Verzeichniß der Bücher, die er zu Rathe gezogen, worunter doch auch Woods Versuch ꝛc. ist. Das Epimetron B. ein Urtheil über jene Schriftsteller. Das Epimetron Γ. die Urtheile über den Homer. Und endlich in dem Epimetro Δ. sagt er, weil er vor kurzem in der Philologischen Bibl. eine Recension der neuen Pariser Ausgabe von Apollonii Sophistae Lexico Graeco Iliadis et Odysseae gelesen, und dieses Lexicon einigermaßen zu dem gehöre, was man in dem Epimetro α. lese; so habe er es sich nicht wollen zu Schulden kommen lassen, daß der gelehrte Leser darüber in Unwissenheit bleibe.

K.

10) Er-

10) Erziehung.

Niedersächsisches Wochenblatt für Kinder. Zweyter Jahrgang. Erstes, zweytes, drittes, viertes Bändchen, mit fortlaufender Seitenzahl bis 852. Dritter Jahrgang. Erstes Bändchen, 224 Seiten in 8. Hannover, in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Helwing, 1775. bis zu 1776.

Dieses Wochenblatt verändert sich in Ansehung seines Werths nicht. Gesunden Verstand, eine gute Moral, faßliche und nicht ganz gemeine Gedanken findet man allenthalben. Auch ist ziemlich viele Mannichfaltigkeit darinn. Bald geben die Herausgeber oder Verfasser ein dramatisches Stück, bald etwas aus der Geschichte, bald eine Fabel, bald ein gutes Liedchen. Gäbe es der Käufer viel, die sonst keinen großen Büchervorrath von dieser Art hätten: so würde es diesen auch gleichgültig seyn, ob es Originalstücke und eigne oder übersetzte und aus andern Büchern entliehene Arbeiten wären. Andre möchten es sonst nicht gut nehmen, daß sich bekannte Stücke, wie z. B. der Edelknabe, hier wieder fänden. Ist alles indessen, wie das denn ist, gut gewählt: so wird das eher zu verzeihen seyn, als wenn ein Schriftsteller auch nur ein schlüpferiges Stück mit in eine solche Sammlung für Kinder bringt. Zuweilen vermißt man jedoch die bey Kindern und jungen Leuten so sehr nöthige Behutsamkeit. S. 204 finden wir z. B. folgendes: „Die Vielweiberey war in Aegypten erlaubt, und nur den Priestern verboten; ja es konnten sich auch Brüder und Schwester gesetzmäßig mit einander verheyrathen. Die Weiber hatten von der Königin an bis zur Taglöhnerin die Herrschaft im Hause: wie denn diese auch die Handlung und andre Verrichtungen außer dem Hause, die Männer aber nur die häuslichen Geschäfte besorgten." Wie kann man es rathsam finden, Ideen der Art in die Seele junger Leute, und besonders junger Mädchen, zu bringen! Stimmen dergleichen Ideen zu gewissen Anlagen und natürlichen Meynungen: so setzen sie sich leicht

fest und veranlassen Gedanken, Empfindungen und Wünsche, die für die menschliche Glückseligkeit nicht vortheilhaft sind.

Encyclopaedia Philanthropica Horatii Flacci. Selectis ex omni genere lectu vel utilioribus vel innocenter jucundis collectisque sub titulos ejusdem generis rebus. In Philanthropiis Deslaviensi et Rhaetico Helvetorum. Lipsiae, apud S. L. Crusium. 1775, 90 S. in 8.

In diesem Auszuge, der mit sehr guter Wahl gemacht ist, finden sich zuerst aus dem Horaz zusammengesuchte Sentenzen und dann Auszüge ex arte poëtica, ferner ex lyricis de vita honesta et beata, de sectanda, qua fas est, hilaritate, de rebus publicis, de rebus privatis, dann ex sermonibus et epistolis de vita honesta et beata, de vita publica et ciuili, de rebus Horatii et poëtarum. Alles scheint auch correkt genug gedruckt zu seyn, so daß für diejenigen, welche es für gut finden, nur einen Theil des Horaz mit der Jugend durchzugehen und die das Uebrige deren eignem Fleiße überlassen wollen, diese Sammlung sehr brauchbar ist und allen Lehrern der Jugend empfohlen zu werden verdient.

---

11) Kriegswissenschaft.

Geschichte der Kriege in und außer Europa vom Anfang des Aufstandes der Brittischen Kolonien in Nord-Amerika an. Erster Theil. 15 Bogen in 4. und zweyter Th. 10½ Bogen, 1776.

Warum eben dieses Werk den Titel, Geschichte der Kriege in Europa führet, da es nur blos von den Amerikanischen Kriegen handelt, können wir nicht anders erklären, als daß der seine politische Vermuthungen, welche er im Vorbericht äußert, so gewiß halte, daß der Krieg in Amerika den Krieg in

in Europa (von dem er alsdann auch Nachrichten in diesem Werk geben will,) nothwendig nach sich ziehen müsse, und daß die Wetterwolken, welche er am politischen Horizont in Norden und Süden aufsteigen siehet, sich zusammenziehen, und gewiß losbrechen werden. Auch schlimme Ahndungen über die Staatsveränderung in Schweden und Pohlen, steigen bey dem V. auf. Da diese Schrift übrigens nach eben dem bekannten Plan, der Geschichte des letzten Rußischen, Polnischen und Türkischen Krieges bearbeitet werden soll, so überhebet dieses uns einer weitläuftigern Anzeige. In dem ersten Theile, welcher in 5 Kapitel eingetheilet ist, wird Nachricht von der Entdeckung von Nord-Amerika, von dem Ursprung von Neu-Engelland bis auf die jetzigen Unruhen und von denen in Nord- und Süd-Wallis gelegenen Englischen Colonien gegeben, und zuletzt einige Betrachtungen über die Colonien beygefüget, worinn aus ganz wahrscheinlichen Gründen gezeiget wird, daß die Kolonien am Ende den kürzeren ziehen werden.

Die Normänner, welche um das Jahr nach Christi Geburt 1000 sich in Grönland niedergelassen, sollen die Entdeckung von Nord-Amerika schon damals gemacht haben. Die Anzahl der Einwohner in Neu-Engelland, werden (S. 52) auf 380000 geschätzet. Als in Massachuset 200000, in Connetikut 100000, in Rhode-Island 50000, in Neu-Hampshire 30000, ferner in der Provinz Neu-York, mit den Negern 100000, und marschfertige Militz 3000 Mann, (in den Englischen Colonien muß im Fall der Noth alles vom 16½ bis 60½ Jahre mit zu Felde gehen.) In Neu-Jersey 70000 Einwohner und 1500 Mann ord. Militz, in Pensylvanien 350000 Seelen und 2500 Mann beständige Militz, in Maryland 85000 Weiße, 25000 Neger und 1500 marschfertige Militz. In Virginien 200000 Weiße, 100000 Neger. In Nord-Karolina 60000 Weiße, 20000 Neger. In Süd-Karolina 80000 Weiße, und 16000 Neger. In Georgien 8000 Weiße, und 20000 Neger. In West-Florida 7000 Einwohner, also in allen südlichen Provinzen der Englischen Colonien in Amerika 1,665000 Einwohner. In allen Nördlichen Englischen Pflanzstädten werden gezehlet, in Akadien 20000. Neu-Fowndland 7-8000, in Kanada 100000. Am Hudsonsbay sind keine Pflanzstädte, sondern nur Niederlagen, und kleine Forts: also beläufet sich die Anzahl Einwohner in diesen Provinzen auf 127 bis 128000 Seelen, und in allen Englischen Colonien auf 1,793000 Einwohner.

Der zweyte Theil dieses Werkes enthält eine kurze Kriegsgeschichte der Engelländer und Franzosen von 1755, und ist in 7 Kapitel eingetheilet, in welchen von den Ursachen dieses Krieges, der wegen den Streit beyder Mächte über die Grenzen von Akadien entstand, gehandelt wird. Ferner wird der Anfang der Feindseligkeiten, und die Kriegesoperationen von 1756 bis 1763, nebst dem Friedensschluß von Fontainebleau, und der Zustand der Colonien nach dem Frieden, wie auch der Anfang der gegenwärtigen Unruhen, darinn beschrieben. Zum Beschluß sind einige Betrachtungen über die Englische Colonien in Amerika angefangen, worinn bewiesen wird, daß die gar zu große Nachsicht des Englischen Parlements gegen die Colonien die Ursach ihrer Empörung sey, und daß die Widerrufung der Auflage auf das Stempelpapier, selbige noch halsstarriger gemacht habe; ihre Beschwerden aber in Engelland durch solche unruhige Köpfe als einen Wilks Unterstützung gefunden. S. 19 findet man ein Verzeichniß von der Anzahl der Einwohner in den Englischen Colonien zu Anfang des Krieges von 1755, sie werden ohne Neger und Königl. Truppen auf 1,051000 geschätzet. Man rechnet in Halifax und Lüneburg, in Neu-Schottland 5000, Neu-Hampshire 30000, Massachuset 220000, Rhode-Island und Providance 35000, Conneticut 100000, Neu-York 100000, Neu-Jersey 60000, Pensilvanien 250000, Maryland 85000, Virginien 85000, Nord-Karolina 45000, Süd-Karolina 30000, Georgien 6000, hingegen rechnete man nur Französischer Seits in Kanada 45000, und in Luisiane 7000 Einwohner, ohne regulaire Truppen und Neger. Diese Einleitung zu der Geschichte des gegenwärtigen Krieges in Amerika, welcher in den beyden Theilen dieser Kriegesgeschichte enthalten ist, wird für Leser, welche nicht Gelegenheit gehabt haben, sich in der Amerikanischen Geschichte viel umzusehen, unterhaltend genug seyn. Wir wünschen nur, daß die Relationen von den Kriegesoperations durch eine militairische Feder möchten bearbeitet werden, um dem widersprechendem, und zweydeutigem in dergleichen gesammelten Berichten, eine zweckmäßigere, und wahre Richtung zugeben. Dem ersten Theil dieser Kriegesgeschichte sind zwey Kupfertafeln beygefüget: Die erste stellet den Grundriß von Boston vor, und die zweyte ist eine Karte vom nördlichen Theil von Amerika; im zweyten Theil findet man einen Prospekt der Stadt Quebec, und eine Karte von der Insel Montreal.

Y.

Neu-

Neueste Abbildung aller Kayserl. Königl. Regimenter. Preßburg, 1776. 8. 122 Kupferstiche von L. Aßner gestochen und von D. B. Müller gemahlet.

Die Kupferstiche dieses Werkes bilden die Uniform der Kayserl. Generale, des Generalstabes, ferner von 16 Infanterieregimentern, von 6 Reg. Cheveauxlegers 1) Dragoner, 2) Carabinirer und 10 Curaßirer, ab: nicht weniger auch die Uniform der Ingenieurs der Artilleristen, der Artillerieregimenter, der Mineurs, Sappeurs und Pontonnirs. Nach der Liste, welche man von der Stärke der Kayserl. Armee 1775 erhalten hat, bestand dieselbe aus 77 Infanterieregimentern, aus 2 Regim. Carabiniers, 11 Curaßirer, 2 Cheveauxlegers, 1) Dragoner und 13 Husarenregimenter, in allen aus 77 Regimentern Infanterie und 37 Regimentern Cavalerie. Nach der Liste aber, welche diesem Werke beygefüget ist, hat sie 1776 nur aus 76 Reg. Infanterie, aber aus 38 Cavallerieregimentern bestanden. Die Uniform der Generale bestehet in einem weißen Rock, mit rothen Aufschlägen, dergleichen Weste mit Gold besetzet, und in rothen Beinkleidern. Die Unterkleider und Weste hat der Generalstab mit den Generalen gleich, die Röcke aber sind blau mit rothen Aufschlägen und Kragen, und mit goldenen Knopflöchern. Die ganze Infanterie ist weis gekleidet, und die Regimenter unterscheiden sich an den Aufschlägen und Kragen, 2 Regimenter haben jederzeit einerley Uniform, mit dem Unterscheid, daß eins gelbe, das andere weiße Knöpfe träget. Die ganze Infanterie hat Mützen mit weißen oder gelben Schildern, worinn der Kayserl. Nahmenszug angebracht ist. Die Ungarische Infanterieregimenter unterscheiden sich auch noch außer den Aufschlägen in der Farbe der Beinkleider. Die Husarenregimenter haben theils grüne, theils blaue Uniform. Die Cheveauxlegers aber sind theils grün, theils weis gekleidet, und tragen Mützen wie die Infanterie. Alle Curaßir- und Dragonerregimenter haben weiße Röcke oder Collets und unterscheiden sich durch die Farbe der Aufschläge und Kragen, zwey und zwey Regimenter tragen einerley Uniform, und unterscheiden sich durch weiße und gelbe Knöpfe. Die Ingenieurs haben hellblaue Röcke, Aufschläge, Kragen, Weste und Beinkleider aber sind Carmoisin, und der Huth und die Weste mit Gold besetzet. Die Artillerieregimenter, Artilleristen und Mineur haben graue

Uniform mit rothen Aufschlägen und Kragen, und letztere tragen einen Huth a la Corse mit einer Feder und goldenen Tressen eingefasset. Die Artillerieregimenter aber tragen Mützen wie die Infanterie. Die Sappeurs haben blaue Röcke mit Carmoisinfarbenen Aufschlägen, die Pontonir aber helleblau, mit hellrothen Aufschlägen und Kragen. Von jedem Regiment ist ein gemeiner Soldat abgebildet, und unter jedem Kupferstich stehet der Nahme des Regimentes, ohne einige weitere Nachricht.

Ab.

---

12) Finanzwissenschaft.

Ein Versuch von den Ursachen des gegenwärtigen hohen Preises der Lebensmittel, wie er mit der Ueppigkeit, den umlaufenden Capitalien, den Auflagen und den Nationalschulden verbunden ist. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1776. 146 Seiten in 8.

Der V. giebt vier Hauptursachen von dem hohen Preis der Lebensmittel in England an.

1) Ueberhandnehmende Ueppigkeit, die daher entstandene stärkere Fleischconsumtion, und die in Vergleichung mit den vorigen Zeiten so sehr große Anzahl Pferde. Der Pachter hat deswegen mehr Vortheil von Grasland als von Getraidefeldern, und läßt mehr Getraitefeld zu Grasland liegen als ehemals. Dadurch entsteht Verminderung des Getraides, der Preis desselben steigt und mit ihm der Preis der übrigen Lebensmittel.

2) Die große Vermehrung des circulirenden Capitals durch die ungeheuren Summen, welche die Geldbänke in Bankscheinen cursiren lassen, und wozu zwar Erweiterung des Handels und der Manufakturen aber auch die beständige Erhöhung der Auflagen und die Vermehrung der Nationalschulden Anlaß gegeben haben.

3) Die

3) Die beständige Erhöhung der Auflagen. Der Fabrikant, Handwerker und Kaufmann erhöhen bey jeder neuen Auflage den Preis derjenigen Dinge, die sie dem Gutsbesitzer und dem Pachter zu liefern haben. Der Pachter erhöht den Preis seines Getraides, der Gutsherr die Pachtzins seines Guts. So werden denn nach und nach die Preise aller Dinge erhöht, bis jeder zu den Abgaben, die die Erhöhung der Preise verursacht haben, seinen verhältnißmäßigen Antheil giebt.

4) Die Vermehrung der Nationalschuld. Nach dem V. beträgt sie die ungeheure Summe von 140 Millionen, und die englischen Unterthanen haben an dieser Summe so viel zu fordern, daß die Zinsen davon jährlich vier Millionen Pf. betragen. Diese vier Millionen können als eine wirkliche Vermehrung des Einkommens der ganzen Nation angesehen werden. Der Preis der Waaren steigt aber nach dem Verhältniß der Vermehrung der Nachfrage, welche entsteht, wenn diese Geldsumme alle Jahr mehr ausgegeben wird, als vor diesem, ehe die Schuld gemacht war.

Die von dem V. vorgeschlagne Mittel sind: 1) Man müßte Auflagen auf solche Gattungen des Luxus legen, die unmittelbar in die Preise der Lebensmittel einen Einfluß haben.

2) Das cirkulirende Capital müßte auf eine gewisse Summe festgesetzt, und den Geldbänken nicht mehr verstattet werden, nach Willkühr die Summe der cirkulirenden Papiere zu vermehren.

3) Die Nationalschuld müßte vermindert werden. Man könnte eine Auflage von einer halben Million auf die Aktienhändler legen, und damit den sinkenden Fond vermehren. Die Besoldungen für die Einnahme der öffentlichen Gelder, die jetzt die ungeheure Summe von drey Millionen Pf. ausmachen, könnte man auf eine Million herabsetzen. Durch die Verminderung der Nationalschuld würde denn die Verminderung der Auflagen und durch diese das Fallen des Preises der Lebensmittel bewirkt werden.

4) [illegible] man von neuen Prämien auf die Ausfuhr des [illegible]ides [illegible], und dadurch den Ackerbau wieder in mehrere [illegible]

[illegible]

Durch die[illegible] sei[illegible] gethan zu haben, [illegible]

fern von Profeßion ihre Bedenklichkeiten darüber, auch Weißagungen von Großbritanniens bevorstehendem Schicksal in den gänzigen Monatsschriften nach Belieben zu äußern.

C.

Sammlung von Aufsätzen, die gröstentheils wichtige Punkte der Staatswirthschaft betreffen. Erster Theil, aus dem französischen. Leipzig, in der Sigertischen Buchhandlung, 1776. 366 S. in 8.

Dieser erste Theil enthält eine Uebersetzung der pintoischen Abhandlungen von Zirkulation und Kredit, Handlungseifersucht, Aktienhandel, von der Art in Holland die Auflagen zu erheben, von dem Luxus und dem Kartenspiel, die bereits 1771 in Amsterdam zusammen unter dem Titel Traité de la circulation et du credit etc. herausgekommen sind: Besser wäre es für den Absatz des Buchs gewesen, den Namen Pinto auf den Titel zu setzen, den itzt jeder Politiker im Munde führt, lobt, tadelt, widerlegt, vertheidigt und — oft nicht versteht.

Tr.

---

13) Haushaltungswissenschaft.

Oekonomische Nachrichten der patriotischen Gesellschaft in Schlesien. Dritter Band, auf das Jahr 1775. 4. Breslau. 2 Alph. 12 Bog.

Da wir es uns zum Gesetz gemacht haben von Büchern welche aus mehreren nach und nach herauskommenden Theilen bestehen, blos bey dem ersten Theil die Einrichtung derselben ausführlich anzuzeigen, und den Leser durch angeführte Stücke des Inhalts von dem Werth derselben selbst urtheilen zu lassen, in der Folge aber zur Vermeidung der Weitläuftigkeit als welche uns der enge Raum unsrer Bibliothek ohnehin verbietet, nur blos anzumerken ob jeder Theil unserm erstern Urtheile noch entspricht:

spricht: so lassen wir solches auch jezt bey der blossen Anzeige bewenden, wenn wir in Absicht dieser ökonomischen Nachrichten unsre Leser versichern, daß die Mannigfaltigkeit der Aufsätze und die Menge der ökonomischen Gegenstände in diesem dritten Theil vornemlich für den praktischen Landwirth so lehrreich als unterhaltend sind.

Romanj, eines edlen Wallachens landwirthschaftliche Reise. Zweyter Theil. Eine getreue Uebersetzung mit Anmerkungen von Johann Friedrich Mayer, mit Kupfern. 8. Nürnberg 1776. 1 Alphab. 11 Bog.

Der Leser beliebe unsere Recension des ersten Theils nachzusehen. Jezt erzehlt der edle Wallache seine Reise am Oberrhein, Necker und Mayn und in das Ländchen eines Grafen. Wir wünschen, daß er auch die Länder zwischen der Elbe und Oder durchreisen und seinen würdigen Uebersetzer mitbringen mögte.

Description d'une Machine universellement utile et avantageuse, propre à detruire entierement d'une Maniere infallible aisée et á peu de frais les Fourmis ainsi que d'autres Insectes nuisibles inventé par Mr. le Baron de Hupsh -- à Cologne, Francfort et Leipzig 1777. 8. 52 S.

Dieses Büchlichen, welches nur 26 Seiten enthalten würde, wenn es nicht zu gemeinnützigerem Gebrauche in französischer und deutscher Sprache zugleich abgedruckt wäre, empfiehlt sich in der That und entspricht vollkommen des Verf. Wunsche; er hat hiedurch abermals der gemeinen Wohlfahrt einen nüzlichen Dienst geleistet; ja er würde gewiß den grossen Preis davon tragen, der vor einigen Jahren für den Erfinder, der die Ameisen sicher zu vertilgen lehret, in Martinique nebst dem Adelsbriefe rc. ausgekündiget worden ist, s. oekonomische Nachrichten der schlesischen patriotischen Societät 1775 St. 46 S. 374 und die hamburger Zeitung: Wenn er nicht bereits ein Cavalier wäre.

Sein Schriftgen ist in unsern Augen auch werth, daß wir es mit einigen Umständen anzeigen. In demselben lehrt der V. die Ameise auf einem Bezirke nach dem andern sicher zu vertilgen, der ganze Proceß bestehet in einer eisernen Glocke, unter welcher man einen Schwefellunten anzündet, und so fort die Glocke damit über den Ameisenhaufen setzet. Wem dieser Aufwand zu kostbar ist, kann auch eine thönerne Glocke, oder einen Blumentopf, oder ein altes Fäßchen dazu anwenden.

Wir fanden die Sache ganz nützlich und thunlich: nur empfehlen wir den Ameisenhaufen, wenn die Glocke bald weggenommen werden muß, sogleich fest anzutreten, damit die Schwefeldämpfe länger im Ameisenhaufen verweilen müssen.

Daß todte Fische und Krebse, Speckschwarte und halbfaules Fleisch ꝛc. die Ameisen anlocke, ist richtig: sie gehen aber nicht daran, weil sie solche Speise lieben, sondern aus Antipathie; sie begeben sich daher mit vollen Kräften an diese ihnen verhaßte Körper um sie aus ihrer Wohnstätte zu schaffen: können sie solches nicht bald zwingen, so verlassen sie diesen Platz. Ein Beweiß von Fischen ist im 25. Bande der Abhandlungen von der schwedischen Akad. der Wissenschaften in der deutschen Uebersetzung S. 34 : 38 zu finden: und wir beobachteten, daß Haber in das Eingeweide todter Fische getaucht, und solchen um Bienenstöcke und Bäume gebunden, sie vertreibe; und daß sie alsbald die Bäume verlassen, wenn man die Blätter blos mit Wasser besprengte, in welchem Fleisch gewaschen worden, das vorher etwas in die Putrefaktion übergegangen war.

Zs.

Entwurf eines Landwirthschaftscalenders über die jeden Monath vorfallenden vornehmsten Haushaltungsverrichtungen, nach allgemeinen Grundsätzen und mit einigen praktischen Anmerkungen — von Michael Gottlob Bucher. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. Leipzig, 1776. 6 Bogen.

Von der ersten Ausgabe an, haben wir diese gemeinnützige Schrift gelobt und unsern Lesern empfohlen. Unser Lob steigt also natürlicher Weise mit jeder verbesserten Auflage, wie die gegenwärtige in der That ist, wovon Beyspiele anzuführen zu weitläufig seyn würde. Der V. bittet um Beyträge sicherer ökonom. Erfahrungen.

Abhandlung von Anlegung eines Obstgartens — von dem Verfasser der Berliner Beyträge zur Landwirthschaft, gr. 8. Berlin, 1776.

Enthält zwar nichts besonders, ist aber übrigens wegen der Genauigkeit, womit die gewöhnlichen Regeln vorgetragen werden, immer eine gute Schrift.

Versuche, die Landwirthschaft betreffend, von einem Landwirthe. Mit Kupfern. Aus dem Englischen. 8. Leipzig, 1776. 1 Alphab. 6 B.

Handeln von verschiedenen ökonomischen Materien sehr gründlich, und betrift das meiste die Anlegung der Hecken, die Futterkräuter, und die Viehzucht, wobey manches neue vorkommt, das hier anzuführen, zu weitläufig. Vom Ackerbau wird wenig gesagt. Die Uebersetzung lässet sich recht gut lesen.

---

14) Vermischte Nachrichten.

Bisarrerien. Stulta est clementia — — perituræ parcere chartae. IVVENALIS. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1775. 8. 12½ B.

„Ellenlange Titel, sagt der ungenannte Hr. V. S. 99, „gleich Inhalt, Vorrede und Register en „höchstverdrüßlich. Ich sehe aber doch nicht ein,

„nicht kurze und doch verständliche Titel machen könne. Der „Titel eines jeden Buchs muß dessen Inhalt deutlich zeigen, u. „s. w." Warum wählte denn er einen solchen Titel, unter welchem man doch warlich keine Bemerkungen „über den Zustand der Gelehrsamkeit überhaupt, über Gottesgelahrheit, Rechtsgelehrsamkeit, Philosophie, Geschichte, schöne Wissenschaften, schöne Künste, Alterthümer, Kritik, Freundschaft der Gelehrten, ökonomische Litteratur und Staatsverbesserungen" suchen sollte? Bemerkungen, die, bey aller Freymüthigkeit, mit Anstand gesagt worden, einen philosophischen Kopf verrathen und von Kenntniß unserer Litteratur zeugen. Recensent hat das Werk nicht eher aus den Händen gelegt, als bis er es durchgelesen hatte: und warm noch von dem Eindrucke der Lektüre, eröfnet er seine Meinungen und Anmerkungen, die ihm dabey eingefallen sind, und theilt den Inhalt mit.

Zuerst, über den Zustand der Gelehrsamkeit überhaupt von S. 5-28, wo der Hr. V., da er seine Absicht, nicht unsere gesammte Kenntnisse zu beleuchten, sondern nur seine Gedanken über einige Gegenstände frey zu sagen, entdeckt, die Schwierigkeiten anzeigt, die die Uebersicht der Litteratur einer Nation, und noch mehr der allgemeinen, hindern, und die vielleicht nur ein Baco übersteigen konnte, wenn es nicht die Gesellschaften der Wissenschaften noch leichter thun können, in welchen ja Leute sind, davon jeder in seiner Kunst Meister ist — oder dafür gehalten wird. Doch er fürchtet S. 11: das freundschaftliche Band, das hiezu nöthig wäre, würde nie vest genug unter ihnen geknüpft werden — und leider! hat er wohl recht. Dann, welch ist der Maasstab, an dem jede Disciplin abgemessen werden könne? nach welchem man den vorhandnen Grad der Vollkommenheit, oder den möglichen bestimmen könne? der den Nutzen anzeige, den jede Disciplin der Gesellschaft bringt, oder doch bringen sollte? Was besonders diesen letzten Punkt betrift; so sieht man wohl, daß, so wie die Fähigkeiten eines jeden, der diesen gelehrten Maasstab verfertigen will, auf die Beschaffenheit desselben unmittelbaren Einfluß haben würden, auch Mode und herrschender Ton den Nutzen dieser oder jeder Wissenschaft fast allein bestimmen würde. — (Das Jahrhundert des Lipsius und Salmasius, und das itzige! welch ein Contrast, sowohl in den gesellschaftlichen, als gelehrten Moden! Lipsius in dem heurigen, wäre ein Pedant: und *** in dem XVI. Jahrhunderte ein Ignorant.) —

Ueber

Ueber die Gottesgelahrheit, von S. 28-42. Aus der Verderbniß des Herzens der Religionsfeinde und aus ihren Angriffen auf die Offenbarung, leitet der Hr. V. (offenbar zu spitzfindig und zu einseitig — Es ist allemal sehr ungerecht, unsern Widersachern in Lehrsätzen Verderbniß des Herzens zuzuschreiben) die theologischen Systeme her. Sollte das, was im Französischen fureur de dogme ausdrückt, nicht auch zu jenen großen, verwickelten, mit Menschensatzungen angefüllten, Systemen Gelegenheit gegeben haben? — Doch der V. giebt jedem die Freyheit, diese Systeme und die symbolischen Bücher zu untersuchen, und ist so tolerant, ihn für einen ehrlichen Mann und Christen gelten zu lassen, „wenn er gleich nicht alles, was im System steht, so „pünktlich und eigentlich annimmt.“ S. 32. Aber, wie kann er denn S. 34 mit den Gottesgelehrten unzufrieden seyn, „die „durch ihre angestellten und öffentlich bekannt gemachten Unter„suchungen verschiedene Lehrsätze in den bisherigen Systemen un„kräftig und überflüßig gemacht haben?“ Er scheint hier das argumentum ex tuto zu lieben, weil er befürchtet, die Ausrottung eines seit langen Zeiten eingewurzelten Irrthums könne leicht die dicht daran stoßenden Wurzeln der Wahrheit beschädigen und die Zuhörer eines akademischen Lehrers, der falsche Sätze ausmerzt, möchten, weil sie alle nicht die Beweise ihres Lehrers fassen können, Papagöyen werden, die die Resultate der neuen Sätze ohne deren Beweis verbreiten. — Sehr wohl! Aber Rechtschaffenheit und Klugheit werden die Verletzung der Wahrheit verhüten, und wenn einige Studenten Papagoyen eines denkenden Reformators werden, wären sie nicht auch und noch eher Papagoyen des Orthodoxen geworden? schaden die letztern dem gemeinen Name nicht eben so viel, wo nicht noch mehr? und läßt sich der Kluge dadurch irre machen, wenn der Papagoye ihn schimpft oder liebkoset? — Was der Hr. V. ferner von den Predigtsammlungen sagt, womit man unser Publikum bey jeder Messe überschwemmt, verdient, so wie das, was er vom Kanzelton beybringt, beherzigt zu werden.

Ueber die Rechtsgelehrsamkeit von S. 43-65. Ein lesenswürdiger Artickel, der viel Gutes über die, durch den usum modernum verdrängte, elegante Jurisprudenz, über das Philosophiren bey den Factis und die Anwendung des natürlichen Rechts auf das positive, über die gewissermaßen in Deutschland mögliche allgemeine Gesetzgebung, über einige neue Sätze des Marchese Beccaria, und über die bösen Folgen einer zu schnellen Proceßordnung, enthält.

Ueber die Philosophie von S. 67-90. Der Hr. V. redet hier mit vieler Wärme gegen die Eclectiker unserer Zeiten, die alle Systeme verwerfen; er zeigt ihnen, wie unmöglich es sey, daß sich jeder sein eigenes System machen könne; welche Vortheile, Systeme und Hypothesen der Erforschung der Wahrheit gebracht haben. Beym nächsten Landtage der deutschen Gelehrtenrepublik werden die Aldermänner vermuthlich wohl auf ihre Uebereilung und einseitige Entscheidung erkennen, und auf das, was er sagt, Rücksicht nehmen, wenigstens keine der Strafen ihm zuerkennen, womit Salogast und Wlemar, auf Befehl neulich alle, die anders denken, als die Hrn. Aldermänner, bedrohet haben. — Möchten die Herren, die populäre Philosophie und common sense ums andere Wort auf der Zunge haben, das beherzigen, was hier davon gesagt worden.

Ueber die Geschichte. S. 90-112. Der Vorzug, den die alten Geschichtschreiber vor den neuern — wenn wir gar einmal einen haben — behaupten, rührt daher, daß Staatsmänner und Dilettanten, zu ihrer eigenen Belehrung, die Geschichte ihrer und der nächstvorhergegangenen Zeiten schrieben; daß alle Facta, die so sehr ins Große giengen, und deren Triebfeder und Plane — wenn anders dergleichen da waren — offenbar zu Tage lagen; daß die so weit enfernten Begebenheiten, wie alle in der moralischen Welt, uns vielleicht größer scheinen, als sie waren, und daß sie nur Großthaten von Nationen, die großes Geräusch machten, erzählten. Wie so ganz anders bey dem jüngern Geschichtschreiber! Auch so bald einige dieser Dinge wegfielen; als weibische schwache Kaiser tyrannisirten, die Berathschlagungen Geheimnisse des Kabinets wurden, und nur Priesterzank und Räuberey der Barbaren und einheimische Empörungen zu erzählen waren: verlohr sich die Vortreflichkeit der römischen Geschichtschreiber, wie ihr Patriotismus und Enthusiasmus. — So scheinbar diese Ursachen sind; so möchten alle doch wohl nicht so ganz richtig seyn: allein hier ist der Ort nicht, daß der Recens. seine Meinung hierüber, so wie über das Urtheil über H. v. P. Recherchen und H. Schlözers Universalhistorie mittheilen könnte.

Ueber die schönen Wissenschaften von S. 113-155. Mit dem bekannten Lobspruch des Cicero: Litterae juventutem alunt &c. fängt der H. V. diesen Artikel an, und untersucht, warum dieser Nutzen der schönen Wissenschaften im praktischen Leben nicht allemal hervorscheint? und warum er von vielen

verkannt wird? Nicht ist er der Beredsamkeit und Dichtkunst unhold — er sagt vieles zu ihrem Lobe und einiges brauchbare über die letztere: aber er will, daß man, nach dem Beyspiel der Alten, und wie es die Litterärgeschichte in den Jahrhunderten vor und nach dem X Leo als vortheilhaft zeigt, nicht nur sie, sondern auch Grammatik und Geschichte verbunden mit Mythologie und Alterthümern, zu den schönen Wissenschaften rechnen soll. Dann würden sie mehr Einfluß auf unsere höhere Verstandkräfte haben: und wenn man die Jugend besser zu ihrer Erlernung anführte, würde es weniger Verächter derselben, oder Hasser geben, die sich, wenn sie schöne Wissenschaften nennen hören, der Ruthe ihres Orbils erinnern. Vielleicht gäbe es dann doch noch einige Verächter derselben: Das wären denn die praktischen Gelehrten, die, weil sie vergessen haben, welch einen Vortheil ihnen die Humanoria in Erlernung der praktischen Wissenschaften gebracht haben, darüber spotten, wie ein Greis über den Tanz der Jugend. — — Recensent muß hier, der Kürze wegen, einiges vorbeylassen, um das wichtigste, was er in diesem Abschnitt gefunden hat, anzuzeigen. — Das betrift, was der Hr. V. von Nationalwerken sagt. Er meynt S. 147. ein Nationalwerk sey ein Ding, das man nennt, ohne es zu kennen. Vorausgesetzt, daß die Deutschen einen Nationalcharakter haben; sollte ich denken, jeder, der ein Nationalwerk fordert, wisse auch, was er darunter verstehe: ein dem allgemeinen Charakter der Nation angemessenes, in demselben und für denselben geschriebenes Werk. Und nun, wenn der, der seine Nation kennt, und Scharfsinn genug hat, den individuellen Zug, z. B. an welchem man ein deutsches Mädchen von dem französischen, englischen oder rußischen unterscheidet, zu entdecken; wenn der, sage ich, ein Schauspiel oder einen Roman liest, der deutsche Sitten und Handlungen hat, wird er es nicht ein deutsches Werk nennen müssen? Nuanzen finden immer statt: Der Bayer ist anders, als der Dithmarse — aber im allgemeinen haben doch beyde deutsche Charaktere, weil sie Deutsche sind. Man streite nur nicht unnöthigerweise über Worte. In Wien ist z. E. ein Theater, welches das Nationaltheater genennet wird. Wird wohl jemand selbst in Wien bey dieser Benennung denken, es sey das Theater für die ganze deutsche Nation, von Holstein bis nach Schwaben, und von Elberfeld bis nach Dinkelspühl? Nimmermehr. Es ist das deutsche Theater in Wien, und eben weil es deutsch ist, gehet es die ganze deutsche Nation

 näher

näher an, als das französische oder italienische Theater in Wien, welches die ganze deutsche Nation gar nichts angehet. Wenn man sich also nur über die Worte verstehet, so möchten diejenigen, die deutsche Nationalwerke gefordert, und diejenigen, die uns dergleichen unter dem Namen gegeben haben, doch wohl wissen, was sie forderten und was sie geben sollten. Freylich ist das wie? problematisch — das hängt denn von dem Genie des Schriftstellers ab. Und was endlich der Hr. V. vom Götz von Berlichingen, von Sebald Nothanker und von Sophiens Reisen — als eben so viel Nationalwerken sagt, möchte immer noch einige Einschränkungen verdienen, die aber hier nicht erörtert werden können.

Ueber die schönen Künste, S. 155-158. Der V. hat sich hier nur auf die Bildhauerey eingelassen, und wünscht, man möchte, um den Muth des jungen Künstlers nicht zu hemmen, nicht immer die Nachahmung der Alten anpreisen. Dieser Materie ist, wie man sieht, der V. nicht gewachsen.

Ueber die Alterthümer, S. 158-165. Eine bündige Vertheidigung der Alterthumsforscher und Beweis des gestifteten Nutzens — sehr heilsam unsern Modelitteratoren, die, Dank sey es Lipperts Dactiliothek! von Gemmen, Münzen und Antiken, troz Winkelmann! schreiben können, und sehr heilsam in unsern Zeiten, da ein großer Dichter ungerecht und undankbar gegen eine Classe von Gelehrten verfuhr, der er doch warlich einen Theil seiner Kenntnisse schuldig ist.

Ueber die Kritik, S. 166-172. Ueber die Freundschaft der Gelehrten, S. 172-180. Beyde Artikel gehören zusammen. Recensent, der ein gutes Gewissen besitzt, hat den ersten, der einiges, das das Recensentenhandwerk betrift, wie es vor einigen Jahren in einer gewissen Bibliothek getrieben ward, und noch izt in einer, vielleicht mehreren Zeitungen, getrieben wird, unerschüttert gelesen — auch sich eine Regel zu Nutze gemacht, deren Ausübung der V., wenn er dieses liest, bemerken wird. Der zweyte Abschnitt sagt viel Gutes von dem genauern Bande der Gelehrten: aber unserm eigennützigen Zeitalter, das unter allen Ständen die Freundschaft und Vertraulichkeit unserer guten, biedern Väter so selten gemacht hat, ist das alles Aergerniß und Thorheit. Gewissermaßen nöthigt uns auch die Klugheit, in unserm Briefwechsel behutsam zu seyn. Wir haben vor einigen Jahren ein scandaleuses Beyspiel darüber gehabt. Zwar verdienten

Die

die Briefsteller diese Züchtigung: aber wer steht dem, der als ehrlicher, tugendhafter Mann und Freund seinem Freunde schreibt, dafür, daß auch nicht einst seine Briefe, die doch oft Dinge, oder Züge enthalten, deren er sich zwar nicht schämen darf, die er aber ungern öffentlich sagt, ebenfalls bekannt gemacht werden — und er in Verlegenheit gesetzt werde. Jeder der Vertraulichkeit, und wechselseitige Mittheilung der Einsichten liebet, muß wünschen, daß das Beyspiel des Herausgebers der Klotzischen Briefe nicht weiter um sich greife.

Ueber die ökonomische Litteratur, S. 180-188. Verdiente Persiflage der Stubenöconomen — und eine richtige Bemerkung, daß fast alle öconomische Gesellschaften zu freygebig mit Ertheilung der Aufnahme sind: zugleich eine gerechte Würdigung des Hausvaters vom seel. Münchhausen. Ich wünschte, der Hr. V. hätte auch des Eckharts erwehnt, eines Mannes, dessen Experimentalöconomie eines der schätzbarsten Bücher ist.

Ueber die Staatsverbesserungen, S. 188. Nur Fürsten und Minister sollten über Staatsverbesserungen schreiben — eigentlich sie unternehmen: denn sie sind die einzigen, die aus dem gehörigen Standpunkte das Ganze übersehen, und sich gehörige Einsichten verschaffen können. Andere beschreiben chimärische Staaten, da denn freylich alles gut geht, weil Fürst und Unterthan mehr als Menschen sind. Andere sehen nur Fehler in wirklichen Staaten, und flicken eigentlich daran, ohne etwas zu bessern. Auch dies erfordert Einschränkung. Wirkliche Staatsbedienten haben nur selten Muse, öffentlich zu schreiben. Fürs Archiv schreiben freylich viele. Ein Gelehrter kann Kenntnisse eines besondern Landes haben, und allgemeine Anmerkungen machen, die dem Staatsbedienten doch praktisch zu statten kommen können. Indessen — freylich, die Schriftsteller, welche — ohne Kenntniß, und ohne Rücksicht auf ein besonderes Land, ins allgemeine hinein träumen, wären leicht zu entbehren.

Vz.

Iournal de Lecture, ou choix périodique de Litterature et de Morale. Simul et iucunda et idonea dicere vitae. T. VII. P. I. II. oder numéro XIX. XX. Paris 1776. 8.

Unser Landsmann, Hr. Bruchsinring in Paris, fährt fort, uns allerley Nützliches und Angenehmes aus französischen, englischen und deutschen Schriften gesammelt vorzulegen. Aus letztern hat er diesesmal nichts gegeben als *Mirtil*, Idylle de *Gessner*, trad. par Mr. M. wenn man nicht das Drama hierher rechnen will, welches der Abbé *le Monnier* aus einer andern eben dieses Schriftstellers gezogen hat. Es ist la *bergére bienfaisante* petit drame pastoral, tiré d'une Idylle de *Gessner*, *Mènalque* et *Alexis*. Ein kleines aber gutes Stück, das reine Menschenliebe durchweg athmet, der Denkkraft und Gemüthsart des zarten Alters überaus angemessen, und zur Anlegung und Befestigung edler, menschlicher Empfindungen bey demselben sehr geschickt ist. Der Abbé hat es für eine Prinzeßin verfertigt, in deren Gegenwart es auch aufgeführt worden. Es verdiente eine deutsche Uebersetzung, damit es von der Jugend unsers Vaterlandes ebenfalls gespielt werden könnet. Für die Franzosen, auch für manche unsrer Landsleute, möchte der Versuch einer französischen Uebersetzung des Tristram Shandy, deren V. blos mit den Buchstaben d'H** bezeichnet ist, in diesem Bande das anziehendste seyn. Ob sie gerathen, oder verunglückt sey: mögen unsre Leser selbst beurtheilen. Hier ist eine Probe aus dem achten Kapitel des ersten Theils: *de gustibus non est disputandum*, c'est à dire, qu'on ne doit pas disputer sur les *hobby-horses* *). Quant à moi, je dispute rarement la-dessus, et j'aurais mauvaise grace à le faire; car il m'arrive à certains changemens de la lune, d'être tantôt musicien, tantôt peintre, selon que la mouche me pique.-- Oui Monsieur; j'ai deux petits *hobby-horses* à moi, que je monte tour-à-tour (peu importe qu'on le sache) et sur lesquels je me proméne souvent pour prendre l'air. Quelquefois, il est vray, mes courses sont un peu longues pour un homme sage. -- Mais, entre nous, je ne suis pas un homme sage; d'ailleurs je suis un mortel de si peu de consequence dans le monde, qu'il importe fort peu ce que je fais ou ce que je ne fais pas. Das englische Original haben wir nicht bey der Hand. An seiner Stelle mag dieses Stück hier stehen, wie es aus der Hand eines unsrer ersten Uebersetzer, Hr. Bode's, gekommen: „de gust. „non est disp.; d. i. man lasse eines andern Mannes sein Stecken„pferd ungeschoren. Und, ich kann wohl sagen, ich vergreife „mich auch selten daran; es würde mich auch nicht fein kleiden, wenn

*) In der untergesetzten Anmerkung erklärt sich der Uebersetzer darüber, warum er dieses Wort habe beybehalten müssen.

„wenn ich schon im Grunde ihr Freund nicht wäre, weil ich zu „gewissen Zeiten und Mondwandelungen selbst ein Geiger und „Maler bin, nachdem mich die Fliege sticht. Sie mögens gern „wissen, daß ich mir selbst ein Paar Klepper halte, auf welchen „ich (gar nicht verstohlner Weise) eins ums andre sehr oft spa„zieren reite; ob ich gleich, zu meiner Schande muß ichs geste„hen, zuweilen wohl einen weitern Ritt thue, als es ein weiser „Mann für völlig recht halten möchte. — Aber, es ist auch „wahr, daß ich kein weiser Mann bin; und noch dazu ein „Sterblicher von so geringer Bedeutung in der Welt, daß es „wenig darauf ankommt, was ich thue." Nun stünde denn zu hoffen, daß Tristram Shandy auch in gewisse Boudoirs, und auf gewisse Toiletten, in Deutschland kommen werde, wo deutsche Urschriften, oder deutsche Uebersetzungen englischer u. a. Werke, für einen Mißstand, ja für Verunsauberung, gehalten werden. — Auf die versprochene Fortsetzung der sehr gut geschriebnen Lettre sur les *Economistes* hatte sich Rec. sehr gefreut. Aber siehe! sie ist nicht erschienen, und dürfte vielleicht noch lange, wo nicht gänzlich, ausbleiben. Durch den Fall des würdigen Türgot ist die Sekte der Oekonomisten in Frankreich zugleich in den Staub gestürzet worden. Um so mehr ist jene Unterbrechung zu beklagen, als der Verfasser, Mr. de la Riviére, nur wenige Exemplare hat drucken lassen, und diese unter seine Freunde selbst ausgetheilet hat. — Aus zween Aufsätzen von Mr. de la Harpe, und d'Alembert, die in einige Gegenden unsers deutschen Vaterlandes vielleicht gar nicht, und in andere später kommen werden, können wir uns nicht enthalten, zwo Stellen hierher zu setzen. Beyde sind bey der jetzt im Reich der Philosophie, Theologie und Religion herrschenden Gährung, ein Wort geredet zu seiner Zeit. Eine für diejenige, welche über den, welcher in der Hitze des Streits gegen das, was in seinen Augen Irrthum und Vorurtheil ist, die Linie etwan Einmal überspringt, das Verdammungsurtheil sofort sprechen, und von keiner Entschuldigung wissen wollen. Il est vray, heißt es bey Jenem, qu'on reproche à la *philosophie*, aux grands hommes, qui l'ont enseignée, d'avoir poussé trop loin cette *liberté de penser*, appanage distinctif du seul [illegible] qui a reçu la *raison*. Nous sommes loin de justifier cet abus. Telle est la nature de l'homme, qui sait rarement s'arrêter. Il a vu derriére lui ce long régne d'*aveuglement et d'erreur* où un petit nombre de *fourbes ambitieux* avait aneanti le bon sens dans une *foule d'esclaves*. Il s'est indigné de cet

insolent despotisme. Il en a detruit les fondemens. Il a réclamé *tous ses droits*, et alors il s'en est donné *qu'il n'avait pas peut-être.* Il a *abusé* de *forces* de son esprit, à-peu-prés, s'il est permis de le dire, comme un malade qui a été longtems faible, abuse des forces de sa convalescence: mais cet *abus* peut-il jamais avoir des effets aussi funestes que l'*ignorance* cruelle où nos péres ont été plongés? L'*erreur* est à plaindre sans doute; mais la *superstition fanatique* est à détester. Se *tromper*, comme on nous l'a tant dit, est d'un *homme:* mais défendre de *pardonner*, à çelui qui se *trompe*, est d'un *monstre;* et cette rage aurait dépeuplée le globe, si le ciel avait permis qu'elle devint incurable et universelle. Die andre Stelle für diejenige, welche die Bahn des Neuerens, oder Reformirens, wie man es nun zu nennen beliebt, beschritten haben, oder zu beschreiten gedenken, zur Belehrung. Pour moi, sagt DESCARTES, (in dem *dialogue aux champs elisées entre* DESCARTES *et* CHRISTINE, *reine de Suéde*, — lu à *l'académie françoise*, en présence du roi de *Suéde*, 1771.) je ne sais, s'il peut y avoir des *erreurs utiles*, mais, s'il y en avait, je crois, qu'elles tiendraient la place des *verités plus utiles encore*. Il est vray cependant que, pour combatte *utilement et sûrement l'erreur et l'ignorance*, il faut rarement les *heurter de front.* Un philosophe apparemment mécontent de ses contemporains, disait l'autre jour içi, que s'il révenoit sur la terre, et qu'il eût la main pleine de verités, il ne l'ouvrirait pas pour les en laisser sortir. Mon confrére, lui dis-je, vous avés *tort* et *raison*; il ne faut ni tenir la main *fermée*, ni l'*ouvrir tout à la fois;* il faut ouvrir les doiges l'*un aprés l'autre;* la *verité* s'en échappe *peu-à-peu*, sans faire courir aucun *risque* à ceux qui la *tiennent*, et qui la *laissent échapper.* —

Den übrigen Raum nehmen theils Fragmente aus den Werken des Voltaire, Diderot, Thomas, St. Lambert, Court de Gebelin etc. theils, bisher noch ungedruckte, prosaische Aufsätze, und Gedichte von Mr. de Pezay, Berquin, Mad. de Cass... und andern Ungenannten ein, die in einer allgem. deutschen Bibliothek nicht näher angezeigt und beurtheilt werden können.

Ar.

Kurze

Kurze doch gründliche Abhandlung von der Zufriedenheit des menschlichen Gemüths. Bern, bey Emanuel Haller, 9 Bog. in 8.

Eine wohlgemeinte, trockne, altfränkische, langweilige, moralisch-theologische Betrachtung dessen, was die Menschen im Punkte der Zufriedenheit, sind, und was sie, nach des Verf. Begriffen, seyn sollten. Hier ist eine Probe von unsers Verf. Abbildung eines zufriedenen Gemüthes: S. 124. „Ist er reich, „so wird er sich die Aufwartung seiner Bedienten gefallen lassen; „geräth er in Armuth, so wirds ihm gar nicht beschwerlich fallen „sich selbst zu bedienen; denn er befindet daß er auf solche Art „desto hurtiger und besser nach seinem Gefallen bedienet wird. — „Erlangt er die Person welche er liebt, so wird seine vergnügte „Zufriedenheit um so mehr befestigt, als ihre Vernunft und „Tugend ihm halbe Lasten abnimmt; stirbt sie, so denkt er an „die Vorstellung, die er sogleich bey der Heyrath machen müssen, „daß er eine Frau, die, wie er selbst, sterblich, genommen."

Wr.

Schattenriß der Annehmlichkeiten von Roßwalde; aus dem Lateinischen des Herrn Hofrath Tralles. Breslau, bey Meyer, 1776. 12 Bog. in 8.

Die Urschrift haben wir umständlich angezeigt. (A. d. B. 25 B. 1 St. 300 S.) Uebersetzt hätte sie gar nicht werden müssen, denn nur zu einem lateinischen Spaße war sie geschaffen. Aber vollends so steif und schülermäßig, wie sie da her exponirt ist, vermißt man gänzlich die unterhaltende Schwatzhaftigkeit des Originals, den leichten komischen Uebergang vom Hundertsten ins Tausende, und den glatten Ausdruck so vieler holprigter Gegenstände für die lateinische Zunge unsrer Zeiten. Es ist durch diese Verdeutschung dem Hrn. Tralles auf alle Weise ein übler Dienst geleistet worden.

G.

Theorie der Gartenkun[illegible] [illegible] C. [illegible] L. feld. Leipzig, bey [illegible]n 1775. 238 Seit. [illegible] 8.

insolent despotisme. Il en a detruit les fondemens. Il a réclamé *tous ses droits*, et alors il s'en est donné *qu'il n'avait pas peut-être.* Il a *abusé* de *forces* de son esprit, à-peu-prés, s'il est permis de le dire, comme un malade qui a été longtems faible, abuse des forces de sa convalescence: mais cet *abus* peut-il jamais avoir des effets aussi funestes que l'*ignorance* cruelle où nos péres ont été plongés? L'*erreur* est à plaindre sans doute; mais la *superstition fanatique* est à détester. Se *tromper*, comme on nous l'a tant dit, est d'un *homme:* mais défendre de *pardonner*, à celui qui se *trompe*, est d'un *monstre;* et cette rage aurait dépeuplée le globe, si le ciel avait permis qu'elle devint incurable et universelle. Die andre Stelle für diejenige, welche die Bahn des Neuerens, oder Reformirens, wie man es nun zu nennen beliebt, beschritten haben, oder zu beschreiten gedenken, zur Belehrung. Pour moi, sagt DESCARTES, (in dem *dialogue aux champs elisées entre* DESCARTES *et* CHRISTINE, *reine de Suéde*, — lu à *l'académie françoise*, en présence du roi de *Suéde*, 1771.) je ne sais, s'il peut y avoir des *erreurs utiles*, mais, s'il y en avait, je crois, qu'elles tiendraient la place des *verités plus utiles encore.* Il est vray cependant que, pour combatte *utilement et sûrement l'erreur et l'ignorance*, il faut rarement les *heurter de front.* Un philosophe apparemment mécontent de ses contemporains, disait l'autre jour içi, que s'il révenoit sur la terre, et qu'il eût la main pleine de verités, il ne l'ouvrirait pas pour les en laisser sortir. Mon confrére, lui dis-je, vous avés *tort* et *raison*; il ne faut ni tenir la main *fermée*, ni l'*ouvrir tout à la fois;* il faut ouvrir les doigts l'*un après l'autre;* la *verité* s'en échappe *peu-à-peu*, sans faire courir aucun *risque* à ceux qui la *tiennent*, et qui la *laissent échapper.* —

Den übrigen Raum nehmen theils Fragmente aus den Werken des Voltaire, Diderot, Thomas, St. Lambert, Court de Gebelin etc. theils, bisher noch ungedruckte, prosaische Aufsätze, und Gedichte von Mr. de Pezay, Berquin, Mad. de Caff . . . und andern Ungenannten ein, die in einer allgem. deutschen Bibliothek nicht näher angezeigt und beurtheilt werden können.

Ar.

Kurze

Kurze doch gründliche Abhandlung von der Zufriedenheit des menschlichen Gemüths. Bern, bey Emanuel Haller, 9 Bog. in 8.

Eine wohlgemeinte, trockne, altfränkische, langweilige, moralisch-theologische Betrachtung dessen, was die Menschen im Punkte der Zufriedenheit, sind, und was sie, nach des Verf. Begriffen, seyn sollten. Hier ist eine Probe von unsers Verf. Abbildung eines zufriedenen Gemüthes: S. 124. „Ist er reich, „so wird er sich die Aufwartung seiner Bedienten gefallen lassen; „geräth er in Armuth, so wirds ihm gar nicht beschwerlich fallen „sich selbst zu bedienen; denn er befindet daß er auf solche Art „desto hurtiger und besser nach seinem Gefallen bedienet wird. — „Erlängt er die Person welche er liebt, so wird seine vergnügte „Zufriedenheit um so mehr befestigt, als ihre Vernunft und „Tugend ihm halbe Lasten abnimmt; stirbt sie, so denkt er an „die Vorstellung, die er sogleich bey der Heyrath machen müssen, „daß er eine Frau, die, wie er selbst, sterblich, genommen."

Wr.

Schattenriß der Annehmlichkeiten von Roßwaldez aus dem Lateinischen des Herrn Hofrath Tralles. Breslau, bey Meyer, 1776. 12 Bog. in 8.

Die Urschrift haben wir umständlich angezeigt (A. d. B. 25 B. 1 St. 300 S.) Uebersetzt hätte sie gar nicht werden müssen, denn nur zu einem lateinischen Spaße war sie geschaffen. Aber vollends so steif und schülermäßig, wie sie da herexponirt ist, vermißt man gänzlich die unterhaltende Schwatzhaftigkeit des Originals, den leichten komischen Uebergang vom Hundertsten ins Tausende, und den glatten Ausdruck so vieler holprigter Gegenstände für die lateinische Zunge unsrer Zeiten. Es ist durch diese Verdeutschung dem Hrn. Tralles auf alle Weise ein übler Dienst geleistet worden.

G.

Theorie der Gartenkunst. Von C. C. L. Hirschfeld. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1775. 238 Seit. in 8.

Seitdem Home's Grundsätze der Kritik auch unter uns ein bekanntes Buch sind, ist es so befremdend nicht mehr, die Gartenkunst als eine Schwester der schönen Künste anzusehen, und deren allgemeine Grundsätze und Regeln auch auf sie anzuwenden. Ohne Zweifel hat diese Kunst, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, mehr Vollkommenheit, wenigstens mehr Richtigkeit, wahre Schönheit und Geschmack zu hoffen. Wir haben daher auch, seit einigen Jahren, besonders aus England, verschiedne kleine Schriften erhalten, welche die Verfeinerung der Gartenkunst zum Zweck hatten. Hier wird uns eine zusammenhangende Theorie derselben geliefert, die allerdings zu wünschen war. Ihr Verf. brachte alle dazu nöthigen Einsichten und Kenntnisse und Geschmack dazu mit. Schon vor drey Jahren lieferte er Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst, die man mit Beyfall aufnahm, und wobey es seine Absicht war, einige vorläufige Aufklärungen, die zuerst nöthig schienen, auszubreiten, und darüber die Urtheile der Kenner einzusammeln. In dieser Theorie nun werden die Grundsätze ausführlicher entwickelt, nach welchen man bey einer vernünftigen Anlage der Gärten zu verfahren hat. In den vorläufigen Anmerkungen über die Gärten der Alten und der Neuern ist die Geschichte dieser Kunst kurz und zusammenhängend, mit eingestreuten kritischen Bemerkungen, sehr gut vorgetragen. Man findet hier manche bessere Erläuterung, manche Berichtigung, besonders in Ansehung der oft übertriebnen Begriffe, die man sich von den Gärten der Alten, nach den Lobsprüchen ihrer Schriftsteller, zu machen pflegt. S. 77 hebt die eigentliche Theorie der Gartenkunst an; es werden einige Anmerkungen über die Bestimmung der Gärten vorausgeschickt, nebst den allgemeinen Grundsätzen, die der Künstler dabey zu befolgen hat. Der Hauptgrundsatz, worauf sich alle übrigen, wie zu einer Quelle, zurückführen lassen, ist dieser: „Bewege durch den Garten stark die Einbil„dungskraft und die Empfindung, stärker, als eine blos natür„lich schöne Gegend bewegen kann.“ Von diesem Grundsatze geht der V. aus, und entwickelt nun die besondern Regeln. Er handelt zuerst von Gegenständen der schönen ländlichen Natur überhaupt, und nimmt dabey besondere Rücksicht auf Lage und Ort, wo sich die Gegenstände befinden, Ebenen, Anhöhen, Vertiefungen, die zur Mannichfaltigkeit und Abwechselung beförderlich sind, und den Gegenständen selbst den Charakter ihrer besondern Lage bestimmen helfen; sodann auf

Eigenschaften der Gegenstände, woraus gartenmäßige Vollkommenheit entspringt: Grösse, Mannichfaltigkeit und Schönheit. Die letztere glaubt er, als landschaftliche Schönheit genommen, auf zwey wesentliche Punkte, auf Farbe und Bewegung, vereinigen zu können. Proportion und Form sind minder wesentlich. In Ansehung jener beyder Stücke, der Farbe und Bewegung, werden hier dem Künstler die Hauptgesetze vorgezeichnet. Die Wirkung der Schönheit, die aus beyden entspringt, besteht in der Erregung des lebhaften Vergnügens. Minder lebhaft sind die Eindrücke der Anmuth und Lieblichkeit; sie erregen eine sanftere Bewegung der Seele, eine stille Zuneigung des Gemüths zu dem Gegenstande, ein gelassenes und verweilendes Behagen über seine Betrachtung. Neuheit giebt eine der lebhaftesten Bewegungen, und fast mehr, als Schönheit und Grösse. Sie kann auch auf gewisse Weise durch den Gesichtspunkt erhalten werden, aus welchem man einen Gegenstand erblickt; und dies Mittel muß daher dem Gartenkünstler nicht gleichgültig seyn. Ihm werden auch hierüber Regeln gegeben. Ein andres sehr wirksames Mittel zur Erregung sehr lebhafter Bewegungen ist der Kontrast, über dessen Hervorbringung der V. gleichfalls eine nähere Anweisung giebt, und diese allgemeinen Regeln endlich mit der Empfehlung der Einheit beschliesst. Der zweyte Abschnitt enthält nun die besondern Vorschriften der Gartentheorie, und handelt von der **Anlage, Ausbildung und Verbindung der natürlichen Gegenstände auf einem Gartenplatz.** Zuvörderst wird gezeigt, was man bey der Wahl und Einrichtung des Gartenplatzes in Acht zu nehmen hat; dann die Regeln des Verfahrens mit dem Baumwerk, und den aus Stauden, Gebüschen und Bäumen entstehenden Alleen, Hecken, Lauben, Gruppen, Lustwäldern, u. s. f. mit den Blumen, den freyen und offnen Plätzen, dem Wasser und den Gartenwegen. Der dritte Abschnitt betrifft **die künstlichen Gegenstände auf einem Gartenplatz,** wohin Gebäude, Ruinen, Grotten, Brücken, Statuen, u. s. f. gehören. Das wichtigste darüber ist schon in dem ehemaligen Buche des V. vorgetragen; hier liefert er nur eine Nachlese einzelner hieher gehörigen Anmerkungen. Ein kurzer Aufsatz **vom Wintergarten** macht endlich den Schluß dieses ganzen Werks, das nicht blos seines lehrreichen Inhalts wegen, sondern auch in Betracht der guten Schreibart, Empfehlung verdient.

Dz.

Ueber die orientalische Gartenkunst. Eine Abhandlung aus dem Englischen des Hrn. Will. Chambers. Gotha, 1775. 8. 5 Bogen.

Der Titel sollte billig heißen, von der chinesischen Gartenkunst, denn von den übrigen Theilen des Orients finden wir nichts. Der V. wollte gerne öffentliche Lehrer für die Gartenkunst haben, der er unter den bildenden Künsten die größte Wirkung zur Erregung der Leidenschaften beylegt. Die Chineser sollen, nach des Verf. Erzählung, darinn vorzügliche Meister seyn; dies wird mit Exempeln von ihren Heerstraßen und Gärten gezeigt, auch die Pflanzen genannt, die sie zu Hecken, Lauben, u. s. f. brauchen. Indessen ist bekannt, daß man in England selbst Chambern schuld giebt, er habe viel erdichtet. Die Uebersetzung ist fließend und rein.

Wy.

Moralne Pisma od Imc. Pana *C. F. Gellerta* — — po niemiecku wydane, teraz zás na polski Iezyk przelozone. Tomik II. w Wroclawiu, nakladem W. B. Korna, 1776. 358 S. in 8.

Den ersten im J. 1775 herausgekommenen Theil haben wir bereits angezeigt. Gewiß, der Verleger macht sich um die polnische Nation dadurch verdient, daß er ihr Uebersetzungen guter lehrreicher Bücher in die Hände liefert. Außer dieser Moral hat er auch etliche andre Gellertsche Schriften ins Polnische übersetzen lassen. Und welcher wohlgesinnete Deutsche wird sich nicht mit edlem Stolz darüber freuen?

Op.

Gedanken eines Lehrers an der hohen Schule zu S... (vielleicht Salzburg) über die heutigen Vorkehrungen in Betreffe der Geistlichkeit mit einer Vorstellung an das Oberhaupt der Kirche. Regenspurg und Freysingen, 1776. 8. 60 S.

Nichts

Nichts neues. Misbräuche bey der Geistlichkeit werden zugegeben, wie auch, daß sie schuldig ist, die Lasten des Staats mit tragen zu helfen; aber zugegeben wird nicht, daß, um dieses zu erhalten und jenes abzustellen, der Geistlichkeit ein Theil ihrer Besitzungen genommen, und unter weltliche Verwaltung gesetzt werden müsse; auch wird angenommen, daß die weltliche Verwaltung weit kostbarer, unwirthschaftlicher und gefährlicher sey, als die geistliche. Alles schon mehrmals gesagt. Aber je öfter es gesagt ist, je wahrer ist es auch. So wahr es indessen seyn mag; so sind doch immer die Klöster eine Lücke, aber auch nur von der Zeit an, da sie ihre erste Bestimmung, die Handarbeit, verlassen haben, eine Lücke in der großen Reihe des menschlichen Nahrungssystems. In einem jeden Staate wird es unter die Unvollkommenheiten seiner Einrichtung gezählet, wenn zu viel Hofleute und Advokaten unterhalten werden, damit durch diese der Zutritt an den Regenten mündlich oder schriftlich geschehen möge. Sobald der Regent einen solchen Ton von Popularität und einfacher Justitz einführen könnte, daß alle seine Unterthanen ihre Nothdurft an ihn oder seine Collegien unmittelbar bringen möchten, sobald würden alle zur Audienz gehörige Hofbediente und die meisten Advokaten als sehr überflüßig wegfallen. Ob nun schon an den Höfen, auch bey der größten Popularität, die einige unsrer Philosophen jetzt an denselben einzuführen, sich bemühen, dieses immer eine sehr schwere Unternehmung seyn würde; so befinden wir uns doch bey der Geistlichkeit, diese als Diener Gottes und Fürsprecher angesehen, nicht in derselben Schwierigkeit; je weniger Cerimonie also zur Introduction bey Gott nöthig ist, je weniger Personen sind dazu nöthig. Aber auch diese wenige Personen müssen nicht blos singen und beten, sondern auch arbeiten, zur Regierung oder Ernährung des Staats. Auf diesen Satz gründet sich die katholische bischöfliche und Domgeistlichkeit, und das protestantische Kirchenrechts-System; mit dem einen wie mit dem andern sind die weltliche Regierungsgeschäfte verbunden; die einen wie die andern tragen die Lasten und Beschwerden der Regierung. Eine andere Frage ist: ob die geistliche Subjekten zur weltlichen Verwaltung geschickter sind als die weltlichen? sie ist von jener ganz unabhängig und sollte dabey also auch in keine Betrachtung kommen; denn auch die reichste Einkunft kann durch eine übel bestellte Verwaltung unnützlich werden; eben sowohl aber als man weltliche Verwaltungen geistlichen Subjekten auftragen kann, eben sowohl kann man auch umgekehrt geistliche Ver-

Verwaltungen wohlgewählten weltlichen Subjekten übertragen, je nachdem es die Umstände und Absichten erfordern. Der V. fodert auch die Professoren der hohen Schulen auf, ihm die Frage zu beantworten: Gereichte die Aufhebung des Zwanges wider seinen Willen geistlich zu bleiben, zum Wohl der Kirche, des Staats und der Glaubigen; kann und soll die Kirche oder ihr Oberhaupt denen, die um ihre Entlassung enthalten, dieselbe zu gestehen? Dieser Recensent ist kein Professor: vermöge seines Antheils an dem richterlichen Amte bey dieser Bibliothek aber ist es Pflicht für ihn, hier zu sagen, was ihm davon dünkt. Die Kirche gewinnt allerdings, weil sie alsdenn aus lauter ungezwungenen Gliedern bestehen wird, die ihrer Ueberzeugung folgen und ihres Glaubens leben, folglich gewinnen auch die Glaubigen: der Staat aber gewinnt dabey einen Zuwachs von mehrern Gewerksmitteln und Arbeiten. Mit einer andern kleinen Schrift: „die Nothwendig„keit, die Geistlichen ihres Standes nie zu entlassen," wo dieses auch sogar auf die Bischöffe ausgedehnt wird, ist der V. hingegen nicht zufrieden, und zwar unserer Meynung nach mit Grund. Das Schreiben an den Pabst ist das Ende von der Sache, worinn S. Heiligkeit gebeten wird, diejenigen für Unkraut anzusehen, die mit Zwang im Kloster leben, und ihnen nicht nur die Resignation zu erlauben, sondern sie sogar gegen den Willen der Ihrigen, wie Unkraut auszuräuten. So werden sich endlich, glaubt der V., eine Zahl von Auserwehlten sammeln und erhalten, die mit Ueberzeugung und Lust der Kirche dienen, und sie mehr erbauen werde, als ein Heer gezwungener und eben daher öfters ausschweifender Mönche.

Hk.

Iusti Catholici, ICti Meditatio prodroma de causa Excommunicationis. Bononiae, 1773. Gr. 8. 48 Seiten.

Ejusd. Meditatio secunda de Excommunicatione latae sententiae. 1773. 46 Seiten.

Ejusd. Meditatio tertia de Excommunicatione injusta. Gr. 8. 1774. 64 Seiten.

Ejusd.

Ejusd. Meditatio quarta de certis pontificiae potestatis finibus. 1774. 79 Seiten.

Ejusd. Meditatio quinta de pontificia potestate extinguendi ac supprimendi ordines regulares. 1775. 104 Seiten.

Unter diesem symbolischen Nahmen will uns erstlich der ungenannte Verfasser nicht nur seine Unpartheylichkeit, Unabhängigkeit und seinen Eifer für die Gerechtigkeit, sondern auch seine katholische Religionsparthey zu erkennen geben.

Der H. Apostel Paulus exkommunicirt 1 Corinth. 5, v. 1. fgg. 1 Tim. 1, v. 18. nur Blutschänder und Gotteslästerer; es müssen also höchstwichtige, keine leichte Verschuldungen seyn, welche die Exkommunication verdienen sollen. Sie wurden aber in der Folge sehr gemisbraucht. Im 10ten Jahrhundert behauptete Pabst Gregor VII. daß ein exkommunicirter Fürst seinen Unterthanen nichts mehr zu befehlen habe, wovon Fleury sagt, daß es verkehrte Wirkung gethan habe, weil dadurch die Censuren den Unterthanen selbst verdächtig und lächerlich geworden. Dies sahe die Tridentische Kirchenversammlung ein, indem sie die Befugniß des Kirchenbanns nur alleine noch den Bischöffen, aber auch diese mit sehr engen Einschränkungen, besonders auch in Rücksicht auf die weltliche Obrigkeiten überließ. Diesemnach verdienen Schimpf- und Schmähworte, mündlich oder schriftlich gegen Geistliche ausgegossen, keine Exkommunication. Augustinus sagt: für eine solche Sünde ist genug, ein Vater Unser zu beten. Wenn auch das Verbrechen schwer genug wäre, so muß doch die Sache reiflich untersucht und nicht durch sogenannte latas Sententias, was man auch Excommunicationem Canonis nennt, oder ipso facto ohne richterliche Sentenz nur blos durch die Gesetzeskraft überschnellt werden. Es muß aber caussa grauissima seyn; denn einen Mönch, hinter die Ohren schmeißen, oder ihm einen Buckel voll Schläge geben, wenn er nur nicht blutet, oder keine Haare, oder keinen Zahn dabey verliert, das gehört immer noch unter die leichte Sünden, die der Bischof vergeben kann, sagt der eiferige Katholik Bonacina. Eben deswegen hat die Kirche einige Temporalgewalt erhalten, damit sie in solchen Fällen auch auf leibliche Strafen, Geldbus, Gefängnis etc. erken-

nen kann; das Verbrechen muß auch öfter als einmal geschehen seyn, denn sonst kann ja auch der Pabst Mensch seyn, und wie Barbosa und Berard sagen, die Hölle dabey verdienen; also um eines bloßen unbefolgt gebliebenen Gebots (Contumaz) willen muß die Seele nicht dem Satan übergeben werden. Hincmar schrieb dem Pabst Nicol. I daß er seinen Bann nicht erkenne, und daß die Nichtbefolgung eines päbstlichen Befehls keine bannwürdige Sache sey, so lange kein göttlicher Befehl übertreten wird. Es ist Unsinn, um eine Fliege von der Stirne zu jagen, ein Beil nehmen und dem Menschen, auf dessen Stirne sie sitzt, das Hirn einschlagen; das zeitliche Verbrechen ist nicht einmal so viel werth als eine Fliege, gegen den Verlust der ewigen Seligkeit gehalten. Pabst Bened. XIV. wollte zwar aus dem Cardinal Bona beweisen, daß die Excommunicationes latae sententiae schon so alt als die Kirche sind; aber unser Iustus catholicus nimmt sie vor dem 12ten oder 13ten Jahrhundert nicht an. Eine ungerechte Excommunication verbindet auch nicht einmal, so wenig als des Pabst Johannis XII. Excommunication gegen das Concilium Romanum, den der Kaiser Otto vor das Concilium foderte, mit den Worten: „Wisset also, daß ihr nicht von einigen, sondern von allen als „ein Mörder, Meineidiger, Kirchenräuber und Blutschänder an„geklagt seyd, und daß ihr sogar des Teufels Gesundheit getrun„ken, und bey dem Spiel den Beystand des Jupiters, der Ve„nus &c. angerufen haben sollet &c." Wogegen der Pabst alle Bischöffe excommunicirte, mit den Worten: Excommunico vos de Deo omnipotenti, vt non habeatis licentiam nullum (vllum) ordinare et missam celebrare &c. worauf aber das Concilium dem Pabste wieder geantwortet, daß er nicht wie ein Bischof, sondern wie ein Schuljunge geschrieben habe, der da noch nicht weiß, daß zwey Negationen doppelt affirmiren, daß man ihm nicht schriftlich, sondern mündlich antworten wolle; im Fall er aber nicht käme, so sollte er selbst hiemit in Bann gethan seyn &c. oder so wenig als der Bann Pabst Gregors IX. gegen Kaiser Friedrich, weil er den Kreuzzug unterlassen hatte, [illegible] wenn auch dieser Bann noch einigermaßen vertheidigt werden konnte, doch so wenig als des Pabsts Absetzungs Anmaßung gegen den Kaiser, wovon Albertus Stadensis sagt: ad Papam non pertinet Imperatorem vel instituere, vel destituere, aber so wenig als Clemens des XII. Excommunication der Freymäurer, die Bened. XIV. bestätiget, so wenig endlich — nun entdeckt sich der V. als ein Freund des Hrn. von Murr und der aufgehobenen Gesellschaft Jesu, als die Excommunication, welche gegen

die Uebertreter der Jesuiter-Abschaffungsbulle ausgesprochen ist. (In Deutschland haben eigentlich die weltliche Obrigkeiten den Orden abgeschafft; der Pabst hätte es nicht hindern können; es war also die klügste Parthey, die er ergreifen konnte, ihn zuerst abzuschaffen, wobey die Exkommunicationsformul nichts als ein locus communis ist; man hat auch deutlich genug gesehen, daß verschiedene deutsche Stände sich nicht dafür gefürchtet, sondern der Bulle so lange impune widerstrebt haben, bis sie gut fanden, den Orden aus eigener Macht abzuschaffen. Der Pabst möchte also immer den ausgesprochenen Bann aufheben; und es würde doch auch nur die geringste Jesuiterresidenz nicht wieder hergestellt werden, wie dieser Verf. (Med. IV. S. 68 fg.) selbst zugiebt.) Inzwischen hat die Jesuiterabschaffung zufälliger Weise für die Wahrheiten des Kirchenrechts den grossen Nutzen gestiftet, daß nun die Glieder desselben Ordens, der zu Unterstützung des päbstlichen Ansehens gestiftet war, und eben zu demselben Ende eine eigene gezwungene Logik oder Sophistik in die Schulen eingeführt hatte, welchen Gliedern in der Unterdrückungsbulle ein ewig Stillschweigen auferlegt ist, nun die Bande der Schule von sich werfen und mit einer freyern Philosophie das Ansehen des Pabstes zergliedern, wo nicht gar — welches freylich auch wieder die beste Sache verderbt — lächerlich machen, dahin gehören unsers Iusti Catholici Floskeln und Fragen der 4ten Meditat. S. 30 fgg. „Ob die andächtige Weibchen und Mädchen nicht den Verlust „ihrer Beichtväter und Gewissensführer empfinden? ob der Pöbel „die verschlossene Jesuiterkirchen, Musiken und Andachten gleich„gültig ansehen? ob er den Jesuiten lieber terminiren als pre„digen sehen wird? was das Volk überhaupt von der Bulle für „schöne Wundersachen zu erzählen haben wird? ob der Bauer „nun nicht anfangen wird, den einen Pabst zu nehmen und den „andern mit todt zu schlagen? ob die Katholiken, wenn die Pro„testanten und Nichtkatholiken zum Spaas bald für, bald ge„gen die Societät schreiben, stumm dabey seyn sollen? ob man „Eselsgedult haben könne, wenn ausgelassene Mönche und auf„geschwollene Dorfpfarrer den Orden auf der Kanzel lästern? ob „es möglich sey, die Bulle zu loben, geschweige erst hundert und „tausendmal zu küssen?" Der Pabst kann keinen Regularorden aufheben, weil das Gelübd an Gott gethan ist. (Aber der Pabst ist doch sein Statthalter; ausserdem kann ja sogar der Kaiser juramenta ad effectum agendi relaxiren und eben bey dieser Gelegenheit prätendiren selbst, wie bekannt genug ist, die päbstliche

Nuncien concurrentem jurisdictionem mit den Reichsgerichten.) Die Schlußworte der 5ten Meditation verdienen hieher übersetzt zu werden, und unsere Leser werden damit einen kurzen Begrif aller 5 Betrachtungen haben.

„So gehe dann nun hin, mein lieber Deutscher, und suche, „wo du kannst, die Ursachen zusammen, um den Orden zu vertil„gen, die Mitglieder zu entehren, auszuhungern, auszuziehen, „in die Zuchthäuser zu stecken."

„Gehe und suche den wahren Frieden Christi in der Chri„stenheit, wo selbst derjenige, der das Bild des Friedens seyn „soll vor der Fronte commandirt, wo Gelehrte und Ungelehrte, „Katholicken und Nichtkatholicken das Friedensinstrument gemein„schafftlich übertreten, wo der wilde Trompetenschall das an„dächtige Frauenzimmer schamlos macht, wo die Bürger sich „raufen, wo die Bauern rebelliren, und um die Leichname und „Patrontaschen der Schlachtfelder zanken, wo die Hirten ver„jagt, und die Schaafe zerstreuet sind. Da gehe hin mein gu„ter Deutscher, ich will mich indessen auf ein Ohr legen und ruhen."

Gm.

Nachricht.

Herr D. Bahrdt in Heidesheim hat, sehr unbefugter Weise, angefangen, die theologischen Recensionen der allgemeinen deutschen Bibliothek nachdrucken zu lassen. Es kann mir dieses Unternehmen nichts weniger als gleichgültig seyn. Ich habe über die allgemeine deutsche Bibliothek ein Kayserl. allergnädigstes Privilegium erhalten, und ich hoffe, wenn anders noch Recht und Gerechtigkeit gilt, es werde die Fortsetzung dieses Bahrdtischen Nachdrucks gänzlich gehemmet werden: wozu ich auch noch mehrere Maasregeln genommen habe. Ich habe zu dem Publikum das Vertrauen: es werde eine solche schändliche Unternehmung nicht begünstigen, die, wenn sie völligen Fortgang hätte, den Erfolg haben würde, daß die allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk, welches unsägliche Mühe

Mühe und Kosten erfordert, ganz aufhören müßte. Der einzige scheinbare Vortheil, den D. Bahrdt dem Publikum anbietet, ist, daß sein Nachdruck, obgleich schlechter, doch auch wohlfeiler ist. Ich will jeden ehrlichen Mann, der Kenntniß vom Drucke der Bücher hat, urtheilen lassen, ob die allgemeine deutsche Bibliothek, wozu so grosse Kosten des Drucks, der Anschaffung der Bücher, der Korrespondenz mit mehr als achtzig Verfassern und vielen andern Personen, der Versendung u. a. m. erfordert werden, theuer verkauft werde, und ob der Bahrdtische verstümmelte und schmutzige Nachdruck mit der ächten Ausgabe verglichen werden könne. Indessen will ich, damit aller Vorwand wegfalle, daß der Bahrdtische Nachdruck eine Begünstigung verdiene, dem Publikum Gelegenheit geben, sich die allgemeine deutsche Bibliothek für einen sehr wohlfeilen Preis anzuschaffen oder sie zu kompletiren.

Die ersten vier und zwanzig Bände, nebst den dazu gehörigen beyden Anhängen, welche, in gewöhnlichem Preise, drey und vierzig Thaler kosten, will ich von jetzt bis zum 1sten Brachmonats 1778. für zwanzig Thaler gegen baare Bezahlung in alten Louisd'or zu 5 Rthlr. lassen, wer aber in andern Münzsorten zahlet, muß das Agio nach dem Course vergüten. Jedes einzelne Stück, (den 1sten und 6ten Band ausgenommen, (welche ich nicht vereinzeln kann) wird während der gedachten Zeit für eilf Groschen, der erste Anhang für 1 Rthlr. 18 Gr. und der 2te für 3 Rthlr., wenn man aber 25 und mehrere einzelne Stücke nimmt, jedes Stück für zehn Groschen, der erste Anhang für 1 Rthlr. 12 Gr. und der 2te für 2 Rthlr. 12 Gr. gegen baare Bezahlung in eben der Münzsorte, gegeben.

Wenn jemand vier oder mehrere komplete Exemplare der gedachten Bände sammlet, so kann er an der Zahlung zehn Procent, für seine Bemühung abziehen. Wer aber an einzelnen Stücken achtzig und mehrere Stücke sammlet, (den ersten Anhang für vier Stücke und den zweyten Anhang für sechs Stücke gerechnet,) ziehet sechs Procent ab. Die Exemplare werden in Berlin und in Leipzig postfrey abgeliefert. Die Bestellung und die Einsendung der Gelder, werden auch postfrey erbeten. Ohne baare Bezahlung wird nichts verabfolget. Die auswärtigen Liebhaber werden am besten ihre Bestellungen nebst dem Gelde in der Leipziger Ostermesse 1778. an mich

mich einsenden, und mir, zu Versendung, die Addresse an einen die Messe besuchenden Kaufmann ihres Orts, geben können.

Nach Ablaufe der obengedachten Zeit, werden die obenbenannten Bände wieder in gewöhnlichem Preise verkauft. Der 26ste und die folgende Bände bleiben auch jetzt in dem gewöhnlichen Preise.

*

* *

Ich mache zugleich bekannt, daß der Druck des von mir auf Pränumeration angekündigten Lebens Johann Bunkels, wirklich angefangen ist, und daß dieses Werk, in vier Bänden mit Kupfern von D. Chodowiecki geziert, in der Ostermesse 1778. gewiß erscheinen wird. Ich ersuche alle Pränumeranten, welche die ersten Abdrücke von den Kupferstichen verlangen, ihre Pränumerationsgelder, ungesäumt postfrey einzusenden. Sonst wird die Pränumeration noch, bis zu der Leipziger Ostermesse 1778. inclusive oder bis zu Ende des Mays 1778, angenommen. Die Namen der Pränumeranten, welche dem Werke vorgedruckt werden sollen, müßen längstens zu Anfang des Märzes 1778. postfrey eingesendet werden, indem der Druck im Märze geendigt seyn wird. Berlin den 6ten Wintermonats 1777.

Friedrich Nicolai.

Druckfehler XXXII. B. II. St.

S. 489 Z. 6 die Worte: Wann das geglaubte rc. bis Z. 17 bemerkt zu werden, sind durch ein Versehen des Setzers hier am unrechten Ort eingerückt worden, und sollten eigentlich S. 490 Z. 14 nach den Worten: verursacht worden seyn, stehen.

Z. 18 lies Gläsers.

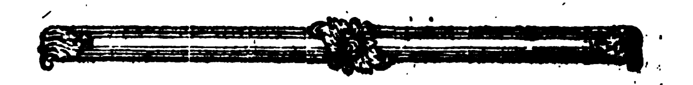
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des vier und dreyßigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai. 1778.



Wir, JOSEPH der Andere, von Gottes Gnaden, Erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien und zu Jerusalem König, Mitregent und Erbthronfolger der Königreiche Hungern, Böheim, Dalmatien, Croatien und Sclavonien, Erzherzog in Oesterreich, Herzog zu Burgund und Lothringen, Großherzog zu Toscana, Großfürst zu Siebenbürgen, Herzog zu Mayland und Bar, gefürsteter Graf zu Habsburg, Flandern und Tyrol rc. rc. rc. Bekennen öffentlich mit diesem Brief, und thun kund allermänniglich, daß Uns Friedrich Nicolai, Buchhändler in Berlin, allerunterthänigst zu vernehmen gegeben, wasgestalten er entschlossen seye, das bereits seit zwölf Jahren herausgegebene Journal, unter dem Titel, die allgemeine deutsche Bibliothek, noch ferners fortzusetzen; Weilen aber er besorge, daß ihm solches Buch von gewinsüchtigen Leuten unter verschiedenen Formaten nachgedrucket, und dadurch er in Schaden gesetzet werden möchte; Als bittete Uns derselbe unterthänigst, daß Wir ihme über ein solches Werk Unser Kaiserliches Privilegium Impressorium auf Zehn Jahre zu ertheilen gnädigst geruhen mögten. Wann Wir nun gnädiglich angesehen, solche des Supplicanten unterthänigste ziemliche Bitte; So haben Wir ihme, und seinen Erben die Gnade gethan, und Freyheit gegeben, thun auch solches hiermit öffentlich, in Krafft dieses Briefes also und dergestalten, daß Eingangs ermeldter Friedrich Nicolai und seine Erben vorgedachtes Buch noch ferners in offenen Druck auflegen, ausgehen, hin- und wieder ausgeben, feil haben, und verkauffen lassen, auch ihme solches Niemand ohne s[illegible] sens, Wissen und Willen, innerhalb denen nächsten Zehn [illegible] Dato dieses Briefes anzurechnen, im Heiligen Römi[illegible] nachdrucken, und verkaufen, noch auch etwas daraus [illegible] zusammentragen solle, weder in kleiner- noch größerer Fo[illegible] was gesuchtem Schein das immer geschehen mögte. Und g[illegible] darauf allen, und jeden Unseren, und des Heiligen Reichs [illegible] thanen, und getreuen, insonderheit aber allen B[illegible] Buchdruckern, Buchbindern und Buchhändlern, bey [illegible] Mark Löthigen Goldes, die ein jeder, so oft er [illegible] thäte, Uns halb in Unsere Kayserliche Kam[illegible] halben Theil obgedachten Friedrich Nicolai, [illegible] nachläßlich zu bezahlen, verfallen seyn solle, [illegible] wollen, daß ihr, noch einiger aus euch selbst, oder [illegible] retwegen obangeregtes Buch, innerhalb denen [illegible] Jahren nicht nachdrucket, distrahiret, feil ha[illegible] verkauffet, noch auch solches anderen zu [illegible] gestattet, [illegible] Weis, noch Weege, alles bey Vermeidung vorbestimmter Straf[illegible] Sechs Mark löthigen Goldes, auch Verliehrung dessel[illegible] Drucks, den vielgedachter Friedrich Nicolai, und seine Erben [illegible] deren Befehlshabere, mit Hülff, und Zuthun eines jeden Ort[illegible]

ken, wo sie dergleichen bey euch, und einem jeden finden würden, alsogleich aus eigenen Gewalt ohne Verhinderung Männigliches zu sich nehmen, und damit nach eigenen Gefallen thun, und handlen mögen. Jedoch solle mehr ernanter Friedrich Nicolai schuldig, und verbunden seyn, von mehr ernanten Buch, und zwar sowohl von allen bereits vorhin in Druck erschienenen, als künftig herausgeben- den Theilen die gewöhnliche Fünf Exemplaria zu Unserem Kayserli- chen Reichs Hoff-Rath, bey Verlust dieser Unser Kayserlichen Frey- heit zu liefern, und dieses Privilegium andern zur Nachricht, und Wahrung dem Buch vorandrucken zu lassen. Mit Urkund dieses Briefes besiegelt mit Unserm Kayserlichen aufgedruckten Secret-Insiegel, der geben zu Pest den Neunzehnten Augusti im Jahr Siebenzehn Hundert Sieben und Siebenzig, Unsers Reichs im Vierzehenden.

JOSEPH.

(L. S.)

Vt. R. Fürst Colloredo.

Ad Mandatum Sac. Caes.
Majestatis Proprium

Johann George Reitzer mpr.

Privilegium Impressorium ad 10 annos über die allgemeine deutsche Bibliothek für Friedrich Nicolai Buchhändler in Berlin betr. Coll.

Der

Verzeichniß

der in des vier und dreyßigsten Bandes zweytem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Weltweisheit.

5. Mathematik.

G. F.

6. Romanen.

7. Schöne Wissenschaften.

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Ebend.

10. Gelehrte Geschichte.

11. Deutsche Sprachlehre.

12. Philologie, Kritik und Alterthümer.

13. Erziehungsschriften.

14. Kriegswissenschaft.

15. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten.

I. F. S.

I.

Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Land- Haus- und Staatswirthschaft, in alphabetischer Ordnung, von D. Johann Georg Krünitz — Mit Kupfern. Siebenter Theil von Bru bis Ce. 2 Alphab. 3 Bogen. Achter Theil, von Ch bis Da. gr. 8. Berlin, 1776.

Herr D. Krünitz der Verfasser, und Hr. Pauli der Verleger, verdienen beyde bey dem Publikum vielen Dank. Ersterer, daß er mit unermüdetem Fleiß und Eifer, und mit gleicher Gründlichkeit, die Fortsetzung dieses wichtigen und allen Kennern schätzbaren Werkes so ununterbrochen bearbeitet, und letzterer, daß er an sauberm Druck, Papier und Kupfern nichts sparet, sondern alles anwendet, was zur Schönheit und Zierde desselben, und zugleich zur Ehre des deutschen Buchhandels gereichet, woran mancher Verleger ein lehrreiches Beyspiel nehmen kann. Vermuthlich muß auch der Abgang desselben beträchtlich seyn, weil der Recensent dies Buch in den Händen vieler Leute weiß, die sonst keine eigentliche Bücherfreunde sind, und solches mit Vergnügen lesen; vornehmlich soll es auf dem Lande unter den Edelleuten, Predigern und Beamten sehr im Gange seyn. So wird zum Eingang gegenwärtiger Recension, welche wir diesmal unsern neuen Gesetzen gemäs, um so williger abkürzen, da bey einem Werke, welches schon so sehr im Gebrauche ist, künftig beynahe eine bloße Anzeige eines neuen Theils hinläng-

lich seyn dürfte. Doch müssen wir ein Paar der vornehmsten Rubriken unsern Lesern zu Gefallen Auszugsweise anführen.

Im siebenten Theil. Brunnen S. 72, ist entweder ein von Natur entstandener oder durch Arbeit und Kunst gemachter Ort in der Erde, darinnen sich das Wasser von einer oder mehrern Quellen sammelt. 1) Quell- Schöpf- oder Ziehbrunnen, welche das in der Erde befindliche Wasser an sich ziehen, oder vielmehr in ihr holes Loch eintreten lassen. Es ist eine vergebliche Arbeit, in der Nachbarschaft von Ströhmen Brunnen zu suchen, deren Wasser höher stehet, als das Strohmwasser. S. 73. Wer eine Brunnenquelle suchet, der muß sein erstes Augenmerk auf die Oberfläche der herumliegenden Gegend richten. Hierinn werden im folgenden bis S. 87. eine Menge zum Theil sehr curieuser Regeln gegeben. Sodann kömmt die Grabung eines Brunnen vor S. 87 — S. 93, und die Art und Weise, wie man das Wasser heraufholet. 2) Röhrbrunnen, ihre verschiedenen Arten, und die Erbauung einer Plumpe, S. 94. u. ff. Was bey den Röhren, durch welche das Wasser hergeleitet wird, zu beobachten ist, S. 100. u. ff. Eine Anweisung des Herrn Dinglinger zu Hannover, um in einem Brunnen das Wasser, welches gelb ist, klar zu machen, wann die Erdlagen Leim und Sand sind, S. 105. Oeffentliche Röhrwasserleitungen und Stadtbrunnen, und deren policeymäßige Betrachtung, S. 109 — 115. Endlich vom Brunnenmacher-Gewerk, und den Kosten eines zu grabenden Brunnens, S. 116 — S. 122. 3) Springbrunnen, S. 123. Hiemit wird der Beschluß dieses langen Artikels gemacht.

Buch-

Buchhandel. S. 190. Der Buchhandel ist ein ansehnlicher Zweig der Commercien, und von verschiedener Art. Auch vor Erfindung der Buchdruckerey fand bereits ein Handel mit geschriebenen Büchern statt. Gleich nach Erfindung derselben legten sich die größten Gelehrten auf den Buchhandel und die Buchdruckerey. Nach der Zeit ist solches wieder abgekommen, weil man Buchhändler die liebe Menge hat. Herr Klopstock will in seiner gelehrten Republik den alten guten Gebrauch zwar wieder aufbringen. Herr D. Krünitz setzt aber hinzu allein — — und nachdem er zwey große Gedankenstriche gemacht hat, fährt er fort: „Jedoch ich überlasse diesen Vorschlag eines „jeden Gelehrten und Schriftstellers selbst eigenen „Beurtheilung." Zur Aufnahme des Buchhandels gehören 1) die Güte der Bücher, welche aber hier kaufmännisch betrachtet, nicht immer den innern Werth derselben zum Grunde hat; sondern ein Buch ist für den Buchhändler gut, wenn es brav abgehet, es sey übrigens wie es wolle. 2) Der wohlfeile Preis, welcher von vielen Umständen abhängt, S. 192. Die Hindernisse, welche sich dieser Aufnahme des Buchhandels entgegensetzen, müssen durch die Policey gehoben werden, als 1) der heimliche Nachdruck; 2) unzulässige Auctiones von rohen Büchern, oder wenn ein Buchhändler von seinem Waarenlager eine Lotterie macht; 3) wenn auf das Papier und auf die eingehenden gedruckten rohen Bücher starke Abgaben gelegt werden; 4) wenn die Buchhändler ihre Privilegia theuer bezahlen müssen, S. 194. Außer Deutschland ist die Regel, daß die meisten Buchhandlungen in Holland, England, Frankreich, und Italien nur mit ihrem eigenen Verlage handeln, welches für den Käufer einzelner Bücher viele Unbequemlichkeiten hat,

 S. 195.

S. 195. In Deutschland hingegen ist schon seit langer Zeit ein allgemeines Bücherverkehr bey Gelegenheit der beyden Messen, zu Frankfurt am Mayn, und zu Leipzig getrieben worden, sonderlich blühet gegenwärtig die Leipziger Messe, S. 196. Daß dieser Handlungszweig in Deutschland beträchtlich sey, erhellet aus einem Verzeichniß S. 197, da in 71 daselbst benannten deutschen Städten allein 188 Buchhandlungen sind, die insgesamt die Leipziger Messe besuchen; wozu noch 32 auswärtige Buchhandlungen kommen, in allen 222 Buchhandlungen, deren Bücherverkehr sich auf der Leipziger Messe concentriret, S. 198. Zu mehrerer Erleichterung wird der so genannte Meßcatalogus zeitig gedruckt, und an alle Buchhandlungen in Leipzig versendet, da denn ein Bücherliebhaber noch von eben der Messe Bestellungen machen kann. Diese ganze Einrichtung des deutschen Buchhandels ist für das Publikum so bequem, als es nur möglich ist, und als kein Land in Europa sich rühmen kann; indem ein jedes Buch, das nur einmal auf die Leipziger Messe gekommen ist, in wenig Wochen in ganz Deutschland feil geboten wird, S. 200. Nöthige Vorsicht für den Buchhändler wegen der so genannten Ladenhüter, S. 201. Sächsische vortreffliche Policeyverfassung wegen des Buchhandels, S. 202—206. Von dem Hanauer neuen Bücherumschlage, S. 207. Zum Beschluß einige Anmerkungen von dem Buchhandel in den übrigen europäischen Ländern, S. 208 — S. 210.

Im achten Theil. Nach S. 516. ist besonders der oberste Theil eines Gebäudes, welcher aus Zimmerhölzern von verschiedener Stärke und Länge besteht, die unter gewissen Winkeln mit einander verbunden, auf den Hauptmauern des Gebäudes ruhen, so

so daß daran Blech, Ziegel, Schindeln, Rohr, Bretter u. dgl. befestiget werden können, um die innere Behältnisse von oben wider die Witterung in Sicherheit zu setzen, S. 517. Das altdeutsche Dach ist so hoch als breit, und kann in einem Quadrat eingeschlossen werden. Das altfranzösische Dach ist nach einem gleichseitigen Triangel angelegt. Ein neudeutsches Dach ist halb so hoch als breit, und kann in einem halben Zirkel beschrieben werden, macht daher an der Spitze oder Förste einen rechten Winkel. S. 518. Ein italienisches Dach ist nur den vierten Theil so hoch als breit. Ein neufranzösisches nach seinem Erfinder, einem französischen Baumeister, so genanntes Mansarddach ist halb so hoch als breit, und gebrochen oder noch einmal versimset. Die letztere Art ist zwar sehr gemein; hat aber neben einigen Vorzügen auch viele Unbequemlichkeiten, welche S. 519 erzählt werden. Ein holländisches Dach läuft von allen vier Seiten schräge zu. In der Folge werden noch mehr Arten von Dächern beygebracht. S. 520. Die Proportion der Dächer zum Gebäude zu finden. S. 551. Von Dachstühlen. S. 522 — S. 525. Von Sparren und andern Theilen des Daches. S. 526 — S. 529. Was Hänge- und Sprengwerke sind. S. 530. Verbesserung der Dachstühle nach Herzbergs Preisschrift. S. 532 — S. 537. Die Dachdeckung. S. 538. u. ff. Strohdächer. S. 539. Daß alte Strohdächer guten Dünger geben, wird S. 540. gewissermaaßen geläugnet; ohne sich aber an die angeführten Gründe zu kehren, bejahet solches der Recensent, aus oft wiederholter Erfahrung, die alle Theorie umstößt. Gegründeter und besser ist der Vorschlag S. 541, das dünne Ende des Strohes mit den Aehren abzuschneiden, und nur den Untertheil zum Dachdecken zu gebrau-

brauchen, wodurch außer der längern Dauer eines solchen Daches, auch noch den Verwüstungen der Krähen und Mäuse begegnet wird. S. 541. Herrn Wiegands Vorschlag, die Strohdächer halb feuerfest und gänzlich frey gegen den Sturmwind zu machen. Desgleichen Herzbergs und Glasers Vorschläge. S. 542 — S. 548. Beschreibung der in Frankreich üblichen Stoppeldächer. S. 549 — S. 554. Die Leimschindeldachung. S. 555 — S. 557. Rohrdächer, ihr Nutzen und Schaden. S. 558 — S. 561. In Schweden macht man Torf- und Rasendächer. S. 562. Die Holzschindeldächer sind die allerschlechtesten, und zugleich die allerkostbarsten. S. 563. Ihre Verfertigung. S. 564 — S. 569. Von Bretdächern. S. 570 — S. 576. Einige Tabellen, was die verschiedenen Arten Dächer kosten. S. 576 — S. 580. Ziegeldächer. S. 581 — S. 596. Schieferdächer. S. 597 — S. 606. Diese sind vorzüglich gut nach allen Erfordernissen abgehandelt. S. 606. folgt das Decken der Dächer mit Steinplatten, wozu in Deutschland die Solinger Steinplatten, und in Frankreich ein gewisser platter Stein, Lave genannt, gebraucht werden. Den Beschluß machen die mit Kupfer, Eisenblech und Bley gedeckten Dächer, welche nur für Palläste, Kirchen u. dgl. gehören. S. 608 — 611.

Diese drey Artikel mögen zur abermaligen Probe für dießmal genug seyn: denn wir haben keinen Raum mehr übrig.

II.

D. Georg Christian Maternus von Cilano — ausführliche Abhandlung der römischen Alter-

Alterthümer. Zweyter Theil. In Ordnung gebracht und herausgegeben, von Georg Chr. Adler. — Hamburg, bey Bohn. 1 Alph. 20 Bogen, nebst 1 Blatt Kupferst. Dritter und vierter Theil, zusammen 4 Alphabet in 8, 1776.

Die Vorrede enthält theils Nachträge zu dem Leben des sel. Cilano, in Anführung einiger von seinen kleinen Schriften; wobey Hr. A. versichert, daß derselbe, wo nicht alle, doch verschiedene der lateinischen medicinischen, die der sel. Prof. Junker in Halle herausgegeben, und namentlich den conspectum Physiologiae und Hygienes, ingl. den conspectum Pathologiae und Semiologiae, verfasset habe, welche Behauptung wir ihm zu verantworten überlassen; theils Verbesserungen des ersten Theils, davon die erste und wichtigste einen Fehler betrifft, den wir selbst in der Recension desselben XXVIII. B. I. St. der A. d. B. gerügt haben. Wir haben damals bemerkt, daß, vermuthlich durch ein Versehen des Herausgebers, die tribuni militum consulari potestate mit den tribunis plebis, vermengt worden wären: und dieß erkennt und verbessert er hier selbst, ehe er noch jene Recension gelesen haben konnte. Diese Bereitwilligkeit, Fehler zu verbessern, gereicht ihm nicht nur zur Ehre, sondern läßt uns auch für die übrigen gemachten Erinnerungen eine gleiche Aufnahme hoffen. Wir sind es ihm schuldig, daß wir die ganze Stelle hersetzen: „Im 19 Cap. heißt es S. 386. f. „ist eine Verwechselung der Trib. milit. mit den Tri„bunis Pleb. geschehen. Es muß daher an die Stelle „der Vorsteher des gemeinen Volks in allen Para-

„graphen gesetzt werden: Die Kriegsobersten. Die
„Ueberschrift muß heißen: Von den Kriegsobersten,
„welche anstatt der Consuln regierten, und S. 387.
„Trib. Mil. Cons. Pot. Zu Ende des 2ten Paragr.
„werden diese Worte die Sache deutlicher ausdrü-
„cken: Sondern half sich jetzt damit aus der Sa-
„che, daß er dem Volke zugestand, Kriegsobersten
„nach eigenem Belieben aus den Plebejern oder Pa-
„triciern zu wählen, welche fürs erste anstatt der
„Consuln regieren sollten. ꝛc.“

Der erste Band wurde mit dem Anfange des IV. Hauptabschnitts, von dem Götterdienste der Römer, und zwar mit dem ersten Buche, von den geringen Gottheiten, geschlossen. Dieser Hauptabschnitt wird nun in gegenwärtigem Bande fortgesetzt, so daß im zweyten Buche von den obern Göttern, im dritten von den Priestern der Götter, und im vierten von dem eigentlichen Dienste der Götter und den dabey beobachteten Gebräuchen gehandelt wird. Die Götterlehre gehört eigentlich nur in so ferne in ein System der römischen Alterthümer, als man römische Gottheiten. und die Geschichte und Beschaffenheit ihres Dienstes in Rom beschreibt: und diesen Gesichtspunkt hat auch der Verf. größtentheils, doch nicht immer, vor Augen gehabt. Wohin man es zu rechnen habe, daß sich die Diana sehr reichlich von der Juno habe Ohrfeigen austheilen lassen, braucht nicht, wie der Verf. vorschlägt, durch ein concilium poetarum entschieden zu werden. Wenn *νεικεσε* in dem angezogenen Vers Homers Il. 21, 480. nicht heißt: Ohrfeigen austheilen, wie es denn wirklich dieses nicht heißt: so hat Diana auch keine bekommen. Und wer wird denn überdem alle Erdichtungen und Vorstellungen eines einzelnen Poeten als geglaubte Thatsachen

chen und Meinungen eines Volkes, in seine Alterthümer bringen? Merkur soll S. 86. außer andern auf sich habenden Verrichtungen auch ein Gott der Sternseher seyn. Deswegen würden die Sternseher selbst, beym Horaz B. II. Od. 17. viri mercuriales genannt. Wie hat doch der Verf. so was schreiben können? Da Horaz sich selbst unter diesem Namen mit versteht: so ist es ihm gewiß nicht in den Sinn gekommen, sich für einen Sternseher auszugeben. Und eben so wenig folgt dieses daraus, daß Manil Astronom. 1, 27. den Merkur anredet:

Tu princeps autorque sacri, Cyllenie, tanti:
Per te iam coelum in terris, iam sidera nota.

Denn er redet vorher auch den August an, und sagt von ihm:

Das animum viresque facis ad tanta canendum.

Da müßte man also auch daraus schließen, daß er den Sternsehern besondern Beystand leiste, wie der Verf. aus voriger Stelle thut. Die Titoner, gegen die die Diana ihrem Vater beygestanden habe, S. 60, sollen vermuthlich die Titanen seyn. Beym Vulkan sagt der Verf. zu Athen wäre ein Fest unter dem Namen Panathenaea, mit brennenden Fackeln gefeyert worden, und man glaube, daß dasselbe dem Vulkan zu Ehren angestellt worden sey. Das kann aber niemand glauben: schon der Name zeigt es an, daß es ein Fest der Minerva war: Vulkans Fest heißt nach seinem Namen Hephästien; wurde aber gleichfalls, wie jenes, mit brennenden Fackeln gefeyert, woher es vermuthlich gekommen ist, daß der V. sie verwechselt hat. Die ganze weitläuftige Beschreibung der Panathenäen ist eine nicht hieher gehörige Aus-

schweifung. Richtig ist die Bemerkung, und hätte noch mit mehrern Stellen der Alten belegt werden können, daß Apollo als ein Gott des Verderbens gefürchtet wurde: er wurde aber nicht sowohl mit langen, wie hier gesagt wird, als mit fliegenden Haaren vorgestellt, und das vermuthlich durch eine Folge der schnellen Bewegung des Sonnenwagens.

Im dritten Buche sind sonderlich die Capitel von den Haruspicen und deren Verrichtungen, von den Vestalen und Auguren, fleißig ausgearbeitet. Wenn es aber S. 190 heißt: Aeneas, als er diese Stadt und Schloß (Troja) eroberte, begab sich in das innerste geheime Gemach des Tempels, nahm das Palladium weg, und mit sich nach Italien: so ist dieß vermuthlich wieder ein Fehler der Uebersetzung der lateinischen Worte des sel. Cilano. Er mag ohngefähr geschrieben haben: *Aeneas, occupata* vrbe et arce, — abstulit secum palladium, und Hr. A. übereilte sich, und zog das occupata auf Aeneas.

Das vierte Buch endlich, enthält unter 2 Abhandlungen von den Gebräuchen des Gottesdienstes, und von den Opfern (und religiösen Spielen,) eine Menge lesenswürdiger Capitel. Zu dem Gebrauche des Gebetes gehörte, daß man sich vorwärts bis zu den Füßen bückte. Der leichtfertige Einfall des Martialis, B. XII, Ep. 77. aber, von einem Menschen, der bey solcher Stellung, hinten ehe als vorne zu reden angefangen habe, ist wohl nicht qualificirt genug, um zu schreiben: Daß zuweilen dem Betenden ein crepitus ventris entwischt sey. S. 272. Daß die mancherley Beynamen, womit die Betenden ihre Götter anredeten, blos gebraucht worden wären, um die Verse damit auszufüllen, S. 275. können wir auch nicht zugeben. Es geschahe aus Aberglauben; man

nannte

nannte mehrere Namen, in der Ungewißheit, welcher darunter dem Gott am angenehmsten sey. Von den Opfergebräuchen ist ungemein viel Neues und Bestimmtes gesagt worden. Die wichtigsten Capitel aber des ganzen Bandes sind die von dem Circus, und von den verschiedenen Spielen der Römer. Wir kennen kein Buch, worinn diese Materie für Freunde der Römischen Litteratur deutlicher aus einander gesetzt wäre. Auch ziehen wir hieher, was von den Taschenspieler- und Seiltänzerkünsten der Römer gesagt worden ist, zu deren Erklärung auch einige Kupfer bestimmt sind. Die Stelle Claudian's aber sagt das nicht, was die 8te Figur, von einer kegelförmigen Stellung 15 über einander stehenden Personen vorstellt. Die Theile des römischen Theaters sind wohl auseinander gesetzt, und durch einen Grundriß erläutert worden; doch in Ansehung der eigentlichen theatralischen Alterthümer herrscht noch eine gewisse Verwirrung und Unvollständigkeit. Aus des Du Bos vortreffl. Abhandlung von den theatralischen Vorstellungen der Alten, die Hr. Lessing aus dessen critischen Betrachtungen über die Dichtkunst und Malerey, in das 3te Stück s. theatralischen Bibliothek eingerückt hat, könnten die hieher gehörigen Capitel noch sehr ergänzt und berichtiget werden. Uns ist überdem hier noch eine Betrachtung beygefallen, die wir auch gerne von dem Verf. gelesen hätten. Er begreift die Materie von dem Theater mit unter dem Abschnitt von dem römischen Gottesdienste, und sagt es noch an verschiedenen Orten, wie es auch andem ist, daß Comödien und Tragödien, und andere öffentliche Spiele, Stücke des öffentlichen Gottesdienstes waren, die zu Versöhnung der Götter angestellt wurden. Wenn nun mancher Eiferer mit Unverstand,

stand, schriftlich und auf der Kanzel, außer andern Gründen gegen das Theater auch den anführt, daß die ersten Christen beym Uebergange zum Christenthume dem Theater, als einem Theil der pompa Satanae, hätten entsagen müssen: so hätte diesen Leuten gesagt werden können, daß die Kirchenväter, die diese Entsagung von den Neubekehrten forderten, die Besuchung des Theaters als ein Bekenntniß der heydnischen Religion ansahen: sie verdammten es also aus keinem andern Grunde, als ein orthodoxer Lutheraner das Niederfallen vor einer Hostie, oder die Besprengung mit Weyhwasser seinem Converso untersagt, und nur ein schaler Kopf eines solchen Prädicanten kann daraus gegen das Theater überhaupt, und wie es jetzo ist, nachtheilige Schlüsse machen.

Wir haben bereits hin und wieder vorzügliche Abhandlungen aus diesem Bande bemerkt; wir setzen dazu noch folgende Stellen, und zum Theil neue Bemerkungen. S. 236. Von dem auspicio ex acuminibus. S. 253. Von den Fällen, wenn die Sibyllinischen Bücher befragt wurden; Formular römischer Gebete. S. 279. De opere topiario. S. 556. Von den Krupeciis oder scabellis. S. 551. Die Zurechtweisung des Festus in einer Stelle von dem Flaminischen Circus. S. 488. Der Unterschied unter prodigium, monstrum und portentum. S. 169. Der Unterschied unter pagus und vicus. S. 329. u. a. m. Eben so fügen wir zu den bemerkten kleinen Fehlern noch folgende bey. Der Hafen Aulis wird Aeolides genannt. In einer so ausführlichen Abhandlung von der Religion der Römer, hätte auch de locis sacris besonders gehandelt werden sollen, welches aber nur in einer einzigen Anmerkung geschieht. S. 297. und bey der schönen Beschreibung vom Circus,

geht

geht der Campus Martius leer aus, und wird gar nicht beschrieben. Die Seiltänzer, die auf Linien gehen, S. 570, und die Veränderungen des Theaters, die durch Linien und Gewichte geschehen, S. 590, schmecken abermals nach einer falschen Uebersetzung aus dem Lateinischen. Der Lateiner kann linea für ein Seil oder Leine brauchen, nicht aber der Deutsche. Die Erklärung der Buchstaben bey der XI. Figur geschieht S. 588. verkehrt. Nicht a. a. sondern b. b. sind die Stufen, und a die Praecinctiones. Da *Seruius* unter diesem Namen jedermann bekannt ist: warum wird er allemal Seruius *Honoratus* allegiret? Unter die Ausschweifungen gehört die S. 129. fg. von den Aegyptischen Gottheiten, bey Gelegenheit der von den Römern verehrten Isis. Gegen die Richtigkeit und beweisende Kraft der Allegaten ließe sich auch manches erinnern. Verschiedentlich gedenkt Hr. A. einer von dem sel. Verf. hinterlassenen deutschen Uebersetzung des Livius, und scheint Aufmunterung zu erwarten, solche herauszugeben. Wir haben eine Stelle S. 562. Liv. B. VII. Cap. 2. mit dem Text verglichen. Livius redet hier vom Ursprunge des römischen Theaters: „Ich habe, spricht er, für gut befunden, unter den Dingen, die einen gar geringen „Anfang genommen, auch den ersten Ursprung der „Spiele bekannt zu machen, damit man sehen möge, „wie eine Sache, die einen so mäßigen Anfang gehabt, habe so übermäßig ausschweifend werden können, daß sie kaum den mächtigsten Königreichen erträglich gewesen.“ So lauten seine Worte in der Uebersetzung, woraus man den Verstand des Livius blos errathen kann. Tolerabile aber kann man nicht durch erträglich geben, wenn es von einem Grad der Verschwendung gebraucht wird, die kaum der Mächtigste

aushalten könne. Doch nunmehr wird wohl Hr. A. keine weitere Urtheile über diese Uebersetzung erwarten, da er wohl, seitdem der Anfang der Wagnerschen erschienen ist, von selbsten den Gedanken, sie herauszugeben, fahren lassen wird. Das schlechteste im ganzen Bande sind die zwey letzten Capitel von der Tragödie und Comödie. Es hätte sich darüber, wie wir schon bemerkt haben, verschiedenes zu den Alterthümern gehöriges sagen lassen: so aber, wie sie da stehen, gehören sie gar nicht hieher, und sind wirklich — unter aller Critik. Nimmermehr kann der sel. Cilano so was geschrieben haben: sie verrathen einen Verf., der völlig fremd in der Sprache, nicht wußte, was er davon abschreiben sollte, und daher just über das Unrechte gerieth.

Da der Abdruck der Recension von dem zweyten Theile durch zufällige Verhinderungen verspätet worden ist: so wollen wir zugleich derselben eine ganz kurze Anzeige der beyden letzten Theile anhängen. In der Vorrede zum dritten Theile erklärt sich Herr A. über einige ihm gemachte Einwürfe und Erinnerungen, und darunter auch über die, so ihm in der Recension des ersten Theils in der Allg. d. B. gemacht worden sind. Er thut dieses mit so viel Billigkeit und Bescheidenheit, daß er allen Schriftstellern, die oft mit so vielem Unwillen über ihre Recensenten herfahren, hierinne zum Muster dienen kann. Manche kleine Fehler räumt er ein, andere, die man auf seine Rechnung gesetzt hatte, schiebt er auf den sel. Verf., und beweist es mit Worten seiner Handschrift; noch andere vertheidigt er, und darunter sonderlich die Behauptung von dem anderthalbjährigen Wechsel der Censoren. Da wir es aber unsers Theils an andern Recensenten misbilligen, wenn sie ihre Recensionen

mit

mit Gegenantworten ausfüllen, und die Allg. d. B. zum Streitplatz machen: so enthalten wir uns, die Gründe auszuführen, warum wir unsere gemachte Erinnerung noch nicht zurücknehmen können. Sachkundige Leser werden uns ohne dem beystimmen, und vielleicht hat sich Hr. A. selbst inzwischen eines andern belehret.

Der dritte Theil beschließt zuförderst die vierte Hauptabtheilung vom römischen Götterdienste, durch eine Nachricht von ihrer Zeiteinrichtung und kalendarische Beschreibung aller römischen Feste durchs ganze Jahr. Der fünfte Hauptabschnitt, der sich bis in den vierten Theil erstreckt, handelt in 22 Capiteln von dem Kriegswesen der Römer. Der fünfte Hauptabschnitt endlich betrifft das Hauswesen der Römer, und handelt von ihren Häusern, Ehen, Eheberedungen, Hochzeiten, Gebräuchen bey der Geburt, Erziehungswesen, Kleidung, Speisen und Gastgeboten, vom Gesinde, und insbesondere de seruo medico, vom Sclavenhandel, ihrer Freylassung, von der väterlichen Gewalt und Entlassung aus derselben, von der Adoption, Arrogation, Legitimation, vom Begräbniß, von dem Gelde und Maaßen der Römer, von ihren Namen, Geschlechten und Familien. Die nöthige Einschränkung des Raums unsrer Bibl. erlaubt uns nicht, die zwey letzten Theile so umständlich wie die ersten durchzugehen. Wir können nichts weiter hinzusetzen, als daß wir dem Herausgeber zu dessen Vollendung Glück wünschen, und es mit vollkommener Ueberzeugung allen Schulleuten und jungen Studierenden zum Gebrauch empfehlen.

Nm.

III.

Christian Wilhelm Franz Walchs Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereyen, Spaltungen und Religionsstreitigkeiten, bis auf die Zeiten der Reformation. Siebenter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1776. 760. Seiten. 8.

Eben der Plan, den der Verf. in den ersten Theilen dieses Werkes befolgte, gegen welchen es jetzt vergeblich und zu spät seyn würde, Erinnerungen zu machen, wird auch hier beybehalten. Hr. W. wird zwar beynahe in jedem neuen Theile weitläuftiger als in den vorhergehenden, und das Ende des Werks verliert sich immer mehr aus unsern Augen. Aber bey der einmal gewählten Methode kann dies nicht anders seyn, weil der Reichthum an Urkunden und Quellen, aus welchen, dem Plan gemäß, Auszüge gegeben werden müssen, von Jahrhundert zu Jahrhundert größer wird. Genaue Geschichtsforscher werden sich die Vollständigkeit, deren sich der Verf. befleißigt, gerne gefallen lassen, und ihm für seine mühsame Arbeit, wodurch eigene Untersuchungen über diese Theile der Geschichte sehr erleichtert werden, aufrichtigen Dank sagen. Man hat wirklich an diesem Buche ein treffliches Repertorium, sowohl über die Quellen als über die Hülfsmittel der Ketzergeschichte, und über die darauf verwandten Bemühungen neuerer Gelehrten. Die auf eine kritische Vergleichung der Quellen sich gründende Erzählungen des V. von Begebenheiten sowohl, als von den jedesmaligen

Streit-

Streitfragen, sind mit Fleiß und Bedachtsamkeit abgefasset. Und selbst in den häufig beygefügten Urtheilen wird mancher mit Vergnügen mehr Freymüthigkeit finden, als er vielleicht vermuthet hätte. Der erste Abschnitt unsers siebenten Theils betrifft die Fortsetzung der monophysitischen Streitigkeiten von der Bekanntmachung des Henoticons des Kaysers Zeno, bis zur fünften allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel, unter dem Kayser Justinian dem ersten. Den Ausgang dieser langwierigen Zänkereyen hat der Verfasser auf den folgenden Theil verspart, weil er zur bessern Uebersicht des ganzen nöthig fand, bey der Constantinopolitanischen Kirchenversammlung stehen zu bleiben, und ehe er weiter gieng, die Geschichte einiger ganz nahe verwandten Streitigkeiten einzuschalten. Daher handelt der zweyte Abschnitt S. 232. von den Streitigkeiten mit den Theopaschiten, über die Redensart, daß Einer von der Dreyeinigkeit gelitten habe, und gestorben sey; und der dritte S. 362—760. von den Streitigkeiten über die Lehren des Origenes. Ein anderer hieher gehöriger Streit, der nämlich über die drey Capitel, ist auf den nächsten Theil ausgesetzt worden.

Die elenden Zänkereyen, mit deren Geschichte sich dieser Band beschäfftigt, sind zwar an sich betrachtet, sehr unerheblich, und zur Ehre der Menschheit und der Religion möchte man wünschen, daß ihr Andenken ganz aus dem Gedächtniß der Menschen ausgelöscht würde. Aber auf einer andern Seite betrachtet, sind sie ungemein wichtig, und verdienen den Fleiß, welchen Hr. W. auf sie verwendet hat, vollkommen. Sie stehen in einem genauen und unmittelbaren Zusammenhang mit den damaligen Staatsveränderungen. Die Kirchenhistorie bedarf fast über-

all den Beystand der bürgerlichen Geschichte; aber in der hier abgehandelten und nächst folgenden Periode vergilt sie die ihr geleisteten Dienste reichlich, durch das Licht, welches sie über die damaligen Geschäffte und Veränderungen des Staats verbreitet. Es ist unsäglich, wie viel Schaden der Staat, jedoch vornehmlich durch seine eigene Schuld, von diesem Pfaffengezänk gehabt hat. Die Kayser glaubten, kein wichtigeres und nützlichers Geschäfft sich machen zu können, als wenn sie die uneinige Klerisey, (welche sich über gewisse spekulative Sätze, und über die Rechtmäßigkeit einer gewissen vor hundert Jahren gehaltenen Versammlung von Bischöffen herumzankte, und sich wechselsweise verfluchte,) entweder zu vereinigen, oder der einen Parthey die Oberhand zu verschaffen sich bemüheten. Aber eben deswegen ist nun diese Geschichte sehr lehrreich. Für den Politiker ist sie eine vortreffliche Schule der Klugheit, welche ihn der gefährlichen Mühe überhebt, durch eigene Versuche sich Erfahrung zu erwerben, wenn Zeloten ihn auffodern, der nothleidenden reinen Lehre zu Hülfe zu eilen. Theologen aber können lernen, was bey Streitigkeiten frommet, und was nicht. Und auch dem Philosophen bietet sich Stof zu den wichtigsten Betrachtungen in großer Menge an. Hr. W. hat seine Erzählung so eingerichtet, daß diese Zwecke ziemlich leicht durch sie erreicht werden können. Vielleicht wäre es aber doch nützlich gewesen, den Lesern noch öfter Winke zu geben, daß er auf etwas mehreres, als auf den bloßen Fortschritt der Begebenheiten, sein Augenmerk zu richten habe.

Aus dem ersten Abschnitte dieses Bandes empfehle ich besonders die sehr wohlgerathene Bestimmung der Fragen, über welche eigentlich unter den Kaysern

Zeno und Anastasius gestritten worden ist. Je mehrere und je zuverlässigere Quellen gebraucht werden, dergleichen die vom Verf. genutzten Fragmente des monophysitischen Severus sind, desto klärer fällt es in die Augen, daß die Streitigkeiten immer unerheblicher wurden, und sich der Logomachie mehr näherten, je länger sie dauerten. Richtig wird S. 109 bemerkt, daß nie vorher ein römischer Pabst einen vollständigern Sieg davon getragen, aber auch noch nie einen so beleidigenden Stolz bewiesen habe, als Hormisdas bey der durch ihn unter dem Kayser Justinus bewerkstelligten Aussöhnung des Orients mit Rom. Völlig gegründet sind die S. 125 vorkommenden Betrachtungen über den Sieg, welchen damals die Orthodoxie über den Monophysitismus erhielt, nehmlich, daß das Volk, die gemeinen Christen, an allen diesen Streitigkeiten und Veränderungen keinen merklichen Antheil genommen haben, und daß eigentlich nur die Klerisey dabey interessirt gewesen sey. Hingegen zeigt sich aus dem ganzen Verlauf der Geschichte, daß fast niemand tiefer in alle diese Händel verwickelt gewesen ist, und zur langen Fortdauer derselben so viel beygetragen hat, als die Mönche. Der Verf. hat daher Gelegenheit genommen, an mehrern Orten dieses Bandes sehr viel richtiges und merkwürdiges über die Wichtigkeit und Schädlichkeit der meist fanatischen Mönche zu sagen. Die pragmatische Geschichte des Mönchswesens hat hier erhebliche Bereicherungen erhalten. Mit vielem Fleiß sind die Erzählungen abgefasset, von der Absetzung des Constantinopol. Patriarchen Anthimus, und von der sehr despotischen Einführung der Orthodoxie in Alexandrien, wo seit langer Zeit der Monophysitismus der herrschende Glauben gewesen war. Was

von der sittsamen Art, wie Kayser Justinian sogar den Homeriten die Orthodoxie aufzudringen suchte, beygebracht wird, ist wenig bekannt.

Im zweyten Abschnitt, von der Theopaschiten Streitigkeit, ist mit Recht der Antheil, den die römischen Bischöffe an diesen Händeln genommen haben, nur kurz berührt worden. Es war hier genug, zu zeigen, daß die Aussprüche und Handlungen des Pabst Hormisdas den Entscheidungen seiner Nachfolger wirklich widersprechen. Hingegen ist mit vieler Genauigkeit gehandelt worden vom Trisagio, von dem Alter der Formel: Einer von der Dreyeinigkeit ist gekreuzigt worden; von dem Sinn, im welchen die Theopaschiten, besonders Peter der Gärber, Xenajas und Severus, diese Formel nahmen, und von der Rechtgläubigkeit der scythischen Mönche, welche die Formel einführen wollten, und hierdurch Anlaß gaben, daß selbst Orthodoxen mit Orthodoxen über den Gebrauch dieser Redensart in heftigen Streit geriethen. Bey der Beurtheilung dieser Controvers giebt der Verf., wie sich von selbst versteht, den Vertheidigern der Formel Recht, und mißbilligt nur dies, daß man den uneingeschränkten Gebrauch derselben für etwas ganz nothwendiges hielt. Er giebt zu, daß die Gegner nicht ohne alle Ursache widersprochen haben; findet aber an ihnen doch mancherley zu tadeln. So sehr Recensent überzeugt ist, daß ihr Verhalten bey dem Widerspruch wenig Lob verdient, so dünkt ihn doch, daß der Widerspruch an sich betrachtet, hinlänglich vertheidigt werden kann. Einmal waren es doch Monophysiten gewesen, welche zuerst die zweydeutige Formel einzuführen sich bemüheten. Ganz natürlich mußte also ihr Gebrauch bey der damals noch fortdauernden Gährung der Gemüther bedenklich

schei-

scheinen, wenn sie gleich in einem ganz unschuldigen Sinn jetzt genommen ward. Ferner war es dazumal so sehr nöthig nicht mehr in den Gegenden von Constantinopel, sich durch eine neue Formel von Nestorianern zu unterscheiden. Vor Monophysiten hatte man sich weit mehr zu fürchten, und hatte daher mehr Grund, die Formel zu verwerfen, als sie anzunehmen. Die Africaner, welche Hr. W. bey diesen Händeln vorzüglich lobt, beurtheilten wohl den Satz zu einseitig, und ohne auf die Umstände der morgenländischen Kirchen Rücksicht zu nehmen. Ueberdies ist bekannt, daß die Africaner von je her einen großen Gefallen an Oxymoris und Paradoxis gehabt haben, wobey aber zuverläßig Theologie und Religion wenig gewonnen haben. Es ist also gar kein Wunder, daß auch dieses neue theologische Räthsel ihren Beyfall fand. Die scythischen Mönche hatten ihn ohnedies schon dadurch verdient, daß sie sich der africanischen Gnadenlehre des Augustinus gegen den Faustus, einen vermeinten halben Pelagianer, annahmen. Sonderbar ist es doch, daß vornehmlich die Gönner der Augustinischen Theorieen sich zu Beförderern der Redensart: Einer von der Dreyeinigkeit ist gekreuzigt, aufgeworfen haben. — Dergleichen Anmerkungen ließen sich noch mehrere machen. Auch hätte ich gewünscht, daß der V. eine unpartheyische Beurtheilung beygefügt hätte, ob und was für ein Nutzen durch diese auffallend klingende Formel erhalten worden sey? ob es nicht rathsamer gewesen wäre, sich ihrer zu enthalten? Hr. W. sagt zwar S. 233. daß kein Nestorianer sie annehmen oder billigen könne. Ihr Nutzen würde also darin bestehen, daß man sich durch sie von Nestorianern unterscheiden könne. Aber es hätte dieses nicht nur auf andere Art, mit weniger Zwey-

deutigkeit geschehen können; sondern ich zweifle auch noch, daß Nestorianer, (so wie die Geschichte, und nicht die gewöhnliche Polemik sie geschildert,) die Formel schlechterdings nicht haben annehmen können. Hat doch selbst Nestorius die Redensart: Maria ist Gottes Mutter, nicht schlechterdings verworfen. Der Satz: Einer von der Dreyeinigkeit ist gekreuzigt, soll doch nichts anders sagen, als: Christus, welcher gekreuzigt worden, ist einer von der Dreyeinigkeit; oder deutlicher, der gekreuzigte Jesus ist so innig und genau mit einer der drey göttlichen Personen vereinigt, daß es nur Ein Christus, Eine Person ist. Und das haben wirklich die Nestorianer, welche sogar die Mittheilung der Eigenschaften zugaben, nicht geleugnet. Sie konnten also jene streitige Formel brauchen, und durften sich nur die nähere Bestimmung: Nach dem Fleisch, hinzudenken; eine Bestimmung, welche selbst der Orthodoxe nicht läugnen durfte. Meiner Einsicht nach, sind Eigensinn, Liebe zu sonderbarklingenden räthselmäßigen Sentenzen, Gewohnheit, das System der Gegner zu verdrehen, und folglich auch Neigung, Dinge im Widerspruch gegen sie zu behaupten, welche doch in der That von ihnen nicht geläugnet wurden, die wahren, aber sehr trüben und unlautern Quellen, woraus der Eifer floß, mit welchem man die oftgedachte Formel öffentlich einzuführen, und andern aufzudringen suchte. — S. 332. wundert sich der V., daß es so wenig Aufsehen gemacht, oder Wiederspruch veranlaßt hat, als Proclus zuerst der neuen Sprache, einer von der Dreyeinigkeit sey gekreuzigt, sich bediente. Ich finde aber hierin gar nichts befremdendes. Denn Proclus setzt jedesmal ausdrücklich die Bestimmung hinzu: Nach dem Fleisch, oder im Fleisch. Ein einigesmal läßt er sie weg. Aber da heißt

heißt es auch nur: Quaero: vnus ex trinitate est, qui crucifixus est, an alius aliquis extra trinitatem? So konnte sich der strengste Nestorianer die Formel gefallen lassen. Durch diese Bemerkung erhält zugleich die S. 336. berührte Frage: Ob die Kirchenchenversammlung zu Chalcedon diese Redensart dadurch gebilligt habe, daß sie Procli Briefe genehmigte? etwas mehr Licht.

Der dritte Abschnitt ist unstreitig der wichtigste. Er betrifft die Streitigkeiten über die Lehren des Origenes, und über die Orthodoxie dieses großen Mannes. Der Lerm fieng schon zu Lebzeiten des Origenes an, und dauerte bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts, mithin drey volle Jahrhunderte. Es ist offenbar ein Schreibfehler, wenn S. 362. und S. 363 von zwey Jahrhunderten geredet wird. Herr W. hat ohne allen Zweifel seine Vorgänger in der Erzählung dieser Händel so übertroffen, daß keiner mit ihm in Vergleichung gesetzt werden kann. Nur ist zu bedauern, daß der Verf. seinen Plan, wie er ihn S. 364 selbst angiebt, so angelegt hat, daß eigentlich nicht untersucht wird, was Origenes wirklich gelehrt hat, sondern vornehmlich nur darauf gesehen wird, was andere an ihm entweder gelobt, und gebilligt, oder getadelt und verdammt haben, und wie dieses alles geschehen sey. Bloß beyläufig wird zuweilen der Grund oder Ungrund der Klagen über Origenis Lehren, mit in die Untersuchung gezogen. Ich bin weit entfernt, dem Verf. dieses als einen Fehler anzurechnen. Aber es würde doch die Beurtheilung der Streitigkeiten über den Origenes weit sicherer und genauer, und für unsere Zeiten lehrreicher seyn, wenn es dem Hrn. Verf. gefallen hätte, auch auf die Lehren des Mannes und seine ganze Lehrart sich

einzulassen. Er hatte, wie man aus der Vorrede siehet, den Gesichtspunkt vollkommen gut gefaßt, aus welchem diese Streitigkeit betrachtet werden muß, wenn ihre Behandlung uns heut zu Tage allen den Nutzen gewähren soll, den wir uns mit Recht von einer zweckmäßig eingerichteten Erzählung dieser Händel versprechen können. „Der Mittelpunkt, heißt es, in welchem alle die theologischen Streitigkeiten über Origenem zusammenlaufen, ist die große Frage von den Gränzen des Gebrauchs der Vernunft, oder besser, der Philosophie in der Theologie. Hier haben wir den ersten Krieg zwischen den philosophirenden Theologen, und denen, welche die Bestreitung alles Misbrauchs der Philosophie, (unter welchem Namen freylich mancher rechter Gebrauch der Vernunft mit unterlaufen kann,) zu ihrer Pflicht machen. Wir leben jetzt in einer Periode, wo dieser Krieg in vollen Flammen stehet; und wenn die Geschichte vergangener Zeiten Weisheit und Klugheit vor die gegenwärtige lehren soll: so weiß ich jetzt meinen Lesern keinen größern Nutzen dieses Artikels gerade zu empfehlen.“ Sehr richtig! Und daß die Walchische Erzählung dieser Streitigkeiten die Erreichung des angegebenen Zwecks auf mancherley Art erleichtert, dieß ist, außer ihrer Vollständigkeit, kritischen Genauigkeit und Unpartheylichkeit, ein beträchtlicher Vorzug derselben. Aber würde nicht diese Abhandlung noch lehrreicher und unsern Zeiten anpassender geworden seyn, wenn auf die Lehren des Origenes, auf ihre Quellen und auf ihre Folgen, noch mehr Rücksicht genommen worden wäre? Auf ein halbes Alphabet mehr oder weniger kommt es nun schon ohne dies bey dem Walchischen Werk nicht mehr an, und bey einer so sehr interessanten Materie würde man Weitläuftigkeit

keit und Abweichung von dem sonstigen Plan sehr gern verziehen haben. So wie der Verf. diesen Theil der Geschichte bearbeitet hat, lernt man die Art, wie die Origenianischen Streitigkeiten geführt worden sind, sehr gut beurtheilen, und hieraus mannichfaltige Klugheitsregeln ziehen. Aber der richtigen Entscheidung der Streitigkeit selbst, (welche durch die Geschichte ungemein erläutert werden kann) wird man nicht merklich näher gebracht.

Es ist eine allgemeine Klage, daß durch den Gebrauch, welchen Origenes von der neuplatonischen Philosophie in der Theologie machte, viele Irrthümer in die letztere gekommen seyen. Die Sache selbst wird wohl niemand leugnen. Aber wenn nun aus diesem Beyspiele überhaupt etwas auf die Schädlichkeit des Philosophirens in der Theologie geschlossen werden soll: so kommt es vornehmlich auf einige andere Untersuchungen an, die, wie mir es scheint, bisher zu sehr vernachläßigt worden sind. Waren die erweislichen Irrthümer, welche der philosophirende Origenes in die Theologie brachte, an sich betrachtet, so sehr gefährlich, als gemeiniglich geglaubt wird? Entstand nicht vielleicht der Schade weniger aus der philosophischen Theologie, als aus dem zufälligen Mißbrauche, welchen nachher unphilosophische Köpfe mit ihr trieben? Wie viel muß auf die Rechnung einer fatalen Zusammenkunft nachtheiliger Zeitumstände geschrieben werden? Lag nicht vielleicht der Hauptfehler darinnen, daß man statt grammatischer Schriftauslegung auf eine nach der Philosophie zugeschnittene Exegese verfiel? Gesetzt, man hätte richtig exegesirt, wie viel Schaden hätte alsdenn das Philosophiren über die Theorie der Religion thun können? Und da man vom Origenes nicht fordern kann, daß er

anders und besser philosophirt haben sollte, als seine Zeitgenossen, so fragt sich: welches von beyden war besser oder nachtheiliger, entweder gar nicht zu philosophiren in der Theologie, oder einsweilen so gut zu philosophiren als man konnte? Was würde daraus entstanden seyn, wenn es keine philosophirende Theologen gegeben hätte? Würde nicht vielleicht Unwissenheit, Dummheit, Aberglaube, Pfaffenregiment, Gewissenszwang rc. noch früher und mächtiger eingebrochen seyn, wenn nicht die philosophirende Theologen ihrem Strome einigermaaßen einen Damm entgegengesetzt hätten? Wie, wenn der Hauptfehler darin läge, daß man nicht genug philosophirte, nicht fortfuhr zu philosophiren; sondern bey dem ersten, freylich fehlerhaften, Versuche stehen blieb, und ihn zu einer immerdauernden Unterlage einer unabänderlichen Theologie machen wollte? Wars auch möglich, die Theologie gelehrt vorzutragen, und dabey keinen Gebrauch der Philosophie, so gut man sie hatte, zu machen? Konnte man das Philosophiren in der Theologie so lange ganz aufschieben, bis nach Jahrhunderten eine bessere Philosophie eingeführt seyn würde? Was würde daraus entstanden seyn, wenn die Theologen für sich ihre eigene Philosophie gehabt hätten, die von der, unter ihren Zeitgenossen geltenden, verschieden gewesen wäre, und wohl gar dieser widersprochen hätte? Hat man die Verbesserung der Philosophie nicht zum Theil gerade diesem Umstand zu danken, daß man Philosophie auf die Theologie anwenden wollte? Konnte und sollte die Vorstellung oder der Vortrag der Religionswahrheiten immer in der ersten ursprünglichen Simplicität bleiben, und ist es ein Unglück, daß dies nicht geschehen ist? Wenn sich vielleicht finden sollte, daß die Raisonnements des Augustinus

gustinus der Theologie gleichfalls geschadet hätten, wie würde sich dieser Schade verhalten zu dem durch die neuen Platoniker und die Origenisten gestifteten? Möchten doch diese historischen Probleme bald und gründlich aufgelöset werden!

Cz.

IIII.

Repertorium für die biblische und morgenländische Litteratur. Erster Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1777. 280 Seiten gr. 8.

Wir zeigen mit Vergnügen eine neue periodische Schrift an, deren Ausgabe Herr Prof. Eichhorn in Jena besorgt, und wünschen ihr, zur Erweiterung des Faches, dem sie gewidmet ist, eine lange Fortsetzung. Ohne weitere Vorrede, (denn einer Empfehlung bedarf das Institut für den Liebhaber dieser Litteratur, und der die vielen öden Plätze seiner Region kennt, nicht,) wollen wir die hier gelieferten Abhandlungen unsern Lesern bekannt machen.

I. Fr. Andr. Stroths entdeckte Fragmente des Evangeliums nach den Hebräern, im Justin dem Märtyrer. Eine merkwürdige Schrift, und ein angenehmer Beytrag zur Geschichte des Textes des N. Testaments, den auch der gute Ausdruck und unterhaltende Vortrag dem Leser empfiehlt: aber wir gestehen, daß der Verf. uns nicht überzeugt hat. Es ist, dünkt uns, glaublich, daß auch Justin, wie an-

dre palästinische Christen, eine aus den vier Evange-
listen zusammengetragene Geschichte Christi besessen
und gebraucht habe; und vielleicht hatte er selbst
für sich eine aus den vier Evangelien zusammengezo-
gen, vielleicht auch aus mündlicher Ueberlieferung ver-
mehrt, wie Epiphanius, Haeres. XLVI, p. 391. von
seinem Schüler, Tatian, versichert, daß er ein sol-
ches Evangelium herausgegeben. Allein, daß der ge-
lehrte Kirchenvater und Vertheidiger des Christen-
thums, der den Zeiten der Apostel so nahe lebte, al-
lein das Evangelium nach den Hebräern der Naza-
räer und Ebioniten, anfangs rechtgläubiger Christen,
nachher aber zur Zeit Justins, einer irrgläubigen Sek-
te, und keines von unsern vieren, wie der Verf. will,
vor sich gehabt, und alles, was er aus der evangeli-
schen Geschichte erzählt, aus dem Evangelio der Na-
zaräer genommen habe, das ist, unsers Erachtens,
gar nicht wahrscheinlich, so viel auch unser Verf. für
diese Meynung gesagt hat. Denn warum kann man
nicht unter den ἀπομνημονεύμασι τῶν ἀποστόλων, de-
ren öfters Justin, und nirgends namentlich eines
Evangelisten gedenkt, oder wenn er schreibt, ὡς οἱ
ἀπομνημονεύσαντες πάντα τὰ περὶ τοῦ σωτῆρος ἡ-
μῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ ἐδίδαξαν, die Verfasser der vier
Evangelien und die in denselben enthaltene Geschich-
te verstehen, und glauben, daß er dieselbe frey und
aus dem Gedächtnisse und mit seinen eigenen Worten
anführe? Daß es von dem Evangelio der Naza-
räer und Ebioniten, einer Kompilation, worin Mat-
thäus zum Grunde lag, mehrere Exemplare gegeben,
erhellet aus der Verschiedenheit der Anführungen beym
Epiphanius und Hieronymus: denn es machten wohl
mehrere palästinische Christen, nach einer unter den
Juden üblichen Gewohnheit, zu ihrer Erinnerung
solche

solche Gedenkbücher; und wenn Einer des Andern Evangelium abschrieb, so fügte er hier und da manches hinzu, oder ließ Stellen, die ihm unächt oder unerheblich schienen, weg. Ein solches Buch besaß vermuthlich auch Justin, oder hatte selbst eins verfertiget; aber doch hatte er gewiß auch die vier Urschriften der Evangelisten. Er führt viele Stellen aus dem Luka an, wovon nun der Verf. glaubt, daß sie bey den Nazaräern in den Matthäus eingetragen gewesen; auch führt er viele Stellen aus beyden gleichlautend mit unserm Texte an; ein Ausdruck kömmt bey ihm vor, der aus dem ersten Briefe Johannis genommen scheint, und oft citirt er die Apokalypse. Also kannte er doch mehrere Bücher des N. T., als das einzige unächte Evangelium der Nazaräer. Eine Stelle hat zwar der Verf. gefunden, die Justin völlig so anführt, wie Epiphanius aus dem Evangelio der Nazaräer, nehmlich die Worte, die bey der Taufe Christi eine Stimme vom Himmel soll gerufen haben: *υἱός μου εἶ σύ. ἐγὼ σήμερον γεγέννηκά σε*; aber sie sind eigentlich eine Deutung des zweyten Psalms auf die Worte, die die Stimme vom Himmel sprach: *σύ εἶ ὁ υἱός μου ὁ ἀγαπητός. ἐν σοι εὐδόκησα.* Und dagegen findet man S. 39 eine andre, die im Justin ganz anders lautet, als beym Epiphanius. Auch die Geschichte von Matth. I, 18. bis zu Ende, und Kap. II, die doch im Nazaräischen Evangelio, das Epiphanius anführt, vermuthlich fehlte, hat Justin erzählt. Eine sonderbare Anführung finden wir von Matth. VII, 22. *πολλοὶ δὲ ἐροῦσί μοι, κύριε, κύριε, οὐ τῷ σῷ ὀνόματι ἐφάγομεν καὶ ἐπίομεν, καὶ δυνάμεις ἐποιήσαμεν*; Sollte wohl hier nicht im Justin ein Schreibfehler seyn, obwohl die Stelle zweymal vorkömmt? Denn wie gehört das Essen und Trinken

dre palästinische Christen, eine aus den vier Evangelisten zusammengetragene Geschichte Christi besessen und gebraucht habe; und vielleicht hatte er selbst für sich eine aus den vier Evangelien zusammengezogen, vielleicht auch aus mündlicher Ueberlieferung vermehrt, wie Epiphanius, Haeres. XLVI, p. 391. von seinem Schüler, Tatian, versichert, daß er ein solches Evangelium herausgegeben. Allein, daß der gelehrte Kirchenvater und Vertheidiger des Christenthums, der den Zeiten der Apostel so nahe lebte, allein das Evangelium nach den Hebräern der Nazaräer und Ebioniten, anfangs rechtgläubiger Christen, nachher aber zur Zeit Justins, einer irrgläubigen Sekte, und keines von unsern vieren, wie der Verf. will, vor sich gehabt, und alles, was er aus der evangelischen Geschichte erzählt, aus dem Evangelio der Nazaräer genommen habe, das ist, unsers Erachtens, gar nicht wahrscheinlich, so viel auch unser Verf. für diese Meynung gesagt hat. Denn warum kann man nicht unter den ἀπομνημονεύμασι τῶν ἀποστόλων, deren öfters Justin, und nirgends namentlich eines Evangelisten gedenkt, oder wenn er schreibt, αἱ οἱ ἀπομνημονεύσαντες πάντα τὰ περὶ τοῦ σωτῆρος ἡμῶν Ἰησοῦ χριστοῦ ἐδίδαξαν, die Verfasser der vier Evangelien und die in denselben enthaltene Geschichte verstehen, und glauben, daß er dieselbe frey und aus dem Gedächtnisse und mit seinen eigenen Worten anführe? Daß es von dem Evangelio der Nazaräer und Ebioniten, einer Kompilation, worin Matthäus zum Grunde lag, mehrere Exemplare gegeben, erhellet aus der Verschiedenheit der Anführungen beym Epiphanius und Hieronymus: denn es machten wohl mehrere palästinische Christen, nach einer unter den Juden üblichen Gewohnheit, zu ihrer Erinnerung solche

solche Gedenkbücher; und wenn Einer des Andern Evangelium abschrieb, so fügte er hier und da manches hinzu, oder ließ Stellen, die ihm unächt oder unerheblich schienen, weg. Ein solches Buch besaß vermuthlich auch Justin, oder hatte selbst eins verfertiget; aber doch hatte er gewiß auch die vier Urschriften der Evangelisten. Er führt viele Stellen aus dem Luka an, wovon nun der Verf. glaubt, daß sie bey den Nazaräern in den Matthäus eingetragen gewesen; auch führt er viele Stellen aus beyden gleichlautend mit unserm Texte an; ein Ausdruck kömmt bey ihm vor, der aus dem ersten Briefe Johannis genommen scheint, und oft citirt er die Apokalypse. Also kannte er doch mehrere Bücher des N. T., als das einzige unächte Evangelium der Nazaräer. Eine Stelle hat zwar der Verf. gefunden, die Justin völlig so anführt, wie Epiphanius aus dem Evangelio der Nazaräer, nehmlich die Worte, die bey der Taufe Christi eine Stimme vom Himmel soll gerufen haben: *υἱός μου εἶ σύ. ἐγὼ σήμερον γεγέννηκά σε*; aber sie sind eigentlich eine Deutung des zweyten Psalms auf die Worte, die die Stimme vom Himmel sprach: *σύ εἶ ὁ υἱός μȣ ὁ ἀγαπητός. ἐν σοι εὐδόκησα.* Und dagegen findet man S. 39 eine andre, die im Justin ganz anders lautet, als beym Epiphanius. Auch die Geschichte von Matth. I, 18. bis zu Ende, und Kap. II, die doch im Nazaräischen Evangelio, das Epiphanius anführt, vermuthlich fehlte, hat Justin erzählt. Eine sonderbare Anführung finden wir von Matth. VII, 22. *πολλοὶ δὲ ἐρȣ̃σί μοι, κύριε, κύριε, ȣ̓ τῷ σῷ ὀνόματι ἐφάγομεν καὶ ἐπίομεν, καὶ δυνάμεις ἐποιήσαμεν*; Sollte wohl hier nicht im Justin ein Schreibfehler seyn, obwohl die Stelle zweymal vorkömmt? Denn wie gehört das Essen und Trinken

ken hieher? Oder will Jüstin vom Tischgebet verstanden seyn? Beyläufig erinnert S. 32 der Verfasser, er glaube nicht, daß vor der zwoten Hälfte des zweyten Jahrhunderts unser abendländisch-griechischer Matthäus in Palästina bekannt, und im Gebrauch gewesen. Uns dünkt, da Matthäus, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Alten, hebräisch geschrieben, so muß doch die griechische Uebersetzung, die wir noch übrig haben, schon sehr frühe, und in der Mitte des ersten Jahrhunderts, ehe noch Markus und Lukas schrieben, gemacht worden seyn: denn die spätern Evangelisten wählen oft gerade dieselben Ausdrücke, die der griechische Matthäus braucht; und so ist das griechische Exemplar auch wohl eher schon in Palästina bekannt worden.

II. D. J. B. Köhlers Nachr. von einigen arabischen Geschichtschreibern. Man hat, wie es scheint, noch eine Fortsetzung dieser Nachrichten zu erwarten; denn der V. redet diesmal nur von sechs arabischen Schriftstellern. Alwakedi, der älteste noch vorhandene historische Schriftsteller, aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts, hat die Eroberungen Muhammeds und seiner ersten Nachfolger aufgezeichnet. Ibn Kotaibah, der im Jahre Chr. 889 starb, war Stadtrichter zu Dainawar, einer Stadt im persischen Irak; aus seinem vorzüglichsten Werke, das Nachrichten von der ältesten Geschichte und den Gelehrten der Araber enthält, hat Hr. Prof. Eichhorn seine Monumenta antiquissimae historiae Arabum, die in unserer Bibliothek angezeigt sind, genommen. Atthabari starb im Jahre 922; aus seiner Universalgeschichte, die er eine Geschichte der Könige nennet, bis ins Jahr 914, haben Almakhin und alle spätere arabische Geschichtschreiber geschöpft. Ibn Al-

wardi,

wardi, gest. im Jahre 1358; aus seiner Charidat Alâdshazeb, das ist, die bewundernswürdige Probe, einem geographisch-naturhistorischen Werk, hat der Verfasser selbst ein Stück, das von Syrien handelt, der Abulfeda Syrien angehängt; und ein anderes kleines Stück, eine Beschreibung des Palmbaumes, hat Karl Aurivillius zu Upsal 1752. drucken lassen. Ganz verdient das Buch, das im natur-historischen Theil viel Fabelhaftes und wenig Brauchbares enthält, nach des Verfassers Urtheil, nicht gedruckt zu werden, welches Celsius wünschte. Almakeizi endlich und Assojuthi sind die beyden vorzüglichsten, und fast noch gar nicht gebrauchten Geschichtschreiber Aegyptens, von denen der V. eine große Anzahl Schriften, die in den Bibliotheken zu Paris, Oxford, Leyden und Upsal, oder im Eskurial vorhanden sind, anzeigt: der erste starb 1336, der andre 1505.

III. D. Joh. Jak. Griesbachs Auszüge aus einer der ältesten Handschriften der LXX Dollmetscher Uebersetzung. Aus dem so genannten ersten Coislinischen noch wenig gebrauchten Kodex, der in das sechsste, oder spätestens siebente Jahrhundert gesetzt wird, und jetzt in der Bibliothek der Benediktiner Abtey St. Germain des Pres in Paris ist. Wir bedauern, daß der Hr. D. nicht bey seinem Aufenthalte in Paris die ganze alte Handschrift mit der Breitingerischen Ausgabe verglichen hat; aber was er übrig gelassen, können nun andre Reisende nachholen. Seine Kollation erstreckt sich über 1 Mos. I—XXVI. XLIX. L. 2 Mos. I. II. III. Das ganze Buch Josua, eine Lücke, deren es mehrere in der Handschrift giebt, von Kap. X bis XXII, 34. ausgenommen, das Buch der Richter, das Buch Ruth, 1 Sam. I—IV, 19. X, 19—XIV, 27. 2 Sam. XXII. XXIII. Hier sind die

Vari-

Varianten, samt den Randglossen, die auch ungedruckte Fragmente des Aquila und anderer Uebersetzer enthalten, über das erste und zweyte Buch Mose, Josua und Ruth abgedruckt. Die Auszüge aus den Büchern der Richter und Samuels sollen künftig folgen.

IV. Joh. Gottfr. Eichhorns Bemerkungen über den Text des Propheten Jeremias. Sehr lesenswürdige Bemerkungen über die verschiedene Anordnung der Weissagungen, die in den LXX die bessere und natürlichere ist, und die häufigen Auslassungen in dieser Uebersetzung. Der V. vermuthet eine doppelte Ausgabe des Propheten selbst: einen grossen Theil seiner Weissagungen gab er noch vor der Einäscherung von Jerusalem heraus, und nachher fügte er noch einige Abschnitte hinzu in Aegypten, wohin er mit seinen Landsleuten gewandert war. Sehr wohl hat der Verf. bemerkt, daß die Worte Josephs Antiq. X, 5. §. 1. ὃς πρῶτος περὶ τέτων δύο βιβλία γράψας κατέλιπεν, nicht auf den Ezechiel, sondern auf den vorhin genannten Jeremias gehen; aber die Uebersetzung können wir nicht für richtig halten: nur hat der Erstere zwey Bücher dieses Inhalts hinterlassen. Die Worte haben, wie uns dünkt, auch wegen des ausgelassenen ὃς in den Handschriften, das Ansehen einer Glosse, die vom Rande in den Text gekommen, oder eines fremden Zusatzes. Ein Abschreiber schrieb hinzu: ὁ πρῶτος (nehmlich der zuerst erwähnte Jeremias,) περὶ τούτων δύο βιβλία γράψας κατέλιπεν. Joseph selbst würde die Anmerkung schon vorher, wo er vom Jeremias und dem babylonischen Exilio redet, eingerückt haben.

V. Ol. Gerh. Tychsens verschiedene Lesearten zum Daniel, den zwölf kleinen Propheten, dem Ho-

henliede, Ruth, den Klagliedern Jeremiä, dem Prediger Salomos, Esther, Esra und Nehemia, aus Raschis Kommentar gesammelt. Eine Variantensammlung aus einer im dreyzehnten Jahrhunderte, und wie der Hr. Pr. versichert, äußerst sorgfältig geschriebnen Handschrift des Raschischen Kommentars zu den erwähnten biblischen Büchern; ohne alles Urtheil, weil, sagt der Verf., er nur habe Varianten liefern wollen. Wir wünschten doch, daß er die Stellen, die Raschi nach seinem Urtheil besser liest, bemerkt hätte. Zwar sind der größte Theil dieser Varianten von geringer Erheblichkeit, und so genannte Lesemütter, die unsers Erachtens, wo sie nicht eben eine Leseart bestärken, oder eine verschiedne Punktation des Abschreibers anzeigen, gar nicht sollten ausgezeichnet werden. Doch können sie, sagt der Sammler, bey der Kritik über andre Varianten, weil er sie mit der äußersten Genauigkeit und Treue gesammlet habe, von einiger Brauchbarkeit seyn. Eine sehr gegründete Anmerkung finden wir S. 173. gegen Hrn. D. Kennikott, dessen nun zur Hälfte erschienenes Werk, nach so großen darauf verwandten Kosten, die Erwartung freylich lange nicht erreicht, und bey Befolgung richtigerer Grundsätze weit brauchbarer und zuverlässiger könnte geworden seyn. In der Tychsenschen Handschrift steht Dan. III, 19. לאתונא, so daß das Vav vom Abschreiber selbst übergeschrieben ist. Dergleichen verbesserte Schreibfehler kommen in Menge in den Handschriften vor. Hr. Kennikott aber verschweigt gänzlich solche Korrekturen, weil sie über den Linien stehen; und so sind alle von ihm so oft angeführten Auslassungen und Versetzungen, weil man nicht weiß, ob der Abschreiber sie nicht selbst in der Handschrift

verbessert hatte, von gar keinem kritischen Nutzen. Die Varianten aus dem Raschi zum Pentateuch, den ersten drey großen Propheten, den Psalmen, Sprüchwörtern und dem Hiob, hat der Hr. Prof. schon 1766. in seinen bützowischen Nebenstunden abdrucken lassen; und Hr. Kennikott hat sie zum Theil in seine Sammlung aufgenommen, und die Handschrift mit Num. 153 bezeichnet. Gewiß würde doch Hr. T. den Freunden der biblischen Kritik einen Dienst thun, zumal da er versichert, daß diese frühere Sammlung und sein daselbst oft beygefügtes Urtheil, (wozu ihn, sagt er, die damals wüthende Emendiersucht gleichfalls hinriß,) mancher Verbesserungen und Zusätze bedürfe, wenn er auch diese noch in einem folgenden Theil des Repertoriums verbessert abdrucken ließe. Ueber die Bücher der Chronik, die doch vielleicht unter allen biblischen Büchern am fehlerhaftesten auf uns gekommen sind, hat der Verf. keine Varianten ausgezeichnet. Der Kommentar, sagt er, weiche ganz von dem Breithauptischen und dem gedruckten ab; und es sey unmöglich, Varianten darinn aufzusuchen, weil die Worte des Textes dergestalt in den Kommentar eingeflochten, daß sie mit Zuverlässigkeit nicht könnten davon geschieden und beurtheilt werden.

VI. Chronik von Edessa, aus der syrischen Urkunde übersetzt. Eine elende Chronik, aber genauer nach dem Syrischen von einem ungenannten Verfasser übersetzt, als es vom Hrn. Prof. Pfeiffer in seiner Assemanischen morgenländischen Bibliothek geschehen war.

VII. D. J. C. D. (also vermuthlich Hrn. D. Döderleins in Altorf) Verbesserungen und Vermehrungen der Hexaplen des Origenes. Eine dem biblischen Kritiker sehr brauchbare Arbeit; diesmal

nur

nur über die Richter und Jeremias. Wir wünschten, der Verf. theilte alle seine Bemerkungen mit; denn er versichert hier, nicht alle Stellen, die er in seinem Exemplar angestrichen, geändert und obelisirt habe, angemerkt zu haben, sondern nur einige auffallende.

VIII. Ueber einige schwere Stellen des A. T. Der uns unbekannte V. giebt eine Uebersetzung und Anmerkungen über Hos. X, 9—12. Hos. XI, 9. Hos. XIII, 14. Hos. XIV, 9. und den 68 Psalm. Die Uebersetzung des Psalms können wir nicht loben. Wir wollen zur Probe einige Verse abschreiben, und unsere Erinnerungen unter den Text setzen.

„Der 68ste Psalm.

1. „Dem Kapellmeister Davids. Ein Psalm
2 „zum Singen. *) Wenn **) sich Gott erhebt,
„so werden seine Feinde zerstreuet, und seine Has-
3 „ser fliehen vor ihm. Wie Rauch aus einander

 gejagt

*) Besser: Dem Vorsinger. Ein Lobgesang Davids. מנצח scheint allerdings, wie es auch Kimchi erklärt, den ersten Sänger oder den Choragus zu bedeuten, und מזמור שיר, eine Hymne. לדוד ziehen wir zu מזמור.

**) „כי wenn, wird gar oft im Hebr. ausgelassen.“ Aber כי heißt eigentlich nicht wenn, sondern denn, und konnte hier im Anfange weder stehen, noch ausgelassen werden, und die alten Uebersetzer lasen ויפוצו. Also muß man wunschweise, oder als Weissagung, wie auch Moses 4 B. X, 35. sang, wenn die Bundeslade fortgetragen ward, woher die Worte genommen sind, übersetzen: Gott stehe auf, daß u. s. f. oder, Gott wird aufstehen, und seine Feinde werden zerstreuet werden, seine Hasser vor ihm fliehen. Wie Rauch wirst du sie vertreiben, oder besser, werden sie verschwinden, vertrieben werden. (כְּהִנָּדֵף — יִנָּדֵפוּ) Wie Wachs vom Feuer schmilzt, so müssen vergehen die Gottlosen vor Gott.

„gejagt wird, so verjagst du sie. Wie das Wachs
„am Feuer schmelzt, so gehen die Gottlosen vor
4 „Gott zu Grunde. Die Gerechten aber freuen sich,
„und sind fröhlich vor Gott; sie sind vergnügt in
5 „Freude. *) Singet Gott, preiset seinen Namen.
„Bahnet dem, der in der Wüste daher fähret, ei-
„nen Weg. Herr ist sein Name **); seyd frö-
6 „lich vor ihm. Ein Vater der Waysen, ein Rich-
„ter der Wittwen ist Gott in seiner heiligen Woh-
7 „nung. Gott macht, daß die, so einsam wohnen,
„ganze Häuser anfüllen. Er führt die Gefange-
„nen aus auf richtige Wege. †) Aber die Wi-
„derspenstigen müssen sich in dürren Gegenden auf-
8 „halten. O Gott, da du vor deinem Volk aus-
9 „zogst, in der Wüste einhertratest, Sela! da be-
„bete die Erde, auch der Himmel trof vor Gott;
„der Sinai vor Gott, vor dem Gott Israels.
10 „Da liessest du Gott einen milden Regen trie-
„fen, und erquicktest dein mattes Erbtheil. Dein
„Haufe ††) ließ sich darinnen nieder, und du, o
„Gott,

*) Aber die Gerechten müssen sich freuen, und frohlocken vor Gott, und von Herzen sich freuen. So übersetzt das letzte schon weit besser unser Luther; denn das Hebräische heißt doch nichts mehr, als sich sehr freuen; und welcher Deutscher sagt, vergnügt seyn in Freude?

**) Macht Bahn dem, der da fährt durch die Wüste! Jehova ist sein Name!

†) Ein Gott, der dem Einsamen das Haus voll Kinder giebt, (eigentlich, die Einsamen macht er zu Familien,) und die Gefangenen, (die an Ketten gebunden sind, wie ich mit Kimchin glaube,) losmacht. Aber die Uebelthäter müssen wohnen in der Dürre.

††) Dein Volk oder deine Heerde wäre doch in diesem Sinne schon besser. Aber warum nicht eigentlich, und verbunden mit dem Vorhergehenden, wie Luther: Daß deine Thiere drinnen wohnen können? So ists eine poetische Beschreibung des reichen und milden Regens, der die Wüste fruchtbar macht. Gott, du stärkest die Elenden, (die Israeliten) durch deine Güte.

„Gott, bereitetest es für die Beklemmten. Der
„Herr gab sein Wort, gute Bothschafterinnen in
„großer Zahl. Die Könige der Heere flohen, daß
„auch die, so zu Hause blieb, †) Beute austheil-
„te. Laget ihr auch zwischen Herdsteinen ††), so
„waret ihr doch wie die Flügel einer Taube, die,
„gleichsam mit Silber überzogen ist, wie ihre Fe-
„dern mit grünlichem Gold. Da der Allmächtige
„die Könige darinnen zerstreuete, wurde es im
„Dunkeln sehr hell *) Der Berg Basan ist ein
„Berg Gottes, der Berg Basan, der voller Hü-
„gel ist. **) Warum stellt ihr nach, ihr Berge,
„ihr Hügel? Diesen Berg will Gott bewohnen;
„der Ewige wird ihn auch auf beständig bewoh-
„nen. Der Wagen Gottes sind zweymal zehntau-
„send, ja vielmal tausend. ***) Der Herr ist
„unter ihnen, wie er auf dem Sinai ****) in Hei-
„ligkeit war.“

Z 3 IX. Jo-

†) Und die daheim blieb; oder die Bewohnerinn des Hau-
ses, (eigentlich, die Schönheit des Hauses, die Hausehre,
wie Luther hat,) theilet den Raub aus. Man vergleiche
2 Sam. 1, 4.

††) שפתים wird sehr verschieden übersetzt. Vielleicht
hat Hr. R. Michaelis das Rechte getroffen: Lieget nicht
zwischen den Tränkrinnen der Heerde u. s. f.

*) Wir schreiben dafür: Da ward es helle, wo es dun-
kel war, wie Luther hat. Aber es sollte vielleicht heißen:
Als Gott die Könige auf ihm zerstreute, da fiel Schnee auf
dem Zalmon.

**) Einen so unbedeutenden Gedanken sollte der Uebersetzer doch
keinem Dichter beygelegt haben. Das Folgende ist gar unver-
ständlich. Man vergleiche Hrn. Michaelis Uebersetzung.

***) Tausendmal tausend und zehntausendmal zehntausend.

****) Da müßte man vielleicht richtig כבסיני lesen, wie
Edwards wollte. Die LXX lasen בסיני.

IX. Joh. Gottfr. Eichhorn über die Quellen, aus denen die verschiedenen Erzählungen von der Entstehung der alexandrinischen Uebersetzung geflossen sind. Die verschiedenen Erzählungen des bekannten Mährchens, das immer wundervoller wird, und dem Verfasser eine doppelte Quelle zu haben scheint, die erdichtete Epistel des Aristeas, und eine alexandrinische Sage.

V.

Poeseos Asiaticae Commentariorum libri sex cum Appendice, Auctore *Guil. Iones*, A. M. Collegii Vniuersitatis in Academia Oxoniensi, et Societatum Regiarum Londinensis et Hafniensis Socio, Recudi curauit *Io. Gottfr. Eichhorn*, Prof. Ien. Lipsiae, apud heredes Weidmanni et Reichium. 1777. 448 Seiten, und 54 der Vorreden des Verfassers und Herausgebers, in 8.

Von einem an angenehmen und neuen Nachrichten so reichen Werke über die Dichtkunst der Asiaten wird eine etwas umständlichere Anzeige wohl auch in unsrer Bibliothek nicht überflüssig seyn, wenn gleich schon einige unsrer Leser des Herrn R. Michaelis Recension der Originalausgabe im siebenten Theile der orientalischen Bibliothek gelesen haben. Der Verf., den wir schon früher aus der übersetzten Geschichte des Nadir Schah von Mahadi Khan, aus einigen Uebersetzungen und Versuchen über die asiatischen Dichter, und aus einer persischen Grammatik

kennen,

kennen, war, als er sein letztes Werk über die Dichtkunst der Asiaten herausgab, wie er in der Vorrede anzeigt, noch nicht 21 Jahr alt; wie viel dürfte man noch von ihm über die morgenländische Litteratur erwarten, wenn er nicht auch schon dieselbe verlassen, und sich gerichtlichen Beschäfftigungen (denn er verbindet mit der seltnen Kenntniß der morgenländischen Sprachen das Studium der Rechte,) gewidmet hätte? Illud dolet, schreibt er in der Vorrede, quod literis humanioribus cogimur valedicere. Dolet autem? Nonne potius laetari decet, cum nobis patere vitae cursum, quo melius et efficacius oppressos leuare, miseris opitulari, tyrannidem auertere poterimus? Si enim quaeratur, Ecquis hominum sit *maximus*; Ille, inquam qui *optimus*: si rursus interroges, Quis optimus hominum sit, respondeam, Is, qui de humano genere sit optime meritus. Vtrum vero per literarum studia, per mutas artes, per molliores animi lusus, tam bene de hominibus mereri possimus, quam agendo, laborando, eloquendo isti viderint, qui ita se in studiis abdunt, vt nihil inde ad patriam aut ciues commodi perueniat; equidem haud puto. In der That hat bey allen den schönen Kenntnissen, die Hr. Jones besitzt, uns dieses Urtheil und der Entschluß des jungen Mannes, weil wir immer selbst mehr von dem geringen Nutzen, wohl möchten wir sagen, von der Schädlichkeit des größten Theils unsrer Büchergelehrsamkeit, überzeugt werden, sehr gefallen; und so urtheilte auch unser Uz:

> Freund, einem Armen Recht zu sprechen,
> Und, wo die Unschuld weint, an Frevlern sie zu rächen,
> Ist göttlicher, als ein Gedicht.

Doch denken wir auch noch in der Hauptsache von dem Verf. sehr verschieden: Die Dichter, die er so schön und erhaben findet, finden wir voller Schwulst, voll übertriebener, unnatürlicher und zu sehr gehäufter Bilder, vielmehr spielende Kunst, als wahre Begeisterung. Vielleicht wird sie der Verf. selbst so finden, wenn erst Jahre und mehreres Lesen der besten unsrer alten und neuern Dichter sein Urtheil und Gefühl mehr gereift haben. Doch wir eilen zur Anzeige des vor uns liegenden Buchs.

Das erste Buch und Kapitel handelt von der Neigung der Asiaten zur Poesie und den Vorzügen ihrer Dichtkunst. Es ist uns fast unbegreiflich, wie ein Mann von so vielen Kenntnissen und Geschmacke die Gedichte des Orients so sehr hat bewundern können; denn er zieht hier die asiatischen Dichter allen europäischen, nur mit Ausnahme der Griechen, die er doch auch ihnen oft nachsetzt, weit vor, und läßt in einem S. 405. ff. angehängten Gespräch zwischen einem Araber und einem londonschen Kaufmanne im Milton selbst den Araber nichts als schwache Prosa finden. Die Vortheile, die die östlichen Dichter vor den europäischen voraus haben sollen, setzt er in einen fast immer heitern Himmel, ein warmes und fruchtbares Klima, schöne lachende Gegenden in Persien und dem glücklichen Arabien, und schreckhafte im wüsten, Neigung der Nation zu Vergnügungen und zur Leidenschaft der Liebe, und dazu noch die große Achtung der Dichter in den Morgenländern. Freylich wirken die schöne Natur, der heitere Himmel, das sanfte Klima auf den Geist der Orientaler; und daher ihre lebhafte und immer wirksame Einbildungskraft, die aber, bey dem Mangel der Kultur und des feinern Gefühls, oft ausschweift. Schöne Gegenden sind im glücklichen Arabien

bien, man kennt auch solche aus Hrn. Niebuhrs Beschreibung von Arabien; aber das unfruchtbare, meistens ebene Arabien hat sie nicht; und selbst England, und Deutschland und die Schweiz haben viel schönere und schauderhaft schönere Gegenden, als Persien und Arabien. Eigentlich handelt nur der Verf. von der arabischen, persischen nnd türkischen Dichtkunst; aber zum voraus sagt er auch etwas von der Poesie anderer asiatischer Völker, Zuerst von den Sinesen. Ein angenehmes sinesisches Gedicht, das ohngefähr 800 J. vor Chr. Geb. geschrieben ist, aus dem Konfucius, ist auf einem Kupfer beygefügt, wörtlich und in lateinische Verse, wie der Verf. oft thut, übersetzt. Ferner giebt er einige Proben von der Dichtkunst der Tataren, der Indianer, der Armener, der Aethiopier, der Syrer, wobey der Herausgeber, der oft, ohne es auf dem Titel anzumerken, nützliche Erinnerungen beygefügt hat, einer Uebersetzung des Homer vom Theophilus, einem Maroniten und Astronom zu Edessa, aus dem Abulfaradsch gedenkt, und umständlicher in der Vorrede von der Dichtkunst der Syrer, worinn sie keinen besondern Ruhm erlangt haben, redet. Die arabischen Dichter zieht der Verf. noch den persischen vor: Die Türken, sagt er, kopiren fast nur die Perser, wie die Römer den Griechen thaten. Wir wollen seine eignen Worte, wo er im folgenden die Dichter dieser drey Nationen vergleicht, zu einer Probe seines Urtheils und Ausdrucks hersetzen: Suauitatem Persica, vbertatem ac vim Arabica, mirificam habet Turcica dignitatem: prima allicit atque oblectat; altera sublimius vehitur, et fertur quodammodo incitatius; tertia elata est sane, sed non fine aliqua elegantia ac pulchritudine. Ad lusus igitur et amores Sermo Persicus, ad poemata heroica et

eloquentiam Arabicus, ad moralia scripta Turcicus videtur idoneus. Bald hierauf führt der Verf. aus einem auch durch die Reiskische Uebersetzung unter uns bekannten arabischen Dichter, dem Motanabbi, eine Beschreibung eines schönen Mädchens, in der er bey der größten Kürze eine ungemeine Eleganz findet, an, und die wir, um unsre Leser selbst urtheilen zu lassen, arabisch und wörtlich übersetzt, *) hersetzen wollen:

بدت قمرا ومالت غصن وفاحت عنبرا
ورنت غزالا

„Sie tritt auf, wie der Mond, und bewegt sich sanft, wie der Zweig eines Muskatbaumes, duftet Ambra, und wirft Blicke einer Gazelle."

Der Vers ist beyläufig, zu unsrer Verwunderung, da doch die oxfordische Bibliothek den Dichter besitzt, und wir selbst auch schöne Stellen in ihm gefunden, der einzige, den wir von Hrn. J. aus dem Motanabbi angeführt finden; und in der That scheint er die persischen Dichter besser, als die ungedruckten arabischen, zu kennen. Wir wollen noch einen andern Vers eben dieses

*) Wir zeichneten uns aus Reiskens Handschrift خوطا für غصنا aus; aber der Sinn bleibt derselbe. Hrn. J. Uebersetzung ist: Tanquam luna enituit, et tanquam ramulus myrobalani delicate se inflexit; et ambari odorem habuit, hinnuleique tenerum aspectum. Und noch eine poetische, die unsern Lesern vielleicht besser gefallen wird, als der arabische Vers:

Non vitis illa flexu delicatior,
Non clarius lunae iubar,
Non dulcis aura balsami fragrantior,
Non hinnuli oculus blandior.

Der Verf. selbst schreibt dazu: Quam inconcinna haec cum Arabicis comparata!

dieses Dichters, in dem die Bilder noch sonderbarer vermischt sind, hinzufügen:

قابلني رمانتا غصن بانة يميل به بدر
ويمسكه حقف

„Zween Granatäpfel (die Brüste des Mädchens,) kamen mir entgegen von dem Zweige eines Muskatbaums: den Zweig wiegte der Mond, und die Lende hielt ihn fest.“

Auch ein deutscher Dichter würde es vielleicht wagen, das runde heitre Gesicht eines schönen Mädchens mit dem vollen Monde zu vergleichen, aber nicht so widersprechende Bilder auf einander häufen. Viel schöner, als der arabische Dichter, sang Salomon Hohel. VI, 9. von seiner Geliebten: „Wer ists, die hervorbricht, wie die Morgenröthe, schön wie der Mond, rein wie die Sonne, schrecklich wie die Heeresspitzen?“ Und Horaz in der fünften Ode des zweyten Buchs:

Chloris albo sic humero nitens,
Vt pura nocturno renidet
Luna mari, Cnidiusue Gyges.

Wir übergehen andre hier angeführte Stellen, die wir nicht so sehr, wie der Verfasser, bewundern können. Bey der Vergleichung der Sitten und Beschäfftigungen eines Volks mit ihrer Sprache, können wir dem Verf. so wenig, als sein deutscher Herausgeber, Beyfall geben, wenn er nach einer Anmerkung des Baco, glaubt, ein Volk, das sich mit Künsten und Wissenschaften beschäfftige, habe gerne zusammengesetzte Wörter, wie die Perser; dagegen die Araber, geschickter zu kriegerischen und bürgerlichen Handlungen, sich lauter einfacher bedienten. Die Geschichte ist dawider.

Das

Das zweyte Buch, von der Form der asiatischen Gedichte, handelt zuerst im zweyten Kapitel vom Sylbenmaaße der Asiaten, sehr deutlich, indem es die griechischen vergleicht, von den verschiedenen Füßen und Versarten, insbesondre der Araber. Des Sam. Clericus Scientia metrica et rhythmica, seu tractatus de Prosodia Arabica, Oxon. 1661. 8. wird man nützlich mit unserm Verf. vergleichen, aber auch ohne ihn gar nicht verstehen können, weil Clericus durchaus die Kunstwörter der Araber beybehalten, und nicht erklärt hat. S. 62. urtheilt er auch vom hebräischen Sylbenmaaß, indem er den Hebräern mit Recht den Reim abspricht, vielleicht wahrscheinlicher, als andre vor ihm: doch wir dürfen uns hier nicht darauf einlassen. Sufficiat, schreibt er zuletzt, fontem aperuisse, et nouam rei metricae Hebraeorum inuestigandae viam quasi digito monstrasse. Doch in der That ist uns das Wahrscheinlichste, daß die hebräische Poesie gar kein bestimmtes Sylbenmaaß gehabt; dergleichen Verse man auch bey den Arabern im Koran, und in den Vorlesungen des Hariri, doch hier mit einem Reim am Ende des Verses, findet.

Das dritte Kapitel ist überschrieben vom Idyll der Araber: so nennt der Verf. sehr uneigentlich die größern Lobgedichte, Satyren und sittlichen Gedichte, die die Araber Kasidah قصيدة nennen. Eine Probe eines solchen Gedichts, das doch nur aus sieben Versen besteht, auf den Abu Hanifah, den bekannten Stifter der Sekte der Hanefiten, giebt der V. zuerst aus dem Suckardan (einem historischen Werke des Ahmed Ibn Jahja Altelomsani, Herbelot B. O. p. 831.) Der Widerspruch des Herausgebers, der von den Lebensumständen des Abu Hanifah hergenommen ist, dünkt uns nicht hinreichend, den Verf.

eines

eines Irrthums gegen die Geschichte zu beschuldigen; denn Abu Hanifah stund doch bey seiner Sekte im Ansehen, und er wird selbst im Gedichte genannt. Solche Gedichte sind auch des Kaab Ibn Zohair von Letten herausgegebenes Lobgedicht auf den Mohammed, ingleichen des Bordah, das Uri herausgegeben, und die sieben Moallakat, oder im Tempel zu Mekka aufgehangene Gedichte, alle aus den Zeiten Mohammeds. Nur aus der ersten Moallakah des Amralkais werden einige reizende Beschreibungen eines schönen Mädchens, die mit der Salomonischen im hohen Liede Aehnlichkeit haben, angeführt, und noch ein ganzes Gedicht eines nicht unberühmten neuern arabischen Dichters, den die oxfordische Bibliothek besitzt, des Ibn Alfarez, der im Jahre 632. (Chr. 1224.) starb.

Das vierte Kapitel, vom persischen Liebesgedicht, غزل. Folgendes Gazal (denn eins müssen wir doch für unsre Leser, zur Probe des morgenländischen Geschmacks, abschreiben,) vom Hafez, einem berühmten persischen Dichter, der zu Schiraz 797. (Chr. 1394.) starb, ist wirklich voll Empfindung und Annehmlichkeit:

„Jetzt ist die Zeit der Rosen, Freunde! jetzt lasset uns unser Herz der Freude öffnen! denn dies ist der Rath des alten Wirthes unsrer Seele: lasset uns nicht säumen!

Alles athmet Freude; aber die angenehme Zeit entflieht bald! Jetzt lasset uns den heiligen Teppich *) mit Weine vertauschen!

Die

*) Auf welchem die Mahommedaner beym Gebete zu knieen pflegen.

Die Luft ist sanft, und aller Orten zur Freude. O schenke uns, junger Becher! ein lachendes Mädchen, mit der wir den rosenrothen Wein trinken.

Warum die Leier: Mag doch das Glück [illegible] der Männer [illegible]: sollten denn wir, die wir nicht klagen, nicht frohe Lieder singen?

Die Königinn der Blumen, die Rose, blühet. Lasset uns Wein einschenken, und die Flammen der Liebe und der Begierden auszulöschen!

Sonderbar wie es, Hafez, wenn man [illegible], daß wir Nachtigallen zur Zeit der Rosen stumm geworden.

Daß der Dichter dem Gedichte am Ende seinen Namen eingewebt hat, und das hat er ja öfter gethan, und hat in die [illegible]hundert Oden vom Wein und Liebe gesungen, dieser Einfall wird wohl unsern Lesern nicht gefallen. Aber auch das hat unser Verfasser im vorigen [illegible] erinnert, [illegible], qua ultimum praecedit. Poeta nomen suum artificiose et ingeniose inserit, erinnert er. Von den Arabern findet man wenig solcher kurzen Gedichte: doch hat der V. am Ende auch eins aus einem ihm unbekannten Dichter angeführt, das nach morgenländischem Geschmacke schön ist. Es scheint, einige fehlerhafte Stellen zu haben, als gleich im Anfange [illegible], wo es auch wohl [illegible] für [illegible] heißen muß, und V. 4 [illegible]: wir wünschten um so mehr, daß der Verf. überall die Autoren, aus welchen er die angeführten Gedichte genommen hat, genannt hätte. Den Hafez hat er aus allzu großer Schamhaftigkeit, die arabischen Dichtern unbekannt ist, sehr falsch und unter-

unverständlich übersetzt: Tergumque dum mouet, leuiter vacillans, et dum quiescit; und in dem dritten Anhang zur Geschichte des Nadir Schah, wo er eben das Gedicht schon englisch übersetzt hatte, S. 486. der deutschen Uebersetzung finden wir gar: „Bey den Grazien, die ihren Gang begleiten.“ Die arabischen Worte sagen: Et per nates eius, (iuro) trementes, cum mouet, et cum quiescit. Unsre Leser kennen den tremulam puellarum clunem aus dem Juvenal, und im Alciphron I. Epist. 39. ἀλλ᾽ οὐ τρέμει νὴ Δία, ἔφη ὑπομειδιῶσα, (sagte Thryallis lächelnd) ὥσπερ ἡ Μυῤῥίνης (nemlich πυγὴ.) καὶ τοσοῦτον παλμὸν ἐξειργάσατο τῆς πυγῆς, καὶ ἅπασαν αὐτὴν ὑπὲρ ὀσφὺν τῇδε καὶ τῇδε ὥσπερ ῥέουσαν περιεδίνησεν, ὥστε ἀνακροτῆσαι πάσας, καὶ νίκην ἀποφήνασθαι τῆς Θρυαλλίδος: wie vermuthlich die sehr verdorbene Stelle zu lesen ist.

Das dritte Buch, von den Figuren und dem Ausdrucke der asiatischen Dichtkunst, redet zuerst im fünften Kapitel von den poetischen Bildern. Sehr richtig setzt der Verf. zu den vier Quellen derselben, die Lowth angiebt, die Natur, das gesellschaftliche Leben, die Religion, die Geschichte, noch die fünfte, die poetische Fabel: aber Beyfall können wir ihm nicht geben, wenn er sie ganz der hebräischen Dichtkunst abspricht. Auch sie hatte eine Mythologie, aus der sie bisweilen Bilder hernahm, wie Hr. Ritter Michaelis in einer Zugabe zur neunten Lowthischen Vorlesung de Poesi Hebraeorum gezeigt hat. Sehr richtig sagt er: Wer die asiatischen Gedichte mit Empfindung lesen und erklären wolle, der müsse die Naturgeschichte Asiens, die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Nationen, ihre Geschichte, und ihre poetische Erdichtungen kennen. Unter den Fabeln, deren

[illegible] die asiatischen Dichter bedienen, finden wir den Bogen [illegible], oder [illegible], wie ihn die Perser nennen, und die Liebe der Rose und der Nachtigall.

Das [illegible] Kapitel insbesondere von der Metapher, worin der Verf. die Metonymie unterscheidet, [illegible] wenn der Wein, der Sohn der Traube, das Wasser, die Tochter der Wolke genannt werde. Sehr häufig findet man die Metapher vom Thaue, Freygebigkeit anzuzeigen, gebraucht; und so vergleichen schon Jesaias Kap. LV, 10. 11. und Hoseas Kap. XIV, 6. die göttlichen Wohlthaten mit dem Thau und einem milden und reichlichen Regen. Ein türkischer Sittenspruch, der mit Matth. VI, 3 übereinstimmt, steht S. 135. „Die goldenen und silbernen Tropfen aus der Quelle der rechten Hand soll das linke Ohr nicht rinnen hören." Eine andere gewöhnliche Metapher, die auch [illegible] hebräischen Dichtern vorkömmt, ist die Vergleichung [illegible] [illegible]

Das [illegible]

Das

Das achte Kapitel redet von den übrigen Figuren. Es sind die Widerholung eines Worts, die Paronomasie, die Hr. J. im Asiatischen schön findet, und die Prosopopöie. Wir wollen hier noch, zur Probe der letzten Figur, von einem Gedicht des Hafez, das viel Reizendes hat, die Uebersetzung hersetzen. Es ist ein Gedicht eines jungen Mädchens an einen geliebten Jüngling:

O aura, amici habes odorem,
Inde munus suaue olens (moschatum) affers.
Caue, noli furari.
Cum cincinno eius ecquid habes negotii?
O rosa, vbi es, prae vultu eius nitido?
Ille moschus est, tu autem spinas habes.
Herba odorifera, vbi es, prae recenti eius lanugine?
Illa floret, tù autem marcescis.
Narcisse, vbi es, prae ebrio eius oculo?
Ille temulentus est, tu autem crapula afficeris.
O cupresse, cum statura eius procera
In horto quam habes affinitatem?
O intellectus, cum amoris eius existentia,
Si in potestate tua esset, quam haberes electionem?
Vnum diem veni ad Hafezi congressum,
Siquidem cunctandi potestatem habes.

Der Verfasser hat es auch sehr glücklich in griechische Verse übersetzt, wovon wir ein Paar Verse abschreiben:

Χαρίεντος, ἄυραι, παιδὸς
Ἁπαλὴν φέρεις ἀϋτμήν
Διὰ τοῦτ᾽ ἀναπνέουσαι
Μύρον ἐκ πτερῶν ψεκάζεις. —

Κυπάρισσε, μή τε κομῆς
Ῥαδινοῖς ἐπὶ κλαδίσκοις.
Ῥαδινώτερον γὰρ ἐστὶν
Ἁπαλοῖο σῶμα παιδὸς.
Φίλον ἦτορ ἀντ' ἔρωτος
Ἰοβοστρύχου κόροιο
Λιπαροχρύους, σφριγῶντος
Τί κεν ἠρέθης ἐέλδωρ,
Φίλε κοῦρε, μὴ βραδύνης
Ταχὺ μοι ποθεινὸς ἔρχου,
Σέο γὰρ φανέντος, ὦ παῖ
Τριφίλητε, πάντα θάλλει.

Das neunte Kapitel ist von der geheimen Bedeutung der Gedichte überschrieben. Auch von den asiatischen Gedichten, die Wein und Liebe besingen, geben die Ausleger geistliche Deutungen, wie einige christliche vom hohen Liede, und glauben, der Dichter rede in einer steten Allegorie. Aber der Dichter Hafez, den man so geistlich auslegt, sagt selbst: „Der Wein, den der fromme Mann (Mohammed) die Mutter der Sünde nennet, ist mir wünschenswerther und süßer, als der Kuß eines Mädchens.“ Und an einer andern Stelle: „Wir werden trunken von dem reinen Weine der Liebe, und sind nicht begierig nach den himmlischen Quellen, Solsebil und Kafur.“

Das zehnte Kapitel handelt vom Erhabenen. Id est Elatum, schreibt der Verfasser, quod sit incertum, turbulentum, et quod eos qui legunt vsque adeo percellat, vt admirentur, vereantur, tumultuentur, exhorrescant, doleant, stupeant. Kürzer und besser hätte er gesagt, alles das sey erhaben, was wegen seiner ungewöhnlichen und unerwarteten Größe, Bewunderung und Erstaunen erweckt. Eine

Probe

Probe des Erhabenen, das aber unsre Leser hier nicht finden werden, sey eine Stelle eines persischen Dichters Ferdusi, eine Beschreibung des Königs Feridun:

Legatus dixit: Nitidum ver
Talem regem numquam aspexit, aut aspiciet:
Ver est iucundum in eo paradiso,
Cuius terra ambaram olet, et cuius lapides aurei sunt,
Coelum excelsum palatium eius est, et aula,
Paradisus terrarum vultus eius subridens est:
Altior aula eius nullus est collis,
Latior regia nullus est hortus.
Cum ad elatam illam regiam accessi,
Caput eius cum stellis arcana iniit consilia.
Ad vnam manum stetit elephas, ad alteram leo.
Orbem terrarum, tanquam solium, sibi submisit.
Super elephantis tergo solium fuit aureum,
Et singula leonum monilia erant gemmea.
Laetus accessi ad sublimem illam regum,
Et aspexi solium e gemmis caeruleis factum,
Regem autem lunae similem in eo sedentem.
Pyropis fulgentem, et capite gerentem diadema;
Crines camphorae similes habentem et faciem tanquam rosae folium.
Cor aequitatis amans, et linguam dulciloquam (adipato loquentem sermone.)

Mit mehrerm Rechte findet der Verf. eine Stelle im Koran Sur. XI, 43. ff. erhaben; und nie, sagt er, habe er etwas höheres, 1 Mos. I, 3. ausgenommen, gelesen: „Die Arche, heißt es, schiffte mit ihnen unter den Fluthen, wie unter Gebürgen; und Noah

 rief

Κυπάρισσε, μή τε κομπῆς
Ῥαδινοῖς ἐπὶ κλαδίσκοις.
Ῥαδινώτερον γὰρ ἐστὶν
Ἁπαλοῖο σῶμα παιδὸς.
Φίλον ἦτορ ἀντ᾽ ἔρωτος
Ἰοβοστρύχε κόροιο
Λιπαροχρύσε, σφριγῶντος
Τί κεν ἠρέθης ἐέλδωρ,
Φίλε κῦρε, μὺ βραδύνης
Ταχὺ μοι ποθεινὸς ἔρχε,
Σέο γὰρ φανέντος, ὦ παῖ
Τριφίλητε, πάντα θάλλει.

Das neunte Kapitel ist von der geheimen Bedeutung der Gedichte überschrieben. Auch von den asiatischen Gedichten, die Wein und Liebe besingen, geben die Ausleger geistliche Deutungen, wie einige christliche vom hohen Liede, und glauben, der Dichter rede in einer steten Allegorie. Aber der Dichter Hafez, den man so geistlich auslegt, sagt selbst: „Der Wein, den der fromme Mann (Mohammed) die Mutter der Sünde nennet, ist mir wünschenswerther und süßer, als der Kuß eines Mädchens.“ Und an einer andern Stelle: „Wir werden trunken von dem reinen Weine der Liebe, und sind nicht begierig nach den himmlischen Quellen, Solsebil und Kafur.“

Das zehnte Kapitel handelt vom Erhabenen. Id est Elatum, schreibt der Verfasser, quod sit incertum, turbulentum, et quod eos qui legunt vsque adeo percellat, vt admirentur, vereantur, tumultuentur, exhorrescant, doleant, stupeant. Kürzer und besser hätte er gesagt, alles das sey erhaben, was wegen seiner ungewöhnlichen und unerwarteten Größe, Bewunderung und Erstaunen erweckt. Eine

Probe

Probe des Erhabenen, das aber unsre Leser hier nicht finden werden, sey eine Stelle eines persischen Dichters Ferdusi, eine Beschreibung des Königs Feridun:

Legatus dixit : Nitidum ver
Talem regem numquam aspexit, aut aspiciet:
Ver est iucundum in eo paradiso,
Cuius terra ambaram olet, et cuius lapides aurei sunt,
Coelum excelsum palatium eius est, et aula,
Paradisus terrarum vultus eius subridens est:
Altior aula eius nullus est collis,
Latior regia nullus est hortus.
Cum ad elatam illam regiam accessi,
Caput eius cum stellis arcana iniit consilia.
Ad vnam manum stetit elephas, ad alteram leo.
Orbem terrarum, tanquam solium, sibi submisit.
Super elephantis tergo solium fuit aureum,
Et singula leonum monilia erant gemmea.
Laetus accessi ad sublimem illam regum,
Et aspexi solium e gemmis caeruleis factum,
Regem autem lunae similem in eo sedentem.
Pyropis fulgentem, et capite gerentem diadema;
Crines camphorae similes habentem et faciem tanquam rosae folium.
Cor aequitatis amans, et linguam dulciloquam (adipato loquentem sermone.)

Mit mehrerm Rechte findet der Verf. eine Stelle im Koran Sur. XI, 43. ff. erhaben; und nie, sagt er, habe er etwas höheres, 1 Mos. I, 3. ausgenommen, gelesen: „Die Arche, heißt es, schiffte mit ihnen unter den Fluthen, wie unter Gebürgen; und Noah

rief seinem Sohne (Kanaan) zu, der allein schiffte: Sohn, tritt zu uns ins Schiff, und verlasse die Ungläubigen. Ich will, antwortete er, auf den Berg steigen; da werde ich nicht umkommen im Wasser. Noah sagte darauf: Es ist keine Errettung heute, nach Gottes Schlusse, als in seiner Gnade. Da trat zwischen sie eine Welle, und er wurde ersäuft. Und eine Stimme rief: Erde, trinke dein Wasser, und du Himmel halte ein dein Wasser. Da blieb das Wasser aus, und der Befehl wurde vollendet, und die Arche ließ sich nieder auf den Berg Dschudi." So finden wir auch die Kürze in der Antwort sehr erhaben, die Ibn Arabschah einem Perser auf die Frage, was die Soldaten des Dschenkizahan in der Stadt Bochare gethan hätten, geben läßt:

آمدند وکندند وسوختند وکشتند
وبردند ورفتند

„Sie brachen ein, sie rissen nieder, sie brannten, sie tödteten, sie plünderten, sie zogen ab."

Uns fielen dabey die Worte ein, die beym Euripides im Orestes V. 1305. Elektra ihren Freunden, die im Zimmer die Helena ermorden wollen, von aussen zuruft:

> Φονεύετε, καίνετε, θείνετε, ὄλλυτε.
> Δίπτυχα, δίϛομα, φάσγανα πέμπετε,
> Ἐκ χειρὸς ἱέμενοι τὰν
> Λειποπάτορα, λειπόγαμον.

Das eilfte Kapitel ist von der Schönheit, oder der Grazie, de venustate, überschrieben. Wir würden gerne hier ein angenehmes türkisches Gedicht des Messihi, eines Dichtes aus der Zeit Soliman II., das mit dem Peruigilio Veneris einige Aehnlichkeit hat, ganz

abschreiben, wenn es nicht zu lang wäre. Der Verf. hat dem Original außer einer wörtlichen Uebersetzung auch eine poetische in trochäischen Versen beygelegt.

Das vierte Buch betrachtet die asiatische Dichtkunst nach ihrem Inhalte und Gegenstande, und handelt zuerst im zwölften Kapitel von der heroischen Poesie, الحماسة. Der Verf. setzt hier auch, wegen ihres poetischen und bilderreichen Ausdrucks, die bekannte Lebensbeschreibung Timurs vom Ibn Arabschah unter die epischen Gedichte; aber eine Geschichte sollte nie Poesie seyn. Gegründet ist die Anmerkung, daß der Geschichtschreiber den Timur als einen grausamen, gottlosen, unmenschlichen Herrn schildere; aber bisweilen scheine ein Strahl der Wahrheit durch, und er erzähle auch manches von seiner Pracht, von seiner Gedult, von seiner Tapferkeit, und von seiner Versöhnlichkeit. Ein eigentliches Heldengedicht haben sonst die Araber nicht; aber die Perser haben einen berühmten Dichter Ferdusi, (der starb zu Thus im J. 441, Chr. 1020.) dessen Schah Nameh Gedichte über die Thaten der alten persischen Könige und berühmter Dichter enthält; und die Hälfte des Bandes nimmt ein wirkliches Heldengedicht ein, der Krieg des Afrasiab, Königs von Turan, mit den persischen Königen, Kaikobad, Kaikaus, und Kaikhosru, welcher letzte, der Griechen Cyrus, den Afrasiab mit eigener Hand tödtete. Es hat wirklich, wie man auch aus der mitgetheilten Probe sieht, mit Homers Iliade einige Aehnlichkeit: und es ist zu wünschen, daß der Verf. das ganze Gedicht, wie er uns hier die angenehme Hoffnung macht, mit seiner Uebersetzung und Anmerkungen bekannt mache. Wir wollen auch die mitgetheilte Probe hiervon deutsch nach Hrn. J. über-

setzt, unsern Lesern vorlegen: „Als der König, der Herr der Erde, sich zeigte, küßte Sam die Erde, und trat näher hinzu. Manuchehr stund auf vom elfenbeinernen Thron, der vom röthlichen und blauen Edelgestein funkelte, und auf dem Haupte war die Krone. Er nahm freundlich den Helden auf, und fragte ihn viel, und ließ ihn neben sich sitzen auf seinem Thron. Er redete mit ihm von den Wölfen der Schlacht, und den schrecklichen Riesen von Mazenderan. Er fragte viel, und war bekümmert; der Held aber beantwortete jede Frage. Lange, sagte er, und glücklich lebe der König, und zu Schanden müssen werden alle Anschläge der Bösen! Ich kam in die Stadt der Riesen. Grimmige Löwen sind es, und schneller als Arabiens Rosse, unerschrockener als die Helden der Perser. Ihre Heere, die sie Seksar nennen, sind wie Tieger im Kriege. Als sie meine Ankunft vernommen hatten, wurden sie wahnsinnig. Sie machten in der Stadt ein Geschrey, und zogen darauf durch die ganze Stadt. Die Schlacht begann, und der Tag ward finster. Ihre Völker verbreiteten sich über die Hügel und in den Thälern. Meine Truppen waren erschrocken, und ich selbst war besorgt. Siebenhundert Schläge that ich mit meiner Keule; doch konnte ich mein Heer nicht in ihr Land führen. Endlich kam ich, und zerschlug ihre Häupter; und ihre schönen Angesichter wurden häßlich. Der Sohn des großen Königes Salm, sein Name war Kerkawi, gieng vor dem Heere her, wie ein Wolf; seine Länge war einer Cypresse, seine Mutter eine Tochter Zohaks. Gegen ihn waren die Anführer seines tapfern Heers nur Sandkörner. Als nun die Schlacht Wolken von Staub erregte, wurden die Wangen unsrer Krieger bleich. Ein Schlag meiner Keule öffnete

mir

mir den Weg durch die feindlichen Reihen. Mein Roß stürzte wüthend hinein, wie ein Elephant, und die Erde bewegte sich, wie die Wogen des Nils. Nun faßte mein Heer wieder Muth, und eilte in vollen Laufen in die Schlacht. Als Kerkawi meine Stimme und das Geräusch meiner Häupter spaltenden Keule hörte, kam er begierig des Streits, wie ein wilder Elephant auf mich zu, mit einem langen Strick, den er über mich warf. Ich nahm meinen königlichen Bogen, und die Pfeile von Pappelholz mit der stälernen Spitze, und ließ meine beflügelten Pfeile, wie Adler, fliegen, und schoß meine Pfeile auf ihn, wie Feuerflammen. Ich glaubte, ich hätte sein Haupt an den Helm, wie auf den Amboß, geheftet. Aber ich sahe ihn, wie er herankam, wie ein trunkner Elephant, in seiner Hand ein indisches Schwerdt. Ich hielt ihn für so mächtig, o König! daß auch die Berge sich vor ihm fürchten möchten. So eilte er auf mich zu, und ich erwartete ihn. Als der mächtige Krieger näher kam, streckte ich meine Hand aus, ergriff ihn beym Gürtel, und riß ihn aus dem Sattel, mit der Stärke eines Löwen, und warf ihn zu Boden, wie ein wüthender Elephant, und hieb ihn in Stücken mit meinem indischen Schwerdt. Als der König todt war, ergriff das ganze Heer aus dem Schlachtfelde die Flucht, und Thäler und Hügel, und Wüsten und Berge wurden mit den fliehenden Legionen bedeckt. Zwölftausend Reuter und Fußvölker lagen erschlagen auf dem Hauptplatz mit ihrem mächtigen König, dem kühnen Ritter und Krieger; und ihrer waren gewesen dreyßig tausend Mann. Was vermag die Bosheit, o König, deine Macht zu vermindern, wider die Diener deines Thrones? Als der König die Worte des Helden gehört hatte, erhob er seine glück-

liche Krone bis zu den Sternen, ließ Wein bringen, und ein Mahl bereiten, und war froh, und sahe keinen Feind mehr auf dem Erdkreis."

Das dreyzehnte Kapitel von der Elegie, oder dem Klagelied der Asiaten, المراثي, giebt aus dem zweyten Buch der Hamasah, aus einem Gedicht des Ibn Arabschah am Ende der Lebensbeschreibung Timurs, und andre schöne Beyspiele dieser Dichtungsart. Im vierzehnten Kapitel, vom moralischen Gedicht, الآدب والنصيحة, findet man unter andern ein Kapitel aus dem Pendnameh, einem Werkchen des Schaich Attar, das mit Theophrasts Charakteren zu vergleichen ist, von den Kennzeichen des Geizes. Des Sadi Bostan, dessen Gulistan, oder Rosengarten, wir nach Hrn. Schummels Uebersetzung den Lesern unsrer Bibliothek B. XXVII. S. 194. ff. bekannt gemacht haben, nennt unser V. opus perfectissimum.

Das funfzehnte Kapitel handelt vom verliebten Gedichte, النسيب. Das ganze vierte Buch der Hamasah, und ein großer Theil des Buchs Jatimah, einer arabischen Anthologie des Tsaâlebi, enthält verliebte Gedichte. Die ältern arabischen Dichter pflegten alle ihre Gedichte mit dem Lobe, oder mit Klagen über ihre Geliebte anzufangen; und dieser Eingang wird das Nasib genannt. Die Perser sind in dieser Gattung von Gedichten Meister; aber auch bey den Arabern findet man Gedichte dieser Art. Ein kleines Gedicht eines berühmten Fürsten, Saifoddaulah, den Motanabbi oft besungen hat, mag zur Probe hier stehen:

يا ليلة لست انسي طيبها ابدا كانّ
كل سرور حاضر فيها
باتت وبت وبات الرق ثالثنا حتي
الصباح تسقيني واسقينا

„O Nacht! nie werde ich deiner Freuden vergessen; denn alle Wonne schmeckte ich in dir.
Sie legte sich, und ich legte mich nieder, und die Liebe lag zwischen uns beyden, bis die Morgenröthe uns grüßte, und ich ihr Lebe wohl! sagte.“

Das sechzehnte Kapitel, von ihren Lobgedichten, الثناء والمديح, giebt Beyspiele von arabischen Lobgedichten aus Kaabs Ibn Zohair Gedichte auf Mohammed und den Abulola, und von persischen aus dem Ferdusi. Vom Abulola, den wir für einen der größten arabischen Dichter halten, sagt der Verf. nicht unrecht: cuius exultans et quasi vibrans ingenium videtur Pindari fuisse simillimum. In der aus dem Kaab angeführten Stelle V. 48. hätte der Verf., wie Reiske in Act. Erud. Lips. 1747. p. 693. erinnert, und zugleich das fehlerhafte Scholion verbessert hatte, مغلول, fractum, contritum, für مغلول lesen sollen. Der folgende Vers giebt bey ihm gar keinen Sinn: Ob illum (leonem) leones solitudinis manent taciti, neque in valle illius pedites ambulant. Es sollte heißen: Ob illum leones deserti macent, (ceteros leones omnes deserti ille leo, praedam omnem occupando, ad maciem redigit) neque in valle eius homines commeant. Noch eine Stelle des Ferdusi, ein Lob des Sultans Mahmud, des ersten vom Geschlecht der Gazneviden, ehe

Das letzte Buch und Kapitel handelt vom Ausdruck der Asiaten, de Asiatica dictione. Gleich anfangs gedenkt der Verf. der poetischen und gereimten Poesie Mohammeds im Koran, die von andern arabischen Schriftstellern nachgeahmt worden. Hernach redet er von den verschiedenen Werken des Witzes der Asiaten. Reden مقامات soll zuerst Hamdani geschrieben haben; der bekannteste Schriftsteller dieser Art nach ihm ist Hariri. Unter den moralischen Schriften und Erzählungen schätzt der Verf. sehr des Ibn Arabschah Fakehat Alcholafa, dessen Inhalt er vorlegt, und des indischen Philosophen Bidpai fast in alle Sprachen übersetzte Fabeln, die persich انوار السهيلي, Canopi lumina, und türkisch übersetzt Homajun Nameh, das königliche Buch, heißen. Endlich drey Geschichtbücher setzt der Verf. wegen ihres dichterischen Ausdrucks unter die epischen Gedichte, des Achmed Ibn Arabschah Leben Timurs, eine türkische Geschichte, unter dem Titel: تاج التواريخ, die Krone der Annalen, die er nur aus der italiänischen Uebersetzung *) kenne, und eine persische Geschichte Timurs von Ali Jezdi. Der letzte schildert uns einen ganz andern, einen viel grössern und bessern Fürsten, als Ibn Arabschah. Der Verf. unterscheidet drey Gattungen des Ausdrucks, den

*) Vom Vinc. Bratutti. Das Werk ist, so viel wir uns erinnern, in der Uebersetzung unvollständig. Weil es sehr selten ist, wollen wir den Titel hersetzen: Chronica dell' origine et progressi della casa Ottomana, composta da *Saidino* Turco excellentissimo Historico in lingua Turca. Parte Prima tradotta da *Vincenzo Bratutti*, Raguseo Interprete della Sacra Cesarea Maiestà di Ferdinando Terzo, dall' Idioma Turco nell Italiano, con la medesima frase, stile, et tessitura dell' Autore, con somma diligenza e fedeltà. In Vienna 1649. 4.

den erhabenen, den ſchönen, und den niedrigen. Der ſchöne Ausdruck iſt bey den Arabern und Perſern ſehr verſchieden: bey den Arabern kurz und gedrängt, mit der Gröſſe der Ideen und der beſten Wahl des Ausdrucks eine gewiſſe edle Einfalt verbunden; die perſiſchen Schriftſteller haben mehr Worte und Blumen. Auch hiervon giebt der Verfaſſer verſchiedene Beyſpiele.

Als einen Anhang findet man noch das moraliſche Teſtament eines perſiſchen Königs, und ein Geſpräch eines Arabers und Engländers über die europäiſche Dichtkunſt, deſſen wir ſchon oben erwähnet haben. Daß in der deutſchen Ausgabe der dem Original angehängte Miſcellaneorum Liber, der griechiſche und lateiniſche Gedichte des Verf. enthält, weggeblieben iſt, können wir nicht tadeln.

Cl.

VI.

Verſuch eines vollſtändigen grammatiſch kritiſchen Wörterbuchs der hochdeutſchen Mundart, mit beſtändiger Vergleichung der übrigen Mundarten, beſonders aber der Oberdeutſchen. Dritter Theil, von L — Scha. 4 Alph. 15 Bogen, und 1 Bogen Titel und Vorrede.

Das Adelungſche Wörterbuch iſt ſchon in Deutſchland ſo rühmlich bekannt, daß es überflüſſig ſeyn würde, wenn wir noch etwas zum Lobe deſſelben ſagen, und es den Liebhabern

er seines Dichters Zorn erregt hatte, wollen wir unsern Lesern vorlegen.

„Der Herr der Welt, der mächtige König Mahmud, zu dessen Tränke Schaaf und Wolf kommen. Von Kaschmir bis an den sinesischen Ocean verkündigen die Könige sein Lob. Wenn das Kind in der Wiege seine Lippe mit Muttermilch netzt, nennt es schon Mahmud. Beym Gastmahl ist er ein Himmel der Freygebigkeit, in der Schlacht ein Löwe, ein Drache. Durch seinen Glanz wird die Welt einem Garten im Frühlinge gleich. Die Luft ist voll befeuchtenden Regens, und die Erde wird schöner. Der Thau fällt vom Himmel auf die Erde, und macht sie den Gärten Irems gleich."

Das siebzehnte Kapitel, von der Satyre der Asiaten, الهجا. Sie ist vielmehr eine Juvenalische Satyre, als eine Horazische, heftig und lauter Galle. Wir finden unter andern ein vortreffliches Stück, das einer schönen arabischen Fürstin gegen einen ihr unangenehmen Liebhaber beygelegt wird. Der Anfang ist folgender:

„Höre auf, Amarah, zarte Dirnen zu lieben, schöne Jungfrauen um ihre Liebe zu bitten. Denn du treibst nicht die Lanzen der Feinde zurück, du bist kein tapferer Ritter am Tage der Schlacht. Wünsche nicht Ablah zu sehen; du würdest sehen einen schrecklichen Löwen des Thals (den Dichter Antarah, den Ablah liebte,) zu ihr dringen nicht blanke Schwerdter, nicht die braunen Lanzen. Ablah ist eine Hirschkuh, die einen Löwen gejagt hat, mit ihren schmachtenden großen Augen. Vergebens liebest du sie, und erfüllest alle Haine mit Klagen."

Aus dem Persischen finden wir ein großes Stück eines Gedichts des Ferdusi, das der Dichter an den

Sul-

Sultan Mahmud, da er ihm für sein Schanameh ein sehr geringes Geschenk gegeben hatte, schrieb. Wir dürfen nicht mehr abschreiben, da wir uns schon zu lange verweilt haben.

Das folgende Kapitel von den poetischen Beschreibungen, enthält viele schöne Gemählde aus den arabischen Dichtern, auch noch aus dem Hafez ein Gedicht auf die schöne Wange eines Mädchens. Der Schluß ist ganz morgenländisch: „Die Sonne verhüllet sich bey dem Anblicke der Strahlen ihres Gesichts in den Thau der Scham; der Mond bleibt wegen dieser Wange am Himmel stehen. Wasser der Unsterblichkeit quillt aus den süßen Gesängen des Hafez, so wie sein Blut, beym Anblick dieser Wange, aus dem Herzen strömet.“

Das fünfte Buch und neunzehnte Kapitel giebt Nachrichten, die noch sehr könnten vermehrt werden, von den verschiedenen arabischen, persischen und türkischen Dichtern. Von türkischen hat der V. nur des Messihi Gedicht, und eine andre Handschrift, die verliebte Gedichte von verschiedenen Dichtern enthielt, in Händen gehabt. Außer den schon genannten persischen Dichtern, Ferdusi, Hafez und Sadi, gedenkt der Verf. hier noch eines Dschelaloddin Albalkhi, und führt aus desselben Metsnawi مثنوي (Herbelot B. O. p. 565. sagt, daß ers ums Jahr der H. 600. Chr. 1203 geschrieben habe,) eine Stelle an. Von Ibn Chalikhans Lebensbeschreibungen berühmter Männer schreibt er: Est copiosior Nepote, elegantior Plutarcho, Laertio iucundior, et dignus profecto liber, qui in omnes Europae linguas conuersus prodeat.

Das

Das letzte Buch und Kapitel handelt vom Ausdruck der Asiaten, de Asiatica dictione. Gleich anfangs gedenkt der Verf. der poetischen und gereimten Poesie Mohammeds im Koran, die von andern arabischen Schriftstellern nachgeahmt worden. Hernach redet er von den verschiedenen Werken des Witzes der Asiaten. Reden مقامات soll zuerst Hamdani geschrieben haben; der bekannteste Schriftsteller dieser Art nach ihm ist Hariri. Unter den moralischen Schriften und Erzählungen schätzt der Verf. sehr des Ibn Arabschah Fakehat Alcholafa, dessen Inhalt er vorlegt, und des indischen Philosophen Bidpai fast in alle Sprachen übersetzte Fabeln, die persisch انوار السهيلي, Canopi lumina, und türkisch übersetzt Homajun Nameh, das königliche Buch, heißen. Endlich drey Geschichtbücher setzt der Verf. wegen ihres dichterischen Ausdrucks unter die epischen Gedichte, des Achmed Ibn Arabschah Leben Timurs, eine türkische Geschichte, unter dem Titel: تاج التواريخ, die Krone der Annalen, die er nur aus der italiänischen Uebersetzung *) kenne, und eine persische Geschichte Timurs von Ali Jezdi. Der letzte schildert uns einen ganz andern, einen viel grössern und bessern Fürsten, als Ibn Arabschah. Der Verf. unterscheidet drey Gattungen des Ausdrucks, den

*) Vom Vinc. Bratutti. Das Werk ist, so viel wir uns erinnern, in der Uebersetzung unvollständig. Weil es sehr selten ist, wollen wir den Titel hersetzen: Chronica dell' origine et progressi della casa Ottomana, composta da *Saidino* Turco excellentissimo Historico in lingua Turca. Parte Prima tradotta da *Vincenzo Bratutti*, Raguseo Interprete della Sacra Cesarea Maiestà di Ferdinando Terzo, dall' Idioma Turco nell Italiano, con la medesima frase, stile, et tessitura dell' Autore, con somma diligenza e fedeltà. In Vienna 1649. 4.

den erhabenen, den schönen, und den niedrigen. Der schöne Ausdruck ist bey den Arabern und Persern sehr verschieden: bey den Arabern kurz und gedrängt, mit der Größe der Ideen und der beßten Wahl des Ausdrucks eine gewisse edle Einfalt verbunden; die persischen Schriftsteller haben mehr Worte und Blumen. Auch hiervon giebt der Verfasser verschiedene Beyspiele.

Als einen Anhang findet man noch das moralische Testament eines persischen Königs, und ein Gespräch eines Arabers und Engländers über die europäische Dichtkunst, dessen wir schon oben erwähnet haben. Daß in der deutschen Ausgabe der dem Original angehängte Miscellaneorum Liber, der griechische und lateinische Gedichte des Verf. enthält, weggeblieben ist, können wir nicht tadeln.

Cl.

VI.

Versuch eines vollständigen grammatisch kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Dritter Theil, von L — Scha. 4 Alph. 15 Bogen, und 1 Bogen Titel und Vorrede.

Das Adelungsche Wörterbuch ist schon in Deutschland so rühmlich bekannt, daß es überflüssig seyn würde, wenn wir noch etwas zum Lobe desselben sagen, und es den Liebhabern

bern unsrer Sprache anpreisen wollten. Es scheinet, daß der Fleiß des Verf. und seine Aufmerksamkeit bey jedem Theile zunehme, und wir finden bey gegenwärtigem sehr wenig, ja fast gar nichts erhebliches zu erinnern. Indessen wollen wir doch eins und das andre anzeigen, wovon wir glauben, daß es mit mehrerer Richtigkeit hätte können ausgedruckt werden.

81 S. Laufbank. Eigentlich sind die Laufbank und der Gängelwagen verschieden. Die erste hat nur einen Schieber, in welchem das Kind stehet, und vermittelst desselben, bloß die Länge der Bank durchlaufen kann; der zweyte stehet auf Rädern oder vielmehr Rollen, und das Kind kann darin nach allen Seiten laufen.

92 S. Die niedrige Redensart: Er weiß einer jeden Laus eine Stelze zu machen, ist wohl nicht eigentlich eine Beschreibung eines Menschen, der in fremden Angelegenheiten sehr weise ist. Man siehet gar nicht, worin hier der Begriff des weise Seyns und der fremden Angelegenheit stecken sollte; sondern wie durch die Stelze eine Sache höher und größer gemacht wird, so ist auch hier der Begriff des größer Machens zu finden. Man braucht sie gemeiniglich von einem solchen, welcher alle Kleinigkeiten vergrößern, oder geringe Dinge als etwas großes und wichtiges vorstellen will. So sagt man: Mußt du denn immer jeder Laus eine Stelze machen?

101 S. Leben für essen. Hier scheinet uns das Wort leben, durch essen, nicht richtig genug erkläret zu seyn. Daz heuues lebet, siehet nicht so sehr auf die Handlung des Essens, als auf die Erhaltung des Lebens, vermittelst des Heues. Eine ähnliche Construction des Wortes Leben mit dem Genitiv, kommt in der Bibel vor: Der Gerechte lebet seines Glaubens.

bens. Eben so wenn man sagt: Der Mensch lebet vom Brod, so siehet man nicht so sehr auf die Handlung des Essens, ob sie gleich dabey nöthig ist, als auf die Erhaltung des Lebens, wozu Brod dienet: Matth. 4, v. 4. Der Mensch lebet nicht vom Brod allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet, wird niemand so erklären: Der Mensch isset nicht Brod allein, sondern es heißt, er wird nicht durch das Brod allein erhalten.

311 S. Mack, heißt in einigen Gegenden auch zahm, womit das Englische meek einigermaaßen übereinkömmt.

311 S. Der Mähder. Wir sehen nicht, warum dieses Wort hier nach einer unrichtigen provincial Aussprache angeführet, und dabey nicht bemerkt worden, daß Mäher doch wirklich besser und in der guten Sprechart gebräuchlicher ist.

341 S. Mandler heißt auch in der Landwirthschaft derjenige, welcher die Mandeln auf dem Felde setzet, ein Aufmandler.

371 S. Markt: Seine Haut zu Markte tragen, heißt wohl nicht so allgemein: Sich selbst vertheidigen, oder verantworten, sondern vielmehr, auf seine eigene Gefahr etwas unternehmen oder wagen. Man sagt z. B. Ich kann dir in dieser Sache nicht beystehen; wenn du sie unternehmen willst, so wirst du deine Haut zu Markte tragen.

581 S. Morgenandacht, kann in gewissen Fällen ganz wohl einen Plural haben. Man findet Gebetbücher, welche zur Ueberschrift haben: Morgen- und Abendandachten, und man sagt ganz gut: Bey den Morgen- und Abendandachten soll ein jeglicher zugegen seyn, und dgl.

640 S.

640 S. Der Mutter. Ein Krebs, welcher in der Mause ist. Da dieses Wort von dem Niederdeutschen muten, mutern, herkömmt, so muß es billig nur mit einem t geschrieben werden: Der Muter oder Müter, und so wird es auch am gewöhnlichsten ausgesprochen. Man sagt, ein Gericht von Müterkrebsen. Das doppelte t rühret bloß von der harten Aussprache der Obersachsen her, und ein Mutterkrebs würde eigentlich ein Krebs des weiblichen Geschlechts seyn, wie Mutterpferd, Mutterschwein, u. dgl.

930 S. Hr. Adelung thut hier einen Ausfall auf unsere Bibliothek, welchen wir von ihm nicht vermuthet hätten, da er sonst sehr billig zu urtheilen pfleget. Er sagt: „Ueberhaupt zeigen sich die Berli„ner Bibliothekare von einer sehr schwachen Seite, so „oft sie sich nur in das Feld der Sprachkunde oder „Sprachrichtigkeit wagen." Der Recensent will es nicht auf sich nehmen, diese Anmerkung zu vertheidigen, welche Hr. Adelung tadelt, sondern es denjenigen überlassen, der sie gemacht hat. Da so viele Mitarbeiter an diesem Werke arbeiten: so kann es freylich wohl geschehen, daß zuweilen einer oder der andere irgendwo fehlet, oder irgendwo eine schwache Seite zeiget; aber diese Beschuldigung auf alle zu erstrecken, ist das nicht zu viel gethan? Würde es Hr. Adelung wohl beweisen können? Und überhaupt, gehört eine solche Anmerkung in ein Wörterbuch der deutschen Sprache?

1177 S. Die Ableitung des Wortes Pumpernickel, von pumpen, pedere, hätte füglich wegbleiben können, und wir müssen uns wundern, daß Hr. Adelung, welcher in dem Worte nacket, etwas widriges findet, wodurch die heutigen Sitten beleidiget wer-

den, eine solche Ableitung macht, wodurch gewiß die heutigen Sitten noch mehr beleidiget werden.

1457 S. Rocambole. Da dieses Gewächs eine wirkliche Bolle ist, welche auch an einigen Orten in Deutschland wild, unter dem Rocken wächset: so ist es sehr wahrscheinlich, daß der Name völlig deutsch sey, und es ist daher eben nicht irrig, wenn ihn einige nach der richtigen deutschen Aussprache Rockenbolle sprechen und schreiben, indem die Franzosen dieses Wort, nur nach ihrer Mundart, in Rocambole verändert haben.

1621 S. Säuerwasser nennt man an einigen Orten in der Landwirthschaft, beym Backen, dasjenige Wasser, womit der Sauerteig erweicht, und welches zum Einsäuern gebraucht wird.

1675 S. Schande 2. In einigen Niedersf. Gegenden führt auch ein Band, welches der Mäher beym Korn mähen um die Hand schlägt und an der Sense befestiget, so daß es ihm dieselbe tragen hilft, und er sie besser führen kann, den Namen der Schande.

Die Herausgabe dieses dritten Theils läßt uns hoffen, daß wir bald das ganze vortreffliche Werk vollständig besitzen werden, indem es der Verf. mit dem vierten Theile zu endigen versprochen hat.

Pr.

VII.

Dispensatorium pharmaceuticum Brunsuicense, iussu Caroli, serenissimi Ducis Brunsuico-Luneburgensium, adornatum, et pharmacopaeis ducatus Brunsuico-Wolfen-

senbuttelani a collegio ducali supremo sanitati ciuium dicato in normam praescriptum atque ordinatum. Additi sunt indices necessarii. Brunsuici, in offic. libr. orphanotroph. 1777. 4.

Wird bey der unzähligen Menge von ähnlichen Werken eine ganze Gesellschaft, ein so genantes Sanitäts- oder medicinisches Collegium, niedergesetzt, und erhält den Auftrag, ein neues zu verfertigen, die vorigen zu nutzen: dann kann das Publicum mit desto größerm Rechte Anspruch auf etwas vollkommnes dieser Art machen; zumal wenn die Wahl auf Aerzte gefallen seyn sollte, die mit einer ausgebreiteten vieljährigen Erfahrung zugleich Belesenheit verbinden, von denen der eine also dieses, der andre jenes sonst in der Apotheke ausgestellte Arzneymittel versuchet und untersuchet haben muß — von denen keiner bloß aus theoretischen Gründen, bloß nach chymischen Grundsätzen ein Mittel in das Verzeichniß bringen wird, das er blos im Laboratorium, oder am Schreibtische geprüft hat, da ein Werk dieser Art nicht allein Dinge enthalten darf, die nach den Gesetzen der Chymie und des Formulars gut verfertigt, gut gemischt sind, sondern — sich seit gewisser Zeit bey Krankheiten vorzüglich wirksam bewiesen, und deren Heilkräfte der practische Arzt vorzüglich bewährt gefunden hat. Unsre Leser müssen daher erwarten, daß wir das vor uns liegende Werk nur bloß von dieser Seite betrachten, allein den practischen Nutzen desselben bestimmen, seine Vorzüge vor andern auch also nur so beurtheilen. Der Rec. gestehet, daß ihm der dicke Quart-Band von 378 Seiten sogleich kein günstiges Vorurtheil für diese Arbeit

bey,

beybrachte; allein eine kühlere, genauere Untersuchung hat ihn bald wieder anders gestimmet. Denn das Wehklagen über überflüßig in der Apotheke aufgehobene Arzneyen wird doch noch immer fortdauern, bis einmahl ein Arzt von großer Erfahrung eine Sammlung fruchtlos angewandter Arzneymittel herausgiebt, oder mehrere Aerzte aufrichtig genug werden, zu gestehen, was ihnen von den allen nicht angeschlagen habe. Das vorzügliche Verdienst, wodurch sich dieses Braunschweigische Apothekerbuch vor andern auszeichnet, bestehet in der Angabe vieler neuen, und einiger noch nicht bisher bekannten Gemische, und das ganze Werk ist mit einer gewissen hervorstechenden Pünktlichkeit abgefasset. Den Werth desselben in andern Dingen wollen wir näher bestimmen, wenn wir es mit dem Leser vom Anfange bis zu Ende langsam durchgehen. Die 36 Seiten lange Vorrede des Hrn. Martini darf uns nicht länger aufhalten, als so ferne sie einige Grundsätze des Verfassers oder des Collegiums zu rechtfertigen suchet. Einige Arzneyen wegzulassen, weil sie aus der Mode gekommen sind, S. 21, das dächten wir, wäre kein hinreichender Grund; nichts ist veränderlicher, als die Mode der Aerzte, das wird der Apotheker am besten beweisen können; und doch will man auf der andern Seite, dem vornehmen Pöbel zu gefallen, S. 24 noch Dinge beybehalten? Das heißt eben die Vorurtheile unterstützen, der Dummheit Nahrung verschaffen. Der Apotheker mag immerhin, wenn die gnädige Frau Marggrafen-Pulver rc. für den kleinen Junker fodern läßt, sie an einen Arzt verweisen, f[illegible] Interesse seiner Rechtschaffenheit a[illegible] opfern, u[illegible] an[illegible] ten; Dies sey als unnütz seit [illegible] zu haben. Wenigstens sie[illegible]

gleichen lieber aufbewahret werden solle, als die Grammannische Tinctur und andre; warum man nicht eben so leicht einem Arzte gefällig seyn wolle, der vielleicht noch einmal dieses oder jenes verrufene Gemisch in einem verzweifelten Falle versuchen will, und dem man allezeit größere Behutsamkeit zutrauen muß, als denen, die ohne Recept holen lassen. Andre von streitigen Eigenschaften oder zweifelhafter Wirksamkeit nicht sogleich zu verwerfen, z. E. das Cornachinische Pulver halten wir mit dem Verf. für sehr billig. Unter den in der Vorrede verzeichneten Dispensatorien und Apothekerbüchern (bey denen Hr. M. doch etwas aus den verschiedenen Ausgaben zu machen, und gleichsam eine Geschichte entwerfen zu wollen scheinet, z. E. bey dem Augsburgischen,) hätten allezeit die neuesten Ausgaben angegeben werden sollen, bey dem Pariser Codex S. 12. nicht die von 1748, sondern von Boyer 1758. Auch von Kleins Selectus die folgenden Ausgaben 1765. Andre Werke aus diesem Fache von gegründetem Rufe vermisset man ganz, das Strasburgische, das Schwedische, das Bayerische von Wolter, die Rosensteinsche Apotheke, den Dossie, den Lewis von 1753. ꝛc. — Doch man pflegt, wenn man eine Apotheke untersuchen will, nicht lange bey den Verzierungen des Gebäudes, beym Eingange in die Hausthüre, sich aufzuhalten. Noch eins: S. 27. werden die neuen Wienerischen Mittel, und ihre verschiedene Wirkung, vornehmlich des Schierlings, aus der verschiednen Structur der Drüsen, und der specifischen Schwere der Theile beurtheilet, woraus sie bestehen. Das ganze Werk besteht aus 2 Theilen, davon der 1ste die Materia pharmaceutica 168 Seiten ausmacht, und der 2te die Präparata enthaltend bis 378, fortläuft. Der erste

hat

hat ganz unsern Beyfall, und ist mit großem Fleiße ausgearbeitet, der officinelle und systematische Linnäische Name jedesmal neben einander gesetzt, so daß das Verzeichniß eins der brauchbarsten ist, die wir kennen: oft sind auch Schriftsteller dabey angegeben, die diese oder jene Arzney beschrieben, empfohlen haben, z. E. Quassia, Columbo, Lopezische Wurzel, Hausenblase, Polygala ꝛc. freylich nicht mit der Belesenheit, wie in dem Spielmannischen oder Murrayischen Werke, aber doch zur Nothdurft. Aber weg mit *Lupinus*, *Lithospermum*, *Monarda*, *Colubrina*, *Digitalis etc.* Schön der Unterschied von der Nieswurz. Die Allraunwurzel wird in warmen Umschlägen bey verhärteten Drüsen S. 97. ein vortreffliches Mittel genannt. Bey der Winterschen Rinde S. 167. konnte man natürlicher Weise die von Dothergill und Sollander gelieferte Beschreibung noch nicht erwarten. Im zweyten Theile trug es sichtbar zur erschreckenden Dicke des Buches mit bey, und muß dem armen Physicus auf dem Lande dasselbe zu sehr vertheuren, daß nun wieder alle Ingredienzien, mit dem ganzen Processe weitläuftig von Wort zu Wort aus andern abgedruckt worden, die fast in eines jeden Händen sind, wie aus dem Würtembergischen, dem Brandenburgischen und andern Dispensatorien; dies mußte nun freylich geschehen, und die Verf. gestehen es auch selbst, daß sie aus andern entlehnet haben; aber warum anstatt der wiederhohlten langen Formeln und Weitläuftigkeiten nicht blos den Namen, die Rubrik hingesetzt, und mit einem Buchstaben pharmac. edinb. oder dergl. bezeichnet, wo das Präparat zu finden ist? Man hätte hieraus genug ersehen, daß die Verf. das Präparat billigen, in ihre Landesapotheke aufnehmen; besonders gilt dieses vom Diascordium, Theriac, der-

 ver-

verschiedenen Balsamen, Extracten &c. Wer kennt die kleinen Dispensatorien aus den englischen Hospitälern nicht? besonders deswegen so klein, in 12., zuweilen auch auf 43 Seiten, weil man nicht wieder beschrieben hat, was schon unzähligemale beschrieben war, es sey denn, daß man in einem oder andern Gemische von der gewöhnlichen Zubereitung abzugehen für nöthig fand. Die so genannten Elixiere nehmen hier oft eine ganze Seite ein, und doch stehen sie in den gemeinsten Dispensatorien eben so umständlich mit den anderthalb Fuß langen Formuln, schon seit vielen Jahrhunderten, oft schon eben so verzeichnet. Gerne hätten wir auch von einigen Compositionen den Verfasser oder Erfinder erfahren. *Balsamum apoplecticorum*, *Tinctura antarthritica*, und ähnliche hätten wir ganz herausgewünscht, der Titul kann davon zum großen Mißbrauche Anlaß geben, und wird Nahrung der Pfuscherey. Manipuln, Pugillen &c. hat man weggelassen und vernünftiger Weise näher bestimmt, auch sonst nichts der Willkühr des Apothekers; q. v. überlassen. Gottlob finden wir auch keine Geburthtreibende Dinge mehr. Hingegen verschiedene Arten Siegellack, das vergulbete; verschiedene Kerzen, dabey die englischen Wallraths-Lichter oder eine eigentliche medicinische Waare für Kranke nicht am unrechten Orte gewesen wäre. Bey den distillirten Wässern in der That blos die wirksamsten. Die Zubereitungen aus dem Spießglase sehr ausführlich auf 6 Seiten, und da wundert es uns, nicht auch Sulphur auratum liquidum zu finden. Neu aufgenommen, und die Compositionen davon angezeigt sind: das Wasser aus der Küchenschelle, das Stettinische Wasser, die Goulardischen Mittel, der Schauersche Balsam, davon man das Recept von den Erben erhandelt

handelt hat, so wie auch von dem *Cauterium potentiale Sutorii* S. 201. Ein eröffnendes Decoct aus gleichen Theilen Rhabarber und Farberröthe, das Hallerische Vitriol Elixir. Heisters Decoctum ad fungos articul. verdiente den Platz S. 201. Das Decoct aus den strobilis Pini, nach Hirschel? Electuarium anodynum pro infantibus aus der Magnesia, Anis und Rhabarbersafte, gut; aber wer will dergleichen aufgehoben haben? Electuarium iouiale ad Taenias S. 215 ein sonderbares Gemisch; warum nicht Zinn, ohne Amalgama, als das Kräftigste allein, da sich der Wurm durch Quecksilber nicht stöhren lässet? Das Pflaster aus dem Tollkraute hat S. 228. die Versicherung bey sich, daß man es oft mit gutem Erfolge als ein vortrefflich erweichendes und schmerzstillendes Mittel da gebraucht habe, wo eine harte Geschwulst der Brüste oder des Hodensacks zu zertheilen, oder zur Eiterung zu bringen war. Dem Emplastro piceo, oder stict. hamburg. kann man doch nicht wohl ein anders substituiren, und es hat seinen bestätigten Nutzen. Das spanische Fliegenpflaster hat hier auch sehr nützlich Camphor zugemischt, S. 240. Auch die spanische Fliegen-Essenz, die wir gerne officinell sehen, zum innerlichen Gebrauche aber gern nach dem Edinburgischen Apothekerbuche mit Copaivbalsam vermischt nehmen. Die Würmer haben hier Pulver, Pillen, Essenzen, Pflaster und Salben. Der Pflaster giebt es hier überhaupt eine beträchtliche Menge von 41, davon viele gar wenig von einander unterschieden sind, und offenbar nicht anders als ein Deckel wider die äußere Luft wirken. Auch ein Magneticum. Unter den vielen Essenzen, eine *Essentia Pini*. Bey den Extracten, die man bloß aus dem ausgepreßten Safte verfertigt, hat man die neuen von Eisenhüt-

 lein,

lein, Tollkraut, Bilsenkraut, Schierling, von unreiffen Wallnüssen (wie in der schwedischen Pharmacop.) und bey denen durch wässerigte Decocte zubereiteten, von Wolferley, von der Küchenschelle, Quassia, Baldrian 2c. mit großem Rechte hingestellet, und als officinell eingeführet. Das so genannte China-Salz nach dem la Garaye S. 255, ist allerdings ein herrliches Mittel — den Reichen und Vornehmen, denen man nicht so bürgerlich begegnen darf, die gemeine Chinarinde zu bieten, etwas neues, unkräftigers zu verschaffen. Der englische kalte Aufguß von China. Die Ammoniac-Milch haben wir in der That nicht ungerne vermisset, obgleich die Brunnerische Mixtur S. 276. nicht viel davon unterschieden ist. An den Präparaten des Quecksilbers, besonders des Sublimats, künstelt man noch immer mehr. S. 275. Hier kommen unter dem Namen von *Liquor syphyliticus* S. 268, nicht nur von Sublimaten, auf die van Switensche Art, 12 Gran zu einem Pfunde Weingeist, sondern auch noch ein Pfund Fenchelwasser und 2 Unzen Rosen-Julep; freylich immer lieblicher, aber eben deswegen die Auflösung und Vertheilung in dem Flüßigen desto mißlicher und desto weniger sichtbar. Das zur Weinprobe erforderliche Gemisch wird S. 270. mit der gehörigen Vorsicht begleitet. Die Seiffenlaugen sind ohne Zweifel weggelassen, weil man in jenem Lande glücklicher Weise nichts von der Krankheit weiß, dagegen sie die Engländer empfehlen. Zur Reinigung des Quecksilbers wird S. 274. nicht leder gerathen, sondern man distillirt es mit einem alcalischen Salze oder ungelöschten Kalche. Außer dem weissen und rothen Präcipitat, auch noch ein grüner. Bey der fürchterlichen Menge von Oelen wird erinnert, daß das Chamillenöl blos durch

die

die Länge der Zeit von selbst seine Farbe verändere, und dieser Mangel von Farbe nicht als ein Zeichen von Verfälschung anzusehen sey. Das sehr wohlfeile Wacholderöl sey deswegen verdächtig, weil von einem Pfunde Beeren nur ein Quentgen desselben durch die Distillation erhalten werde. Das Oxymel aus Zeitlosen verdiente die Stelle, und behauptet seinen Nutzen am Krankenbette, da es andere neuere Mittel blos am Schreibpulte thun. Die neuen Hofmannischen Pillen aus dem Sublimate S. 296, sollten die bey der fürchterlichen Menge von Quecksilberpräparaten hier nicht entbehrlich gewesen seyn? und muß denn ein jeder neuer Einfall, alles neue von der Art sogleich in die Apotheke? Man lasse den Arzt, der Lust hat, dergleichen zu versuchen, jedesmal selbst die Composition angeben, vornehmlich wenn sie so bald zu verfertigen ist; hat er die Proportion der Ingredienzen vergessen, so ist es, besonders bey einem Mittel dieser Art, viel gefährlicher, ihm das Mittel unter diesen Namen verabfolgen zu lassen, da er alsdenn auch in der Dose irren kann. Einige Pillenmassen von entschiedener Wirksamkeit, die Plenkische Mercurialauflösung — die freylich einen geduldigern Apotheker als Kranken zum voraussetzet; warum verdienten nicht eben so wohl die Drageen von Keyser diesen Platz, als das Hofmannische oder Plenkische Gemisch? da sie nun einmal von Richard beschrieben sind, und gewiß viele tausend lebendige Zeugen ihrer Kräfte in den französischen Hospitälern haben, denen diese deutsche Erfindungen zuverläßig nicht so viele hunderte entgegen stellen können. Bey dem *Pulvis equorum* S. 304, muß der Rec. aus Unwissenheit sein Urtheil zurückhalten. Die *Pilulae purificantes* aus dem Edinburger Mercurialpulver, dem Guajac,

a bittere Extracten und Terpentin S. 299, haben mit dem Kleinischen, Rosensteinschen und dem Edinburgischen bekannten Mittel eine Aehnlichkeit, und versprechen viel. Aber noch immer ein *Puluis antilyssus* aus Lichen ciner. und schwarzen Pfeffer! Dergleichen hätten wir zu unsern Zeiten und in unserm Deutschlande, wo das Werlhofische und andere Mittel von bewährter Zuverlässigkeit, und unstreitiger Tugend bekannt sind, nicht gesuchet. Welcher von den Verf. dieses Werks mag doch hievon Erfahrung haben? Das *Puluis galactopolus* zeuget von der Galanterie der Verf. gegen die Damen in den Wochenstuben: denn auf Kosten ihres medicinischen Gewissens und ihrer Ueberzeugung haben sie es doch wohl hier stehen lassen, so wie das Marggrafenpulver auf der folgenden Seite. Nun fehlte wahrhaftig noch ein eben so herrliches Puluis ad dystoriam, das allenfalls aus dem Augsburgischen Apothekerbuche hätte genommen werden können, bestehend aus Pferdetestikeln, Safran rc. Man sehe auch noch den ehrlichen Klein S. 188. Ein Puluis puerorum epilepticus, (warum nicht epilepticorum?) S. 307. dem Rosensteinschen Kinderpulver ähnlich, hat aber vielmehr Rhabarber. Auch ein Niesepulver von einem Held S. 308. Ein Wurmpulver, aus Wurmsaamen, Seenesblättern, Coriander, und — gebrannten Hirschhorn. Das von den Gebrüdern Gravenhorst zu Braunschweig bekanntlich verfertigte Glauber-Salz wird S. 316. nur als ein Geheimniß angezeigt, seine Kräfte und Reinigkeit aber gerühmt. Eine vortreffliche medicinische Seiffe umständlich S. 316. beschrieben, die die gewöhnlich verschriebene Venetianische hoffentlich verdrengen wird. Verschiedene Arten Molken, auch die mit Alaun nach dem Mead. Eckelhaft lang sind die so genannten

Spe-

Species und die in der Schwedischen Pharmacopöe viel einfacher und vorzüglicher. Was sollen doch um des Himmels willen 13 verschiedene Dinge zu einem Gurgelwasser? Heißt das die Apotheken ausfegen, die Pharmacopöen reformiren? Der lange *Spiritus carminatiuus Syluii* hatte wahrhaftig auch so viel Platz nicht verdient, und wehe dem armen Hypochondristen, der ihn allein nach dem Titel gebrauchen will! Das *Eau de Luce* unter dem Titul: Spiritus Salis ammoniaci succinatus, wollen wir hersetzen: „℞. Salis Tartari drachmae tres, olei succini veri drachma vna semis. Terantur in mortario vitreo, guttatim successiue instillando Spiritus vini rectificati vncias quatuor. Infundantur in lagenam vitream, leuiter obturatam. Digerantur per quadrantem horae super cineribus calidis. Postea liquor supernatans prouide decantetur et seruetur. ℞. Spiritus salis ammoniaci cum calce viua parati vncia vna semis. instillentur liquoris antea parati guttae sexaginta. Misc." Der gebrannte Schwamm und seine Verfertigung in einem Caffeebrenner, eben so wie es Lewis angiebt. Dann 39 Syrupe. Der balsamische völlig nach Hofmannischer Vorschrift aus Rosen-Julep und der Essenz des Peruvianischen Balsams — viel einfacher und vernünftiger als die von andern angenommene gekünstelte Veränderung. Allein unter den vielen Syrupen hätten wir doch auch allenfalls den von Chamillen mitgenommen. Ein *Syrupus Nicotianae* ist dem Recens. sonst nirgends vorgekommen; der Leser mag die Zubereitung nachsehen, und der Wirkung nachdenken. Den Meerzwiebelsyrup macht man hier aus dem Meerzwiebelessig. Die *Tinctura antarthritica* S. 337, ist aus dem Klein; aber eine vorzüglichere Stelle hätte bey den vielen

Tinctu-

Tincturen die flüchtige aus dem Baldrian nach den englischen Apothekerbüchern verdienet. Der Theriac nach seiner ganzen Länge — vielleicht auch wie in Paris, mit Pomp verfertiget. Zulezt noch 35 Salben, daran die deutschen Dispensatorien noch immer sehr reich sind, und so viele sehr entbehrliche enthalten, die dem guten Apotheker selbst im Wege stehen; die Vergleichung von mehreren muß dies Urtheil rechtfertigen, doch sind andre mit gutem Rechte aufbewahret worden, wie die Augensalbe von St. Yves S. 373, der wir die Sloanische, obgleich wunderlich gemischte, an die Seite gesezt hätten. Ueber die Wirkung, die einigen, dem Titel nach, beygelegt wird, wird jeder vernünftige Physiolog heutiges Tages lachen. Eine unter dem Titul: *Vnguentum ad cancrum exulceratum Norfordii* wollen wir abschreiben, vielleicht findet mancher, den alle bekannte Mittel wider dieses Uebel verlassen haben, noch einen Trost darinn. ℞. Succi seminis ricini, recens expressi, Libra vna. Exponatur in phiala plumbea radiis solaribus tam diu, donec olei consistentiam acquirat. Tunc ipsi misceantur succi huius inspissati, vnciae vni Plumbi vsti, Mercurii albi cum aqua calcis viuae praecipitati, ana, scrupulus vnus. Misceantur. *Vnguentum pediculorum* — Wahrhaftig bloß wegen des Quecksilbers brauchbar, und alle übrige Ingredienzen unnüz, wie Rec. aus Hospitälern versichern kann. Am Ende ist das Register der officinellen, der systematischen, der französischen, der deutschen Benennungen von großer Brauchbarkeit. Die so genannte Taxe der Arzneyen und der Arbeiten macht den Beschluß.

Kd.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Johann David Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes. Erster Theil, Dritte und vermehrte Ausgabe. Göttingen, im Verlage der Wittwe Vandenhöck. 1777. 768. S. 4.

Der Inhalt und der Werth dieses Buchs sind aus den vorhergegangenen Ausgaben so bekannt, daß es überflüssig ist, etwas davon zu sagen. Es war schon nach der zweyten Ausgabe ein unentbehrliches Handbuch für jeden Exegeten sowohl, als für jeden Kritiker, und bis jetzt ist es noch von keinem andern, wenn man auf das Ganze sieht, übertroffen worden. Die gegenwärtige neue Ausgabe hat, wenigstens in verschiedenen einzelnen Theilen, so große Vorzüge vor der vorhergehenden, daß man sie nicht füglich entbehren kann, wenn man gleich die zweyte schon hat. Die erste Hälfte des ersten Bandes ist beynahe ganz umgearbeitet, und auch die andere Hälfte hat hin und wieder beträchtliche Zusätze und Verbesserungen bekommen. Auf dieses Neue werde ich bey meiner Anzeige vorzüglich sehen, und meine Leser in den Stand zu setzen suchen, daß sie selbst urtheilen können, wie viel Hr. M. bey dieser dritten Auflage geleistet hat, und ob die Erwartungen, die man billig von ihr haben könnte, befriediget sind.

Gleich in dem e [illegible]
des N. T. besser und [illegible]
zweyten Ausgabe. S. 4 [illegible] 70 [illegible]
Bücher des N. T. ächt [illegible] und [illegible]
angeblichen Verfassern [illegible]
und viel vollständiger als [illegible]
Rücksicht auf die homologu[illegible] von [illegible]
zweifelten Büchern wird [illegible] de
werden. Diese Methode ist u[illegible]

Beweise für die Aechtheit der homologumenorum sind vortrefflich gestellt, und bey Beantwortung der Einwürfe dagegen, bekommen viele Stellen, zumahl in Lucä Schriften, ein neues Licht, durch Erläuterungen aus der gleichzeitigen Geschichte. Indessen hätte der Beweis doch noch mehr können geschärft werden, wenn deutlicher gezeigt worden wäre, worin eigentlich die Beweiskraft des Arguments, das von der allgemeinen Annahme dieser Bücher hergenommen wird, bestehet. Nehmlich deswegen ist dieser Beweis gültig, weil die allgemeine Annahme uns Bürge ist, daß auch diejenigen Personen und Gemeinden die Bücher als ächt anerkannt haben, an welche sie zunächst gerichtet und zuerst geschickt worden seyn sollen. Und auf deren Zeugniß kommt gerade alles an. Eben deswegen gilt dieser Beweis nicht bey den antilegomenis, weil, wenn einem Buche widersprochen worden ist, wir jetzt nicht ausmachen können, ob nicht der Widerspruch gerade von denen Personen herrührt, welche es besser als alle andere wissen mußten, ob z. B. Johannes an den Gaius einen Brief geschrieben habe, oder nicht. Lesenswerth ist die Bemerkung des Verf., daß es mit zu dem charakteristischen der beyden ersten Jahrhunderte gehöre, die Schriften des N. T. selten zu citiren. Die Einwürfe der Manichäer gegen die Authenticität der Bücher N. T., welche in den vorhergehenden Ausgaben vergessen waren, sind jetzt nachgeholt worden. Schon Heumann hatte gegen Lardnern bewiesen, daß die Aechtheit des N. T. von den Manichäern wirklich bezweifelt worden ist. Hr. M. aber zeigt auch, warum der Widerspruch dieser Sekte von keinem Gewicht sey. S. 13—21 wird aus der Authenticität des N. T. die Göttlichkeit der christlichen Religion gefolgert. In den vorhergehenden Ausgaben hatte der Verfasser aus den Wunderwerken und aus den Wundergaben, welche die Apostel ihren Lesern ehedem mitgetheilt zu haben, in ihren Briefen versichern, übereilt auf den göttlichen Ursprung dieser Bücher geschlossen. Dieses findet man jetzt verbessert, und richtiger auf die Göttlichkeit der Lehre eingeschränkt.

S. 71—94. folgt eine fast ganz neu gearbeitete Abhandlung über die Inspiration des N. T. Da der Verf. einsahe, daß diese Lehre, wie sie gewöhnlich behandelt wird, auf schwankenden Stützen beruhe, so suchte er sie auf einen festen Grund zu bauen. Das innere Zeugniß des heil. Geistes, und die Nutzbarkeit eines Buchs zur Ausbesserung des Gemüths, hält er für eben so unzulänglich zum Beweis, als das Zeugniß

niß der Kirche. Er führt daher seinen Beweiß so, daß er die Schriften der Apostel von den Schriften ihrer Gehülfen, Märci und Lucä, absondert. Von den letztern gesteht er, daß ihre Inspiration nicht ganz vollständig sich erweisen lasse, und daß endlich alles auf das Zeugniß der ältesten Kirche ankomme. Bey den ersten gründet er sich lediglich auf ihren ächten Ursprung von Aposteln. Denn daß die Apostel inspirirt gewesen seyen, erhelle sowohl aus den Verheissungen Christi, als aus den Versicherungen der Apostel, welche vollkommen glaubwürdig sind, weil diese Männer durch unzähliche Wunderwerke ihre Lehre bestätigt haben. Uebrigens giebt er zu, daß man an der göttlichen Eingebung der sämmtlichen Schriften des N. T. zweifeln, und doch die christliche Religion von Herzen glauben könne. Denn die Religion bleibe wahr und göttlich, wenn gleich die Bücher des N. T. nicht inspirirt, sondern nur ächt und glaubwürdig wären. Aber oft werde man doch in die äusserste Verlegenheit über sehr wichtige Punkte, nicht nur der Glaubenslehre, sondern auch der christlichen Sittenlehre, kommen, wenn man, zumal bey einander widersprechend scheinenden Stellen, nicht mit Gewißheit auf eine untrügliche Inspiration rechnen dürfe. Denn nur diese überzeuge uns beruhigend, daß das N. T. ein Ganzes sey, dessen einer Theil die anderswo entstehenden Zweifel zuverläßig wieder lösen könne. Aus diesem kurzen Abriß sieht man, daß der Verf. besser als viele andere, diesen Gegenstand behandelt hat. Doch sind mir auch einige Stellen aufgestoßen, gegen die sich Erinnerungen machen ließen. Zuförderst vermisse ich eine bestimmte Erklärung, was Eingebung sey, und was eigentlich der Verf. zu beweisen über sich nehme. Da der Begriff der Inspiration so sehr verschiedentlich angegeben wird, und einige Theologen weniger dazu rechnen, als andere, so war Bestimmtheit allerdings nöthig, und hätte nicht bloß auf die Dogmatik verwiesen werden sollen. Irre ich nicht, so hat diese Unterlassungssünde selbst auf die Beweise, deren sich Hr. M. bedienet, einen nachtheiligen Einfluß gehabt. Nimmt er an, alle Worte seyen eingegeben: so ist ein Theil seiner Beweise auf seinen Lehrsatz nicht passend genug; und wenigstens ist es sehr schwer, Beweise gründlich zu beurtheilen, wenn man nicht genau weiß, was und wie viel aus einem jeden hergeleitet werden soll. Schränkt er aber die Inspiration auf die Sachen ein; so könnte man vielleicht einige Einwürfe, die er seinen Gegnern macht, wider ihn selbst brauchen. Wüßte man nicht seine

Meinung

Meinung aus seiner Dogmatik, und erklärte er nicht S. 85 die Stelle 1 Cor. 2, 13. von der Inspiration der Worte, (ob mit Recht oder Unrecht, untersuche ich nicht,) so sollte man fast aus der Art, wie er seine Gegner behandelt, vermuthen, er halte nur die Sachen und Gedanken für eingegeben. Denn allenthalben wird vorausgesetzt, daß, wenn die Inspiration geläugnet würde, die Bücher der Apostel blos menschliche Bücher blieben, bey welchen wir für Irrthümern, auch in wichtigen Lehrsätzen, nicht sicher seyn könnten. Entweder ist hier Hr. M. sehr unbillig, oder er muß unter Inspiration, nur Inspiration der Sachen verstehen, ohne dazu Eingebung der Worte nothwendig zu erfordern. Da er selbst zugiebt, man könne die Religion als göttlich annehmen, und doch die Bücher der Apostel für blos menschlich, das heißt, ohne einen übernatürlichen Beystand Gottes geschrieben, halten: so wird er doch auch eingestehen, daß man die Inspiration der Worte läugnen, und dabey dennoch den göttlichen Ursprung dieser Bücher, oder eine göttliche Mitwirkung bey ihrer Abfassung, behaupten könne. Ja, man kann überall die Inspiration und göttliche Mitwirkung bey dem Schreiben, an ihren Ort gestellt seyn lassen, und gleichwohl nicht etwa bloß die christliche Religion überhaupt, sondern auch den gesammten Inhalt der apostolischen Schriften, sofern er die christliche Lehre oder auch Facta, worauf diese Lehre und der Glaube an sie beruhet, enthält, als göttlich und untrüglich annehmen und verehren. Der Unterschied zwischen Göttlichkeit des Inhalts, und Göttlichkeit des Ursprungs der Bücher, (als Bücher betrachtet,) hätte gehörig aus einander gesetzt werden sollen, weil ohne ihn immer den Beweisen für die Göttlichkeit der Schrift etwas an Licht und Kraft fehlen wird. Wie kann jemand, der diesen Unterschied kennet, und die Inspiration nach dem gewöhnlichen Schulbegriff nicht annimmt, aber doch die Apostel für göttlich auctorisirte Lehrer des Menschengeschlechts, und ihre Bücher für göttlich auctorisirte verbindliche Vorschriften des Glaubens und des Lebens hält, — wie kann ein solcher in die seltsame S. 74. angegebene Verlegenheit kommen, zu befürchten, „das, was Johannes im ersten „Kapitel seines Evangelii so sehr deutlich von der ewigen Gott„heit Christi sagt, möge wohl ein Irrthum Johannis seyn, „den er aus allzu großer Liebe zu Jesu, und einer fremden, „wer weiß aus welcher Gegend des Orients hergekommenen „Philosophie, geschöpft habe." Giebt es denn keinen Mittelweg

telweg zwischen Behauptung der Inspiration, und zwischen der Ketzerey, die Apostel seyen eben solche trügliche und Irrthümern unterworfene Schriftsteller gewesen, als ich der Recensent, oder der von mir recensirte Verfasser? Warum wird also dem Leser nur zwischen beyden Extremen die Wahl gelassen? — Eine beynahe ähnliche Klage liesse sich S. 71 führen, wo es heißt: „Wer Inspiration und Revelation verwechseln wollte, um den Einwurf gegen die Inspiration der „historischen Bücher des N. T. zu machen, daß den Schriftstellern die historischen Facta vorhin bekannt gewesen wären, „also nicht hätten offenbart werden dürfen, der verräth entweder bösen **Willen** und **Chicane**, oder **Unwissenheit**, „weil er eine Lehre bestreitet, die sein Gegner nicht führet; und „im letztern Falle sollte er lieber noch einmal auf die Universität gehen rc.“ So stark dieses ausgedrückt ist, so scheint mir doch — nicht Chicane, nicht Unwissenheit; ferne sey es von mir, so etwas von einem rechtschaffenen Gelehrten auch nur zu denken! — aber doch ein kleines Mißverständniß hier vorzuwalten. Man mag Inspiration und Revelation unterscheiden wie man will, so trifft der Einwurf, welcher hier gemeint wird, die erstere so gut als die letztere. Er ist dieser: Wenn ein Mann, dessen Redlichkeit und Wahrheitsliebe völlig unverdächtig ist, ein Matthäus, ein Johannes, Begebenheiten, Thaten und Reden Christi aufschreibt, von denen er entweder Augenzeuge war, oder die ihm doch sonst auf die zuverlässigste Art bekannt waren, — die er für die allerwichtigsten hielt, weil sie der Grund der Religion waren, welche er predigte, — die er tausendmal nicht nur in seinem Gedächtniß erneuert, sondern auch gewiß tausendmal erzählt und wieder erzählt hatte, — deren schriftliche Erzählung ohnedieß schon dadurch die höchste Glaubwürdigkeit, ja ein göttliches Bestätigungssiegel hat, daß ihr Verfasser ein Apostel Christi, ein mit himmlischem, übernatürlichem Licht erleuchteter und unmittelbar von Gott gesandter Religionslehrer ist; — wenn, sage ich, ein solcher Mann von solchen Dingen schreibt, wozu war es da **nöthig**, daß er inspirirt wurde? Das heißt, wozu war es **nöthig**, daß Gott während des Schreibens stets miraculöser Weise auf ihn wirkte, und ihn an Dinge, die er nach seinem durch die Umstände bestimmten Zweck schreiben wollte, die er wußte, und an die er sich unzählich oft zu erinnern pflegte, durch übernatürliche Einwirkung erinnerte? Wozu war es **nöthig**, daß Gott die Vorstellungen von diesen

Dingen unmittelbar in ihm erweckte, ihre Reihe und Folge bestimmte, und selbst die Zeichen der Vorstellungen auf eine außerordentliche Art so darbot, daß nun Gott der auctor principalis dieser Bücher genennt werden muß? Der Einwurf könnte noch verstärkt werden, wenn man annähme, was Hr. Michaelis vom Johannes wirklich annimmt, (Einl. Th. 2. S. 1250. der zwoten Ausgabe) daß die Evangelisten sich die Hauptsätze der Reden Christi sogleich, indem sie sie hörten, aufgezeichnet hätten. Es gründet sich dieser Einwurf auf die gewiß schwer zu widerlegende Hypothese: Der Zweck der historischen Bücher konnte vollkommen erreicht werden, ohne Inspiration; und auf den allgemein zugestandenen Grundsatz: Ohne Noth müssen Wunderwerke (Inspiration aber ist nach dem gewöhnlichen Begriffe eben so gut Wunder als Revelation,) nicht vervielfältiget werden. Und doch wird kein bescheidener Gelehrter diesem Einwurfe so viel Stärke zutrauen, daß er um seinetwillen die Inspiration geradehin wegläugnete. Aber für berechtigt wird er sich doch halten, von einer Sache, die der Analogie der göttlichen Handlungsart entgegen zu seyn scheint, die deutlichsten und unwidersprechlichsten Beweise zu fordern. Und sind nun die vom Verf. vorgetragenen so beschaffen? Alle kann ich sie hier nicht prüfen; also nur einige zur Probe:

Der erste S. 79 ist: Die Propheten waren inspirirt; Johannes der Täufer war nach Matth. 11 ein Prophet, ja mehr und größer als alle Propheten; der kleinste aber im Himmelreich, d. i. im N. T. ist größer als Johannes. Nun ist gewiß nicht von dem größten oder kleinsten Heiligen die Rede; sondern von dem kleinsten Propheten im N. T. wird gesagt, er sey ein größrer Prophet als Johannes der Täufer und alle vorherige inspirirte Propheten. Da nun die Apostel die Propheten des N. T. sind: so müssen sie inspirirt gewesen seyn. — Wie aber? wenn ein ehrlicher Prediger sich für inspirirt deswegen ausgeben wollte, weil auch er zu den kleinsten — zwar nicht Propheten im hohen Sinn, aber doch — Lehrern im N. T. gehöre? Und wirklich nöthigt uns nichts, die kleinsten im Himmelreich auf eigentliche Propheten einzuschränken, da nach Pauli Lehre 2 Kor. 3, 7. folg. jeder neutestamentliche Lehrer in gewisser Rücksicht größer ist, als die Propheten des A. T. Ja Christus selbst giebt Matth. 11, 10. ganz einen andern Grund an, weßwegen der Täufer alle Propheten übertreffe, als seine höhere Inspiration. Und gesetzt, man wollte die Stelle bloß von außerordentlichen Lehrern

und

und von den Aposteln verstehen, so wäre es doch immer petitio principii, ihren Vorzug in die Inspiration zu setzen; wobey man überdieß noch annehmen müßte, die Apostel seyen in einem höhern Grad inspirirt gewesen, als die Propheten. Das wäre aber sicher falsch. Denn will man ja von Graden bey der Inspiration reden, so ist der höchste gewiß der, wenn Inspiration zugleich Revelation ist, d. i. wenn ganz unbekannte künftige Dinge einem Propheten eingegeben werden, die er selbst noch nicht recht verstehen kann. Einen andern Beweis für die Inspiration nimmt Hr. M. S. 81. aus Matth. 16, 18. Wenn Christus seine Kirche auf Petrum bauen wollte, (so erklärt er ganz richtig die Stelle,) daß selbst das Reich der Hölle sie nicht überwältigen sollte, so konnte das, in Ansicht auf die Kirche der spätern Jahrhunderte, nicht anders geschehen, als durch Petri Schriften. Sollten aber Petri Briefe ein ewiger und dem Reich der Hölle unzerstöhrlicher Fels seyn, auf den sich unser Glaube gründen soll, so mußten sie inspirirt seyn, und jene Worte müssen dies mit in sich schließen. — Zu geschweigen, daß Petro hiermit nichts vorzügliches vor den übrigen Aposteln zugesichert würde, wie doch offenbar geschehen soll, und daß Matthäus, Johannes und Paulus auf den Vorzug, in Schriften unser Glaubensgrund zu seyn, gewissermaaßen mehr Anspruch machen konnten, als Petrus; so fällt das ganze Argument über den Haufen, wenn erweislich die Worte mehr nicht sagen, als, Petrus solle die Hauptperson seyn bey Stiftung und Gründung der ersten Mutterkirchen, deren Standhaftigkeit durch nichts, selbst durch keine Todesgefahren, werde erschüttert werden können. Nicht stringenter ist der nächste Beweis S. 83, der aus den Worten: Was ihr auf Erden (binden) verbieten werdet, soll auch im Himmel verboten seyn ꝛc. Es läßt sich hieraus auf die höchste Verbindlichkeit der Vorschriften und Verbote der Apostel, und also auch auf ihre Untrüglichkeit in diesen Dingen, ein unwiderleglicher Schluß machen; aber beydes kann statt haben, ohne das, was man eigentlich in der Dogmatik Inspiration nennt. Haben denn die Apostel, wenn sie mündlich den ersten Christen Religionsvorschriften gaben, jederzeit aus Inspiration geredet? Oder waren diese Christen in Gefahr, zu Irrthümern und zu Sünden von den Aposteln verführt zu werden, wofern diese etwas ohne Inspiration befohlen oder verboten? Ich wünschte, daß man den wichtigsten aller Lehrsätze, ich meine den, von Verbindlichkeit und Untrüglichkeit der Lehre der Apostel

stel, auf keine andere, als auf unumstößliche Gründe bauete. Doch ich muß forteilen, und erinnere nur noch, theils, daß wegen der Einwürfe gegen die Inspiration, auf die Polemiken verwiesen wird, (da doch diejenigen Einwürfe, welche aus der Beschaffenheit der Bücher des N. T. und aus der Art ihrer Abfassung hergenommen werden, am füglichsten in einer Einleitung einen Platz gefunden, und von Hrn. M. gewiß hätten genauer geprüft werden können, als man in den gewöhnlichen Polemiken erwarten darf;) theils, daß die ganze Materie vom Canon gleichfalls übergangen ist, und daß der V. nur S. 76. sagt, er könne sich, ohne ein eignes Buch zu schreiben, in die neuern durch Verworrenheit weitläuftig und dunkel gewordene Streitigkeiten vom Canon nicht einlassen; bey welcher Gelegenheit er den freundlichen Wink giebt, ob die Verworrenheit nicht wohl gar eine vorsätzliche seyn möge? Verworren ist freylich die Lehre vom Canon, und noch mehr ists der darüber geführte Streit. Aber sollten sich in einer 2 Quartanten starken Einleitung ins N. T. nicht zwey bis drey Bogen haben erspahren lassen, um das Wesentlichste, nicht von den Streitigkeiten, sondern von der Sache selbst kurz vorzutragen, und der Verwirrung nothdürftig abzuhelfen? Dann hätte aber auch eine andere Definition eines kanonischen Buchs müssen gegeben werden, als die S. 71. aus dem dogmatischen System entlehnte. „Diejenigen Bücher, heißt es, von denen wir glauben, sie seyen von Gott eingegeben, nennen wir canonisch, weil sie die Richtschnur unsers Glaubens und moralischen Handlungen sind.“ Wie sehr sticht nicht hiergegen die ganz richtige, und aus dem rabbinischen Sprachgebrauch bestätigte, Erklärung eines apokryphischen Buchs auf der nächstfolgenden Seite ab? Apokryphisch heißt da, bey Seite gelegt, so daß in der Synagoge (oder Kirche) nicht daraus vorgelesen wird. Doch auch an diesen Sprachgebrauch will sich Hr. M. jetzt so wenig kehren, als an die erste und ursprüngliche Bedeutung des Worts canonisch; sondern er ist entschlossen, mit den heutigen Theologen, wie er sagt, das canonisch zu nennen, was von Gott inspirirt ist. Wehe also dem, der an der Inspiration zweifelt! Seine Ketzerey ist keine geringere als diese, daß er das ganze N. T. für apokryphisch hält. Dem Recensenten ist an Namen und Worten nichts gelegen; aber er besorgt doch, daß auf diese Weise, statt Aufklärung, mehr Verwirrung, wenigstens bey Anfängern, entstehen dürfte. Man sondre nur die bloß historische

Frage

Frage vom Canon gänzlich von dem dogmatischen Satz ab, daß die Schriften der Apostel die Regel unsers Glaubens und Lebens sind, und behandle jedes für sich, so wird man sich bald aus der Verwirrung heraus finden. Aber schon in alter Zeit hat man hier alles unter einander gemengt, und ist es dem Wort Canon ohngefähr eben so ergangen, wie dem Wort διαθήκη und testamentum.

Die nächstfolgende, in dieser Ausgabe stark vermehrte und verbesserte Abhandlung über die Sprache des N. T. S. 94 — 205. ist eine der vorzüglichsten in dem ganzen Band, und kann angehenden Exegeten nicht genug empfohlen werden. Schade, daß ein ganzer Bogen auf die Erzählung und Widerlegung des harduinischen Traums von lateinischen Originalen der apostolischen Schriften verwendet ist. Gesteht der V. doch selbst, Harduins Gründe seyen kaum des Abschreibens werth, und könnten den Leser nicht einmal auf einem Augenblick aufmerksam machen. Und doch muß sich der arme Leser auf acht Quartseiten diese Wahrheit, an der er gar nicht zu zweifeln begehrt, vordemonstriren lassen. Eine andre Ausschweifung, vom Schulunterricht im griechischen, welche ebenfalls über einen Bogen beträgt, stehet zwar auch nicht an ihrem rechten Orte; aber wegen ihrer Gemeinnützigkeit war sie mir willkommen, und wünsche ich von Herzen, daß alle die über Schulen etwas zu sagen haben, ihren Inhalt beherzigen, und die unselige Thorheit abstellen mögen, auf Schulen die griechische Sprache aus dem N. T zu lehren. S. 158 findet man etwas vom Gebrauch des Persischen und der Zoroastrischen Schriften, zur Erläuterung des N. T. doch nur kurz.

S. 205 — 241. wird von erborgten und von angeführten Stellen des A. T. viel vollständiger als in der vorherigen Ausgabe geredet. Hr. M. ist immer noch der Meinung, daß die Apostel, wenn sie nicht etwa gewisse Worte bloß erborgen, und sich zu eigen machen, allenthalben, wo sie aus Stellen des A. T. einen Beweis führen wollen, diese Stellen so verstehen und so anwenden, wie es ihrem wahren Sinne gemäs ist. Er glaubt die Inspiration der Bücher des N. T. sonst nicht behaupten zu können; Bey den zwey ersten Kapiteln Matthäi giebts zwar einige Schwierigkeiten; aber im zweyten Bande, geliebts Gott, wird er wegen dieser Kapitel das nöthige verfügen. Gegen alles dieses hätte Recensent mancherley Einwendungen; muß aber den Raum schonen. Doch wird

es gewiß niemand gereuen, des Hrn. Verf. Gedanken, die vieles gute enthalten, gelesen und geprüft zu haben. Außer den Erweiterungen dessen, was schon in der zweyten Ausgabe stand, findet man einen ganz neuen Zusatz, über die Frage: Ob bisweilen im N. T. apocryphische Stellen citirt werden? Von Stellen, die ehedem in canonischen Büchern gestanden, jetzt aber verlohren gegangen seyn möchten, will er es einräumen; ob aber die Apostel zuweilen auch aus apokryphischen oder uncanonischen, wenigstens jetzt verlohrnen, Büchern etwas citirt haben, oder nicht, darüber erklärt er sich nicht deutlich.

Von den Autographis des N. T. kömmt nichts neues vor, außer der Anmerkung S. 242, daß die Urschriften der Apostel, wenn sie auch bis auf unsere Zeit erhalten worden wären, doch uns den großen Nutzen nicht schaffen könnten, den man sich gemeiniglich einbildet. Der Paragraph über die Art der Herausgabe des N. T. ist völlig so abgedruckt, wie in der zweyten Ausgabe. Auch die am Ende desselben S. 250 vorgetragene Muthmaaßung über 2 Theß. 2, 2. steht, wie Hr. M. in einer Note sagt, noch eben so neu und unentschieden da, als vor 11 Jahren, weil weder er, noch sonst jemand, seitdem etwas dafür oder dagegen entdeckt habe. Ein Zweifel dagegen wird also hier nicht am unrechten Orte stehen. Der V. glaubt, der Paulo untergeschobene Brief, durch welchen man die Thessalonicher hat verführen wollen, sey nicht ein Brief an die Thessalonicher, sondern an irgend eine andere Gemeinde gewesen. Denn der Betrug würde sonst zu grob gewesen seyn, und zu leicht haben entdeckt werden können. Es scheine also, daß damals schon Briefe der Apostel bey solchen Gemeinden, an die sie nicht gerichtet waren, abschriftlich herumgegangen seyen. Das Kapitel 3, 17. 18. angegebene Unterscheidungszeichen ächter Briefe möge also wohl auf die von Paulo besorgte Kopieen seiner Briefe gehen, und der Apostel wäre also selbst der Herausgeber seiner Schriften gewesen. Ich bin hierinnen anderer Meinung. Die Briefe an die Thessalonicher fallen in eine so frühe Zeit, daß es mir nicht glaublich ist, Paulus habe damals schon an viele Gemeinden dogmatische Briefe geschrieben, und wegen deren Bekanntmachung durch eigenhändig unterschriebene Kopieen, eine regelmäßige Anstalt getroffen. Viel wahrscheinlicher ist mir, der untergeschobene Brief sey an einen der Irrlehrer überschrieben gewesen, welche die Thessalonicher verführen wollten. So fallen die, übrigens ganz gegründeten, Bedenklichkeiten wegen Unwahrscheinlichkeit

lichkeit eines so leicht zu entdeckenden Betrugs weg. Aber die Folgerungen, welche Hr. M. aus seiner Vermuthung herleitet, haben gleichfalls nicht statt. Selbst die Verbindung des μητε δια λογου mit μητε δι' επιστολης, ως δι' ημων, ist meiner Meynung von dem untergeschobenen Brief günstig. Denn daß λογος nicht Rechnungen bedeutet, wie Hr. M. will, sondern mündliche Reden, Aufträge und Befehle, welche die Verführer zu Thessalonich von dem Apostel erhalten zu haben vorgaben, ist aus Vers 15 völlig klar. So wie diese zu Thessalonich jetzt lebende Leute sich auf mündliche Aufträge beriefen, eben so zeigten sie dem Apostel untergeschobene Briefe vor.

Von verschiedenen Lesarten, ihrer Unvermeidlichkeit, der Gewißheit unsers Glaubens, ihrer Menge ohnerachtet, ihrem Unterschied von bloßen Schreibfehlern; der Entstehungsart falscher Lesarten, und den Entscheidungsgründen bey Varianten, wird S. 251 bis 318. ausführlicher als in den vorigen Ausgaben geredet. Was über das Entstehen falscher Lesarten hier gesagt, und auf die Beurtheilung derselben angewendet worden ist, ist unstreitig, im Ganzen betrachtet, das Beste, was man bis jetzt darinne hat. Um indessen diejenigen, welche sich mit Kritik abgeben wollen, aufmerksam darauf zu machen, daß sich doch manches noch berichtigen und genauer bestimmen lasse, will ich einige Anmerkungen hieher setzen, die jeder, der Uebung und Beobachtungsgeist hat, leicht vermehren kann. Da die Materie so weitläuftig abgehandelt ist, könnten sonst Anfänger auf die Gedanken gerathen, es sey alles so vollständig von Hrn. M. vorgetragen worden, daß man sich in der Anwendung durchgehends nach seinen Sätzen sicher richten dürfe, wofern er nicht selbst einer Ausnahme von der Regel erwähnt hat. „S. 266 und 267. Wenn etwa blos ein einziger Codex ein Wort, wider das sonst nichts einzuwenden ist, ausläßt, so scheint es bloßer Schreibfehler zu seyn; und wenn in einem Buche, von dem vielleicht 70 bis 150 Handschriften verglichen sind, 4 oder 5 Kodices in der Auslassung übereinstimmeten, so könnte es doch noch wohl bloßer Schreibfehler seyn." Ich setze die Einschränkung hinzu: 1) wenn nicht der Codex, (und also auch die, aus welchen er abgeschrieben ist,) dafür bekannt ist, daß er sehr selten aus bloßem Versehen etwas ausläßt; ausgenommen etwan da, wo der Anlaß zum Versehen in die Augen fällt; 2) wenn er nicht von einem Emendator genau durchgesehen und korrigirt ist. Denn wenn

der sonst scrupulöse Emendator die Auslassung nicht ergänzt, so ist sie wohl etwas mehr als Schreibfehler. So gelten z. B. alle Auslassungen der Clermontischen Handschrift so viel, als wenn wir zwey, wo nicht drey alte Codices für sie anführen könnten. 3) Wenn nicht alte Uebersetzer und Kirchenväter die Auslassung bestätigen, wie z. B. bey den bekannten Auslassungen im Gebet des Herrn, Matth. 6, 13. und Luc. 11, 2. 4. dieß der Fall ist. 4) Wenn nicht Versetzungen und andere Abänderungen des Worts in andern Handschriften, die Auslassungen wahrscheinlicher machen. Doch diese Limitation kann, wie mehrere andre sehr nothwendige, in den vielsagenden Worten: Auslassung eines Worts, wider das sonst nichts einzuwenden ist, enthalten seyn. „Jemehr der Handschriften werden, desto mehr verdient die Auslassung den Namen Variante.“ Richtig; wenn nur nicht diese mehrere Handschriften alle zu Einer Classe gehören, und nahe unter einander verwandt sind. Ueberhaupt kommt bey Beurtheilung der Auslassungen, auf die Verwandschaften, oder, wie Bengel es nannte, die Familien der Handschriften ungemein viel an; zumal bey Auslassungen, die durch den gleichen Anfang oder die gleiche Endigung zweyer hinter einander stehender Sätze, haben veranlaßt werden können. Zum Beweis mag eben das Beyspiel dienen, welches Hr. M. auf derselben Seite anführet, um damit seinen viel zu unbestimmten Satz zu erläutern, daß bey Auslassungen, die sich aus gleichen Endigungen erklären lassen, eine noch so überwiegende Anzahl von Handschriften nicht entscheidend sey. Matth. 27, 35. fehlt der halbe Vers in hundert Handschriften, eine mehr oder weniger; und Bengel führt für den gewöhnlichen Text nur zwölf an. Wetstein und andre Kritiker wollen den halben Vers wegstreichen, und glauben, er sey aus der Parallelstelle im Johannes, in den Matthäus übergetragen worden. Hr. M. hingegen nimmt ihn auf die Auktorität jener zwölf Handschriften in Schutz, und behauptet, die Auslassung sey ein Versehen ob homoioteleuton. Er setzt hinzu, aus Johanne könne er nicht entlehnt seyn, weil da der Anfang anders laute, und dabey habe dieser Anfang noch etwas Matthäo eigenthümliches an sich, daß nehmlich der Psalmist unter dem Namen des Propheten citirt werde. Allein diese beyden Gründe entscheiden nichts. Denn erstens geschieht es sehr oft, daß bey Zusätzen, die aus einer Parallelstelle genommen sind, die Worte etwas verändert werden. Um in der Nachbarschaft unsrer beyden Stellen

zu

zu bleiben, so vergleiche man nur Joh. 19, 30. bey dem Wetstein mit Matth. 27, 50 und 51, und mit dem Lukas und Markus. Mit keiner der Parallelstellen stimmt der Zusatz im Johannes, der doch unläugbar aus ihnen genommen ist, völlig überein. Zum andern kann doch nicht wohl das etwas Charakteristisches des Matthäus heißen, was man nur einmal bey ihm findet, und wovon man überdieß etwas ähnliches bey dem Lukas Apostelg. 2, 30 antrifft. Es ist ferner wahr, zwölf Handschriften können zuweilen hundert andre überwiegen. Aber wo ist nun hier eine vernünftige und sichre Regel, welche den Kritiker bestimmen könnte, in allen ähnlichen Fällen, (und deren giebt es mehrere im N. T.) gleichförmig zu handeln? Mir dünkt, es ist diese: Wenn die mehresten und ältesten und wichtigsten Familien der Kodicum in der Auslassung übereinstimmen, so streiche man weg, und kehre sich nicht an die bloße Möglichkeit, daß es propter homoioteleuton doch auch habe weggelassen werden können. Nach dieser Regel dürfen die von Hrn. M. vertheidigten Worte nicht im Texte geduldet werden. Denn die wenigen Handschriften, auf die er sich stützt, gehören dem größten Theil nach zu den ganz unbeträchtlichen; und die, welche unter ihnen wichtig sind, (nach Wetsteins Zahlen, 1. 33. 69.) sind alle von einer Familie, von welcher es noch überdies mehrere Kodices giebt, die älter sind, als diese, und die streitige Worte weglassen; nicht zu gedenken, daß Hr. M. die genannten Handschriften sonst für latinisirend hält, wie denn auch wirklich die ältesten lateinischen Kodices, die unzählich oft aus Parallelstellen interpolirt sind, hier eben so lesen wie sie. — Weiter als durch die ersten zwey Seiten darf ich den Verf. nicht begleiten; sonst ließen sich noch manche Anmerkungen machen, besonders über den §., welcher die Entscheidungsgründe bey Varianten enthält. Dies wird nicht gesagt, den verdienten Hrn. W. zu tadeln, von dem man nicht allein vermuthen darf, sondern der auch hie und da merken läßt, es sey ihm das nicht fremd, was ich in seinem Werk vermisse, und zum Theil sehr vermisse. Nur zur Erinnerung mancher Leser wird es gesagt, die oft nur allzu geneigt sind, ein Buch, das in seiner Art Hauptbuch ist, so anzusehen und zu brauchen, als wenn kein Satz desselben einer Einschränkung, nähern Bestimmung, Verbesserung, oder Prüfung bedürfte.

So weit, bis 312. oder in der zweyten Oktavausgabe S. 132, geht der Theil des Buchs, der meistens ganz umge-

arbeitet worden ist. In dem ganzen Reste des Werkes kommen hin und wieder einzelne Zusätze und Verbesserungen vor, die aber schätzbar sind. Kenner werden wissen, ob die zweyte oder größere Hälfte einer Umarbeitung weniger bedurfte, als die erste. Recensent kann nicht läugnen, daß er bey nicht wenigen Stellen, die ihm in der zweyten Ausgabe einer Berichtigung oder weitern Erklärung zu bedürfen scheinen, seine Erwartungen nicht erfüllt sahe, da er bey dem Nachschlagen nichts als das alte fand. Gleich die ersten Blätter der nicht umgearbeiteten Hälfte dieses Bandes mögen zur Probe dienen. Sie handeln von der syrischen Uebersetzung, um welche sich Hr. M. so vorzügliche Verdienste erworben hat, und von der er uns gewiß manche sehr wichtige Dinge jetzt mehr hätte sagen können, als vor 11 Jahren. Gleichwohl schreibt er immer noch S. 335, er wolle hier das stehen lassen, was er in der ersten Ausgabe zum Beweis, daß die syrische Version nicht aus der lateinischen sondern aus dem griechischen Text gemacht sey, geschrieben habe, ob es gleich nicht so überzeugend sey, als das in seinen Curis hinzugesetzte. Aber diese Beweise sind nicht etwa nur weniger überzeugend, sondern durchaus verwerflich. Die syrische Uebersetzung hätte immer aus der Itala gemacht seyn können, und doch würde sie weder die Stelle 1 Joh. 5, 7. haben, noch Matth. 5, 22. εἰκῆ weglassen. Denn in beyden stimmt ja, wie Hr. M. wohl weiß, die syrische Uebersetzung mit der Itala überein. Eben so wenig gehört Joh. 16, 2. zur Sache. Denn die codices vercellensis und brixiensis haben völlig wie der Syrer, sacrificium Deo offerre. Was S. 337. über die dreyfache Verwandschaft der syrischen Uebersetzung mit der lateinischen wiederhohlt ist, wünschte ich genauer untersucht. Denn gegen jede dieser drey Verwandschaften lassen sich Einwendungen machen, und das bisher gesagte thut gar nicht Gnüge. Eben so hätte ich neue und stärkere Beweise für das so hoch angegebene Alter der syrischen Uebersetzung gewünscht. Alle gebrauchte Argumente bringen sie nicht mit Zuverlässigkeit höher, als ins vierte Jahrhundert. Und doch wird sie ins erste gesetzt. Nur etwas zur Probe von diesen Beweisen, damit meine Klage nicht ungerecht scheine. Der erste ist: In der lateinischen Uebersetzung kommen Lesearten vor, die aus der syrischen entsprungen zu seyn scheinen, und einen Syrer als Uebersetzer verrathen. Nun sind die alten lateinischen Uebersetzungen insgesamt ziemlich zu gleicher Zeit gegen Ende des ersten Jahrhunderts verfertigt. Folglich müßte

die

die syrische Uebersetzung frühzeitig im ersten Seculo verfertigt seyn. Hier leugne ich erstens, trotz des beygefügten Beweises, daß die alten lateinischen Uebersetzungen insgesamt, oder auch nur größtentheils, im ersten Jahrhundert gemacht seyen. Es ist noch eine Frage, ob eine einige darunter älter sey, als das zweyte Jahrhundert. Fürs andre, ein beträchtlicher Theil der in den alten lateinischen Uebersetzungen vorkommenden Syriasmen stund in den damaligen griechischen Handschriften, und stehet noch bis diese Stunde in den ältesten, die wir haben, die man aber mit Gewalt für latinisirend ausgeben will. Die übrigen rühren daher, daß einer von den Uebersetzern ein Syrer war. Man gebe nur einem deutschen Schüler etwas aus dem griechischen ins lateinische zu übersetzen, und sehe, ob er nicht Germanismen in seine lateinische Uebersetzung bringen wird. Er übersetzt sich erst im Sinne das Griechische ins Deutsche, und dann dieses Deutsche ins Lateinische. So machte es auch dieser gebohrne Syrer, ohne deswegen ein syrisches N. T. neben sich liegen zu haben. Fürs dritte, wenn auch einige Lesarten aus der syrischen Version wirklich in die alte lateinische gekommen wären, welches weder unmöglich noch auch ganz unwahrscheinlich ist, so fehlt es doch an einem Beweise, daß dies vor dem vierten oder fünften Jahrhunderte geschehen ist. Denn älter sind doch gewiß unsre ältesten lateinischen Handschriften nicht, und aus einem Tertullian oder Cyprian hat man noch keine Beyspiele syrischer Lesarten beygebracht. Der zweyte Beweis für das hohe Alter der syrischen Uebersetzung, ist der, daß schon Melito eine syrische Version des A. T. citire. Allein theils kennen wir dieses Zeugniß Melitons, so viel ich weiß, bloß aus einem, wie mir dünkt, etwas unsichern Scholion der römischen Ausgabe der LXX; theils ist noch die Frage, wer der ... ist. Der dritte Beweiß: Porphyrius, ein gebohrner Syrer, macht einen Einwurf gegen Marcum, der auf einer Lesart beruhet, die in der syrischen Uebersetzung, und nur in sehr wenigen aus dem Lateinischen verfälschten griechischen Handschriften, stehet. Ich antworte, Origenes hat eben dieselbe Lesart. War etwan auch dessen Handschrift aus dem Syrischen oder dem Lateinischen verfälscht? Oder konnte nicht Porphyrius sie eben daher haben, woher Origenes sie hatte? — Dies mag genug seyn. Manche Paragraphen scheint Hr. M. gar nicht einmal revidirt zu haben. Wie hätte er sonst S. 429. immer noch klagen können, daß des von Ihre Vlphilas illustratus außer Schweden so schwer zu haben sey, da

durch

durch Hrn. Büschings Vorsorge ihn jedermann jetzt sehr leicht haben kann. Die wichtigsten neuen Zusätze zu dem Abschnitte von den Uebersetzungen S. 318 bis 453 betreffen die gedruckten Ausgaben der syrischen Uebersetzung, die syrische Version derjenigen Bücher des N. T., die in der ersten syrischen Uebersetzung nicht enthalten waren, die Philoxenianische und die Sahidische Uebersetzung, das Alter der arabischen, die Erpenisch arabische der Evangelien, und die slavonische oder russische Uebersetzung. Der ehemalige 57ste §. von wörtlichen und fliessenden Uebersetzungen, ist ganz weggelassen worden. Einige neue Zusätze hätten auch gar wohl wegbleiben können, z. E. die mühsame Untersuchung S. 356 bis 359, ob Hr. Bode in seiner Pseudocritica bloß Mills und Bengels Fehler verbessern, oder vollständige Excerpte aus den Versionen habe geben wollen. Die Vorrede des Hrn. Bode entscheidet es hinlänglich.

Der Abschnitt von Handschriften S. 453 bis 611. enthält sehr wenig Neues. Die kleinen Zusätze betreffen theils die griechischen Lectionaria und das so genannte foedus cum graecis; theils einige Handschriften, die kürzlich erst bekannt worden sind, (jetzt werden 283 Kodices gezählt, vorher nur 267.) theils etliche vorher schon beschriebene Handschriften, über welche einige neue Anmerkungen, die aber meist nur das Aeußere derselben angehen, gemacht werden. Nach einem so vieljährigen Gebrauch des Wetsteins, den uns Hr. M. mehremalen schon als sein tägliches Handbuch beschrieben hat, hätte man etwas mehreres hier erwarten sollen. Ein so geübter Kriticus, der bisher immer fortgefahren hat, sich mit dem N. T. zu beschäftigen, muß unstreitig seit 11 Jahren viele neue Bemerkungen über die Beschaffenheit und den Werth der wichtigen Handschriften, und über ihre Uebereinstimmung und Verwandschaft unter einander, gemacht haben. Gleichwohl findet man in dieser, doch so sehr vermehrten Ausgabe, keine Spur davon, es müßte denn die ganz kurze Anmerkung S. 462 seyn, daß die Handschriften gewisser Provinzen und Zeiten von andern verschieden seyen, und fast wie verschiedene Editionen aussähen. Aber weiter wird über diese in der Kritik so sehr wichtige Sache gar nichts gesagt, da doch schon Bengel den Weg gezeigt hatte, asiatische und africanische Kodices von einander zu unterscheiden. Hr. M. scheint nicht einmal die neuern Schriften, worinn Betrachtungen dieser Art vorgetragen worden sind, seiner Aufmerksamkeit gewürdigt zu haben. Vor allen andern hätten Hr. Semlers hermeneutische Vorbereitungen rei-

chen

chen Stoff zu den nützlichsten Untersuchungen an die Hand gegeben. Aber Hr. M. schreibt von diesem Buch S. 472. „Da es nicht ganz sicher ist, sich auf des Hrn. Doctors Citaten zu verlassen, und sie zu prüfen mehr Arbeit erfordert, als ein neues Buch von eben der Materie zu schreiben, so kann ich mich jetzt dieser Hülfe nicht bedienen.“ Nun, das heißt wahrhaftig den Verdacht weit getrieben! Und die Prüfung, vor welcher Hr. M. sich fürchtete, konnte doch unmöglich eine so sehr saure Arbeit seyn. Es ward nichts weiter dazu erfordert, als jedesmal bey wichtigen oder auch zweifelhaft scheinenden Stellen in den Wetstein hineinzusehen, den man ohnedies bey einer solchen Arbeit gewiß vor sich liegen hat. — In dem Abschnitte von den ungebrauchten Handschriften konnte freylich niemand ein vollständiges Register der noch ungenützten Kodicum erwarten. Aber billig hätte doch der Verf. seine Leser in den Stand setzen sollen, einigermaßen zu beurtheilen, wie sich ohngefähr die Zahl der verglichenen Handschriften zu der Zahl der unverglichenen verhalten möchte. Da er dieses ganz übergangen hat, will ich aus dem gedruckten Catalogus der Handschriften in der königlichen Bibliothek zu Paris eine Probe geben. Es befinden sich in diesem Büchervorrath 80 Kodices des N. T. und 50 Katenen und Kommentare, welche, wo nicht alle, doch gewiß größtentheils, den Text selbst beygeschrieben haben. Von diesen 130 Handschriften sind, so viel man weiß, 46 gebraucht, und folglich noch 84 ungenutzt; diejenigen nicht gerechnet, welche nach dem Druck des Catalogus hinzugekommen seyn mögen. Von den zahlreichen italienischen Kodicibus sind noch weit wenigere verglichen worden. Es wird also kaum ein Drittheil der in europäischen Bibliotheken aufbehaltenen Handschriften des N. T. benutzt seyn. Hieraus urtheile man von der Vollständigkeit unsers bisherigen kritischen Apparatus. — S. 459. wird dem Erasmus als ein gewisser Fehler angerechnet, daß er vorgegeben habe, der berühmte codex Vaticanus sey eine von denen Handschriften, die nach dem foedere cum graecis sollen ad latinorum exemplaria korrigirt worden seyn; denn der vaticanus sey ohne Zweifel viel älter als das foedus und das florentinische Concilium. Ich glaube den Erasmus vertheidigen zu können. Es ist bekannt, und Hr. M. hat es selbst S. 600 angeführt, daß dieser Codex oft von einer jüngern Hand geändert worden ist, und zwar, wie Agellius bey dem Wetstein sagt, ad libros recentiores. Diese jüngern Emendationen waren es, von denen Erasmus sich einbil-

einbildete, sie möchten eine Folge des mit den Griechen getrof-
fenen Vergleichs seyn. Denn daß die in dem Codex vorge-
nommenen Anmerkungen jünger seyn, als Erasmus und Se-
pulveda, wie Hr. Götze (Fortsetzung der ausführl. Vertheid.
S. 61.) deswegen behauptet, weil Sepulveda nicht davon hät-
te schweigen können, wenn sie zu seiner Zeit schon da gewesen
wären; halte ich für ungegründet, wenn nehmlich von wirk-
lichen Aenderungen und nicht von bloßer Auffrischung ver-
loschner Buchstaben die Rede ist. Man erinnere sich nur an
die Analogie der ältesten Handschriften, zum E. des canta-
brigiensis, claromontani, regii rescripti Ephremi etc. in
welchen gleichfalls uralte Verbesserungen von einer zweyten
Hand vorkommen, und vergesse dabey nicht, daß die ältern
Kritiker noch gar nicht an die Genauigkeit gewöhnt waren,
mit welcher wir jetzt primam und secundam manum unter-
scheiden.

Die Beschreibung der alexandrinischen Handschrift ist mit
einigen Zusätzen bereichert. S. 477. findet man neue Vermu-
thungsgründe, daß sie in Aegypten geschrieben sey. S. 487
wird sie ins achte Jahrhundert hinuntergesetzt, weil der Ab-
schreiber mehrmals M. und B. nach Art der Araber verwech-
selte, folglich erst ein paar Menschenalter nach der Eroberung
Alexandriens durch die Saracenen gelebt habe, als die arabi-
sche Sprache schon die Muttersprache Aegyptens geworden
war. Dies Argument scheint mir aus mehrern Ursachen nicht
entscheidend zu seyn. Ueberhaupt wird man sich wohl nimmer-
mehr über das Jahrhundert, wenn der Codex geschrieben wor-
den, vereinigen. Ich wünschte daher, Hr. M. hätte dafür
das innere Alter des Textes genauer untersucht. Dieses läßt
sich ausmachen, und die Untersuchung wäre nützlicher als je-
ne, die in aller Rücksicht vergeblich zu seyn scheint. Gleich-
wohl sagt der Verf. kein Wort hiervon. Von dem Lateinisch-
en dieses Codicis redet er etwas zweifelhafter als vorher.
Da man bemerkt hat, daß die Coptische und die Sahidische
Uebersetzung oft mit cod. cantabrig. übereinkommt, so glaubt
er, der cod. alex. könne vielleicht nach diesen, und nicht nach
der lateinischen Version, geändert seyn. Vermuthlich eins so
wenig, oder doch so selten, als das andere! Nach S. 488.
soll der Codex viele ingenieuse Conjekturen haben. Im A. T.
mag es seyn; aber im N. T. wohl schwerlich. Was würde
aber endlich daraus werden, wenn man von der Beschaffen-
heit seines Textes im A. T. auf die Beschaffenheit desselben im

N. T. schließen wollte? Wie unkritisch ein solcher Schluß seyn würde, kann man daraus sehen, daß der Codex nicht einmal in allen Büchern des N. T. einerley Text hat, sondern in den Evangelien aus einem Exemplar einer andern Edition abgeschrieben ist, als in den Briefen. — S. 503. wird der Verdacht geäußert, daß der cod. cantabrig. hin und wieder aus der syrischen Uebersetzung interpolirt seyn möchte. Recensent ist schon vor mehrern Jahren in Absicht der Apostelgeschichte auf diese Vermuthung gerathen. Sie verdient eine nähere Untersuchung, so wie auch die Uebereinstimmung mit der Sahidischen Uebersetzung. Zu der Anmerkung S. 510. daß Wetstein sich eine Copie von diesem Codex genommen, und er also zweymal jetzt existire, füge ich hinzu, daß es noch zwey andre Abschriften seines griechischen Textes gebe. Die eine ward Richard Simon zugeschickt; (s. die Vorrede zu seiner hist. crit. du texte du N. T.) die andre befindet sich im Dreyeinigkeitscollegio zu Cambridge, wie Uffenbach meldet in seinen Reisen, Th. 3. S. 5. — Der Verf. bittet immer noch, daß jemand irgend ein Buch des N. T. im Ravischen Codex ganz genau excerpiren möge, damit man endlich einmal zuverlässig über diese Handschrift urtheilen könne. Seine Bitte ist längstens erfüllt. Schon 1769. ward im zweyten Stück der Hallischen Sammlungen zur Beförderung theologischer Gelehrsamkeit, eine Collation des ersten Briefs Johannis und des Briefs Judä abgedruckt. — S. 560. ist der ganze Abschnitt: „Der bekannte Spruch 1 Joh. 5, 7. — — im cod. Rau. laute“ wegzustreichen. Die Zweifel, die er enthält, sind in dem unmittelbar vorhergehenden neuen Zusatz gehoben. S. 565. wird Wetstein beschuldigt, er habe unterlassen anzuzeigen, daß cod. regius 2444, in Wetsteins erstem Theil 17, die lateinische Uebersetzung dem Text beyfüge. Gleichwohl lese ich deutlich im Wetstein: continet quatuor Euangelia graece, cum adiuncta latina vulgata versione.

Ueber die Anführungen der Kirchenväter ist nichts neues gesagt. Aber über die Conjecturen findet man theils einige kleine nicht sehr beträchtliche Zusätze, theils einen ganzen neuen Paragraphen S. 646, in welchem der Verf. 28 eigne Conjecturen vorträgt. Gegen die wenigsten hätte ich etwas zu erinnern, sondern wollte mir es ganz gerne gefallen lassen, wenn sie sich künftig bestätigten; aber die Nothwendigkeit zum Aendern ist doch bey den meisten sehr gering, und beruhet bey

etlichen

etlichen bloß auf dem Wunsch, die Evangelisten unter einander einstimmiger zu sehen. Zu dem raisonnirenden Verzeichniß kritischer Schriften und Sammlungen sind keine Zusätze gemacht. Knittel, Treschow, Semler ꝛc. sind nicht genannt; und überhaupt vermisse ich einen bestimmten Plan. Sollten bloß die Sammler und Bekanntmacher von Varianten angeführt werden, so gehörte z. E. des ältern Michaelis übrigens vortreffliche tractatio critica gar nicht hieher. Sollten aber auch die recensirt werden, welche über Varianten etwas geschrieben haben, so ist Pfaff nebst vielen andern ausgelassen. In dem Abschnitte von den Hauptausgaben des N. T. habe ich einige Zusätze bemerkt, besonders über die Komplutensische Ausgabe, vor deren griechischen Text der V. ein gutes Vorurtheil hat, weil er ihren Text der LXX gut befunden hat. Er tritt Hrn. Götzen bey, und behauptet mit Anführung einiger, aber bey weitem nicht aller, Gründe und Gegengründe, der griechische Text sey nicht nach der Vulgata geändert. — Unter den Nachdrücken der Erasmischen Ausgaben wird diesmal ein Baseler von 1544. angeführt, welcher Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. — S. 711. wird es Wetsteinen immer noch als ein unredlicher Kunstgriff vorgeworfen, daß er seine Erklärung der Stelle Röm. 9, 5. und die Gründe derselben nicht in den Noten, sondern unter den Varianten angebracht habe. Ich sehe hier keine Unredlichkeit. Die Frage betrifft die Interpunction. Und von Interpunctionen pflegt Wetstein auch sonst nicht in den Noten, sondern bey den Varianten zu handeln. S. 717. in der Note, und S. 718. im Text, findet sich ein kleiner Zusatz: Wetstein habe Luc. 24, 18. die schon von Mill und Bengeln angezeigte Lesart ὡς für ἐν ausgelassen, und es werde schwer, ihn hier freyzusprechen. Wie wenig Schwierigkeit ein Kritiker machen sollte, einen Amtsbruder von solchen kleinen Versehen freyzusprechen, beweiset selbst diese Note. Denn Wetstein hat nicht nur das ὡς, welches Hr. M. bey ihm vermisset, und führet noch einen Codex mehr für diese Lesart an, als Mill, auf dessen prolegomena er überdies verweiset, welches selbst Küster zu thun vergessen hatte; sondern in eben dieser Note thut der Verf. in einer einigen Zeile Wetsteinen nicht weniger als siebenmal Unrecht. Schon in den Curis in verſ. ſyr. Act. Apoſt. finden sich diese 7. dem verdienten Wetstein nachtheilige Versehen. Von da sind sie in die zweyte Ausgabe der Einleitung übergetragen, und nun hier zum drittenmal wiederhohlt worden.

Damit

damit sie nicht zum vierten- und fünftenmal nachgeschrieben und nachgedruckt werden, will ich sie berichtigen. Act. 12, 14. soll Wetstein den Zusatz αυτῳ hinter ηλιξ auslassen, den Mill aus dem cod. laud. angeführt habe. Aber, wenn mich meine Augen nicht trügen, so hat ihn Wetstein völlig eben so wie Mill. Kap. 16, 22. soll Wetstein nicht angezeigt haben, daß der cod. cantabr. πολυς hinter οχλος zusetzt. Aber er hat es wirklich ganz richtig angemerkt, wenn gleich auf eine etwas andre Art. Eben so irrt Kap. 16, 37. und 18, 8. nicht Wetstein, sondern Hr. M. wie der Augenschein zeigt. Bey Kap. 19, 18. hat Hr. M. zwar darinn Recht, daß Wetstein eine von Mill nicht ganz richtig angeführte Lesart der syrischen Uebersetzung ganz wegläßt; aber wenn er daraus, daß Mill hier Barb. 1. citirt, und Wetstein dies ausläßt, etwas Arges vermuthet, so hat er Unrecht, weil Wetstein die barberinos, die er für eine Betrügerey hielt, nicht anzuführen pflegt. Noch mehr Unrecht aber hatte er, da er in eben der Stelle der Curarum, von welcher hier die Rede ist, schrieb, in der ersten Ausgabe der Einleitung habe er gezweifelt, quis sit barberinus *primus*, jetzt aber halte er es für wahrscheinlich, es sey der berühmte Vatikanische Codex. Eins ist so falsch als das andere. Barb. 1. heißt nicht barberinus *primus*, sondern e barberinis *unus*. Bey Act. 19, 27. leidet abermals Wetstein unschuldig. Er hatte zwar nicht ganz genau die Auslassung des cod. cantabr. angegeben; aber es war ein bloßer Druckfehler, den er in den erratis selbst verbessert. Endlich Kap. 21, 21. (muß heißen 21, 22.) soll Wetstein ein citatum des Mill aus der complut. übergangen haben. Aber in der Küsterschen Ausgabe citirt Mill die complut. nicht. Beyläufig erinnere ich, daß auch S. 726, und in der Note S. 510, (worauf die erste Stelle verweiset,) Wetsteinen zu viel geschiehet. Es ist wahr, er hatte seinen codex epistolarum 29. fälschlich einen oxoniensem genannt, da er doch ein cantabrigiensis ist, und in den proleg. zur Apostelgeschichte hatte er ihn unrichtig 28. citirt, statt 29. Aber beyde Fehler hat er selbst in den erratis berichtig. Noch eins! S. 728. heißt es: „Da Wetstein selbst in seinen ersten prolegomenis vom J. 1730 die Codices anders nannte und zählte, als in den zweyten, so hat er die beschwerliche Arbeit übernehmen müssen, sich selbst, und zwar aus Zahlen in andre Zahlen zu übersetzen; wobey ein jeder, der keine bloße Rechenmaschine ist, fehlen wird, wie viel mehr dann Wetstein ꝛc.“ Ich läugne, daß Wetstein

 dieß

diese Arbeit jemals übernommen habe, und läugne mithin auch alle Fehler, die nach des V. Meynung dabey begangen worden seyn müssen. Einmal ist aus mehrern Umständen höchst wahrscheinlich, daß Wetstein im Jahr 1730 zwar die Materialien zu seinem Werke größtentheils gesammlet, aber es noch gar nicht zum Druck zubereitet, oder die Varianten unter den Text geordnet gehabt hat. Sodann muß man Wetsteins erste prolegomena nie mit Bedacht angesehen haben, wenn man auf den Einfall gerathen kann, er habe anfangs vorgehabt, unter dem Text seine Codices eben so, wie in den ersten prolegomenis zu benennen. Er theilte damals die Codices in 4. Classen, und die vierte Classe wieder in drey Arten: und in jeder Classe, und bey jeder Art, fieng er wieder von vorne an zu zählen, so daß 6 verschiedene Codices angeführt werden, deren jeder codex 1. heißt. Ueberdies kommen in jeder Classe Codices des ganzen N. T., Codices der Evangelien, Codices der Episteln, Euangelistaria rc. unter einander gemengt, ohne alle Ordnung vor. Da ists doch wohl sichtbar, daß Wetstein nicht Willens war, eben diese Nomenklatur unter dem Text bey Anführung der Varianten zu gebrauchen, und daß also die angebliche Uebersetzung aus Zahlen in Zahlen, welche Hr. M. für eine reiche Quelle unvermeidlicher Fehler hält, eine bloße Einbildung sey. Recensent kennt die Fehler der Wetsteinischen Ausgabe; aber man muß doch auch diesem fleißigen Sammler nichts zur Ungebühr aufbürden. Veniam damus petimusque vicissim. — Am Schlusse der Abhandlung von den Ausgaben, werden zwey neue hinzugesetzt, die Griesbachische und die Harmerische. Entweder ist durch einen Schreibfehler Harmarische gesetzt für Harwoodische; und mir wenigstens ist noch keine Harmarische jetzt bekannt; oder die Harwoodische ist ganz vergessen worden. Wegen beyder wird bloß auf die oriental. Bibliothek verwiesen.

Bey den Wünschen wegen künftiger Ausgaben finde ich einen einigen Zusatz S. 754, den man aber nur wieder wegstreichen darf. Als ein Beyspiel, wie nöthig es sey, die Zeugen für die Lesart des Textes eben so wohl namentlich anzuführen, als die Zeugen für die Variante, giebt der V. Röm. 2, 5. an. Er sagt, Wetstein führe 31 Codices an für die Einrückung des καὶ vor δικαιοκρισίας; allein hieraus zeige sich nicht gleich die entscheidende Ursache, warum man diese Lesart vorziehen müsse. Sie falle aber sogleich in die Augen, wenn man es mache wie Bengel; denn dieser führe auch die Ge-

währsmänner der gewöhnlichen Lesart ohne καὶ an, und unter diesen sey kein einziger Codex. Und nun wisse man, wie man dran sey. — Nur Recensent weiß nicht, wie er dran ist, und würde gegen jeden andern, der dies geschrieben hätte, und nicht ein so geübter und der Sachen kundiger Kriticus wäre, als Hr. M. ohne Widerrede ist, den Verdacht geschöpft haben, er kenne nicht einmal die Einrichtung des Bengelischen Werkes. Es sähe schlecht um viele Lesarten des Textes aus, wenn sie keine andre Gewährsmänner hätten, als die von Bengeln nahmhaft gemachten. Und woher wußte wohl Bengel, welche Codices, (die wenigen ausgenommen, die er selbst verglichen hat, oder vergleichen lassen,) mit der Lesart des Textes gegen die Variante übereinstimmen? Bloß dadurch wußte er es, daß er schloß: Codices, die genau verglichen sind, und keine Lücke hier haben, und gleichwohl von Mill nicht für die Variante angeführt werden, haben wahrscheinlich die Lesart des Textes. Eben so kann jeder für sich, ohne Bengeln schließen. Hätte dies Hr. M. gethan, so würde er gefunden haben, daß die Lesart des Textes durch die vier ältesten Codices, ADEG, andre zu geschweigen, bestätigt wird, und daß C und F, welche hier Lücken haben, ihr wenigstens nicht entgegen sind, sondern der Analogie nach höchstwahrscheinlich mit jenen vieren übereintreffen. Doch hier bedürfte es nicht einmal eines solchen Schlusses, oder eines mühsamen Nachschlagens. Denn Wetstein sagt mit ausdrücklichen Worten, Codex D habe das καὶ zugesetzt, ex emendatione. Folglich ist es klar, daß er es a prima manu nicht hatte, sondern mit der Lesart des Textes übereinkam.

Ueber die Untersuchungszeichen, Accente, Kapitel und Verse ist nichts neues gesagt, außer daß S. 758. ein Paragraph über die Aufklärung des Textes durch bessere Interstinction eingerückt ist, in welchem Vorschläge gethan werden, etliche Stellen anders zu interpungiren. Eine Nachricht von den Ueberschriften und Unterschriften der Bücher des N. T. vermisse ich hier eben so, wie in den vorhergehenden Ausgaben. Was in der zweyten Ausgabe S. 860 bis 904 über die Göttlichkeit des N. T. und die Kennzeichen derselben gesagt war, ist ganz weggeblieben, außer was in den ersten Paragraphen dieser neuen Auflage davon mitgenommen worden war.

Cz.

Psalmen, Lobgesänge und geistliche Lieder, zum Gebrauch der evangelischen Gemeinde zu Paris in der Königl. Schwedischen Kapelle. Gesammelt, zum Theil verbessert und herausgegeben von F. C. von Baer, Ihro Kön. Maj. in Schweden Hofprediger bey der Kön. Kapelle zu Paris. Straßburg, bey Heitz, 1777. 8. 432 S.

Der, unter andern durch einen (kürzlich ins Deutsche übergetragenen) essay histor. et crit. sur les *Atlantiques* bekannte Herr von Baer hat in diesem, seit 36 Jahren von ihm gewünschten, Gesangbuche **vierhundert und vierzehn** Lieder, in fünf Abtheilungen geordnet, abdrucken lassen. „Er hat sich dabey **Gellerts, Klopstocks, Cramers, Zollikofers, Neanders, Sanders,** u. a. Arbeiten zu Nutze gemacht, und aus ihren Sammlungen genommen, was zu seinem Endzwecke dienlich war."

An gegenwärtigem Gesangbuche, — so wie an allen, uns bekannten, alten und neuen, — mißfällt uns, daß die Lieder, welche bloß auf **einzelne** Christen, bloß auf **besondere** Gemüthsumstände passen, nur **besondern** Lagen angemessen sind, von denjenigen, welche sich auf **alle** und für **alle** schicken, nicht geschieden, sondern die Stücke aus **beyden Ordnungen** unter einander geworfen worden sind. **Ernesti, Miller, Lappenberg,** u. a. haben neuerlich die Meynung geäußert, daß in einer, zum Gebrauch bey der **öffentlichen** Gottesverehrung bestimmten Sammlung bloß Lieder aus der **letzteren** aufgenommen werden müssen. Wir stimmen damit überein; glauben aber, die aus der **ersten** wären derselben **Anhangsweise** beyzufügen, — weil, ganz hinweggelassen, viele sie bey ihrer **Privaterbauung** entbehren müßten. Freylich könnte und würde alsdann mancher Prediger in der Kirche selbige absingen lassen. Diesem ließe sich aber durch **höhere Verordnungen** vorbeugen. Man kann einwerfen: die öffentliche Absingung solcher speciellen Lieder, als des z. E. **Meinen Jesum laß ich nicht** ꝛc. diene doch zur großen Erbauung der anwesenden **wahren** Christen, könne auch durch eine Wendung des Predigers in seinem Vortrage leicht gegen die Mißdeutungen der **unächten** gerettet werden; — aber auch antworten: **jene könnten** und müßten zum Gebrauche derselben

selben bey ihrer häuslichen Andacht angewiesen und ermuntert werden, für die öffentliche gehörten bloß solche, welche auf alle und für alle passen, — von jedem mit Wahrheit gesungen werden können.

Ungern haben wir auch gesehen, daß durch diese Sammlung verschiedene, gelinde zu urtheilen, höchst mittelmäßige Lieder von Neuem in Umlauf gesetzt werden. No. 156. **Lasset mich von Freuden sprechen, ich bin ein getaufter Christ** 2c. (wahrscheinlich aus dem **Hanau-Lichtenbergischen**, unter dem Titel: **Girrendes Täublein**, 1736. und 1744. gedruckten Gesangbuche, worinn wir es, nach vergeblichem Suchen in vielen andern, angetroffen haben, gezogen,) ist eines der misdeutbarsten, vernunft- und bibelwidrigsten Stücke, die man nur lesen kann. Was Jesus Matth. 7, 21 f. gelehret hat, **Petrus** 1 Br. 3, 21. 2 Br. 1, 5—11, **Paulus** Röm. 14, 17. 18. 1 Cor. 7, 19. Gal. 5, 6. u. a. O. dieses scheint der, uns unbekannte, Verfasser desselben nicht erwogen zu haben. No. 188. **Wo flieh ich Sünder hin** 2c. oder, wie das **Herrmann'sche** Original anfängt: **Wo soll ich fliehen hin, weil ich** 2c. strotzt eben so von rohen Ideen. Bey einzelnen Stellen in dem Liede: **Du, o schnödes Weltgebäude, magst gefallen wem du willt** 2c. unter andern bey der so sinnlichen, und gleich der, besser unten aus No. 180. anzuführenden, in die Seele und den Sinn einer gewissen, auch im Elsaß noch zahlreichen Parthey hineingeschriebenen Vorstellung V. 3.

> Ach! möcht' ich in **deinen Armen**
> So, wie ich mir wünschen wollt,
> Jesu, du mein Heil, **erwarmen**,

wollen wir uns nicht aufhalten. Das ganze Stück hätte, nach dem Vorgange verschiedner neuerer Liedersammler, **Zollikofers, Sanders, Onoriers, Lists**, weggelassen werden sollen, weil der, durch dasselbe hindurchziehende Gedanke auf den Probierstein der **Vernunft** so wohl, als den der **Bibel** gebracht, nicht wird, und nie kann, bewährt gefunden werden. Das Lied unter der Rubrik von der christl. Kirche: **Ach bleib bey uns Herr Jesu Christ! weil es nun Abend worden ist** 2c. enthält Schematismus und Stellen, welche der größere Haufen nicht versteht, und die ihn nur irre machen, — hätte deswegen füglich wegbleiben mögen. Auch hätten wir, und wohl Mehrere mit uns, No.

180. Ach armer Mensch, besinne dich ꝛc. (vermuthlich aus den Cöthnischen Liedern, worunter es steht, — denn in mehrern, von uns nachgeschlagenen Gesangbüchern, haben wir es nicht finden können, — hieher, jedoch mit Auslassung der beyden, zur Ungebühr schlechten Verse 4 und 6, herübergenommen,) ganz und gar nicht vermißt. Was dünkt unsern Lesern davon, wenn es V. 4, (Cöthn. L. V. 5.) heißt:

> Das Lamm hat dich befreyt,
> Tauch nur das Sündenkleid,
> Mit Reu in seine Wunden ein:
> So will ich ein Erbarmer seyn.

Und V. 8. (Cöthn. L. V. 10.):

> O glaube nicht, es sey ein Joch
> In meinem Schooß zu liegen.
> O komm nur her, versuch es doch!
> Ich will dein Herz vergnügen.
> Wie sanfte wirst du ruhn! u. s. f.

No. 116. Durch Adams Fall ist ꝛc. (von L. Spengler) hat der Hr. von Bäer nach der Schlegelschen Ueberarbeitung eingerückt, jedoch V. 2. statt

> So herrschet mit tyrannscher Macht

gesetzt:

> So herrscht mit unumschränkter Macht.

Das ganze Lied hätte, wie in dem neuen allg. Churpfälzischen lutherischen Gesangbuche, so auch hier, ohne Schaden ausgelassen werden können.

Hingegen haben wir nach manchen Stücken von besserem Stoffe und edlerer Form vergebens herumgeblickt. So fehlt z. E. das vortreffliche Gellertsche Lied: Oft klagt dein Herz, wie schwer es sey ꝛc.; auch das wahrhaft erbauliche, Du sagst, ich bin ein Christ ꝛc. In dem Zollikoferschen, und in dem neuen Darmstädtischen Gesangbuche ist letzteres ebenfalls hinweggelassen; mit Recht aber eingerückt in die Sandersche Sammlung verbesserter und neuer Gesänge, als ein Vorschlag zur Verbesserung des Badischen Gesangbuchs, *) auch in das, vorhin angeführte, Kurpfälzische, und zwar in beyden gehörig

*) S. hievon unsre Bibl. B. XXV. S. 457. u. f.

gehörig ausgebessert, und mit Auslassung zweener Verse, die um so mehr wegbleiben konnten, als dieses Lied ohnehin sechszehn stark ist. Noch einigen Münterschen hätten wir auch eine Stelle in gegenwärtiger Sammlung gewünscht. Nach einem Liede von der Pflicht der Sorge für das Seelenwohl Andrer, haben wir in diesem Gesangbuche, wie in mehreren neuen, vergebens gesucht. Freylich wird selbige No. 281. in dem, vielen Sammlungen einverleibten, Liede: Gieb mir, o Gott! ein Herz ꝛc. V. 7. 8. — berühret.

Einige Lieder des sel. Luthers, z. B. das: Ein feste Burg ꝛc. sind unverändert aufgenommen worden. „Es „ist billig, heißt es in der Vorrede, es ist nützlich, es ist „nöthig, daß dieses großen Mannes Geist in seinen wahren „Zügen der Nachwelt beybehalten werde; und dieser malet „sich insonderheit in seinen Liedern. Die sie (diejenigen, „welche sie) verbessern wollten, haben zwar die Sprache „verfeinert, aber oft die Kraft der Ausdrücke ge„schwächt. Dennoch finden auch diejenigen, welche diese „Veränderungen lieben, dieselben neben dem Original„liede.“ Ein Gleiches haben wir bey dem (J. H. Schröterschen) bekannten Liede: Eins ist Noth, ach Herr ꝛc. bemerkt, welchem die Schlegelsche Ueberarbeitung beygerückt worden ist, jedoch mit Einer, — von Zollikofern (wenn wir uns nicht sehr irren,) gemachten, — glücklichen Veränderung. In dem Originale heißt es V. 6.:

Jesu es muß mir gelingen
Durch dein rosinfarbnes Blut.

Schlegel hatte dafür gesetzt:

Durch dein heilig göttlich Blut.

Diese, nichts minder als geschickte, Aenderung, ist in dem neuen Darmstädtischen Gesangbuche beybehalten, — derselben aber vom Hrn. von Bäer die Zollikofersche wirkliche Verbesserung:

Durch dein heilig köstlich Blut,

mit Recht vorgezogen worden. Denn was soll das heißen: göttlich Blut? (S. unsre Bibl. B. XVIII. 141. XIX. 105.) Gegen die Schröterische Urkunde so wohl als gegen die Schlegelsche Veränderung derselben, auch die, in das

Pfälzische Gesangbuch aufgenommene, ließe sich Mancherley erinnern. Wenn wir eins zu sammeln hätten: wir würden selbst von diesen beyden keine in dasselbe einrücken; zumal da an viel besseren Liedern über die Materie von den Gesinnungen gegen Jesum eben kein Mangel ist. Allenfalls würden wir die Sandersche, — wenn wir diesen Ausdruck hier gebrauchen dürfen, — Recension dieses Liedes, welche uns, theils wegen Auslassung des 5. 8. 9. Verses, theils wegen andrer (eigentlicher) Verbesserungen, die vorzüglichste zu seyn dünkt, aufnehmen.

In den Liedern neuerer Verfasser hat Hr. von B. selbst verschiedenes geändert. „Finden, schreibt er hierüber in „der Vorrede, einige von unsern neuen Dichtern, daß ich „mich unterstanden (habe,) in ihren Arbeiten einige Ver„änderungen zu machen, (:) so bitte ich sie, mir solches zu „vergeben. Ihr Ruhm bleibt ihnen doch; und ich habe ge„than, was ich nach meinen Einsichten thun sollte und „konnte. Ich bin reichlich belohnt, wenn meine Bemühun„gen meiner Gemeinde gefallen, und sie erbauen." In den Münterischen haben wir mehrere Aenderungen wahrgenommen, die meisten derselben aber unerheblich gefunden. Das Gellertsche Lied: Was sorgst du ängstlich für dein Leben rc. hat, der Melodie wegen, manche erlitten. Ueber den Gehalt derselben sollen unsre Leser selbst urtheilen. Hier ist aus dem Originale der sechste Vers:

Denk an den Tod bey frohen Tagen.
Kann deine Lust sein Bild vertragen:
So ist sie gut und unschuldsvoll.
Sprich, dein Vergnügen zu versüßen:
Welch Glück werd ich erst dort genießen,
Wo ich unendlich leben soll.

Und hier die Bäersche Veränderung desselben:

Denk an den Tod bey frohen Tagen,
Und bey den Freuden dieser Welt.
Kann deine Lust sein Bild vertragen:
So hat sie Nichts, das Gott mißfällt.
Sprich, dein Vergnügen zu versüßen:
Welch Glück werd ich einst dort genießen.

Auch hat er dem Liede folgenden Vers, als den zwölften, angehängt:

Erlöser!

Erlöser! du hast überwunden,
Und Heil und Leben hergebracht;
Durch deinen Tod, durch deine Wunden
Besieg auch ich des Todes Macht.
Laß mich dir leben, und am Ende
Nimm meinen Geist in deine Hände.

Se.

Des Herrn Vicepräsidenten von Pufendorf Umschreibung und Erklärung des hohen Liedes, oder die Gemeine mit Christo und den Engeln im Grabe, nebst andern biblischen Erklärungen, herausgegeben von D. Conr. Henr. Runge, Prediger in Bremen. Bremen, bey Förster. 1776. 4. 1 Alph. 10 Bogen.

Man hat schon längst bemerkt, daß gelehrte Männer in ihrem Fache sehr groß seyn, und die stärkste Urtheilskraft zeigen; aber wenn sie sich in ein gewisses anderes Feld wagen, überaus schwach denken und schreiben können. L'esprit le plus profond s'eclipse, Newton fit son Apocalypse, sagt der königliche Dichter, und mit ihm der Herausgeber dieses Werkes, dessen Verf. die angeführte Bemerkung so auffallend bestätigt. Schon sonst hat derselbe sich der Welt von beyden Seiten gezeigt, und hier sieht man ihn von neuen auf der schwächern. Zwar war es nicht anders zu vermuthen, als daß ein Mann, der in den Theologieen und Mythologieen aller Heiden und Völker, und selbst in den Phallischen Gebräuchen, lauter symbolische Vorstellungen offenbarter Glaubenslehren und göttlicher Religionsgeheimnisse fand, auch eine geistliche Deutung des hohen Liedes ganz annehmlich und leicht finden würde; obgleich eine solche Erscheinung immer sonderbar zu einer Zeit ist, wo selbst orthodoxen Theologen und Bibelübersetzern die mystische Erklärung dieses Liedes so gar nicht mehr in ihre Köpfe will, daß sie entweder den Wunsch äußern, es aus ihren Uebersetzungen wegzulassen, oder, um es bey Ehren zu erhalten, den Salomo darin eine Satyre auf sich selbst, als einen unverschämten Verführer einer tugendhaften Frau, machen lassen. Wir hegen gewiß so gut als an-

dre gegen den verehrungswürdigen von Hr. R. in der Vorrede geschilderten Charakter des Hrn. Präsidenten die größte Hochachtung; und wie sollten wir nicht auch die ungemeine philologische und theologische Litteratur an einem Manne von solchem Stande, Studien, und Geschäfften höchlich bewundern. Aber läugnen können wir es darum nicht, daß wir den Witz bedauren, wodurch so weitläufige Kenntnisse eine so seltsame Wendung bekommen, und lieber einen andern, gewiß auch für die Religion in unsern Tagen ersprießlichen Gebrauch davon gemacht zu sehen wünschten. Denn wenn es nun einer so seltsamen, äußerst willkührlichen und oft monströsen Mystik, daran man den Zwang und das Spielwerk so innig fühlt, an Spötterenen nicht fehlen kann, wird nicht die Religion selbst und ihre ächtesten göttlichen Urkunden solche bey vielen mit entgelten müssen? Indessen bescheiden wir uns gern, daß dieses mehr ein Unglück als des Verf. Schuld seyn mag, dem sich nun einmal die Sachen so vorstellen und so dabey ums Herz ist, und an dessen gutrn Absicht und eigner redlichen Ueberzeugung man nicht zweifeln darf. Die ganz neue Hypothese, die derselbe bey seiner Erklärung zum Grunde legt, ist kürzlich diese: daß, da die Vermählung Christi mit seiner Braut der Gemeine, die das Lied zum Gegenstand habe, eigentlich in Christi Tod geschehen sey, dessen Grab als sein Ehebette anzusehen und die Scene sey, wo die Personen, Christus, die Kirche, besonders das A. Test. oder die seligen abgeschiedenen Seelen, und die Engel (dies sind die Töchter Jerusalems; vergl. Ebr. 11, 23. und daß einige Araber die Engel Töchter Gottes genannt,) reden und handeln. Es versteht sich dann, daß das Grab zugleich überhaupt den dritten Ort, oder den Zustand der Seelen vor der Auferstehung bezeichne; und demnach soll durchgehends von der Gemeinschaft der Gläubigen insonderheit alten Testaments mit des Herrn Tode, und von ihrem Verlangen nach seiner Erscheinung die Rede seyn, dabey aber auch in prophetischen Vorbildungen der Zustand der Gemeinen Neuen Test., und selbst die Auferstehung, alles in heil. Bildersprache, vorgestellt werden. Auf diese Hypothese werden Worte, Bilder, Sachen, insgesamt hingezogen, und mit bewundernswürdiger Belesenheit, aus Morgen und Abend, von Mittag und Mitternacht, die Alterthümer, Mythologieen und Etymologieen aller Sprachen und Völker aufgeboten, um eine derselben gemäße Deutung heraus zu bringen. Um unsre Leser in Stand zu setzen, selbst urtheilen zu können, so wollen wir

wir aus dem 1 Cap. das Wesentliche, und aus den übrigen einige Stellen ihnen vorlegen. Es soll also gleich anfangs die Kirche A. T. eingeführt werden, wie sie nach der Erscheinung des Heylandes im N. T. und nach seiner Gabe des heil. Geistes verlange, und sie zeigt V. 3 an, wie die Seelen in ihrem abgeschiedenen Zustand ihn lieben und mit ihm vereinigt zu werden wünschen *). Sie wird sodann V. 4. in das Grab des Heylandes als das Ehebette oder die Vermählungskammer geführt, und genießt dadurch schon eine Empfindung ihrer künftigen Freuden. Sie eröffnet hierauf V. 5. 6. den Töchtern Jerusalems, wie der Anbruch des Evang. nahe sey **), und warum dessen helles Licht noch nicht erschienen, weil sie nehmlich von den Irdischgesinnten (dies sind die Kinder ihrer Mutter, Erde,) die Besorgung irdischer und begeisternder Freude für sie übernommen, und daher für ihre eigene künftige geistliche Freude nicht gesorget. Nun rufet sie V. 7. dem Heylande und suchet ihn: „Sage mir, du, den meine Seele liebet, wo du die Deinen bey dem erschienenen Tage des Evang. mit Wonne sättigest? Denn warum soll ich mit den Lehren deiner Mitgesellen der Propheten mich vergnügen und in der Dunkelheit die Offenbarung deines Lichts ferner erwarten?“ Der Heyland antwortet ihr V. 8 — 10, und weiset sie an, auf die Zeichen der heranbrechenden neuern Zeit zu achten: „Bemerke, sagt er V. 8, die Zeichen zwischen der alten und dem Anfange der neuern Zeit, wie sie diesen nahen Anbruch, Frieden und Versöhnung anzeigen, die Zeichen der bevorstehenden neuen Schöpfung der seligen Wiederherstellung ***), und vergnüge die Deinigen in Betrachtung meines

*) Nemlich die Jungfrauen, das sind hier die in der Finsterniß und im Grabe verschlossenen und auf das Licht wartenden reinen und keuschen Seelen. Denn des hebr. Wortes Stammwort bedeutet verborgen seyn, und die Jungfrauen waren vorzeiten verhüllt, und auch in den Häusern verborgen. So seyn auch Luc. 2, 79. die da sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, die Seelen, welche im Grabe auf die Ankunft des Heylandes und ihre Erweckung warten.

**) Der Verf. übersetzt nemlich: Ich bin von der Farbe der grauen Morgendämmerung, d. i. eine dem hellen Tageslichte sehr nahe, und Kedar seyn Einwohner des Aufgangs, und V. 6. heiße es: Daß die Sonne mich annoch nur durch eine Dunkelheit und große Entfernung angeschienen hat.

***) So viel liegt in dem Bilde der Schafe, und die Zusammense-

nes Todes und Grabes in der Gegend des Himmels, *) wo die Lehrer sich niedergelassen haben." Er verheisset sie im Geiste zu regieren, und daß sie an der Erscheinung seiner Herrlichkeit Theil haben soll. V. 9. **Ich vergleiche dich (regiere dich unter) meinen Pferden an dem Wagen des Pharao**, d. h. die du vom Geist zu mir getrieben wirst, ich regiere dich, und beruhige deine Neigungen und Begierden; ich stelle dich unter die Geister, welche bey meiner Erscheinung meinen des Befreyers königl. Siegeswagen führen sollen, welche ich als Herr und König regiere. **) **Deine Wangen** V. 10. **sind mit Bildern von Turteltauben**, ***) so wird

mensetzung aller dieser Begriffe wird aus den Alterthümern und der Mythologie weitläuftig herbeygeführt.

*) Dies liegt in dem Bild der Ziegen, die gern die Berge hinansteigen, welche auch der Sitz des Pans waren, und wohin die Dichter ihre himmlische Gottheiten, den Jupiter und den Phöbus setzen. Es scheint, sagt der Verf. den Gläubigen A. Test. schon in den ältesten Zeiten offenbart zu seyn, daß der Heyland werde in ein Grab gelegt werden, und daß in seinem Grabe, als der Gegend des Himmels, alles Heil zu suchen sey. Daher opferten sie gern auf Bergen, und Salomo setzte den Tempel auf einen Berg. Es sind solchem allen nach, Ziegen im heil. Verstande Seelen, die in dem Grabe des Heylandes ihr Heil suchen. Daher ist auch die Juno Sospes von den Lanuviern mit einem Ziegenfell über den Kopf vorgestellt, weil die Verstorbenen in ihr das Heil suchten, und die römischen Weiber giengen in den Lupercalien eben so her. Der Kretensische Jupiter ist nach der Erzählung der Dichter von einer Ziege gesäuget, und er habe von dem Ziegenfell, so er getragen, den Namen Aegiochus bekommen, weil die edlen Seelen durch ihn ihren Sitz nahe bey den Göttern erwarteten.

**) Das Pferd ist zwar zum Streit und Krieg hauptsächlich gebraucht; aber auch wird sowohl bey andern Völkern als selbst in der heil. Schrift unter einem Pferde ein Wind und Geist verstanden; es sey, daß es von der Schnelligkeit, oder auch zugleich daher genommen worden, daß die Winde oft mit einander streiten, und die himmlischen Geister mit den höllischen im Streite befangen sind. Es kann übrigens diese Stelle zugleich sehr füglich nicht allein von der durch den Tod und den herrlichen Sieg Christi geschehenen gänzlichen Befreyung der Seelen, sondern auch von der letzten Erscheinung Christi in seiner Herrlichkeit genommen werden.

***) Tauben mußten auch, setzt der Verf hinzu, dem Aeneas bey seiner Höllenfarth den goldnen Zweig bringen. Semiramis

wird übersetzt, geschmückt, dein Hals in den Halsketten. d. h. du bist eine schöne Jungfrau, deren Geschlecht groß seyn wird, welche selbst im Grabe durch den Geist geschmückt ist, und so die Ankunft des Bräutigams in Sicherheit erwartet. Das Geschlecht liegt hier in den Wangen, „denn, sagt der V. wie die bärtigen Wangen bey dem männlichen Geschlechte einen Zeugevater mit seinem Geschlecht anzeigen; also ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch die Wangen der Jungfrauen in der heil. Bildersprache für ihr künftiges Geschlecht genommen sind. Das lat. gena kömmt mit genus sehr überein, und enthält also das Wort vermuthlich eben diese Bedeutung: „Den Schmuck im Grabe durch den Geist bezeichnen die Turteltauben; denn die Taube wohnt überhaupt in verborgenen Oertern, in den Höhlen und Ritzen der Felsen, und so ist sie ein Bild einer Seele im Grabe; sie ist aber auch ein heil. Bild eines Geistes, der bey der ersten Schöpfung gleich einer brütenden Taube über den Wassern schwebte, und in Gestalt einer Taube sich bey Christi Taufe herabließ. Wir übergehen, wie der Verf. die Sicherheit in den Halsketten findet. Es folgt V. 11. eine Rede der Engel: **Wir wollen dir goldene Turteltauben mit silbernen Knöpfgen machen.** D. h. Wir wollen dir einen Zierrath machen, welcher den anbrechenden Anfang der neuen Zeit, insonderheit die herrliche Wiederherstellung des Körpers aus der Erde, und dessen Vereinigung mit der Seele zeige, wo das schneeweiße Licht der himmlischen Geister zwischen durch glänze. Nehmlich **Gold** kann füglich die Morgenröthe vorstellen, deren lat. Name aurora auch mit aurum übereinkömmt; die Morgenröthe führt weiter auf den Anbruch einer neuen Zeit nach Vertreibung der Schatten. Es dürfte aber wohl, insonderheit durch das Gold, die herrliche Wiederherstellung des Leibes Christi, und demnächst auch der Gläubigen aus der Erde zu verstehen seyn; denn das Gold wird aus der Erde gegraben u. s. w. Die Gläubigen fassen nun Trost gegen den Tod, V. 12—14. und Christus stärkt sie dabey; V. 15. sie aber erwarten V. 16. 17. im Tode die

mis soll nach ihrem Tode in eine Taube verwandelt seyn, und die Longobarden haben nach Paul Warnefrieds Bericht, auf die Gräber der Verstorbenen eine hölzerne Taube gesetzt, und es ist bey ihnen auch ein Bild der Apostel gewesen. Die Taube ist also ein Bild des Geistes im Grabe.

die Erscheinung des Heylandes, und vergnügen sich an seinem Tode. Dies ist der Inhalt des 1. Cap. wornach man sich von dem Ganzen schon einen Begriff machen kann. Wir setzen also aus den übrigen nur noch wenige auffallende Erklärungen verschiedener Stellen her; doch ohne uns auf die Anmerkungen einzulassen, und unsre Leser auf des Verf. Bilderjagd, die wohl eine Parforcejagd heißen mag, mitzunehmen. Kap. 2, 5. **Mein Liebster ist wie ein Reh,** u. s. w. d. h. er ist in seinem Tode in den Gegenden des Himmels, und hat ein ewiges Leben zu erwarten. Siehe, er steht hinter unserm Grabe, er verbirgt sich noch, giebt sich aber doch schon schimmernd zu erkennen. Kap. 3, 3. **Es fanden mich** u. s. w. d. h. ich stieß auf die höllischen Geister, welche nahe um die sichere Wohnung der Seligen als Ausforscher und Beobachter herumschweiffen. Kap. 4, 2. **Deine Zähne,** u. s. w. d. h. deine Tischgesellschaft, welche ihr bisheriges Kleid, den alten Menschen, abgelegt, und durch die Taufe gereinigt, zu einem neuen Leben hervorgegangen ist, erscheint in einer Zusammensetzung von Juden und Heiden, wie junge neben den alten ausgebrochene Zähne. Aber obschon sonst die alten Zähne bey Hervorbrechung der neuen ausfallen, so fällt doch hier keiner aus, Juden und Heiden bleiben zusammen in einer Gemeine und Gesellschaft, auch im Himmel. Kap. 5, 1. verkündiget Christus den Seligen im Orte der selig Verstorbenen, wie er nun durch seinen Tod alles vollendet, und ihnen alle Seligkeit erworben habe; laut V. 2—4 aber sollen diese Seelen anfangs zweifeln, den Heyland zu empfangen, und ihr Glaube vor seiner Auferstehung noch schwach seyn, (wie es auf Erden bey den Jüngern war,) daher der Heyland sie nach V. 5. 6. auf einige Zeit verläßt und sich verbirget. Dergleichen sonst ganz unbekannte Nachrichten aus dem Reiche der Todten können wir also aus diesem Liede und seiner Bildersprache lernen! Wunderbar, zu hören und zu sehen ist es auch, wie der Verf. in dem Stein Tarsis Kap. 5, 14. Jesum von Nazareth, sein Reich des Geistes, und wie der Grund dieses Reichs sein Tod sey, dies alles in dem Stein Tarsis entdecke. Kap. 6, 8. 9. **Es sind sechzig Königinnen und achtzig Kebsweiber** u. s. w. d. h. ungeachtet der Engel im Himmel theils viele zu den höchsten Würden erhaben, theils in noch größerer Anzahl auf noch andre Weise und in mancher Ordnung mit dem König des Himmels, mit mir, verbunden sind; so ist doch meine Verbindung mit meiner

Gemeine

Gemeine von ganz anderer Art, u. s. w. Kap. 7, 1. sind Uebersetzung und Erklärung, beyde eben so außerordentlich, jene: **Deine Hüften stellen musicalische Zeichen vor, zum gottesdienstlichem Gebrauche von einem Künstler gemacht:** Diese: Die Kinder, die von dir gebohren werden, erscheinen an dir mit einem sehr künstlich gesetzten gottesdienstlichen Liede. Am Schluß des Liedes sollen die selig Verstorbenen noch ihr Verlangen nach Christi Zukunft bezeugen, und wird, was sonst heißt: **Fleuch**, übersetzt: **Komme eilig.** Dawider nun wohl, wie gegen so manche andre der Hypothese zu Liebe gemachte Uebersetzung, die Sprache vieles einzuwenden haben möchte. **Die andern in diesem Buche** enthaltenen **biblischen Erklärungen** gehen theils auf einige Psalmen, als den 45, 68, und die vier Thiere Ezech. 1. 10. Apoc. 4. 5. und sind in der ganzen Art der Erklärung vom hohen Liede ähnlich; theils auf einige hebr. Namen und Wörter, deren Bedeutung der Verf. nach dem bekannten hieroglyphischen System, das jedem Buchstaben eine gewisse Grundbedeutung giebt, zu bestimmen sucht, einem System, nach welchem wir uns immer alles, was man will, aus den Worten herauszubringen getrauen. Wir haben also nicht Ursache, uns dabey weiter aufzuhalten, und beschließen diese Anzeige nur noch mit einem Wunsche, die Auslegung des hohen Liedes betreffend; daß man nemlich doch endlich einmal mehr, ohne Voraussetzung vom göttlichen oder menschlichen Ursprung, und vom dogmatischen, prophetischen oder moralischen Inhalt, an die Untersuchung desselben gehen, und bey der Erklärung vorerst daran gar nicht denken, sondern zuvörderst den doch einmal bey aller anderweitigen Deutung zum Grunde zu legenden nächsten und eigentlichen Verstand des Gedichtes und die darinn besungene oder vorgestellte Handlung ins Licht setzen, also vornemlich das gesammte Gedicht in einen ungezwungenen Zusammenhang zu bringen, die verschiedenen Auftritte und Situationen, darinn die Personen reden und handeln, zu verbinden, und ein Ganzes zu machen suchen möchte. Wenn man damit erst auf dem Reinen wäre: so würde sich hernach leichter ausmachen lassen, ob dies Ganze eine gleichsam dramatisch durchgeführte Allegorie, und ob geistlichen oder historischmoralischen Inhalts seyn solle, oder könne. **Pellicanus** meynte, das Buch sey nicht ein Gedicht; sondern bestehe aus mehrern von ähnlichem Inhalt, worinn ihm **Semler** beyzupflichten geneigt ist. Nach dem Zwang, den die bisher angenommenen

menen Hypothesen, so wohl die Bossuetische, auch von Lowth gebilligte, als die Jacobische von Prof. Anton in etwas verbesserte, dem Texte anthun, würden wir das auch immer noch vorziehen. Allein ein Zusammenhang der verschiedenen Scenen dünkt uns doch immer durchzuscheinen, und um sie gehörig zu verbinden, nur hauptsächlich aus der Sprache und dem Alterthum das Licht zu fehlen, das uns über die verblümte Bedeutung gewisser Dinge und Ausdrücke in Liebessachen bey den Morgenländern, besonders in den letzten Kapiteln, die Aufklärung gäbe. Wenn wir diese erst hätten: (und wir erwarten hier noch etwas von Hrn. Michaelis bey seiner Uebersetzung, die er mit Anmerkungen für Gelehrte besonders herausgeben will,) so wünschten wir, daß ein Dramaturge mit poetischem Genie und Kunst, ein Lessing, sich an dem Gedicht versuchen wollte. Das Lied hat nach morgenländischen Geschmack und Sitten beurtheilt, so viel schönes und feines, daß es uns auch deshalb der Mühe wohl werth schiene; und selbst die geistliche Deutung würde weniger anstößig werden, wenn man einmal das Ganze recht übersähe, und der Mysticus dann dabey stehen bleiben, nicht jeden Ausdruck, jedes Bild einzeln ansehen und deuten dürfte oder wollte; sondern der Regel folgte, die Chrysostomus irgendwo von Auslegung der Parabeln mit den Worten gibt: οὐ παντα κατα λεξιν περιεργαζεσθαι, ἀλλα τον σκοπον [illegible] τουτον δρεπεσθαι, και μηδεν πολυπραγμονειν περαιτερω.

Ca.

Biblisches Lehrbuch zum Unterricht der Jugend, ohne alte und neue Menschensatzungen. Offenbach am Mayn, bey Weiß. 1776. 11 Bogen in 8.

Der Titel klingt schön, und die Vorrede enthält nicht weniger vortreffliche Grundsätze. Es heißt daselbst S. 5. „Uebrigens ist der Verfasser von derjenigen Art Lehrer, welche weder für sich, noch im Unterricht anderer etwas als „Glaubenslehre annehmen, außer was uns deutlich in dem „Worte Gottes geoffenbaret worden; und wer dieses Buch „beurtheilen will, beurtheile es nicht nach einem symbolischen „Buche, sondern lege die Bibel neben sich: so stehts geschrieben; so lieset man.“ Wie gut, wie edel ist das gedacht! Wie reizend ist die Idee von einem Religionsunterricht,

terricht, in dem man keine merklichen Spuren von alten oder neuen Menschensatzungen antrifft. Ich sage mit Fleiß, keine merklichen Spuren. Denn dahin kommen wir kurzsichtige Menschen wohl nicht leicht, daß unsre Erkenntniß von der Religion, und folglich auch unsre Anweisungen für andre, in allen besondern Theilen so lauter, so rein biblisch würden, daß gar nichts fremdes, nichts von eigner menschlichen Erfindung, von dem individuellen Gedanken und Religionssystem eines Verf. auf eine feine und nur dem geübten Blicke eines emsigen Bibel- und Wahrheitforschers merkliche Art beygemischt werden sollte. Man muß daher schon zufrieden seyn, wenn ein solches Lehrbuch nur nicht zu offenbare alte und neue Menschensatzungen enthält; wenn Religion und Theologie darin gehörig unterschieden, und alles faßlich und praktisch, auch mit richtigen Beweisen unterstützt, vorgetragen wird. Daß dies vom Verf. des gegenwärtigen Buches völlig erreicht worden sey, kann zwar Recens. nach seiner Ueberzeugung nicht sagen; doch zeigt sich derselbe darinn als einen Mann, der selbst über seine Religion nachdenkt, der die Wahrheit ehrlich sucht und alle Vorurtheile hasset; der auch wirklich vieles besser gesehn und geschrieben hat, als andere seiner Vorgänger. Da dieses aus einer Gegend herkommt, wo die Freyheit im Denken noch nicht sehr ausgebreitet und privilegirt ist; so kann es wohl seyn, daß manche Menschensatzung aus heimlicher Furcht vor Verketzerung und Verfolgung stehn geblieben, oder daß doch manches nur halb und zweydeutig gesagt worden ist, was der Verf. in einer bequemern Lage auch deutlicher und richtiger vorgetragen haben würde. So lange unser Geist noch die kirchlichen Verzäunungen vor sich sieht, ist es wahrlich auch bey der besten Absicht nicht wohl möglich, so frey und gerade zu handeln, daß in seinen Werken nicht noch manche Spuren der Menschenfurcht und des Zwanges übrig bleiben sollten. Jeder billige Recensent wird, wenn er das sieht, um so glimpflicher über einen solchen Mann urtheilen, um nicht durch zu strenge Kritik die edlen Triebe zum Denken und Forschen in ihren ersten Aeußerungen zu hemmen und zu schwächen.

In Rücksicht auf die Lage des Verfassers, und auf die wirklich gute Anlage seines Buchs, will Recens. auch jetzt nicht alles tadeln, was sich tadeln ließe. Er findet sich jedoch gedrungen, demselben wohlmeynend zu rathen, daß er überhaupt seine Dogmatik noch einmal von vorne an durchstudire,

studire, und dabey vor allen Dingen die Bibel selbst sorgfältig vergleiche, und auf Berichtigung seiner exegetischen Kenntniß allen Fleiß verwende. Hier fehlts ihm noch sehr; wie man aus der zahlreichen Menge der zum Beweise angeführten Schriftstellen und aus der schlechten Wahl derselben leicht einsehen kann. Und hieraus muß mans hernach herleiten, daß der V in manchen Lehrpunkten nicht aufgeklärter denkt, manche Schulbestimmungen, die gewiß nicht biblisch sind, und also auch zum Religionsunterricht nicht gehören, beybehält, und überhaupt ein Lehrgebäude aufführt, dem es noch sehr an Festigkeit, völligem Zusammenhang, genugsamer Klarheit und wirklichen Brauchbarkeit zum Unterricht der Jugend fehlt.

Der Verf. schickt erst **drey Unterredungen** über die Seele des Menschen, über Gottes Erkenntniß und über ein zukünftiges Leben, statt einer Einleitung in die Lehre des Christenthums voraus. Dieser Einfall war nicht unrecht; doch wünschten wir, daß in diesen Gesprächen manche subtile Fragen und schwere Beweise mehr vermieden, und alles der Fassung junger ungeübter Seelen angepaßt wäre. Hierauf folgt der Religionsunterricht selbst in **fünf Kapiteln.** Das erste enthält **eine kurze Geschichte der Offenbarungen Gottes an die Menschen**; oder einen Auszug aus den Geschichten der Bibel vom erstem Buch Mosis an bis zur Apostelgeschichte. Wir billigen diese Methode sehr. Der erste Unterricht im Christenthum muß billig historisch seyn; und dazu ist es sehr bequem, wenn man aus der Bibel einen ganz kurzen Auszug von der darin vorkommenden Religionsgeschichte, und besonders aus der Geschichte des jüdischen Volks und der Geschichte Jesu und seiner Apostel, verfertigt. Doch ist dabey Sorgfalt nöthig, um theils nur wirklich erhebliche Begebenheiten zu wählen, theils alles so zusammen zu stellen, daß die Aufmerksamkeit des Kindes gereizet, unnütze Fragen vermieden; dagegen aber unvermerkt würdige und brauchbare Religionsbegriffe und Empfindungen dem zarten Herzen desselben eingeflößt werden. Alles, was das Kind nicht fassen kann, was selbst unter Gelehrten noch streitig ist, oder was schon zur wirklichen Dogmatik gehört, sollte billig aus solcher Geschichte völlig zurückbleiben. Vieles hat der Verf. hievon vermieden; aber nicht alles. Wenn er z. E. einen unglücklichen Apfelbiß der ersten Eltern erzählt, S. 29, so schiebt er es als eine biblische erwiesene Wahrheit herein, „daß sich ein böser Geist, der der Satan genannt wird, in eine große Schlange versteckt habe.“

habe." Hiervon steht in der mosaischen Geschichte nicht eine Sylbe, und was davon im N. T. gesagt seyn soll, ist wohl wenigstens nicht so deutlich, daß man einen Glaubensartikel für unsre junge Kinder daraus machen könnte. Nicht weniger hat der Verf. bey Erzählung der Folgen des Falls viel Dogmatik eingemischt. Auch wills uns nicht recht gefallen, daß er die größtentheils dunkele Weissagungen der Propheten vom Messias in diesen ersten historischen Unterricht gebracht hat. Wie viel Mühe kostets nicht dem Erwachsenen, ja selbst dem geübten Schriftforscher, hier alles zu verstehn! und wie fremd und dunkel muß es nicht vollends solchen Lehrlingen vorkommen, die noch nicht einmal die ersten Grundwahrheiten der Religion und des Christenthums gefaßt haben. Viel nützlicher würde es seyn, wenn man an dessen Statt jungen Kindern einige von den vorzüglichsten und lehrreichsten Thaten des Heylandes erzählte, und dadurch ihre Seelen mit Ehrfurcht gegen diesen erhabenen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, und mit guten moralischen Empfindungen anzufüllen suchte.

Im zweyten Kapitel will der Verf. die Wahrheit dieser Geschichte und die Göttlichkeit der h. Schrift erweisen. Er hätte aber füglich diesen ganzen Abschnitt zurücklassen können, indem derselbe in ein Lehrbuch der Religion für Kinder gar nicht gehört. Der ganze Beweis, so wie er hier steht, ist ohnehin höchst unvollständig, und mehr blendend als überzeugend. Nur eins anzuführen, so heißt es S. 77.: „Wenn die Geschichte (nemlich von Jesu Leben und „Tode u. s. w.) nicht wahr gewesen wäre, so würden sich „nicht so viel tausend Seelen, Ap. Gesch. 2, 41. 4, 4. die „alle noch zum Evangelio bekehrt wurden, durch die Apostel „haben betrügen lassen, da sie ja nachfragen konnten, an den „Orten, wo diese Begebenheiten alle geschehen waren u. s. f." Dies heißt im Grunde nichts gesagt. Es muß ja erst erwiesen werden, daß selbst diese in der Apostelgeschichte erzählte Bekehrung so vieler Menschen wahr sey, ehe man daraus auf die Wahrheit und Göttlichkeit der Predigten der Apostel schliessen will; Kindern und unerfahrnen Leuten kann man solche Blendwerke leicht vormachen: was ist aber damit gewonnen? Ueberzeugung kann dadurch nicht erhalten werden; denn dazu gehört eigenes Nachdenken. Eigenes Nachdenken aber ist bey solchen unvollständigen und fehlerhaften Beweisen gefährlich, und gebieret am Ende Zweifel. Der Glau-

be an das Wort des Lehrers muß also in dergleichen Fällen doch immer das Beste thun. Daher ist des Recens. Meynung, daß man lieber nichts beweise, wo man nicht recht und bis zur Ueberzeugung beweisen kann. Alles, was sich bey Kindern und den mehresten Unstudirten thun läßt, ist, daß man ihnen die Geschichten und Lehren so faßlich und zusammenhängend vorträgt, daß sie schon durch diese Stellung Wahrscheinlichkeit gewinnen; daß man durch Exempel und andre sinnliche Vorstellungen die Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der christlichen Wahrheiten begreiflich macht; daß man ihnen versichert, daß diese Geschichten und Lehren von vielen gelehrten und rechtschaffenen Männern untersucht und wahr befunden wären; daß man sie endlich zur eignen Befolgung der Wahrheit anreizt, und sie auf die daher für sie entstehende gute Folgen und innere Ueberzeugung aufmerksam macht. Mehr kann in niedern Schulen, und selbst in den mehresten Kanzelvorträgen nicht geschehen; und bey kleinen Kindern ist das schon zu viel. Schlechte Beweise thun erstaunlichen Schaden; simple Geschichte und Lehre Jesu empfiehlt sich von selbst.

Das dritte Kapitel führt die Ueberschrift: **Lehre der Schrift von der Erkenntniß Gottes.** Da hier die eigentlichen Glaubenslehren vorgetragen werden: so war auch hier der Ort, wo sich alte und neue Menschensatzungen am füglichsten einmischen ließen. Der strenge Orthodox wird vielleicht manches **Neue** entdecken, was ihm mißfällt; der dissentirende Theolog manches **Alte**, das nicht reinbiblisch ist, sondern als Menschensatzung verworfen werden muß. Man erwäge nur die dritte **Frage**: (S. 84.) „Was sagt uns denn „die h. Schrift noch besonders von diesem einzigen höchsten Gott? „Antw. Daß er sich uns in dreyen Personen geoffenbaret habe, als Vater, Sohn, und heil. Geist, und daß man von „einem jeden dieser dreyen glauben müsse, er sey der wahre „Gott, oder es komme jedem die göttliche Natur, Macht, „Hoheit und Majestät zu.“ Nach dem System ist hier noch nicht alles; nach der Bibel aber zu viel gesagt. Was S. 89, 90. von der Person und Erlösung Jesu Christi vorgetragen wird, ist eben so unbestimmt und zweydeutig. Der Verf. verbirgt sich hinter einem großen Haufen biblischer Redensarten, die passend und unpassend unter einander geworfen sind, und so dick auf einander liegen, daß man sich wundern, aber wahrlich auch das arme Kind bedauern muß, das sich durch

diesen

diesen Haufen hindurch arbeiten soll. Es ließe sich hier viel erinnern, wenn man nicht Bedenken trüge, das abermals zu wiederholen, was in dieser Bibl. schon oft gesagt worden ist. Man kann auch kaum glauben, daß der Verf. das alles mit Ueberzeugung so vorgetragen habe, als es hier steht. Wenigstens würde dies seinen eignen Grundsätzen und andern von ihm geäußerten Meynungen widersprechen.

Das **vierte** Kapitel ist ungleich besser gerathen. Es wird darinn **von den Foderungen Gottes an die Menschen, wenn sie selig werden wollen**, gehandelt. Man wird hier viel gute praktische Anmerkungen und manche Spuren einer aufgeklärten Denkungsart antreffen; aber hin und wieder stößt man wieder auf Stellen, die gar zu den übrigen nicht passen, und den Wahrheitsuchenden Leser irre machen. Man lese nur die **vierte und fünfte Frage dieses Kapitels**. Denn so schön in der vierten Frage die Kennzeichen eines wahrhaftig bußfertigen Menschen angegeben werden, so schwankend und dunkel ist in der folgenden Frage die Beschreibung derer, die nun wirklich von Gott Vergebung der Sünden erlangen können. Hiezu rechnet der Verf., daß man fest **und gewiß glaube, daß einem um Jesu willen alle Sünden vergeben seyn**. Dies ist nun nicht näher erklärt; aber destomehr sind Sprüche mit Sprüchen gehäuft, die diesen Satz beweisen sollen; ob sie gleich mehrentheils ganz etwas anders sagen. Vom Gebet und andern Hülfsmitteln, durch welche man sich zum thätigen Christenthum geschickt machen soll, ist in eben diesem Kapitel viel Gutes und Wahres angemerkt; wie denn überhaupt die moralischen Anweisungen aus leicht zu ermessenden Gründen am besten gerathen sind. So zeigt sich auch der V. in der Lehre vom h. Abendmahl sehr tolerant und gut denkend. Wer muß ihm nicht beypflichten, wenn es S. 141 heißt: „Auf die Frage: **Wie Jesus „im heil. Abendmahl mit seinem Leib und Blut gegenwärtig ist?** sollte man gar nicht antworten, sondern „es blos seiner Gnadenverheissung überlassen; nur mit gläubigen Herzen thun, was er befohlen, und hoffen, was er „verheißen hat, da ja seine Jünger auch nicht vorwitzig fragten.“ Nachdem hierauf die Meynungen der Katholiken, Lutheraner und Reformirten kurz neben einander gesetzet worden, so fährt der Verf. fort: „Lutheraner und Reformirte „müssen die Lehre der Katholiken um deswillen vor unvernünftig halten, da uns die Sinne überzeugen, daß Brod

 „und

„und Wein nach der Einsetzung bleiben, was sie vorher wa-
„ren. — Aber kein Lutheraner hat Ursache, einen Reformir-
„ten, und kein Reformirter, einen Lutheraner in seiner Mey-
„nung zu verdammen, wenn sie beyde an ihrem Theil nach
„der nöthigen Zubereitung, ohne vorwitzige Fragen, bey dem
„Genuß des heil. Abendmahls, von Jesu neue Kraft und Stär-
„ke zum Glauben an ihn und zur Gottseligkeit erwarten. —
„Liebt euch wie Brüder in Jesu, ihr Protestanten, (warum
„nicht, ihr Christen Alle?) und erwartet bey der Ankunft
„eures Heylandes zum Gericht, ob derjenige am mehresten
„gelobt wird, der im Abendmahl mit redlichem Herzen zu
„viel glaubte, seine Vernunft unter dem Gehorsam des Glau-
„bens gefangen nahm; (dies passet hier nicht,) oder der,
„welcher seine Vernunft zu schüchtern machte, und der des-
„wegen im Abendmal nichts geheimnißvolles finden konnte.
„Nur redlich, und lebendiger Glaube, und dann wird kei-
„ner verdammt." — Größtentheils richtig und schön! Aber
lieber guter Mann, hättest du in allen Artikeln so frey vom
Herzen weggesprochen, wie würde dirs ergangen seyn? und
wie wird dirs allein um dieser Stelle willen ergehn, wenn
etwa deine Obern eifrige intolerante Lutheraner seyn sollten?
— O Gott, hilf allen denen, welche die Wahrheit ehrlich su-
chen und freymüthig bekennen, und bringe die Zeiten bald nä-
her, da herzliche Liebe auch diejenigen, die in Meynungen von
einander abweichen, unter einander vereinigt. —

Im letzten und fünften Kapitel wird endlich gezeiget, **was der Mensch in Zeit und Ewigkeit gewiß von Gott erwarten muß und darf.** Und hierauf sind noch die fünf Hauptstücke des kleinen Katechismus Luthers angehängt; zu welchem Ende, das wissen wir nicht.

Br.

Communionbuch von M. Christian Gottlieb Steinberg, zweyter (zweytem) Prediger an der Pfarrkirche zu 11000 Jungfrauen. Breslau, bey Meyer. 1777. 8. 272 Seiten.

Es enthält 1) **Vorbereitungen auf den künftigen Beichttag, sowohl Prüfungen des Beichtenden über seinen vorhergehenden Seelenzustand und über die Betrachtung seiner Pflichten, als Bitten an Gott,** wegen

wegen Erlebung des künftigen Communiontages. II) Am Communiontage, 1) ein Morgengebet, 2) Andachten zu Hause, vor der Beichte, 3) Andachten in der Kirche vor der Beichte, nebst einigen Beichtformeln, 4) Andachten in der Kirche nach der Beichte. III) Betrachtungen beym heil. Abendmahl. 1) vor dem Genuß des heil. Abendmahls, 2) in der Kirche nach dem Genuß. 3) zu Hause nach dem Genuß. IV) Betrachtungen für Patienten, die zu Hause das heil. Abendmahl empfangen, sowohl vor als nach dem Genuß desselben. V) Lieder für Communicanten, nemlich Bußlieder, Abendmahlslieder und Lieder für Patienten.

Da Schmolkens bußfertiger Sünder unter allen Andachtsbüchern für Communicanten in Breslau noch immer am meisten gekauft und gebraucht wird, viele aber, denen es nicht mehr Genüge thut, wünschten, daß einmal ein neues Communionbuch zum Gebrauch Breslauischer Communicanten erscheinen möchte: so hat Herr St. der Stadt Breslau damit dienen wollen. Das Lüdkesche Communionbuch muß wohl dort nicht öffentlich bekannt gewesen, oder für Breslauische Christen brauchbar gefunden worden seyn, sonst hätte Hr. St. es wohl empfohlen. Er gedenkt desselben aber mit keiner Sylbe, ohnerachtet es uns doch gänzlich so vorkömmt, als ob er die Einrichtung des Seinigen großentheils daher genommen, auch gesucht hätte, die Betrachtungen über biblische Texte nach jenem in dem Ton überlegender Selbstgespräche abzufassen. Bey Vergleichung beyder Bücher sieht man aber auch leicht, daß das Berlinische Communionbuch vor dem Breslauischen sowohl in den Sachen, als in der Schreibart Vorzüge habe. Der Leser wird dort auf weit bestimmtere, klärere und verständlichere Vorstellungen von dem Werth, Endzweck und Nutzen des heil. Abendmahls geführt, als hier, wo noch vieles in Schmolkens und anderer Asceten Geschmack in zu figürlichen, von wenigen recht verstandenen, obwohl noch immer für besonders heilig und gesalbt gehaltenen Redensarten ausgedruckt ist. Es scheint aber wohl, als wenn die Breslauischen Christen diesen Geschmack vorzüglich liebten, und daher erklären wir uns auch, was Hr. St. in der Vorr. sagt: „Daß jedes andere Communionbuch gewissermaaßen für Breslau nicht lokal genug „sey, und einen großen Theil seiner Brauchbarkeit dadurch „verliere," welches sonst keinen Sinn hätte.

Lokalumstände werden denn auch wohl Ursache seyn, daß der Verf. von seinen Communicanten einige Betrachtungen um die, andere um jene Zeit, einige hier, andere dort angestellt wissen will: denn sonst ließe sich kein Grund angeben, warum dies oder das nicht eben so wohl am Abend als am Morgen, nicht eben so wohl zu Hause als in der Kirche, könnte bedacht und erwogen werden. Die Zeit vor, bey und nach dem Genuß des heil. Abendmahls, kann freylich in den Vorstellungen des Communicanten eines und das andere verändern; aber außerdem kann bey dieser Andachtsübung auf Beobachtung der Chronologie und Topologie auch nichts ankommen. Die Betrachtungen selbst sind vielmals reichhaltiger an Worten und Deklamationen, als an Sachen. Auf einer ganzen Seite manchmal nur ein Gedanke in zehnfachen Tautologieen vorgetragen, z. B. S. 61, 62. „Mein Gott, „ich suche dich itzt. Ich suche dich, o Jesu, du Freund mei„ner Seelen, (Seele) der du dich meiner Seele herzlich an„nimmst, daß sie nicht verderbe. Ich suche dich von ganzem „Herzen, und flehe zu dir um Gnade. Ich bin zwar kein „Heiliger, kein Gerechter; aber ich bin ein demüthiger, „ein bußfertig bittender Sünder, der dich um Verzeihung „und Vergebung anfleht. Ich suche dich hier in meiner „einsamen Stille, mein Herz ist, wie mein Gebet, zu „dir gerichtet. Laß dich von mir finden! Blicke mich an mit „Augen der Liebe und Erbarmung. Höre auf mein Flehen, „auf die Seufzer, die aus dem Innersten meines Herzens her„vordringen. Sey mir nahe und nicht ferne rc.“ Wie viel Worte, die alle weiter nichts sagen, als: Ich flehe zu dir, mein Gott! erhöre mich! Eben so S. 77. „Dei„ne Aufopferung Jesu! hatte den gültigsten Werth. Die „Stimme deines Bluts rief zu deinem Vater um Gnade und „Barmherzigkeit, um Verschonung und Begnadigung. Siehe „mich hier, gekreuzigter Erlöser, vor deinem Kreuze mit mei„nem Gebete liegen. Hier erflehe ich deine mir erworbene „Gerechtigkeit; hier flehe ich, sey du auch mein Versöhner, „mein Sündentilger! Sey mein hülfreicher Mittler, und „stille den Zorn deines Vaters, daß er sein reuevolles „Kind nicht verstoße von seinem Angesichte.“ Dergleichen Phraseologieen, wie diese, daß Christi Blut des Vaters Zorn habe stillen müssen, da sie so sehr auf unrichtige Vorstellungen führen, sollte man nicht aus den alten Andachtsbüchern wieder in die neuen, die doch besser seyn sollen, hinübertragen.

Daß

Daß es geschehe, ist doch wohl nicht **lokal** für **Breslau**? — In den Beichtformeln für Kinder, die zum erstenmal zum heil. Abendmahl gehen, läßt der Verf. den **Knaben** beten: „Ich will mich mit Jesu verloben und vertrauen in „Ewigkeit," und das **Mädchen**: „Ich will mich heute fei„erlich in deiner Gemeine mit dir verloben. Reinige mich, „o Jesu, durch dein Blut, daß ich deine würdige Braut seyn „möge, die du selbst mit deiner Gerechtigkeit auszierest." Verstehen auch die Kinder, was sie damit beten? Wenn sie es verstehen, so müssen sie sich die Sache, doch in andern, nicht so figürlichen Worten denken, und dann wäre es ja natürlicher, sie drückten ihre Gedanken auch betend in diesen eigentlicheren, nicht so figürlichen Redensarten aus.

Recensent ist überhaupt der Meynung, daß die morgenländische figürliche Bibelsprache durchaus nicht in nützliche und jedem Christen verständlich seyn sollende Andachtsbücher gehöre, weil sie für so viele Leser schlechterdings erst einer Erklärung bedarf, in deren Ermangelung gemeiniglich gar nichts, und oft viel unrichtiges dabey gedacht wird. Die christl. Religionslehren sind samt und sonders in der Bibel auch in eigentlichen Worten sehr kräftig gesagt, deren bediene man sich. Es mag freylich wohl mancher Leser den Gedanken S. 113.: „Mein Geistesauge „sieht den Herrn der Herrlichkeit, der sich auf dem **erhabnen** „**Kreuzaltar** durch den h. Geist Gotte zu einem **süßen** „**Geruch** aufopfert. — Ich sehe ihn, den gekreuzigten Er„löser, wie er **die Kelter des Zorns** allein tritt," eben so erhaben als rührend ausgedrückt finden, weil er aus der Bibel entlehnt ist; aber faßt auch ein jeder ihren richtigen Sinn? — S. 127. „Wie freuet sich meine Seele der herrlichen Verheis„sung, deren Gewißheit mir durch den würdigen Genuß dei„nes heil. Leibes und Blutes versiegelt wird. Mit heiligem „Entzücken will ich mich nun deinem heiligen Tische nahen. „Da will ich dich, o! Brod des Lebens! essen! Da will ich „von dir, der du lebendiges Wasser bist, trinken." (Joh. 6, „48. Kap. 4, 10.) Damit scheint etwas gesagt zu seyn. Aber wie? wenn nun in diesen Schriftstellen gar nicht vom essen und trinken des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl die Rede ist? wie alle gute Schriftausleger wissen? Denn wird es doch bloß ein zufälliger andächtiger Gedanke über ein paar Worte Christi, die ganz etwas anders bedeuten. S. 117.: „Dies ist ein Mahl, o Gott, wo du hast Speise

 „und

„und Trank für unsere Seelen besorgt, dadurch wir Kräf„te zum ewigen Leben erhalten. S. 132. O! Herr Je„su Christe, vereinige dich mit mir, auf daß ich bleibe in „dir, und du in mir, und ich von dir ungeschieden sey, hier „zeitlich und dort ewiglich. Dein heiliger Leib speise „mich, dein rosinfarbnes Blut tränke mich rc. S. „145. Ich habe durch meine Vereinigung mit Jesu „in seinem heil. Abendmahl (von der Reinigung meiner See„le) die stärkste Versicherung erhalten. Wohl mir, daß ich „gereiniget bin! Wohl mir, daß meine Sünden hinweg„genommen sind! Wohl mir, daß meine Ungerechtigkeiten „mir vergeben worden, und daß mir die Gerechtigkeit Je„su angerechnet wird, die er durch sein verdienstliches „Leiden und Tod mir erworben hat. Er hat mich angezogen „mit den Kleidern des Heils. Er hat mich mit dem „Rock der Gerechtigkeit bekleidet, und mich mit sich „selbst vereiniget, und eine unauflösliche Freundschaft aufge„richtet u. s. w.“ Dergleichen Vorstellungen sollte man in einem Communionbuche, das besser als Schmolke seyn soll, nicht erwarten. Was hilft es dem Christen, dem man zu einer aufgeklärten Andacht behülflich seyn will, wenn man ihm nicht die in jüdischen Redensarten eingewickelten Ideen aus einander legt, seine Vorstellungen bey gewissen Phrasen nicht zur Klarheit und Deutlichkeit bringt, sondern sie nach wie vor in der alten Dämmerung und Dunkelheit läßt? Was heißt denn das: Der Communicant tritt mit Christo durch sein Abendmahl in Vereinigung, in unauflösliche Freundschaft? Wie wird die Seele durch Christi Leib gespeiset? Wie durch dessen Blut getränket? Und was thut die Rosinfarbe des Bluts dazu? Wie erhält der Communicant dadurch Kräfte zum ewigen Leben? Wie wird er dadurch von Sünden gereiniget? Wie wird ihm die Gerechtigkeit Jesu angerechnet? Und was will dies Anrechnen derselben sagen? Kann es nicht gemisbraucht werden, und wird es nicht leider! sehr gemisbraucht, wenn jeder Communicant ohne Einschränkung nach dem Genuß des Abendmahls glaubt: Nun sey er von aller Sündenschuld gereiniget, und so gerecht vor Gott, als Christus selbst gewesen? — Eben so oft wird gesagt: die Seele des Communicanten sey durch wirklichen gläubigen Genuß des Leibes und Blutes Christi theilhaftig, ein Tempel und eine Wohnung Jesu geworden. Aber man findet nir-

gends,

gends, wie diese uneigentlichen Redensarten zu verstehen wären. Hr. St. muß wohl vorausgesetzt haben, daß das jeder Leser von selbst wisse, woran wir aber zweifeln. — Stellen, wie die S. 175, 176. „Meine Seele höret heute den ermunternden Zuruf: Gedenke an diesen heutigen Tag! an diesen Tag, an welchem du deine geistliche Freyheit erhalten, „und aus dem Dienste der Sünden ausgegangen, und in die „Freyheit der Kinder Gottes eingegangen bist! Ich war „vorher der Sünden Knecht, (Magd) und hatte nur solche Handlungen ausgeübt, die mir den Zorn meines Gottes zugezogen. Nun aber bin ich durch Jesum Christum „aus dieser Sklaverey herausgerissen und befreyet worden;“ passen nicht, wie uns dünkt, auf den sittlichen Zustand eines jeden Communicanten. Nicht zu gedenken, daß für einen bisherigen Sklaven der Sünde zum Freywerden aus deren Knechtschaft wahrhaftig noch etwas mehr gehört, als ein einmaliger Genuß des heil. Abendmahls, so kann auch ein und ebenderselbe Communicant bey wiederholter Communion dies nicht mit Wahrheit sagen. Hat es sich bey der letzten Kommunion also nicht verhalten, so muß es doch bey der folgenden anders mit ihm stehen, und dann kann er nicht auf die Art zu sich selbst sprechen. Steht es aber alsdann nicht anders mit ihm, so ist jene Versicherung das vorhergehende mal, da er zum Tisch des Herrn gieng, nicht wahr gewesen, oder er müßte sich in der jedesmaligen Zwischenzeit immer wieder von neuen in das Joch der Sünde hineinbegeben haben. Und wenn das wäre, so möchte ich an dem gefährlichen Selbstbetruge und den falschen Tröstungen nicht Schuld seyn, mit dem sich ein solcher Communicant von Zeit zu Zeit hintergienge.

Man sieht aus diesen wenigen Proben, daß Hr. St. etwas besseres hätte liefern sollen. Wiewohl wenn es alles so seyn mußte, um für **Breslau lokal** zu seyn, so ist es seine Schuld nicht, und dem Buche wird es dort an Käufern weder gefehlt haben, noch künftig fehlen.

Bt.

Predigten von Johann Mathias Liebrecht, gewesenen Prediger zu St. Michaelis in Hamburg. Nach dessen Tode herausgegeben von Otto Christian

stian Schuchmacher, Prediger zu St. Jacobi. Hamburg, bey Harmsen. 1777. 8. 342 S.

Man sieht aus diesen funfzehn Predigten, mit welchem Fleiß der sel. V. sie ausgearbeitet hat. Der Hr. Herausgeber hat sie, ohne ein Wort darin zu ändern, aus dessen Handschriften können abdrucken lassen. Gute auf Gemeinnützigkeit gegründete Wahl der abgehandelten Materien, Wahrheit in der Lehre, natürliche Ordnung im Vortrage, Verständlichkeit und edle Einfalt im Ausdrucke machen ihren Character aus, und sind daher das rühmlichste Ehrengedächtniß eines würdigen Mannes, dem man seiner Geschicklichkeit und rechtschaffenen Gesinnung wegen, welche aus diesen öffentlichen Reden hervorleuchtet, zum Nutzen seiner Gemeine ein längeres Leben hätte wünschen mögen.

Predigten für Hypochondristen. Gotha, bey Ettinger. 1778. 8. 164 Seiten.

Nicht leicht haben Predigten, deren Herausgabe kein Ende ist, ein uneingeschränkteres Lob verdient. Der Verfasser muß entweder sehr boshafte und partheyische Recensenten kennen, die ein Vergnügen darinn finden, einem Schriftsteller wehe zu thun, oder er muß aus allzu großer Bescheidenheit den Werth seiner eigenen Arbeiten zu weit herunter setzen, sonst begreifen wir nicht, wie er, laut des Vorberichts, auch nur von weiten hätte Spöttereyen und hämische Urtheile darüber besorgen können. Wir möchten doch den Menschen sehen, dem auch nur eine Periode in der ganzen Sammlung dazu hätte Anlaß geben können. Vielmehr stechen diese Predigten, von denen der Verf. versichert, daß sie nicht die schlechtesten, aber auch nicht die besten unter seinen gehaltenen Vorträgen wären, aufs vortheilhafteste vor vielen andern hervor, so wahr und so gut gesagt ist alles darinn, so aus der Natur unserer Seele und dem menschlichen Leben herausgenommen, so trefflich passend, auf die gewöhnliche verkehrte Denkungsart des großen Haufens, besonders mismüthiger unzufriedener Menschen — so die Aufmerksamkeit des Lesers und Zuhörers von Anfang bis zu Ende unterhaltend, daß Rec. versichern kann, er habe jede Predigt mit Nutzen und Vergnügen für sich selbst gelesen. Vieles war ihm,

ihm, wie aus seiner Seele herausgeschrieben. Der mit Ernst und Würde vereinbarte Witz des Verf. in Anbringung treffender Vergleichungen, die wahre Popularität des Vortrages, die Wärme des Herzens, mit der er für ächtes Christenthum, für heitere, freudige Gottesfurcht und ungefärbte Tugend, spricht, kurz, der ganze Ton, worinn die Predigten gehalten sind, zog ihn ausnehmend an sich. Es sind ihrer nur sechs. 1) Von der **Einsamkeit.** 2) **Vom Spatzierengehen,** am zweyten Ostertage, welches manchem, weil es etwas neues und ungewöhnliches ist, für eine Osterpredigt unschicklich dünken wird, woran aber nichts liegt. 3) **Von den Freuden des Christen.** 4) **Ueber die Freude der Elisabeth und ihrer Freunde bey der Geburt Johannis.** 5) **Von den liebslosen Urtheilen über andere Leute.** 6) **Von der Traurigkeit über die Sünde.** In die zwote Predigt hätte der Verf. vielleicht mehr mannichfaltiges bringen können. Es dünkt uns zu einförmig, was er den vergnügten Spaziergänger über diese und jene Gegenstände in der Natur von ihrem weisen gütigen Urheber denken und sprechen läßt. Wenigstens ist diese Rede nicht so reich an natürlich neuen und unerwarteten Wendungen, als die übrigen. Auch wünschten wir ihnen einen andern Titel. Der Verf. hat ihn ohnfehlbar darum gewählt, weil seine Hauptabsicht ist, Leuten von trauriger Gemüthsart, die über alles seufzen und klagen, Freuden ins Herz zu predigen, wie Gott und das Gewissen sie billiget. Aber es könnte auch der ganz entgegengesetzten Classe von Menschen, die, weil ihnen nichts in der Welt ernsthaft ist, ihr Leben in lauter lustiger Frölichkeit hinbringen, sehr nützlich seyn, wenn sie diese Predigten mit Verstand lesen wollten. Und diese möchte der Titel wohl gerade nicht anlocken. Wir zeichnen übrigens mit Fleiß nichts aus, weil sie ganz gelesen zu werden verdienen, und versprechen uns von ihnen, besonders von den beyden letzten, für lieblose und lasterhafte Gemüther, in denen noch nicht alles Gefühl der Wahrheit erstickt ist, viel gute Eindrücke.

F.

---

2. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

Kurzer Begriff des heutigen Rechts der Freyung, 1776. in 8. 24. S. ohne Anzeige des Orts.

Eine sehr magere Brochüre, vermuthlich von einem Katholiken in Bayern, der gern auch Autor werden wollte. „Das Frey„ungsrecht ist ihm nach S. 1. eine unmittelbare Wirkung der ge„ziemenden Unverletzlichkeit und Ehrfurcht, die wir stets gegen „Gott geweyhte Kirchen zu hegen verbunden sind, und hat zwar „seinen eigentlichen Ursprung weder dem natürlich, noch von dar„um dem göttlichen Recht, weil sich dessen auf Befehl Gottes „in dem alten Bunde einige Städte zu erfreuen hatten, son„dern nur allein nach den heydnischen Beyspielen, und als „der Vernunft gleichförmig den menschlich- geistlich- und welt„lichen Gesetzen zu verdanken u. s. w.“ Ja freylich nicht dem göttlichen Rechte gemäs, vielmehr entgegen. Da war die Freystadt blos für den unversehenen Todtschlag, und selbst der Tempel des Herrn schützte einen Mörder nicht. 1 B. Kön. 2, 29. u. ff. — Eben so wenig ist die Freyung nach päbstlichen Begriffen der Vernunft gemäß; sondern, und wie noch manches sonst, ein untrügliches Merkmal der Herrschsucht der Priester und des blinden Aberglaubens der Layen.

Entscheidung der Frage: Ob nach erfolgter Ehescheidung wegen Verwaigerung der ehelichen Pflicht, die allgemeine in Deutschland geltende Rechte und die Provinzialgesetze des Herzogthums Würtemberg den schuldigen Ehegatten mit dem Verlust seines Heyrathsguts, Zugelds oder vierten Theils des Vermögens bedrohen oder nicht? Ohne Anzeige des Orts. 1776. 126 S. in 8.

Die Vorrede dieser Abhandlung ist voll Gernwitz und niedriger platter Ausdrücke. Da werden die Herren Facultisten erbärmlich mitgenommen, daß sie oft alles über einen Leisten schlagen, daß sie zuweilen, vielleicht aus Bequem-

quemlichkeit, vielleicht auch, weil die liebe Frau mit dem Essen nicht länger warten wollte, die Sachen übereilen; daß öfters der vornehmste unter ihnen selbst ein Phantast sey, dem die andern ihren Beyfall zukrähen, wie ein Hahn dem andern. Da müssen die Könige, Consuls, Kayser und Monsieur Papinian mit seinen Herren Collegen nach einander herkommen, und uns ihren juristischen Schnappsack aufschnallen, damit wir sehen können, ob sie nicht auch an dieser Materie geschnitzelt haben? „Sie, mein Herr Romulus, werden „den Anfang machen, wenn es ihnen beliebt. Wenn ich „nicht wüßte, daß ihre überzwerche Geburt 2c. Nun habe „ich ihrer Gegenwart nicht mehr vonnöthen. Leben sie „wohl!" Und so hat der ungenannte Verf., seinem Angeben „nach ein Würtemberg. Advokat, noch manche andere Sächelgen, die für manche Leute lieblich und lustig zu lesen seyn mögen.

Die auf dem Titel angegebene Frage wird mit ja beantwortet, und der Verf. glaubt, daß er den Streit nun völlig entschieden habe. Wir sorgen, das entscheidende Ja des V. mit so manchen wirklich gut gedachten und gut gesagten Sachen er es auch begleitet hat, hat diesen Ritterdienst nicht gethan. Wir wollen das 6te und 7te Capitel, die vorhergehenden sind nur vorbereitende Erzählung, etwas näher besehen. In jenem finden wir diesen Hauptfehler, daß der Verf. sich bloß unsere Zeiten und Sitten auch da denkt, wenn er gleichwohl vom römischen Rechte spricht. Bey uns gehet das Scheiden nicht so leicht, wie es bey den Römern vor sich gieng. Dies hat der Verf. gut und mit Umständen angemerkt. Allein hat er nicht dabey bedacht, daß eben daher bey den Römern die Eheleute nicht nöthig hatten, einander boshafter Weise zu verlassen, oder die eheliche Pflicht zu verweigern, daß man also auch diese unsere Ehescheidungsursachen umsonst ausdrücklich in römischen Gesetzen suchen, daß noch Justinian nicht einmal Anlaß gehabt habe, jene beyde Ursachen auch in seiner Novelle, worinnen er die rechtmäßigen Ehescheidungsursachen niederschrieb, anzuführen, daß aber eben daher nicht folge, daß, wenn eins das andere boshafter Weise verlassen, oder dem andern die eheliche Pflicht nicht geleistet hätte, der unschuldige Theil selbst nach römischen Rechten nicht rechtmäßige Ursache gehabt hätte, sich zu trennen, und deshalber auch noch die Privatgenugthuung zu fordern? Da ja nach Justinian sogar nur in dem Falle, wenn die Frau wider

der Willen des Mannes aus dem Hause blieb, eine recht-mäßige Ehescheidung Platz fand. — Und wo denkt der V. weiter hin, wenn er S. 103. nach Vergleichung der römischen und deutschen Grundsätze in Ehesachen, eine Folgerung, wie jene, auf das römische Recht von letztern mache, da doch gleichwohl im Punkt der Ehescheidung unsere Sitten von den römischen himmelweit unterschieden, und so streng waren, und noch sind, daß unsere Gesetze (die Päbste als Gesetzgeber in dieser Materie mit verstanden,) nothwendiger Weise die boshafte Verlassung und Verweigerung der ehelichen Pflicht noch anerkennen mußten, und eben daher auch auf die den Römern unbekannte Trennung zu Tisch und Bette kamen?

In dem 7ten Cap. können wir mit dem Verf. noch weniger zufrieden seyn. Gleich im Anfange führt er an, daß in unsern altdeutschen Rechten und den Reichsabschieden gar keine Verordnung, die in gegenwärtige Materie einen merklichen Einfluß habe, vorkomme. Weil also nichts darinnen vorkommt, so folgt, daß die allgemeinen deutschen Rechte den Fall der Ehescheidung wegen boshafter Verlassung oder Verweigerung der ehelichen Pflicht gar nicht entscheiden, daß sie also eine Privatstrafe weder darauf setzen, noch auch nicht darauf setzen. Wenn man aber den Schluß unsers Verf. S. 117. liest, sollte man nicht anders glauben, als nach gemeinen deutschen Rechten sey auf den Fall einer boshaften Verlassung oder Versagung der ehelichen Pflicht die Ehescheidung gesetzt, da doch dies nach der eigenen nur wenige Linien vorher stehenden Aeußerung des Verf. nicht ist, und wie gesagt, die gemeinen deutschen Rechte weder vor noch wider die Sache etwas entscheiden. —

Wir müssen Raum sparen. Sonst wäre es uns was leichtes, die Gründe des Verf. einzeln zu beantworten. Statt dessen wollen wir ihm noch zwey Hauptumstände, die er nicht bedacht hat, zur Ueberlegung geben: 1) Ihm kann nicht unbekannt seyn, daß manche Gelehrte die Ehescheidung wegen boshafter Verlassung und Verweigerung der ehelichen Pflicht in der heiligen Schrift nicht finden wollen, und mit deutlichen Worten stehen sie auch nicht weder im Evang. Matth. noch in dem Briefe an die Cor. Gleichwohl legt man ohne Gewissensverletzung die Schrift so aus, daß diese beyde Ursachen auch mit einander darunter begriffen sind. Warum soll nun das Würtembergische Landrecht eine Auslegung und Ausdehnung nicht leiden, welche selbst die heilige Schrift bey

einer

einer wichtigern Frage leiden muß, und gar wohl leidet? — 2) Aus der Würtembergischen Rechtsgeschichte wollen wir dem Verf. einen Fingerzeig geben, durch welchen Zufall in dem Landrechte die Verweigerung der ehelichen Pflicht nicht genannt seyn möge? — Recensent siehet aus dem Prolog der gegenwärtigen Ehegerichtsordnung in Würtemberg, daß daselbst lange vorher, ehe diese ans Licht trat, nur diejenige Eheordnung im Gang gewesen sey, welche nunmehr den ersten Theil der gegenwärtigen Ehegerichtsordnung ausmacht. In jener alten Eheordnung ist nur blos von Ehebruch und boshafter Verlassung die Rede, nicht ein Wort darinnen von Verweigerung der Ehepflicht, als einem gleichmäßigen Ehescheidungsgrunde. Kein Wunder also, daß in dem Landrechte, welches mit dieser Eheordnung ungefehr gleiches Alter hat, auch nichts davon vorkömmt. Doch — wir brechen hier ab mit der Anmerkung, daß der nehmliche Rechtsstreit auch in andern Ländern, z. B. S. Churpfälz. Landrecht 2ter Th. Tit. 22. Nr. 6. Marggr. Badisch. Landr. 3 Th. Tit. 12. u. s. entstehen könne, daß also sehr zu wünschen wäre, die Meynungen der Gelehrten wären durchaus einig; daß aber dies ohne landesherrliche Verordnungen schwerlich zu hoffen seye. — Wir äußern dies, ohne darum mit dem Verf. wegen der Unzuverlässigkeit unserer Rechtsgelahrheit im Ganzen und in den meisten Fällen verzweifeln zu wollen. — Streitige Fälle, wie gegenwärtiger, machen gegen das Ganze eine unendliche Kleinigkeit aus, die wir, wie die Mathematiker, nicht rechnen. —

Ios. Leonh. Banniza, I. V. D. — Disquisitio de Tortura nec ex integro reprobata, nec ex integro adprobata. Oeniponti, typis Trattnern. 1774. 94 S. in 8. ohne Tit. u. Vorrede.

Schon lange hat die Tortur ihre Ankläger und Vertheidiger, und itzt ist der Streit am bedeutendsten, da die Gesetzgeber die Stimmen der Rechtslehrer in Beybehaltung oder Abschaffung derselben, theils wirklich schon einer Achtung gewürdiget haben, theils noch würdigen dürften. Der eine siehet auf die Herkunft der Tortur bey unsern Vorfahren, und setzt sie mit ihren Gottesgerichten in gleiche Klasse; ein anderer ist vom Mitleiden durchdrungen, weil gewiß schon manch-

mancher unschuldig, manchmal gar bis zum Bekänntniß eines nie begangenen Verbrechens gepeiniget worden ist; ein anderer fürchtet bey Abschaffung der Tortur die Frechheit und Straflosigkeit des Lasters; noch ein anderer hat wieder andere Gesichtspunkte, woraus er die Tortur beurtheilet. Sollten nicht die Gelehrten auf einen Gesichtspunkt zu bringen seyn, der jeder Theil für ächt erkennen muß? und wenn wir einmal einen solchen Gesichtspunkt haben; können unsere Urtheile nicht mehr viel oder gar nicht mehr verschieden seyn. —

Die Herrn Regierungsräthe von Sonnenfels und Banniza sind die neuesten Schriftsteller über die Tortur. Dieser, wie schon die Aufschrift zeigt, schränkt sie nur ein, jener schafft sie ab.

Willkommen sey allemal die Mittelstraße, und willkommen sey der Mann, der sie in wichtigen Sachen sucht. Herr B. hat daher auch nur für den Gedanken, mit der Tortur eine Mittelstraße zu suchen, gebührenden Dank zum voraus, eben so gut, als wir ihn demjenigen Schriftsteller schuldig sind, der uns die Unbrauchbarkeit und Gefahr der Tortur erweisen will. Beyde arbeiten aus gleicher guten Absicht: letzterer, die bloß verdächtige Unschuld zu retten, ersterer für die Unschuld und wider das Laster zugleich.

Wäre in einer Sache zu wünschen, daß wir keine positiven Gesetze, aber Richter hätten, von aufgeklärtem Geiste und dem besten Herzen: so würden wir es in peinlichen Sachen wünschen. Weg da mit Vorschriften, und laßt den Mann nach seinem Herzen verfahren, laßt ihm auch den Gebrauch der Tortur frey, wir sind Bürge für ihn, nie wird er damit den Unschuldigen treffen, auch den Schuldigen ohne Noth und scheinbaren Nutzen für die Justiz nie damit angreifen. Aber solche Richter, wie selten sind sie? Vorschriften und Belehrungen sind also unentbehrlich. Schade, daß die Fälle selbst sich eben nicht nach unsern Vorschriften richten; sondern nicht sowohl im Ganzen, als vielmehr in einzelnen Umständen, woraus sie zusammen bestehen, so unendlich abwechseln. Das gerechteste Gesetz an sich kann in einem oder dem andern Falle ungerecht werden. In bürgerlichen Sachen kann man nun so meistens darüber hinsehen. Da bleibt es eben dabey, daß Gesetze nicht auf einzelne Personen oder Sachen gemacht werden. Aber in peinlichen Sachen, da es um Gesundheit, Freyheit und Leben zu thun ist, da verdient ein

einziger

einiger Fall gegen hundert alle Aufmerksamkeit. Da sollten dem Richter Gesetze das seyn und seyn dürfen, was einem klugen Arzt die auf jede Krankheit vorgeschriebenen Curarten sind; er richtet sie nach den Umständen, der Jahrszeit, Gegend, Person, auch einer sonst etwan grassirenden Seuche ein; er thut davon oder dazu. — Die Vorschriften mögen aber immerhin seyn wie sie wollen, so können in der Anwendung menschliche Fehler mit unterlaufen, die man darnach nicht so schlechterdings auf Rechnung der Vorschriften schreiben muß, wie mans gemeiniglich der Tortur macht. Erst im J. 1770. wird in Frankreich der Tabacksfabricant Montbailly mit seiner Frau wegen Muttermords zum Tode verurtheilt. Er wird gerädert, sie aber bis nach ihrer Entbindung aufbehalten. Inzwischen zeigt sich seine und ihre Unschuld. Kam da der Unschuldige durch das Gesetz oder den Richter ums Leben? — Freylich, wenn kein Muttermörder hingerichtet werden dürfte, lebte auch Montbailly noch: — So, wenn nie keine Tortur gewesen wäre, würde mancher Unschuldiger nicht zum Tode verurtheilt worden seyn. — Doch wir versuchen nunmehr den ächten Gesichtspunkt der Folter zu zeigen.

Ist die Obrigkeit berechtiget, nach der Wahrheit zu forschen? ist man schuldig, ihr die Wahrheit einzugestehn? — — Wer dies nicht zugiebt, wie es erst neulich Herr Rist that, dem muß freylich die Folter als das abgeschmackteste und ungerechteste Ding von der Welt vorkommen. Allein wer kann jene Präjudicialsfragen verneinen, ohne Treu und Glauben mit einmal aus der Welt zu vertreiben, ohne das Beste der menschlichen Gesellschaften und einzelner Menschen von Grund aus zu erschüttern? Als evident nehmen wir es also an, daß die Obrigkeit befugt sey, nach der Wahrheit zu fragen, daß man verbunden sey, sie ihr zu entdecken. Wo auf der einen Seite Recht, und auf der andern Verbindlichkeit ist, müssen auch Zwangsmittel Platz greifen können. Hat also die Obrigkeit in Erforschung der Wahrheit das Recht zu Zwangsmitteln? — Uns dünkt, wir hören ein einstimmiges Ja! — Auch zur Folter? — Warum hierzu nicht auch? — Wer den Namen nicht leiden kann, lasse ihn weg; wir wollen nur wissen, ob die Obrigkeit nicht zu Zwangsmitteln, die eben auf jeden Fall hinlänglich, der Person, der Sache und den Umständen angemessen seyn müssen, und ohne welche die Obrigkeit ihr Recht nicht geltend machen kann, bald ein Spott der Bosheit seyn müßte, berechtiget sey?

Die Folter betrachten wir also keinesweges als ein Beweismittel. Da läge freylich die Beweiskraft bloß in den starken oder schwachen Knochen. Sondern uns ist sie bloß ein Zwangsmittel, wie die Obrigkeit deren mehrere hat, ein Zwangsmittel, das nach seiner Absicht nimmermehr verwerflich seyn kann; das dabey freylich den erwarteten Erfolg nicht immerdar hat, hierdurch aber doch an seiner Rechtmäßigkeit und Brauchbarkeit in andern Fällen nichts verliert. Für den Fall der Tortur sind wir beyderseits zu sehr eingenommen. Wir wollen die Wahrheit unserer Behauptung an einem andern Beyspiele sehen. Der Richter spricht uneinige Eheleute zusammen. Ein Theil widersetzt sich, jener schreitet also zu Zwangsmitteln, die aber dieser aussteht, ohne sich dem richterlichen Gebot zu fügen. Folgt hieraus, daß Zwangsmittel in dergleichen Fällen ungerecht, unsicher, verwerflich seyen?

Die größte Schwierigkeit liegt nunmehr noch in der nähern Bestimmung, wenn der Fall da sey, daß der Obrigkeit die Wahrheit nicht gesagt werde, daß sie also nach Zwangsmitteln greifen dürfe und müsse? Wenn ein Inquisit auf die an ihn gemachte Fragen gar nicht oder nur spottend antwortet, wenn er ein Verbrechen, das er mit Beyhülfe anderer begangen haben muß, eingesteht, aber seine Gehülfen nicht nennt; wenn er wieder das Verbrechen nicht leugnet, aber die Umstände desselben, die der Richter wissen muß, und der Verbrecher wissen kann, nicht offenbaren will: dies werden Fälle seyn, wo dem Richter die Wahrheit offenbar verhalten wird, und er demnach zu Zwangsmitteln nach Graden berechtiget ist. — Wie aber, wenn es Fälle giebt, wo der Inquisit zwar antwortet, aber eben nichts von dem Verbrechen auf sich kommen lassen will, eben alles bloß widerspricht, ob er gleich Zeugen und Anzeigen gegen sich hat? — Wo ein Inquisit solche Anzeigen und Zeugen wider sich hat, daß daraus eine Gewißheit des von ihm begangenen Verbrechens erwächset, und dem Richter weder die Aussage der Zeugen, noch die Anzeigen zweydeutig, noch ihm sonst nebenher einiger erheblicher Zweifel mehr, ob auch nicht der Inquisit nothwendig nach allen vorliegenden Umständen der Thäter seyn müsse, übrig seyn kann: da würden wir den Verbrecher als überwiesen annehmen, seines bloßen Ableugnens ungeachtet, wohl verstanden, daß es Anzeigen seyn müssen, die mit dem Verbrechen in unmittelbarer physikalischer Verbindung stehen, daß

tüchti-

tüchtige Zeugen nicht nur über Nebenumstände, sondern von der That selbst nach ihren eigenen Sinnen aussagen. Wo aber in diesem Mangel vorwaltet, der dem Richter einen gerechten Zweifel macht; wo die Anzeigen zwar eine Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des begangenen Verbrechens wirken, aber keine Nothwendigkeit; wo die Zeugen Fehler haben, es sey an ihrer Person, oder in ihren Aussagen; wenn da der Verhaftete läugnet, da kann man wahrhaftig nicht so schlechterdings sagen, daß er eine Unwahrheit sage. Niemalen würden wir auch der Tortur in solchem Falle Platz geben, es wäre denn, daß der Richter überzeugt ist, daß der Verhaftete dennoch mit Unwahrheiten umgehet. Diese Ueberzeugung kann aber nicht bloß von den vorhandenen Anzeigen oder Zeugen-Aussagen entstehen; denn diese sind nach dem angenommenen Falle ungewiß; sondern sie muß aus dem eigenen Verhalten des Inquisiten, aus seinen eigenen Aussagen entstehen, wenn er nemlich sich in bedeutenden Umständen widerspricht, in seinen Aussagen wanket, bey eingestandenen verdächtigen Anzeigen keine Auskunft geben kann. Z. B. wenn er eine gestohlne Sache nicht nur bloß besessen, sondern sie als seine Sache besessen hat, und nicht angeben kann, wie er darzu gekommen; wenn er im Verdacht ist, einen Straßenraub begangen zu haben, wenn er dabey Geld bey sich antreffen läßt, von dem er schon ausgegeben hat, und nicht zeigen kann, woher er es habe; wenn er ein Verbrechen außergerichtlich eingestanden zu haben, überzeugt wird, und nicht begreiflich machen kann, wie er, ohne wirklich schuldhaft zu seyn, zu einem solchen Bekenntniß gekommen sey? rc. In solchen Fällen, wo freylich bey der wirklichen Anwendung alle Klugheit erfordert wird, dünkt es uns abermal klar zu seyn, daß der Inquisit mit der Wahrheit nicht herausgehe, also Zwangsmittel nöthig mache. — Zu dem wirklichen Bekenntniß des Verbrechens kann nun oft auch der klügste Inquirent einen Verhafteten nicht bringen; hingegen so weit kann er ihn allemal eintreiben, daß er überzeugt werden kann, ob er mit Wahrheit oder Unwahrheit umgehe? —

Nunmehr träfen wir in einerley Hauptmeynung mit dem Herrn Banniza zusammen. Wir schafften auch die Tortur nicht ganz ab, noch behielten wir sie in der Qualität, wie sie bisher war, bey. Nur sind wir auf zweyerley Wegen zusammengekommen. Die Gründe, die Hr. B. angeführt hat, lassen sich zum Theil leicht mißbrauchen, zum Theil überzeugen

gen sie die Gegner ohnedem nicht ganz; zum Theil sind sie ohne Zusammenhang. — Wir sind ferner in dem Begriffe der Tortur von dem Verf. unterschieden. Bey ihm ist sie S. 26. Afflictio corporis inquisiti de crimine commisso grauissime onerati ad eruendam illius veritatem legitime instituta. Nach ihm ist sie also Beweismittel, und daher spricht er auch von probatione semiplena, semiplena majore etc. Nach uns ist der Endzweck der Tortur bloß dieser, daß ein Inquisit, der offenbar mit der Wahrheit nicht heraus will, zum Bekänntniß derselben gebracht werde. Uns ist es also mit der Tortur nicht unmittelbar um das Bekenntniß des Verbrechens, sondern bloß um die Wahrheit zu thun. Hätte man dieses Augenmerk von jeher damit genommen, so würde man nie die Leute gequält haben, bis sie ein Verbrechen eingestunden; man würde nur offenbare Lügner damit belegt haben. —

Eben daher gefallen uns die acht Fälle des Verf. in welchen er der Tortur Platz giebt, nur in so weit, als sie sich mit den ächten Begriffen der Tortur vereinbaren, und selbst dem Verbrechen verletzter Majestät wissen wir mit dem Herrn Verfasser hierinnen nichts besonders zu machen. Nur möchten wir auch die Fälle, worinnen eine Tortur statt finden solle, nicht so gemessen vorzählen. Unsere Gedanken würden wir nun ferner mit des Hrn. B. Arbeit noch in nähere Vergleichung setzen, wenn wir nicht noch, um eine Anmerkung zu machen, des Raums schonen müßten. Rec. ist von seinem Gesichtspunkte bey der Tortur sogar nicht blind eingenommen, daß er keine andere Absicht der Tortur gelten lassen will, daß er vielmehr selbst zugiebt, daß neben der Absicht, die Wahrheit zu entdecken, die Tortur zugleich eine Strafe mit sich führe. Wie kann man einen strafen, von dem man noch nicht weiß, ob er schuldig ist? fragen zwar die Ankläger der Tortur so ernstlich, daß Hr. Banniza der Tortur alle Absicht der Strafe abspricht. Aber damit thut es nicht noth. Alle Strafen der Obrigkeit sind Zwangsmittel, alle Zwangsmittel sind Strafen, sind unangenehme Folgen, die sich jemand durch sein gesetzwidriges Betragen zuziehet. Herr B. konnte dies nicht zugeben, weil er die Tortur als Beweismittel betrachtet. Beweismittel und Strafe zugleich ist freylich ein ἀσύζυλον. Aber Zwangsmittel und Strafe stehen gut beysammen. Die Tortur ist also auch Strafe, nicht eben wegen der gegen sich gehabten Anzeigen, wodurch sich der Inquisit sehr

verdäch-

verdächtig gemacht hat, sondern Strafe, weil er nach unsern angenommenen Sätzen die Wahrheit nicht sagt.

XI.

Ueber das allgemeine Eigenthumsrecht, von J. A. Pheifer. Erfurt, bey Gradelmüller, 70 Seiten in Octav.

Der Verf. dieser Bogen scheint ein junger Mann zu seyn, der einige neue moralische Schriften und Naturrechtscompendien gelesen, vielleicht auch bey Hrn. **Wieland** ein Collegium über den **Iselin** gehört hat, und nun einen Beruf in sich zu fühlen glaubt, auch etwas in diesem Fache zu schreiben.

Nachdem wir das ganze Schriftchen durchgelesen haben, wissen wir nicht, was wir gelesen haben. Man hat bekanntlich im Naturrecht schon seit langer Zeit die Frage aufgeworfen: Konnte wohl das Eigenthumsrecht unter den Menschen ohne Beleidigung eingeführt werden? Werden andere nicht beleidigt, wenn ich mir etwas von den Dingen, die Niemandes sind, zueigne? Der Zweifelsgrund ist: bis daher durfte jeder diese Sache brauchen, und jetzt schließe ich ihn vom Gebrauche aus. — Bin ich dazu befugt? **Grotius** und **Pufendorf** wußten diese Zweifel nicht anders, als durch eine Fiction zu beantworten. Sie sagen, das menschliche Geschlecht sah die Beschwerlichkeit der ersten Gütergemeinschaft ein, und machte daher einen stillschweigenden Vertrag, daß das Eigenthumsrecht eingeführt werden sollte. Aber die neuern Naturrechtslehrer begriffen die Unschicklichkeit dieser Auflösung, und gaben befriedigernde Antworten.

Beynahe glauben wir, der Verf. hat auch die Absicht gehabt, die Rechtmäßigkeit von der Einführung des Eigenthumsrechtes zu zeigen. Wir sagen: beynahe glauben wir; denn der Verf. wankt und taumelt dergestalt hin und her, daß man nicht weiß, wohin sein Weg eigentlich geht. Da hört man zuerst S. 1. eine Declamation über den Eroberungsgeist der Regenten; da erscheinen **China**, **Alexander der Große**, **Mexico**, **Hobbes**, **Aristoteles** mit seinen Natursklaven, **Peter der Einsiedler**, die Kreuzzüge, und der Himmel weiß was noch mehr für Bildlein, zur Verwunderung

des Zuschauers an der Wand. Und nun [illegible] es S. 9. „
„diesem allen scheint die Untersuchung [illegible] Ursprung [illegible]
„Rechte, und insbesondere der Eigenth[illegible], nicht [illegible]
„flüssig zu seyn ꝛc. Die Hauptsache kömm[illegible] Me[illegible]
„nach, darauf an: Ob es in der mensch[illegible] Natur ein
„ches Hauptfactum gebe," (was muß [illegible] ohl [illegible]
Verf. Natur und Factum heißen?) [illegible]
„darthun könne, daß sobald wir Men[illegible], [illegible]
„Rechte zustehen, die uns bloß [illegible]
„Gewalt der Macht ertheilt. (Wer zweifelt d[illegible]
„Die Entscheidung dieser Frage ist in dem [illegible]
„fühle; mithin (wie so mithin?) zerfällt [illegible]
„handlung in zween H[illegible]theile. Im ersten werde
„dem Ursprunge des [illegible] haupt [illegible]
„den Ursprung des Eigen[illegible]
„chen." Darauf wird vom [illegible]rt, Rec[illegible]
vom Stand der Natur, [illegible]
kanntes, und zum Theil ver[illegible]rrenes, [illegible]
Das moralische Gefühl ist bey dem [illegible]
der menschlichen Natur, und verm[illegible] sell[illegible]
laubt, jemanden Unrecht zu thun, so [illegible] 30.)
von Natur gewisse Rechte.

Aber auch das Eigenthumsrecht hat seinen Ursprung nicht der Gewalt zu danken, (S. 37.) Es hat nie eine ursprüngliche Gemeinschaft der Güter gegeben, (S. 38.) ja sie ist unmöglich. (S. 43.) Auch hier ist alles wieder voll Allotrien, Mißverständnisse und Mangel an deutlichen Ideen. Der Verf., der bis dahin immer als Philosoph sprechen wollte, fängt nun an, aus dem Stande der Unschuld zu argumentiren, und spricht davon ein langes und breites, bis es ihm endlich S. 59. einfällt, zur Hauptsache zu kommen, zu der Frage: Wie ist das Eigenthum unter den Menschen eingeführt worden? oder wie ist das allgemeine Eigenthumsrecht entstanden? Und nun die Beantwortung. Man höre! Das ursprüngliche Eigenthum ist mit der menschlichen Natur gleich alt; (S. 63.) die Dinge, welche ich nöthig habe, sind mein, auch ohne Besitznehmung; aber ich muß dieses Recht ausüben, durch ein äußerliches Zeichen die Sache für mein Eigenthum erklären, (S. 66.) und dazu giebt es zween Wege: die Besitznehmung und die Arbeit, welche auf eine Sache verwendet worden ist ꝛc. — Wir halten es für unnöthig, ein

e'n Urtheil über diesen Einfall zu fällen, und bereuen es beynahe, daß wir von der ganzen Brochüre so viel gesagt haben.

Caroli Friderici Walchii Introductio in controuersias iuris ciuilis etc. Editio secunda priori auctior ac emendatior. Ien. apud Gollner. 1776. 502 Seiten. 8.

Was gegen den Plan des Buches zu erinnern ist, haben wir schon bey der Anzeige der ersten Ausgabe gesagt, *) und wir müssen es hier wiederholen; denn der Plan ist noch so wie er war. Alte und neue Streitfragen kommen unter einander vor. Voran steht der Satz, alsdann einige Argumente dafür, und endlich Citationen von Schriftstellern dafür und dawider. Auf Gegengründe und ihre Beantwortung, wie Cocceji in s. iur. controuers. thut, und wie billig und nützlich ist, läßt sich Hr. W. nicht ein. Die Vorzüge dieser neuen Ausgabe sind, daß 1) einige fehlende Streitfragen suppliret sind, z. E. die in unsrer Recension bemerkte Frage: Ob die Immemorialverjährung durch Urkunden erwiesen werden könne? S. 122. Ob ein im Testament bestätigtes Codicill Zeugen nöthig habe? S. 232. 2) Daß manche Fragen besser aus einander gesetzt sind, z. E. die Frage: Von welchem Lebensjahre an man einen Abwesenden für todt halten kann, und in welchen Zeitpunkt man seinen Tod setzen soll? S. 23. 3) Daß hier und da neue Allegaten, und ein Register der angeführten Schriftsteller hinzugekommen sind.

Versuch einer Apologie der Todesstrafen, von Andreas Ludolph Jacobi, Landsyndicus zu Zelle. Lemgo, in der Mayerischen Buchhandlung. 1776. 96 S. in Octav.

Ein Beweis, daß Strafen nothwendig seyen; daß harte Strafen mehr gefürchtet werden, als gelindere, gegen Montesquieu; daß die Todesstrafe unter allen die härteste und fürchterlichste sey; daß eine ewige Gefängnißstrafe nicht so viel Furcht als die Todesstrafe wirke, und die Stelle der

*) Bibl. XXIV. B. 593 S.

Todesstrafe nicht vertreten könne; daß die Todesstrafen nicht mit der Menschenliebe streiten; daß ein Regent sie zu dictiren befugt sey; daß von der Unzulänglichkeit der Todesstrafen, allen Verbrechen Einhalt zu thun, nicht auf ihre Verwerflichkeit geschlossen werden könne; daß die Hoffnung, den Missethäter zu bessern, keinen hinreichenden Grund zur Abstellung der Todesstrafen in sich begreife; endlich daß die Regierung der Kayserinn Elisabeth nicht zum Beweise der Entbehrlichkeit der Todesstrafen diene.

Die Gedanken und Argumente des Verf. sind gründlich. Der Recens. aber wiederholt, was er schon anderwärts in dieser Bibl. geäußert hat; er glaubt nicht, daß man diese Sache allein aus Gründen a priori entscheiden könne. Man muß Erfahrungen sammeln. Wenn in Ländern, wo die Todesstrafen abgeschafft sind, oder doch äußerst selten diktirt werden, der Verbrecher nicht mehr sind, als anderwärts, wo man häufig am Leben straft: so ist dies der evidenteste Beweis, daß man ohne oder doch mit wenig Todesstrafen zurecht kommen kann. Werden aber der Verbrecher nach abgeschafften Todesstrafen mehr, und das bey allen guten andern dagegen gemachten Anstalten: so sind die Todesstrafen unentbehrlich. Die Erfahrungen müssen freylich mit großer Vorsichtigkeit angestellt werden, und es müssen noch mehr als ein zehend Jahre verlaufen, bis man dieser Erfahrungen genug sammeln kann. — Der Styl des Verf. ist zu declamatorisch und voll Auswüchse. Man lese z. E. S. 72, wo die Frage ist: Ob die Todesstrafen mit der Menschenliebe bestehen können? „Gewagt ists immer etwas, dem Brandmarke der Menschenfeindschaft so gerade entgegen zu laufen. Aber wer den Beruf „fühlt, es denen aufzudrücken, die die Todesstrafen vertheidigen, der denke nur vorher einen kurzen Augenblick daran, „daß solche bey den Israeliten von dem Schöpfer der ganzen „schönen Natur angeordnet wurden. Der Freund aller Menschen, der so vielen Reiz, so vieles Vergnügen mit dem Genusse der Erdengüter verband, der für die Freuden eines jeden Sinnes so zu sagen, eine besondere Aussteuer in seine „Werke legte, der war es, der gebot, daß Menschenblut unter seinem Volke zur Strafe vergossen werden sollte ꝛc.

Vg.

Von

Von der Intestat-Erbfolge, dem Heergeräthe und der Gerade, besonders nach denen Dresdner Statuten, von Friedr. Heinrich Maximilian Kersten, der Weltweisheit und beyder Rechte Doctor, auch Rechtsconsulenten zu Dresden. Dresden, in der Waltherischen Hofbuchhandlung. 1775. 98 S. in 4.

Nach einer kurzen Einleitung von der Intestaterbfolge nach dem Naturrecht handelt der Verf. in sechs Hauptstücken, welche wieder in §§ abgetheilt sind: 1) Von der Erbfolge in absteigender Linie, oder der Kinder. 2) Von der Erbfolge in aufsteigender Linie, oder der Eltern. 3) von der Seitenlinie. 4) Vom Erbgangsrecht zwischen Mann und Weib. 5) Von dem Heergeräthe, der Gerade, und was sonst dabey vorkömmt. 6) Von den Erbstücken, und was sonst von den Erben in Acht zu nehmen. Wann man etwas gutes oder neues von der Erbfolge nach gemeinen Rechten in dieser Abhandlung sucht, so betrügt man sich gar sehr; denn das wenige, was sie von der Erbfolge nach dem gemeinen Rechte enthält, ist sehr unbedeutend, und mit weniger Genauigkeit angeführt, wie denn auch der V. fast mit keiner andern, als der Sächsischen Literatur bekannt zu seyn scheint. Lachen hat es uns gemacht, wann der Verf. sein zweytes Hauptstück damit anfängt, daß die Erben in aufsteigender Linie aus blossem **Mitleiden** erben. Unrichtig sagt er in §. 2. des 2ten Hauptst. daß nach der Constitution des Claudius und dem Tertullianischen Rathschlusse eine **freye** Mutter zur Erbschaft zugelassen worden. Claudius gestattete dieses Recht nur als ein Privilegium in gewissen besondern Fällen; der Tertullianische Rathschluß nur einer **freygebohrnen** Mutter, und auch dieser nicht ohne Ausnahme; warum aber der Verf. nicht anführt, daß nach dem Justinianeischen Rechte, jede freye Mutter, wann sie auch nicht drey Kinder hatte, erbte, begreifen wir nicht. Ganz unrichtig werden in §. 1. des dritten Hauptst. die Geschwister von einer Seite Stiefgeschwister genannt, welche vielmehr Halbgeschwister oder einseitige Geschwister heißen sollen; und falsch wird eben daselbst gesagt, daß nach dem Römischen Rechte Halbgeschwister mit den Kindern der Geschwister von beyden Banden zugleich erben. Wie wenig genau sich der

der Verf. ausdrücke, zeigt besonders §. 6. des 6ten Hauptst. wo von der Verletzung über die Hälfte bey Erbschaftstheilungen gehandelt wird, und der Verf. so unterscheidet: 1) Ist die Erbschaft gerichtlich vertheilt worden, so gilt die Verletzung nicht; (d. i. es kann wegen der Verletzung nicht geklagt werden,) 2) ist sie außergerichtlich geschehen, so gilt solche; (d. i. es kann wegen derselben geklagt werden;) warum aber der Verf. hier nicht anführt, daß nach der l. 3. C. commun. vtr. iud. eine geringe Verletzung, (oder besser Verkürzung) auch unter der Hälfte hinlänglich seye, ist uns wieder ein Räthsel. Ein Abzugsrecht von den Erbschaften, wie es heut zu Tage Statt findet, war dem Römischen Rechte ganz unbekannt, und ein ganz anders Abzugsrecht war das, welches in l. vlt. C. de edict. D. Hadr. toll. abgeschafft worden ist. Was also in §. 8. des 6ten Hauptst. stehe, ist unrichtig. Die Erbfolge nach den Dresdnischen Rechten hat der Verf. gründlicher und vollständiger abgehandelt, und hiemit seinen Landsleuten ein brauchbares Werk geliefert, dessen Werth insbesondere durch mehrere angeführte neuere Rechtssprüche vermehrt wird.

Johann Tobias Carrachs — Kurze Anweisung zum Proceß in Civil- und Criminalsachen. Herausgegeben, mit einer Vorrede und der Nachricht von dem Leben und Schriften des sel. Hrn. Verfassers begleitet von Heinr. Joh. Otto König. — Halle, im Magdb. 1776. 300 S. in 4. ohne Vorrede und Register.

Das vorliegende Werk ist aus den kurzen Sätzen entstanden, welche der Verf. gewöhnlich bey seinen Vorlesungen über den Proceß seinen Zuhörern mittheilte; mit deren Herausgabe er selbst noch den Anfang machte, aber nicht ganz zu Stande kam, welche nun sein Stiefsohn Hr. Prof. König vollendet hat. Als ein Compendium zu academischen Vorlesungen finden wir diese Anweisung sehr gut, da sie in sehr guter Ordnung, kurz und doch vollständig, und deutlich geschrieben ist. Besonders mag sie Preußischen Rechtsgelehrten wegen der aus dem codice Fridericiano eingestreuten

Anmer-

Anmerkungen sehr willkommen seyn. Der erste Theil, kurze Anweisung zum Proceß in Civilsachen, enthält nach einer allgemeinen Vorbereitung, in welcher von Gericht und Proceß und dessen Eintheilungen überhaupt gehandelt wird, sechs Abschnttte. I) Von dem parte dilatoria des Processes, welcher in 8 Capiteln vom Klaglibell, der Citation, vom Verfahren über die Klage, vom Exceptionssatz und der Litiscontestation, von den Replicis, von der Duplik, von dem Schluß der Sache, und von den Sententiis sowohl überhaupt, als insonders interlocutoriis, handelt. Der IIte von dem Haupttheile des Processes, enthält vier Capitel, von dem Beweise, Gegenbeweise, von den Disputationssätzen und der sententia definitiua. Der IIIte von den remediis contra sententiam, handelt in zwey Capiteln von der Appellation und den remediis suspensiuis. Der IVte von der Execution oder Hülfe; der Vte von den communibus capitibus processus, z. E. Litis denuntiatione, interuentione, Reconuentione, Cautione, Vollmacht oder legitimatione, u. s. w. und der VIte vom summarischen Proceß. Der zweyte Theil, kurze Anweisung zum Processe in Criminalsachen, handelt zuerst vom Criminalprocesse überhaupt, und dann in zwey Capiteln von dem Processu accusatorio, und von der Inquisition. Bey den übrigen Vorzügen der Gründlichkeit, guten Ordnung und Vollständigkeit dieser Anweisung, wäre zu wünschen gewesen, daß der V. auch reineres Deutsch schriebe, und die nun bald verdrungene Mode, Deutsch und Latein ohne Noth unter einander zu mischen, nicht mehr mitmachte. Die vorausgesetzte Lebensbeschreibung des Verf. scheint sehr genau und vollständig zu seyn; nur hätten wir gewünscht, mehr von der Beschaffenheit der Gelehrsamkeit des Verf., z. E. in welchem Theil der Rechtsgelehrsamkeit seine vorzügliche Stärke bestanden, und dergleichen Nachrichten zu lesen, welche in dem Leben eines Rechtsgelehrten immer von mehrerer Wichtigkeit, als der Tag und Jahr der Geburt sind. Auch hätten unter den Carrachischen Schriften diejenigen nicht angeführt werden sollen, welche von Carrach nicht selbst geschrieben, sondern nur unter seinem Vorsitz vertheidigt worden sind.

Einleitung zum Proceß der Herzoglich Braunschweig-Wolfenbüttelischen Gerichte, von Johann Ludwig

wig Julius Dedekind. Braunschweig und Wolfenbüttel, 1776. ohne die Vorrede von 2, u. Register von 4 Bogen. 292 S. in 4.

Die Absicht des Verf. geht bloß dahin, seinen Landsleuten den Proceß nach Braunschweig-Wolfenbüttelischen Rechten in dieser Einleitung darzustellen, daher er sich allein an diese, und nicht an die Gesetze des Römischen und Canonischen Rechts gehalten hat. Er theilet sein Werk in drey Theile, in deren ersterem er in zehen Abschnitten von den ersten Begriffen vom Proceß, von den Gerichten und Rechten des hiesigen Landes, von den wesentlichen Stücken des Processes, von den Advocaten und Procuratoren, von dem Vortrage in Gerichten, insonderheit vom Libell, von den Obliegenheiten des Richters nach übergebener Klagschrift, von den Insinuationen, von den Fällen, welche bey der Verfolgung der Citation eine Verzögerung veranlassen, von dem, was zur Befolgung der Citation gehört, und von dem Beschlusse der Sache und dem Amte des Sekretärs handelt; der zweyte in zehen Abschnitten von den verschiedenen Arten der gerichtlichen Erkenntnisse, von Publication derselben, von den Wirkungen der Urtheile und Bescheide, von der Befolgung gerichtlicher interlocutorischer Erkenntnisse, von dem Beweise durch Zeugen, durch briefliche Urkunden, durch den Augenschein, und die Eideszuschiebung, von den übrigen Eiden, welche bey Processen vorkommen, und von dem, was dem Richter nach geschehener Befolgung eines interlocutorischen Erkenntnisses, oblieget, enthält; und der dritte in drey Abschnitten, von der Appellation, von der Supplication, dem Remedio restitutionis in integrum und nullitatis; und von der Befolgung der Definitiverkenntnisse, und den Mitteln, dieselbe zu bewirken, handelt. Der Verf. hat seinen Gegenstand gründlich und in einer guten Schreibart und Ordnung abgehandelt; nur wünschten wir, daß er die summarischen Processe, als z. E. den Concurs- Mandats- Wechsel- und Executivproceß nicht in den gewöhnlichen Proceß eingemischt, sondern jeden derselben besonders abgehandelt hätte. Von dem Processe des gemeinen Rechtes sagt der Verf. weniger, als recht ist, weil er nur die Abweichungen des Wolfenbüttelischen Processes von dem gemeinen zeigen wollte. Er hätte doch bey jeder besonders abgehandelten Materie vom gemeinen Processe so viel sagen

sollen,

sollen, als statt einer Einleitung in dieselbe für einen Anfänger zu Erlernung des Braunschweigischen Processes nöthig ist. Indessen hat der Verf. für seine Landsleute ein ungemein brauchbares Werk geliefert, da sie hier alles, was in den Braunschweigischen Gesetzen von dem Processe besonders verordnet worden ist, in guter Ordnung beysammen antreffen. Daß einige wenige Gesetze vom Verf. übersehen worden sind, ist schon anderwärts angemerkt worden.

Pm.

---

3. Arzneygelahrheit.

Sam. Gottl. Vogels M. D. Versuch einiger medicinisch-praktischen Beobachtungen, nebst Anhang einiger kurzen Bemerkungen vermischten Inhalts. Göttingen, bey Dietrich. 1777. 8. 99 S.

Trotz der Billigung (s. Vorr.) wodurch der Hr. Amtsbruder den Verf. verleitet hat, seine Beobachtungen drucken zu lassen, und Trotz der Behauptung, daß junge Aerzte eben so gute brauchbare Erfahrungen machen können, als die alten Graubärte, (denn daran zweifelt kein vernünftiger Mensch) müssen wir doch gestehen, daß die unter obigen Titel angekündigten füglich hätten ungedruckt bleiben sollen, bis die medicinisch-praktischen Kenntnisse des Verf. ihre völlige Reife erlangt haben werden. Dann erst läßt sich etwas gutes hoffen. Keine einzige Beobachtung enthält etwas Neues, außer vielleicht für den Verf. Alles ist weitschweffig und schwerfällig erzählt, und manches gar nur mit drey Zeilen abgefertigt. Warum sind also die Fälle nicht im Pulte zum erbaulichen Anschauen aufbewahret worden? Manches hat der V. dem sel. Vater nachgebetet, wie S. 4. die schwarzen Körnergen, S. 12. das hektische Fieber durch Antiheect. Poter. und Tinct. Antiphthis. Grammanni geheilt, (wir wissen aus Erfahrung, daß es allenfalls gelinde austrocknet, aber weiter nichts thut.) Einiges möchte noch erst, als möglich und wirklich bewiesen werden, als S. 20. der aus der Lunge ausgehustete, ingleichen S. 24. der im Schlunde steckende Wurm, als Urheber

heber der schrecklichsten Zufälle und des Todes, S. 40. die klingende Stimme, als Zeichen einer Neigung zur Schwindsucht ꝛc. Vieles ist zu alltäglich und zu bekannt, als S. 73. Magnesia oder Krebsaugen gegen Sodbrennen oder beschwerliches Harnen, S. 72. Tollheit von Würmern, S. 74. der vermeynte kritische Urin in kalten Fiebern, als trüglich. Eben so läßt sich die Beobachtung S. 25. warum bey einem sterbenden Wassersüchtigen stinkender Schleim aus der Nase geflossen, und ein Groschenähnlicher Fleck auf der Lippe nach dem Tode entstanden, sehr leicht erklären. — Das nemliche Urtheil gilt auch von dem Anhange. Denn daß Dampfbäder in örtlichen Uebeln gute Dienste thun, viele Mittel unwirksam sind, weil sie zu sparsam gegeben oder schlecht zubereitet werden, Asphaltöl in der eitrigen Lungensucht behage, (dies hat Leuthner vor kurzem außer Streit gesetzt,) eingeimpfte Blattern tödtlich werden, (doch wohl aus Versehen?) oder gar wieder kommen können, (hier fehlt der Beweis,) Urinbesehen nicht immer zu verachten sey, und endlich der Phosphorus verdiene mehr versucht zu werden, als bis jetzt geschehen ist, daran zweifelt wohl Niemand, außer etwa an dem, was das Blatterpelzen anlangt.

Dr.

D. Fr. Chr. Stöller's, der höchstseligen Frau Herzoginn zu Sachsen-Querfurth und Weissenfels gewesenen Leibarztes — Beobachtungen und Erfahrungen aus der innern und äußern Heilkunst, mit physiologischen, anatomischen und praktischen Anmerkungen, nebst Kupfern. Gotha, bey Ettinger. 1777.

Gegenwärtiger Verf. gehört unter diejenigen Aerzte, welchen die gütige Natur Beobachtungsgeist im reichen Maaße zugetheilt hat, und hievon giebt er uns in gegenwärtigem Bändchen die herrlichsten Beweise. Er beschreibt acht Fälle, welche unter die seltensten gehören. Nach der ersten Beobachtung gieng einem Manne von vierzig Jahren der Chylus häufig durch die Harnwege mit wenigem Urin ab, wozu noch heftige Schmerzen in der Gegend der Mieren,

öftere Neigung zum Erbrechen, verschlossener Leib, viele Aengstlichkeit und abwechselnde Fieberanfälle kamen. Der wie dünne Milch aussehende Harn setzte erst nach einigen Stunden einen leichten, weißen, gleichförmigen Bodensatz ab, welcher sich durch Umschütteln wieder ganz mit dem wäßrichten vermischen ließ. Der Verf. vermuthete Nierensteine; aber er betrog sich in seiner Vermuthung. Alle schleimichte, seifenartige, bittere Mittel, auch der Mohnsaft nebst erweichenden ölichten Clystieren waren hier vergebens, und der Verf. befürchtete wegen des fortdauernden Abganges des dem Blute schon beygemischt gewesenen Milchsaftes, eine schnelle Abzehrung, bis endlich nach einigen Abführungen aus Rhabarber, Bittersalz und Manna, die Peruaner Rinde in Substanz gereicht, und Abends etwas Mohnsaft gegeben wurde. Noch wollte das Uebel nicht völlig weichen, bis der Kranke die Rinde täglich zu 4 Quentgen mit einem erweichenden Aufgusse nahm. In der Anmerkung werden die Meynungen vieler Schriftsteller über diesen Gegenstand geprüft, endlich wird das hier beschriebene Uebel Tabes chyluritica, oder marcor cum hectica experditione chyli genannt. In der zweyten Beobachtung wird ein alter und sehr großer Mutterscheidenvorfall, in welchem sich ansehnliche Steine erzeugt hatten, doch aber von dem Verfasser, nachdem die Steine herausgenommen, glücklich zurückgebracht worden ist, beschrieben. (Dieser Aufsatz ist schon in der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen am 12 März 1774. vorgelesen worden.) Hiervon läßt sich kein Auszug geben, und die Seltenheit des Falles verdient, von unsern Lesern ganz gelesen zu werden. Die dritte Beobachtung; Ein besonderer steinartiger Anwuchs an einem Backenzahne bey einer siebzigjährigen Wittwe, welche die übrigen Zähne beynahe völlig verloren hatte. Dieser steinartige Anwuchs lösete sich einsmals bey einem Falle auf den Hintern von selbsten, und der einzelne Zahn blieb wie vorher stehen. Nach einiger Zeit erzeugte sich eben eine solche Masse über diesen Zahn, welcher endlich wackelnd wurde, und sich zugleich mit dem steinigten Anwuchse herausnehmen ließ. Der erstere Anwuchs wog 2 Quentgen 50 Gran, und der zweyte 44 Gran. Im Salpetergeiste brausete diese Masse nicht, sondern wurde erweicht wie Käsematten, und nahm eine schwefelgelbe Farbe an. Die vierte Beobachtung; Eine sonderbare fünfmal hinter einander vorgekommene Zurückbleibung und

Anhängung der Nachgeburten, bey ein und eben derselben Gebährenden. Bey der zweyten Geburt fand der Verf., da die Hebamme schon anderthalb Stunden vergebens sich bemühet hatte, daß die Nachgeburt auf der rechten Seite mehr nach den Mund zu, fest und unbeweglich sitzend, das Abschälen beschwerlich machte: hierzu kam noch, daß nach etwa einer halben Stunde an der herausgebrachten Nachgeburt ein gelber fester sehnichter Anwuchs befindlich war, und das Abschälen hatte der Gebärenden wenig schmerzhafte Empfindungen verursacht. Dieser Umstand ereignete sich bey allen fünf Geburten. Bey dieser Gelegenheit bekommt Aepli eine derbe Abfertigung, der von der sichern Zurücklassung der Nachgeburt ꝛc. Zürich, 1776. einige Ausfälle auf die Geburtshelfer gethon hat. Fünfte Beobachtung: Eine sehr heftige, plötzlich entstandene Wuth, und eben so geschwinde Befreyung von derselben. Ein Peruckenmachers-Lehrjunge, gesund, dick, stark, aber klein, dabey sehr gefräßig und naschhaft, bekam Abends 7 Uhr, nachdem er viel herumgelaufen war, verschiedenemal starkes Bier, hastig, auch wohl etwas Brandtewein, getrunken, einen Anfall von einer Wuth, so daß er in die in der Arbeit habende Perucke biß, und sich beginnte, als wolle er sie auffressen, und nahm noch mehr ungereimte Dinge vor, unter andern warf er sich auf den Fußboden, biß in die Bretter, fletschte die Zähne wie ein böser Hund, wollte jeden beissen, der ihm zu nahe kam, schlug, kratzte und sprudelte seinen Geifer umher, wie eine böse Katze, bewegte die funkelnden Augen sehr schnell, und redete kein Wort. Es wurden ihm sogleich vom Verf. sieben Gran Spießglasschwefel mit Polychrestsalz vermischt, gegeben, auch Salzwasser mit Gewalt eingeschüttet, und nach einiger Zeit ein halbes Quentgen Brechwurzel nachgegeben. Hierauf brach der Kranke eine große Menge Brod, saure Salzgurken und Zugemüse weg, und wurde ruhig. In der Anmerkung sagt der V. sehr scharfsinnig: Was Ueberladung des Magens, unschickliche Nahrungsmittel, eingesperrte Blähungen, Würmer, Galle, Schleim und Verstopfung für Unordnungen in der ganzen thierischen Oekonomie anrichten können, ist Aerzten und Layen unserer Kunst hinlänglich bekannt ꝛc. Die sechste Beobachtung: Ein falscher Pulsaderbruch der Pulsader des Schlundes auf der linken Seite, welcher mit besondern Zufällen den Tod verursachte. Diese Beobachtung bringt der Verf. um deswegen mit bey, um zu zeigen, wie versteckt öfters

ters, und der Kunst ganz unmöglich zu entdecken, die Krankheits- und Todesursachen seyn, so daß man diese Geschichte jenen beyden, besonders raren vom Boerhave bemerkten, allerdings beyzählen könne. Auch wie leicht durch geringe Gewalt eine dergleichen Zerreißung der Gefäße in unserm Körper möglich sey, u. s. w. Die siebente Beobachtung enthält eine mit Zuckungen begleitete Lähmung der Zunge, des rechten Arms und rechten Fußes, nach vorhergegangenem rhevmatischem Fieber und Gelbsucht, welche letztere oft wieder gekommen, und endlich durch auflösende eisenartige, krampflindernde innerliche und äußerliche Mittel, welche in dem Aufsatze nachgelesen zu werden verdienen, gehoben worden. Nach der achten Beobachtung wurde ein so genannter böser Grind mit besondern Abwechselungen ganz allein mit dem Schierling bald und gründlich geheilt. Es ist dieses ein sehr beträchtlicher und lesenswerther Fall. In einem Anhange werden verschiedene kleine, aber nicht minder lesenswerthe Aufsätze gegeben, wie z. B. „Etwas zur Blattergeschichte; unter die besonders bewährt gefundenen Mittel ist hier das Extrakt von dem frisch ausgepreßten Safte der Blumen und Blätter des Eisenhuts (aconitum, napellus) zu 2. 4. bis 8 Gran mit Sedativsalz vermischt, in Gicht und rhevmatischen Schmerzen, aufgestellt. Auch bey den bedenklichsten venerischen Zufällen, mit Quecksilber vermischt gegeben, hat der Verf. große Erleichterungen von eben diesem Mittel wahrgenommen.

Verschiedenes nützliches und neues über den Gebrauch der spanischen Fliegentinktur: Die Bereitungsart des William Alexanders und dessen Angabe scheint dem Verf. nicht allerdings einerley zu seyn, und er übergießt die spanischen Fliegen erst mit Wasser, läßt die Mischung einige Stunden digeriren, und thut alsdenn den Spiritus hinzu, auch läßt er letztern erst über Peruvianischen Balsam abziehen. Zwey Quentgen Fliegenpulver zu 8 Loth Brandwein, oder 4 Loth Spiritus und eben so viel Wasser, ist das schicklichste Verhältniß dieser Tinktur zum äußerlichen und innerlichen Gebrauch. Eine ganz besonders merkwürdige und herrliche Wirkung eben dieser Tinktur innerlich und äußerlich zugleich gebraucht, hat derselbe vor kurzem zu sehen das Vergnügen gehabt. Von der Auflösung des äzenden Sublimats sind auch hier beträchtliche Erfahrungen und Bemerkungen aufgezeichnet, welche der Verf. mit dem Weimarischen Leibarzte und Hofrathe Hrn. D. Hufeland zugleich zu bemerken Gelegenheit gehabt. Zu-

 letzt

letzt liefert der Verf. noch verschiedene lehrreiche [illegible]gen über den Spießglaswein, welchen derselbe ganz n[illegible] Vorschrift des Huxham bereitet, wenn er auf eine [illegible]liche Menge gepulvertes Glas vom Spiesglase eine [illegible]liche Menge spanischen Wein schüttet, öfterer die [illegible] umschüttelt, und nach einigen Tagen, ob derselbe schon [illegible] durch Fließpapier filtrirt. Die Gründe, welche [illegible] Bereitungsart angegeben werden, müssen unsere [illegible] dem Aufsatze selbst nachlesen. Der Gebrauch, welchen der [illegible] von diesem Weine bey den Blattern, den Würmern, Steckflüssen, Keichhusten, Versetzungen der Krankheitsmaterien, u. s. w. gemacht, sind lesenswerth, und zeigen immer von denselben kühnen Entschlüssen, welche auf Beobachtungsgeist gegründet sind, und oft „den vermeynten Teufel und sein Ge„folge ausgetrieben, und die unglücklichen Kranken von ihm und „seinen geglaubten Wirkungen befreyet, so daß sich der Verf. „getrauet, die mehresten der Gaßnerischen Patienten da„mit zu exorciren, und ihn selbst und seine Jünger damit zu „bekehren.

Or.

Ernst Platners Zusätze zu seines Vaters Einleitung in die Chirurgie. Mit Kupfern. Erster Theil. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1776. 8. 278 Seiten.

Die lateinische Ausgabe haben wir bereits angezeiget. Die gegenwärtige deutsche ist von derselben nicht wesentlich verschieden, und in vielen Stellen nichts anders, als eine Uebersetzung. Sehr schön vertheidigt sich Hr. Pl. in der Vorrede gegen einige Erinnerungen der Kunstrichter, die zu wenig eigne Erfahrung, und zu viel Theorie und Literatur in seinem Buche zu finden glaubten. Mehr eigne Erfahrung, sagt er, konnte ich dem Buche nicht geben; und daß Theorie und Literatur die deutschen Wundärzte so wenig interessirt, ist schlimm genug. Leider wahr! aber was können wir Deutschen dafür? Man schaffe uns öffentliche Anstalten und Gelegenheiten zur rechten chirurgischen Erziehung, und sehe dann, ob nach wenigen Jahren die deutsche Chirurgie nicht der französischen gleich kommt. Es ist zu glauben, daß sich beyde

gar

gar bald antreffen würden, jene im Steigen, und diese im Sinken.

Franz Salvator Morand, Secretairs des heil. Michaelis-Ordens — vermischte chirurgische Schriften. Aus dem Französischen. Nebst einer Vorrede von Hrn. Ernst Platner. — Leipzig, bey Hilscher. 1776. 8. 450 Seiten.

Herr Platner hat um dieses Werk ein doppeltes Verdienst; er hat nicht allein die Uebersetzung veranlaßt, sondern auch alle unnütze Weitläuftigkeit in demselben ins Kurze gezogen; und das war sehr nöthig: denn die Urschrift ist sehr gedehnt, und hier und da ganz leer. Was den Werth dieses Werks betrifft, ist nun freylich kein Zweifel, daß es mancherley gutes und brauchbares enthält; aber wir können doch wirklich nicht leugnen, daß der Name Morand uns mehr wichtiges und neues erwarten ließ, als wir wirklich finden. Wir müssen vorzüglich zweyerley tadeln; erstlich sagt Hr. M. mit vielen Worten wenig, und oft etwas sehr unerhebliches; und zweytens, er setzt uns manche alte bekannte Sächelchen vor, und spricht davon, als wenn sie zum erstenmale gesagt würden. Die Uebersetzung ist in manchen Stellen sehr unverständlich.

Im ersten Theile ist vorzüglich die Abhandlung von der Amputation des Schenkels aus dem Gelenke lesenswürdig. Hr. M. hebt alle Einwürfe gegen diese Operation, und liefert uns zwey Aufsätze, den einen von Hrn. Wohler, den andern von Hrn. Puthod, in welchen diese beyden Wundärzte die beßte Methode, diese Operation zu verrichten, und alle dabey erforderlichen Handgriffe, genau beschreiben. — Die alte Geschichte des Mannes, dem ein Mühlrad den Arm aus dem Gelenke riß, aus den philosophischen Transaktionen, ist auch hier abgedruckt. — Hrn. Bilguers Schrift von der Amputation wird mit vieler Heftigkeit widerlegt.

Die Abhandlung von der hohen Geräthschaft des Steinschnitts, und die Geschichte des Seitensteinschnitts, und seines Erfinders, des Bruders Jakobs, nehmen den größten Theil des zweyten Bandes ein. Von dieser Materie spricht Herr Morand gern und viel; und man kann sich freylich nicht

darüber wundern, denn er hat selbst in der Geschichte des Steinschnitts eine wichtige Rolle gespielt. Er ists ohne Zweifel, der den Steinschnitt nach Frankreich gebracht, und daselbst allgemein gemacht hat.

Die letzte Abtheilung enthält **praktische Bemerkungen über verschiedene Operationen am Unterleibe**; und dies ist nach unsrer Meynung, der wichtigste Theil des ganzen Werks: obgleich mancherley vorkommt, wobey wir den Kopf schütteln möchten. — Stiche in den Magen sind verschiedentlich glücklich geheilt worden. Eytergeschwüre in der Leber sind geöffnet, und glücklich geheilt worden. Bey denen Fisteln, die aus der Blase in den Mastdarm dringen, scheint, nach ein paar Versuchen zu urtheilen, der innere Gebrauch des Quecksilbers sehr erspriesslich zu seyn. Den sehr glücklichen Erfolg, den Hr. M. beym Bruchschnitte jederzeit gehabt hat, schreibt er der strengen Beobachtung der Regel zu, sie bey Zeiten zu machen, und nie lange zu verschieben. Verschiedenemal hat er großen Nutzen von der Lage gesehen, in welcher der Kopf oben, die Füße unten sind. Verschiedene brandige Brüche glücklich geheilt. Zweymal erfolgte die Mundklemme auf die Kastration. Beyde Kranke starben, obgleich bey dem einen die Unterbindung der Saamenschnur schon abgefallen war. Verschiedene merkwürdige Beobachtungen von Nierengeschwüren. Die Verhaltung des Urins, die nach einem Falle von einer ansehnlichen Höhe erfolgt, hat gemeiniglich einen tödtlichen Ausgang. Er ist die Folge der Erschütterung des Rückenmarks, und gemeiniglich gesellt sich der Brand an den untern Gliedern gar bald dazu. Einige gefährliche Kopfwunden. Hr. M. hat auf der Sutura Squamosa glücklich trepanirt. Ein herabhängendes Augenlied wurde auf die gewöhnliche Art, und glücklich operirt. Ein Hieb in die Backe, wodurch der Speichelkanal verletzt wurde, hinterließ keine Speichelfistel. Der Vater des Herrn Morand hat die Amputation der Schulter aus dem Gelenke erfunden, nicht der ältere Hr. le Dran.

Endlich theilt uns Herr M. noch verschiedene Abhandlungen aus den Memoires de l'Acad. des Sc. de Paris, deren Verf. er ist, mit, unter welchen vorzüglich die bekannte Geschichte der Supiot ist.

Ch.

Abhand-

Abhandlung von den Wirkungen des Camphers und Calomels in anhaltenden Fiebern. Aus dem Englischen. Altenburg, bey Richter. 1776. in 8. 5½ B.

Der Recensent kennt weder das Original, noch den Verf., der ein großer Verehrer des deutschen Fr. Hofmanns ist. Ganz neu ist die Schrift nicht. Die hin und wieder vorkommenden Beobachtungen sind zum Theil schon vor 15 Jahren gemacht, und bey der Ausarbeitung des Werks hatte der Verf. Alexanders Versuche noch nicht gelesen, die er in einer Nachschrift nachholt. Weil wir den merkwürdigen Inhalt kurz wiederholen können, so thun wir es, um uns, wie wir hoffen, unsre Leser verbindlich zu machen. Ein grassirendes ansteckendes Fieber mit galligtem Urine, das nach den ersten Schläfrigkeiten und Kopf- und Rückenschmerzen in ein paar Tagen den Kranken alle Kräfte nahm, und sich mit stinkenden abmattenden Stühlen und Purpurflecken äußerte, schien dem Verf. von unterdrückter Ausdünstung herzurühren, und weil Hofmann den Kampher als die vornehmste Schweißtreibende Arzney gepriesen hatte, so wollte er denselben hier versuchen, und zwar, nach desselben Vorschrift, mit Salpeter versetzt. In dieser Verbindung fand er große Dosen des Kamphers weit weniger gefährlich, als wenn er allein genommen wird, und davon leitet er es her, daß reichliche Dosen in Whytes und Alexanders Beobachtungen so heftige Wirkungen gethan haben; da er hingegen eben so große Dosen, aber mit Salpeter, häufig und ohne alle schlimme Folgen gegeben. Er glaubt, daß in den gewöhnlichen Kampferarzneyen die Doses von einigen Granen viel zu schwach sind, und daß man die heilsamen Wirkungen desselben nicht anders erwarten könne, als wenn man ihn Skrupelweise, mit der Hälfte Salpeter, und etwas Schleim von arabischem Gummi und einer Conserve zu einem Bissen gemacht, auf einmal giebt, und diese Dose allenfalls alle vier Stunden wiederholt. In andern Formen ist der Gebrauch nicht so bequem. Allein der Hauptpunkt, worauf es bey diesem Fieber ankam, war der, daß man den Kampfer nicht erst im spätern Fortgange der Krankheit, sondern gleich anfangs, nach etwaniger Abführung oder dem Blutlassen, wenn solches nöthig schien, in so großen Dosen geben mußte: denn weiterhin that er keine Wirkung; gleich anfangs aber stellte er die Kranken zum Wunder, in

einer Nacht völlig wieder her, und zwar durch Erregung eines angenehmen Schweißes. Man findet die Fälle, die dies beweisen, in der Abhandlung S. 15. rc. Die eigentliche Formel zu dem Bissen, den der Verf. immer verordnet hat, ist diese: Kampher, **eine Drachme**, (so steht S. 15.) Salpeter zehn Gran, und hinlänglicher Schleim von arabischem Gummi und Althäensyrup. Die **Drachme** im Recepte ist wohl unstreitig ein Fehler, und ein gefährlicher! Nirgends kommt in der Schrift eine ausdrücklich benannte Dosis vor, die über einen Skrupel stiege, und nach dem S. 13. angegebenen Verhältniß von der Hälfte Salpeter zum Kampher, muß im Recepte ein **Skrupel** stehen, wie auch in dem Tränkchen S. 50. geschehen ist. Der Verf. vertheidigt die großen Doses des Kamphers auch theoretisch, und was er zum Behuf dessen in den beyden Abschnitten, die beyde **vierter Abschnitt** betitelt sind, vom Fieber überhaupt philosophirt, ist, obgleich jetzt nicht mehr neu, doch sehr wohl überlegt und praktisch lehrreich. Das **Calomel** giebt der Verf. zu sehr wenigen Granen in anhaltenden Fiebern, und hält es für eine weit wirksamere Abführung in solchen, als andre. Seine Beobachtungen hierüber verdienen alle Aufmerksamkeit. Der Bewegungsgrund zur Wahl dieses Mittels war der, weil es eine so besondre Kraft hat, die Heftigkeit und Bösartigkeit der Blattern zu verhüten, wie aus dem großen Fortgange der Einpfropfung erhellete. S. 63. Aber hat es die? Wer schreibt itzt noch die Gelindigkeit und Gutartigkeit der inoculirten Blattern den Purganzen zu, die man zur Vorbereitung gebrauchte? Es wird inzwischen Niemanden gereuen, diese kleine Schrift gelesen zu haben.

Hm.

Bestätigte Kräfte der Eicheln, in einem Schreiben an den Hrn. D. Leopold Auenbrugger zu Wien, von D. M. J. Marx. Hannover, bey Schmidt. 1776.

Sind die Erfahrungen, die der V. in dieser kleinen Schrift vorträgt, so, wie er sie vorträgt, so verdienen seine Bemühungen den größten Dank, und die Aerzte haben an den Eicheln, und dem Eichelnkaffe eines der wichtigsten Mittel, das den hartnäckigsten Krankheiten gewachsen ist. Die Schrift selbst ist nur 68 Oktavseiten stark; sie kann also in kurzer Zeit ganz

ganz durchgelesen werden: deswegen hält Recensent für überflüssig, Auszüge daraus zu machen.

Or.

Herrn Jos. Quarins — Heilmethode der Fieber. Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen vermehrt, von J. Zadig de Meza — Kopenhagen und Leipzig, 1777. 8.

Hat 12 Kapitel, deren jedes eine besondere Krankheit mit Fieber begleitet, abhandelt, Friesel, Rose, Masern ꝛc. Es ist die herrschende Methode der Neuern, kühlend, ausleerend ꝛc. dabey der Verf. aber glücklicher im praktischen Theile als in der Geschichte der Krankheiten zu seyn scheint. Die epidemischen Blattern z. E. „äußern sich im Frühlinge, „im Sommer herrschen sie am stärksten, im Herbste nehmen sie ab, und des Winters herrschen sie „selten.“ S. 105. Aus dieser Erzählung sollte jemand, der viele Epidemieen dieser Krankheit erlebt hat, und so oft das Gegentheil gesehen, wider die Erfahrung des Verf. eingenommen werden, ob er gleich S. 115. sie sehr weitläuftig macht. Daß die Blattern in Schuppen abfallen, war dem Recensenten auch neu. Die Heilart der Blattern ist übrigens die modernisirte, — antiphlogistisch, — keine Furcht vor Aderlässen, oder andern Ausleerungen — viel Mineralsäure — kein Opium ꝛc. Auch der Verf. hat S. 115. keinen einzigen Blatterkranken verloren; jedoch sagt er dies mit einer gewissen Bescheidenheit, die uns Vergebung von ihm erwarten läßt, wenn wir diesen glücklichen Erfolg nicht sowohl von der Hinlänglichkeit der Heilart, wie er meynet, sondern vielmehr aus der Gutartigkeit der Epidemieen erklären, zumal da an eben dem Orte de Haen auch so viel Glück rühmte; denn wie sollte man sonst das Unglück anderer an andern Orten erklären, das sie bey völlig eben derselben Heilart erleben? Das Scharlachfieber soll wieder S. 131. am Ausgange des Sommers verfallen. Ueberhaupt sieht man dem historischen Theile des Buchs mehr, als dem therapevtischen die Eilfertigkeit des Verf. an, der nun einmal sich vorgesetzt hatte, von allerley Fiebern zu schreiben. Bey der Kürze und Unvollständigkeit bleibt es inzwischen doch ein nützliches Buch,

 und

und einer kann nicht in allen Krankheiten gleich erfahren, gleich stark seyn, sondern muß unterdessen von andern lernen. Und wäre es auch möglich, auf 172 Seiten, die das Buch stark ist, eilf der größten Krankheiten vollständig zu behandeln? Die angehängten Formeln enthalten lauter kräftige Arzeneyen, gut gemischt. Man hat nun noch von eben diesem Verf. die chronischen Krankheiten zu erwarten. Der Uebersetzer ist für sein Alter dreist genug, und wir würden seine Arbeit noch mehr gut heißen, wenn wir nicht glaubten, eine Anlage zu einer gewissen sehr um sich greifenden Krankheit bey ihm zu entdecken, die Quarin bisher noch nicht abgehandelt hat, die aber durch Lobsprüche Nahrung erhält, (eine ganz ungewöhnliche Ausnahme von andern Krankheiten!) und die die Engländer the Itch of scribbling nennen. Die Anmerkungen sind ziemlich passend; aber hätte man das Werk überhaupt nicht allenfalls eben so gerne im Originale gelesen? Wie unendlich vieler Zusätze wäre es sonst nicht noch fähig gewesen, wenn ja Zusätze nöthig waren. Warum bey dem Worte Aufenthalt noch *mora* in (), oder bey Zähe das lateinische *tenax* stehen bleiben müsse, wissen wir nicht. Die Kräfte erregen, S. 108, ist auch zu wörtlich 2c.

Joh. Nep. Anton Leuthners, Hofmedicus in München — Beobachtungen und general- sowohl als special-Kurmethode hitziger Gall- und Faulfieber, über deren wesentlichen Charakter — in den epidemischen Jahrgängen im Churfürstl. Hofkrankenhause zu Giesing gesammlet. Nürnberg, 1776. 8. bey Schwarzkopf. 440 Seiten.

Wenige Provinzen Deutschlands haben nunmehr ihren Beytrag zur Geschichte der damaligen großen Epidemie dieser Krankheit noch zu liefern, um etwas Allgemeines von derselben festsetzen zu können. Aus allen bisher aufgezeichneten Beobachtungen über dieselben, stehet man freylich die große Aehnlichkeit, selbst in weit von einander entfernten Ländern Deutschlands; aber so stark diese Sammlung von Beobachtungen auch seyn mag, fehlt es doch noch an den hinlänglichen Wahrnehmungen großer ausübender Aerzte, um

zu

zu einer allgemeinen Geschichte der ganzen Epidemie einer Meisterhand Stof genug zu geben, worinn es heißen könnte: Die Epidemie in ganz Deutschland hatte mit dieser oder jener in andern Ländern, mit der von vorigen Zeiten eine so treffende Uebereinstimmung, daß die Aerzte nur bloß Namen und Arzneyen verändert haben. — Gang, Character, Symptomen hatten dieses oder jenes abstechende, dieses übereinstimmende mit der epidemischen Krankheit, welche unter einem andern Namen ehemals von jenem großen Manne beschrieben worden ist. Einer traurigen Wahrscheinlichkeit nach ist Hr. **Leuthner** wohl der letzte, der seinen Beytrag hiezu liefert. Aber wirklich möchte man nun auch, nach lange geendigter Epidemie, die Beobachtungen wohl nicht mehr wünschen, da ohne Zweifel die Verf. vieles aus dem Gedächtnisse hinzusetzen müßten, um sie vollständig zu machen; ich sage: nach lange geendigter Epidemie, denn wenn gleich die vor einigen Jahren herrschende Krankheit bey der Facultät einen so tiefen, traurigen Eindruck gemacht, und sie so sehr einförmig gestimmt hat, daß noch immerfort ein gewöhnliches Flußfieber, ein überladener Magen ꝛc. mit der fürchterlichen Benennung eines Gallenfiebers belegt wird, und also die Epidemie noch fortdauert, so widerlegt doch oft der geschwinde glückliche Ausgang in 3 — 4 Tagen genug diese Benennung.

Der Verf. dieser Beobachtungen erklärt die Entstehung des Fiebers 1) aus einem in den ersten Monaten 1772. gefallenen starken Nebel, und einer unverhofften feuchten Witterung. (aber an wie vielen Orten ist eben diese Krankheit nicht entstanden, wo man von diesem Nebel nichts fand?) 2) Ansteckung. 3) Furcht. 4) Hungersnoth. 5) Aus der angesteckten Luftsphäre, welche — „mit ihrem schädlichen tödtenden „Einflusse auf die Lunge wirket, und also statt dem jastischen „Geblüte einen erquickenden Balsam beyzumischen, vielmehr „bey dergleichen ansteckenden Seuchen ein pestilentialisches „Gift heruntertthauet.“ Die Krankheit äußerte sich zuerst in Kirchen, Posthäusern, Mühlen, Werkstätten der Professionisten, (bey uns: Herbergen der Handwerksburschen,) breitete sich allmälich nach der Residenzstadt (München) durch die verhungerten Landleute aus, deren Elend der Verf. sehr jämmerlich schildert. Der Verf. selbst wurde in seinem reinlichen Krankenhause nicht angesteckt, „aber in etlichen Wochen in „einem Zuchthause, wo bis gegen 10 Männer in einem Be-

„zirke

„zirke von etwa so vielen Schuhen in die Länge und Br
„eingesperrt waren.“ Die unmittelbare E
ist allemal eine in den ersten Wegen gährende und in
des Blutes eingedrungene Galle, nebst einem gewissen
von Vollblütigkeit. Ohne sich auf eine umständliche S
bung des allmäligen Fortganges und Zunehmens des
einzulassen, behandelt der Verf. in einzelnen K
Symptomen, und beschreibt auch eben so einzeln
wandten Mittel, als von ausleerenden, Brechmittel,
mittel, Aderläße, Blutigel; von verbessernden die Rinde,
pher ꝛc. Herzhaft, unternehmend findet man
hends, der Vorurtheile spottend, und in der T
roische kräftige Mittel in seiner Hand. Um die
leerung durch den Speichel zu erleichtern,
läßt er warme geistige Dämpfe einhauchen,
frühzeitige Zugpflaster legen. (aber wie viel
mes eigentlich in den Magen kommen, wenn,
mul 14, ein Gran mit nichts vermischt wird?
pfe! freylich wenn sie sich in dem Zustande des Kranken,
der Entkräftung, bey dem Unvermögen sich aufzuricht
„selbst Hülfe zu geben, bey der Gefühllosigkeit und
des Verstandes nur oft anbringen ließen!) Die Pete
nes der besten Kapitel,) die mehresten, fast alle,
ptomatisch, und erschienen, des Recensenten Erfahrung
der, schon am 2ten, 3ten, 4ten Tage. Der Verf.
dadurch in der schon beschriebenen Handlung
chen; doch ist er zu gewissenhaft, harzigte und bra
ganzen nach der Strackischen Methode zu geben, weil
102. die sehr bösen Wirkungen derselben oft er
r.n. Er liebt auch das zu weit ausgedehnte kühlende
halten nicht, daß er z. E. unbesonnen Fenster öffnen ließe ꝛc. —
nicht Erkalten, nicht Schwitzen, viel lauligt Getränke, doch
dies letztere nicht allgemein, sondern in andern Fällen kaltes,
wodurch er S. 107. eine Entzündungskolik hob, innerlich und
äußerlich gebraucht. Bey der Schlafsucht S. 219. viel Kam-
phor und Blutigel, von diesen hat er einige hundert in seinem
Hospitale genutzet. Zuletzt die Geschichte eines Absceßes im
Unterleibe, und anderer nach diesem Fieber entstandener Zu-
fälle — nur zu gekünstelt, zu schwatzhaft. Das langwierige
Erbrechen durch Opium gehoben. Die Vorbeugung S. 400.
ist, was das diätetische Verhalten betrifft, bestehend in säuer-
lichen Speisen und Getränken, wohl die richtigste; allein das
medi-

medicinische Purgiren, Aderlassen, doch nicht völlig mit dem Rathe anderer erfahrner Aerzte, und unserer eigenen Erfahrung übereinstimmend, weil oft in dieser und andern Epidemieen eben dadurch Anlaß zu dem Uebel gegeben, und selbiges erregt wird, das man verhüten will. Neu ist die Erinnerung S. 402., man solle nie die abgenommenen Zugpflaster, welche mit Eiter bedeckt, einen Theil des Giftes aus dem Körper gezogen haben, ins Feuer werfen, sondern in ein Flußwasser. In den Formuln sind die Arzneyen gut gewählt, gut gemischt, kräftig; einige, wie No. 7. könnten jedoch einfacher seyn, wo Essig und Weinstein allenfalls wegbliebe; auch ist Vitriolsäure nicht bestimmt genug. Ueberhaupt aber gehören diese Beobachtungen unter die wichtigsten über diese Epidemie; da sie eben so wie die Keßlerischen das Resultat einer großen Erfahrung in einem Hospitale sind, und 635 Genesende, (welche alle auf eine und dieselbe Art in der nemlichen Krankheit, in zwey Jahren und unter der Versorgung des Verf. allein S. 405. ihre Gesundheit erhalten haben,) wahrhaftig eine eben so seltne Erscheinung als redende Beweise von der Vortrefflichkeit der Methode seyn müssen. Hätte der Verf. doch auch so ungekünstelt, so sehr im Geschmack eines kühlen Beobachters, ohne alles Gepränge von Gelehrsamkeit, uns so die Schilderungen dieser epidemischen Krankheit geliefert, als Keßler! Leider ist die Hälfte der 400 Seiten gewiß voller Ausfälle wider seine Collegen, heftiger Ausdrücke wider andre mit Vorurtheilen eingenommene Personen, und dabey kann der Verf. in einem Odem zuweilen so lange fortreden, daß man befürchten muß, er bleibe ganz weg. Der Rec. wüßte sich nicht zu entsinnen, daß ihm ein Buch bey dem Inhalte so gründlicher medicinischer Wahrheiten so schwer geworden wäre, durchzulesen, als dieses. Fast hat er, als ein Schulknabe, die Schuhlangen Perioden construiren, und oft zweymal lesen müssen. Das Precieuse des Styls an sich nicht einmal mit gerechnet. Es ist ein Unglück, daß man bey Erzählungen von Krankheitsgeschichten glaubt, man müsse ein poetisches Gemälde machen, und sich nicht erinnert, daß man von zu vielen Blumen leicht Schwindel bekommt. So wie der Verf. wider seine Amtsbrüder sich heftige Ausdrücke erlaubt, so ist er auf der andern Seite wieder so eckelhaft kriechend gegen Se. Excellenz, den Hrn. **von Wolters**, welche **Kermes zu nehmen befohlen**, oder auch wohl im Stande, **Herrn Bartholin** zu sagen, daß er ein Räthsel bleibt. Noch

einige

einige starke Ausdrücke, dem Leser der Bibliothek einen Spaß zu machen: Die elende Aussicht in eine mangelnde Zukunft, — ein angstschwerer Athem — ein unnachahmlicher Menschenfreund, — ein mühsamer Beförderer des — die Erzeugerinn des Uebels — Zum Hinscheiden verkurirte Elende retten — Die That härtete den Satz ab. — Der V. überläßt es den holdseligen Lippen geistreicher Frauenzimmer, durch ihre Honigfließende Gründe alte Aerzte zu widerlegen. — Und endlich eine Probe einer Periode: S. 366. „Die „Kleinmuth einiger, ja der mehresten Praktiker, welche von „dem ungegründeten Vorurtheil gegen einen so niederträchti„gen Heilmittel genährt, über derley ungekünstelte Kurarten „die Köpfe mit verächtlicher Miene, verneinenden Achselzu„cken schütteln, mag dem öftern Gebrauche des frischen Was„sers im Wege stehen, und die Finsternisse verdicken, womit „diese ungeprüfte Wunderkraft bey unsern aufgeklärten mit „Aushecken seltner und nur von ihrer Meilen weit entlege„nen Heimath, in ihrem Gehirne wichtig scheinender Mittel „beschäftigten Rumrednern umhüllt bleibt, da sie indessen „schon Hippocrates vor Ablauffe tausender Zeitalter — eines „andern hätte überzeugen sollen.“

Herrn Joh. Colbatsch — Abhandlung von dem Mistel und dessen Kraft wider die Epilepsie, mit Anmerkungen und Zusätzen eines deutschen Arztes. Aus dem Englischen übersetzt. Altenburg, 1776. 8. bey Richter. 88 Seiten.

Schon seit 1748. war uns eine Uebers. von Colbatsch bekannt: diese neue nebst den Zusätzen des deutschen Arztes ließ uns also viel Neues für die Praxis hoffen, zumal da diese S. 82. einige Bemerkungen enthalten, was der Mistel in Deutschland für Wirkung gehabt hat, seit Colbatsch die Aerzte auf diese Pflanze aufmerksam gemacht hat; allein leider belaufen sich die Fälle, darinn sich die Pflanze wirksam bewiesen, nur nach diesen Zusätzen, auf 4 — 5. Das wäre denn freylich aus ganz Deutschland erbärmlich wenig, oder — die Belesenheit des deutschen Arztes vielmehr sehr mittelmäßig. Das Stillschweigen, was die

die Landesleute von Colbatsch selbst über dieses Mittel beobachten, verspricht unterdessen von der Kraft desselben sehr wenig; und doch konnte man ihrem forschenden Geiste zutrauen, daß sie, zumal wider eine so große, so schreckliche Krankheit, die Wirksamkeit gerne aus der Erfahrung bestätiget hätten.

D. Simon Heinrich Adolph Keiser Abhandlung von der Gesundheit und derselben Einfluß auf die Glückseligkeit der Menschen. Gießen, bey Krieger. 1776. 8.

Wie es möglich sey, solche allgemein bekannte Wahrheiten, auch sogar ohne allen neuen Aufputz, hinzuschreiben, ist uns unbegreiflich; auch scheint es wirklich dem Verf. Mühe gemacht zu haben, die 64 Seiten voll zu kriegen. Wir wünschen dem Leser Glück, der es besser aushält, wie wir, alle die 64 Seiten zu lesen. Das beste in der ganzen Abhandlung ist die Wiederholung eines Plans aus dem Hannöverischen Magazine zu Errichtung einer Medicinalcasse unter den Landleuten.

St.

Iosephi Iacobi Plenck, Chirurgiae Doctoris et P. P. O. Chirug. Anatom. et. artis obstetriciae Tyrnauiensis, Doctrina de Morbis cutaneis, qua hi morbi in suas classes, genera et species rediguntur. Viennae, apud Graeffer. 1776. gr. 8, 8 Bogen.

Herr Pl. hat sich die verdienstliche Mühe gemacht, 115 Gattungen von Hautkrankheiten in folgende 14 Classen zu ordnen. 1) Maculae, Flecken. 2) Pustulae, Eiterblattern. 3) Vesiculae, Wasserblattern. 4) Bullae, Blasen. 5) Papulae, Knoten. 6) Crustae, Räude. 7) Squamae, Schuppen. 8) Callositates, Schwielen. ; 9) Excrescentiae cutaneae, Hautgewächse. 10) Vlcera, Hautgeschwüre. 11) Vulnera, Hautwunden. 12) Insecta cutanea, Hautinsekten. 13) Morbi vnguium, Nägelkrankheiten. 14) Morbi

Morbi Pilorum, Haarkrankheiten. Bey den Beschreibungen der Arten sind mit wenig Worten zugleich die Ursachen und Curregeln dieser Krankheit angezeigt. Wir finden nichts Erhebliches gegen die Ausführung zu sagen.

Joh. Dan. Metzgers, der A. K. D. und Prof. zu Königsberg — Grundriß der Physiologie, zu Vorlesungen bestimmt. Königsberg, bey Hartung. 1777. in gr. 8. 133 Seiten.

Die bis jetzt bekannten deutschen Lehrbücher über die Physiologie schienen dem Hrn. Verf. (welcher erst kürzlich zum öffentlichen ordentlichen Lehrer der Arzney- und Zergliederungskunst in Königsberg ernannt worden,) entweder zu weitläuftig oder zu schwer, oder zu schlecht geschrieben zu seyn; und dies bewog ihn, diese wirklich sehr kurzen und leichten Aphorismen zu entwerfen, um sie bey seinen physiologischen Vorlesungen zu Grunde zu legen. Das, was zur Zergliederungskunst gehört, ist überall nur mit wenig Worten berührt, und was dem Hrn. V. in der Physiologie nicht ganz ausgemachte Wahrheiten zu seyn geschienen, hat er hinweggelassen. Uebrigens findet man hier von Allem, was in dieser Wissenschaft vorgetragen zu werden pflegt, die gewöhnlichen Begriffe und Lehrsätze, freylich nicht ausgeführt, aber doch wenigstens so weit angezeigt, daß der Lehrer nichts vermissen wird, worüber er seinen Zuhörern Unterricht zu ertheilen schuldig ist. Neues läßt sich in einer solchen Schrift nichts erwarten; doch hat der Verf. in der Lehre von den Absonderungen einiges Eignes, daß wir mit ein paar Worten anführen müssen: zumal da er sich darüber noch ausführlicher erklärt hat, in einem

Specimen inaugurale, de Secretione generatim considerata, 24 S. in 4.

welches er im Nov. 1777. zu Königsberg, pro loco, öffentlich vertheidigt hat. Er macht darinn gegen die bisherigen Theorieen von den Absonderungen, besonders gegen die Hallerische, verschiedene nicht ungegründete Anmerkungen. Zum E. leugnet er gegen letztern, daß die abzusondernden Säfte schon fertig, oder beynahe so, vor ihrer Absonderung im Blute befindlich wären; auch gefällt ihm nicht, daß nach der Hallerischen Eintheilung der Säfte, da z. E. Galle, Fett, Knochenmark,

mark, Ohrenschmalz ꝛc. in einerley Classe gehören, die verschiedensten Organe Säfte von einerley Art absondern sollten, und daß überhaupt in der ganzen Theorie der Absonderungen den todten physischen und mechanischen Kräften zu vieles, und den thierischen zu wenig zugeschrieben wird, welches letztere ein allgemeiner Fehler aller bisherigen Erklärungsarten ist. — Nach Hrn. M. Einsicht nehmen schon die Schlagadern, welche zu einem Absonderungsorgane hingehen, ein solches Blut in sich, das zu dieser Absonderung am geschicktesten ist, wie z. E. die Pfortader ein Blut, das zur Absonderung der Galle schon an sich geschickter ist, als jedes andre im Körper. In den Schlagadern der absondernden Organen selbst werden die abzusondernden Säfte noch näher zubereitet, so daß demnächst die eigentlichen absondernden Gefäße nur Säfte von ganz besonderer Beschaffenheit, z. E. die eine Art Drüsen nur Schleim, eine andre nur Speichel aus dem ihr zugeführten Blute heraussondern kann. Ja endlich leiden die abgesonderten Säfte in den Abführungscanälen noch eine neue Zubereitung, die sie zu ihrer Bestimmung völlig geschickt macht, wie z. E. die Galle, der Urin, der Saame in ihren Blasen und Bläschen. Inzwischen gesteht doch Hr. M. nach dem Allen, daß das Geschäft der Absonderung auf geheimen Eigenschaften der Organen beruhe, die bisher noch kein menschlicher Scharfsinn hat entdecken können.

Wir erwähnen bey dieser Gelegenheit noch ein *Specimen pro legitima receptione, Dubia Physiologica* enthaltend, (14 S. in 4.) welches Hr. M. eben so wie das vorige öffentlich vertheidiget hat. Darinn findet er 1) den Unterschied der grauen und weißen Substanz des Gehirns, außer der Farbe, so gering, daß er keinen Grund sieht, warum man beyden nicht einerley, sondern ganz verschiedene Verrichtungen zuschreibt. 2) Die Wirkung der Gebährmutter bey der Entbindung schreibt er einem beständigen Antagonismus des Halses und des übrigen Körpers dieses Eingeweides zu. (nach Stein.) 3) Er behauptet, aus dem Augenscheine, das Daseyn einer faserigen Substanz im Blute, die vom Serum allerdings verschieden, und vielleicht die nährende Materie der festen Theile des Körpers, gewiß aber der Stoff zu der Entzündungshaut im Blute sey.

Hm.

Joseph Jakob Plenk, der Wundarzneykunst und der Geburtshülfe ordentlichen Lehrers zu Tyrnau, Sammlung von Beobachtungen über einige Gegenstände der Wundarzneywissenschaft. Verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, bey Gräffer, 1775. 8. 340 Seiten.

Herr Pl. hat bey dieser Auflage dreyerley vorgenommen; er hat die Abhandlungen v brauche der Fieberrinde und des Mohnsafts in dieser Au weggelassen; in den übrigen Stücken einige V macht, wozu ihm die Kunstrichter Anlaß ge n endlich einige ganz neue Aufsätze eingerückt, die Auflage nicht befindlich sind. Dieser n an der Zahl.

Versuch über die Bisse der in Oesterreich befindlichen Schlangen. Es giebt sechs Gattungen von Schlangen in Oesterreich; keine derselben aber hat einen schädlichen oder tödtlichen Biß. — Von einem mit verschiedenen Zufällen vermengten Beinbruche der grossen und kleinen Schinnbeinröhren. Verschiedene Knochensplitter erregten Zuckungen, Brand, Eytersammlungen, und wurden nach und nach entdeckt und ausgezogen. Der Kranke ward endlich glücklich geheilt. — Von einer Wunde durch die Stirnfontanell. Es war ein Stich mit einem Federmesser, der erst den sechzehnten Tag unter Zuckungen den Tod verursachte. Man fand Eyter unter dem Hirnschädel. — Von einem Bruche des ringförmigen und schildförmigen Knorpels des Luftröhrkopfs. Die Person fiel mit der vordern Gegend des Halses auf den Rand eines hölzernen Wassereymers, und war sogleich todt. Man fand die eben angezeigten Knorpel zerbrochen, und dergestalt verschoben und eingedruckt, daß dadurch die Oeffnung der Luftröhre ganz verschlossen wurde. Die Person war also erstickt.

Nl.

4. Weltweis-

4. Weltweisheit.

I) J. Chr. Kemme, Beurtheilung eines Beweises vor die Immaterialität der Seele aus der Medicin. Eine Abhandlung aus den Hallischen Anzeigen. 1776. 8. 6¼ Bogen. Halle, bey Hendel.

II) G. Fr. Oesfeld, Lehre von der Immaterialität, Freyheit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele, erwiesen und wider die neuesten Einwürfe vertheidigt. 1777. 8. 7 Bogen. Chemnitz, bey Stössels Erben und Pütscher.

III) Gedanken über die Seele des Menschen, und Muthmaßungen über den Zustand derselben nach dem Tode. Nebst einem Anhange von den übrigen denkenden Wesen. Zween Bände. 1777. 8. Berlin, bey Decker, 35 Bogen.

IV) Was bin ich, wenn ich nicht unsterblich bin? Entweder unsterblich, oder weniger als Vieh. Offenbach am Mayn, 1776. 8. 6 Bogen.

V) Psychologische Versuche. 1777. 8. Frankfurt und Leipzig, 17½ Bogen.

Wir nehmen diese Schriften zusammen, weil sie für einerley Leser sind. Tralles und mehrere andere Aerzte glauben zeigen zu können, daß sich die Theile des Leibes überhaupt und besonders des Gehirnes, durch den Gebrauch abnützen, und daher immer durch neue ersetzt werden, so daß nach einer Anzahl Jahren von der anfänglichen Substanz desselben wenig oder nichts mehr vorhanden ist. Da nun die Gedanken und Begriffe bleiben, so müsse ihr Sitz in einer nicht vergänglichen Substanz seyn. Hr. K. setzt sich diesem Beweise

in der ersten Schrift entgegen, indem er das Factum läugnet, und Gründe dagegen zusammensuchet. Sie leuchten uns nicht sehr ein, wenn gleich sehr viel dabey richtig ist.

In der zwoten Abhandlung nimmt sich Hr. Oe. vor, die zu Riga 1774. bey Hartknoch herausgekommene Schrift zu widerlegen, welche den Titel hat: Anmerkungen und Zweifel über die gewöhnlichen Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und thierischen Seele. Hr. Oe. führt die Sätze an, gegen welche er was zu erinnern hat. Wer aber Lust hat, sich in dieser Streitigkeit umzusehen, wird immer gut thun, beyde Schriften zusammen zu lesen. Hr. Oe. scheint hin und wieder den Rigischen Schriftsteller nicht recht verstanden zu haben.

Die dritte Schrift ist sehr bescheiden abgefaßt, und der Verfasser zeigt durchaus, daß er hat Schritt vor Schritt gehen, und ungemein behutsam seyn wollen. Wenn denn aber der Leser bey so mühsamen Fortschreiten einen Fehltritt oder einen auch noch so unmerklichen Sprung gewahr wird, so reuet ihn etwa die bis dahin genommene Mühe, und er verlieret den Muth, sich weiter durchzuarbeiten. Doch können auch solche Leser vielleicht schadlos gehalten werden, wenn sie im zweyten Bande nachsehen, was der Verf. über den Zustand der Seele nach dem Tode vorträgt.

In der 4ten Schrift ist die Schreibart der Schreibart des Titels gemäß, und der Titel ist wirklich der Text zur Abhandlung. Man sieht ohne Mühe, daß da der Mensch nicht geneigt ist, sich weniger als ein Thier zu achten, der Verf. ihn bey dem Point d'honneur angreift. Wir glauben, daß er Beyfall finden wird.

Der Verfasser der 5ten Schrift glaubt, die Seele könne gar wohl materiell, und dabey dennoch unsterblich seyn. An diesem letzten Punkte ist wohl das meiste gelegen. Der Verf. ist etwas heftig. Das zeigt sich aus dem Vorberichte, wo die Worte vorkommen:

„Um den Geistlichen das Vergnügen zu machen, den unsinnigsten von allen, den theologischen Roman, über den „Menschen schreiben zu können. Und so ein Buch überschrieb man mit dem glänzenden Titel Theologia dogmatica systematica."

Heißt das nicht: ex vngue leonem? Das Odium antitheologicum scheint an Heftigkeit dem Odio theologico nichts nachzugeben, und von den Fehlern der - - - isten sind die anti - - - isten eben so wenig frey. Es hat uns oft gewundert,

hert, daß, da die Philosophen sich über den Mangel eines Begriffes von einem Geiste beklagen, ein Kind sich denselben so leicht und so gern machet, wenn ihm seine Amme was von Geistergeschichten erzählt, daß es unstreitig ist, es finde sich in die Geisterwelt wie in eine ihm ganz bekannte Sache, da es hingegen 15 und mehr Jahre Zeit braucht, ehe es sich auch nur mittelmäßig in die Körperwelt finden kann.

C. Fr. Flögel Geschichte des menschlichen Verstandes. Dritte Auflage. 1776. 8. 20 Bogen. Breslau, bey Mayer.

Der Verbesserungen unerachtet ein sehr mittelmäßiges Werk, für solche, die lieber lesen als denken, und die, wenn sie es gelesen haben, Wunders glauben was sie nun wissen. Das Modewort Geschichte, ist ein förmlicher Mißbrauch der Sprache, weil in dem Werke höchstens nur in den Beyspielen Erzählungen vorkommen.

P. I. N. Reichenberger Philosophia et Mathesis vniuersa, in suos suorumque vsus. 1776. 8. Regensburg, bey Montag.

Der Verf. giebt sein Werk stückweise und ohne alle Ordnung heraus. Hier nimmt er die von ihm sogenannte *Aerethic*, und im zweyten und dritten Theile die *Ethic* vor. In der ersten handelt er von der Luft und dem Schall, in der andern von Leidenschaften, Tugenden, und Lastern, wie auch von Rechten, die sich auf Gewohnheit und Herkommen gründen. Sw.

---

5. Mathematik.

J. P. Süßmilch, göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung dessel-

ben erwiesen. Dritter Theil, welcher Anmerkungen und Zusätze zu den beyden ersten Theilen, nebst einer Abhandlung von Wittwenverpflegungsgesellschaften enthält, von C. J. Baumann. 1776. 8. Berlin, in der Buchhandlung der Realschule. 47 Bogen, nebst 4½ Bogen Tabellen.

Der Titel giebt den Inhalt ganz ordentlich an. Ueberhaupt bedurfte das Süßmilchische Werk einer Menge von Anmerkungen, und darunter vorzüglich auch solcher, wodurch Süßmilchs feuriger Eifer für die Bevölkerung gemäßiget würde. Denn wo z. E. die Bevölkerung, die Lage und Verfassung eines Landes so beschaffen ist, daß der zehnte Theil der Einwohner vor Jammer und Hunger stirbt, da ist es eben nicht rathsam, auf mehrere Bevölkerung zu denken. Man denke vielmehr auf neue Arten von Unterhalt, so wird es an Zufluß von Menschen und Ehen nicht fehlen. Herr B. nimmt hierauf Rücksicht, und macht zwischen den Haupthindernissen der Ehen, und den kleinen Hülfsmitteln, die Süßmilch so sorgsam aufgesucht und vorgepredigt, einen sehr wesentlichen Unterschied. Hr. B. holt ferner nach, was seit der letzten Auflage von neuen Beobachtungen, Anschlägen und Berechnungen bekannt worden. Dahin gehört besonders die Stiftung mehrerer Wittwenpflegschaften. Süßmilch hatte diese Sache kaum berührt, so sehr er übrigens solche Stiftungen wünschte. Hr. B. nimmt daher einen gedoppelten Anlaß, eine förmliche Abhandlung darüber zu schreiben. Er durch[illegible]t darinn die verschiedenen Sorten solcher Gesellschaften [illegible] hält sich besonders bey denen auf, wo jeder unter [illegible]igten Bedingungen den freyen Zutritt hat, und [illegible] amtshalber dazu an sich schon verpflichtet ist. Sol[illegible]gen sind nun wegen der vielfachen Unterschiede, so [illegible]kommen, nicht leicht zu berechnen, und eben daher [illegible]s, daß wegen der irrigen Berechnungsarten schon [illegible]e wieder zerfallen sind, und denen, so noch vorhanden [illegible]d, kaum etwas besseres bevorsteht. Hr. B. läßt sich zwar durch die Weitläuftigkeit solcher Rechnungen abschrecken; jedoch nicht so, daß er zum Nachtheil der Richtigkeit eine leichtere Berechnungsart in Vorschlag, oder vollends ausgerechnete Tabellen liefern sollte. Er macht einen Versuch, die Wittwenzahl

zahl zu bestimmen, und findet, daß 1000 Ehen oder Genossen 533 Wittwen zu ernähren haben. Dieser Schluß ist richtig, sofern er von Hrn. Kritter und Lambert aus richtigen Gründen erwiesen worden. Aus Hrn. B. Rechnung folgt er nicht anders, als auf eine sehr willkühliche Art. Seine Rechnung ist folgende: Das mittlere Alter der Ehemänner sey 45, der Ehefrauen 33 Jahr. Das mittlere Alter, so die Männer erreichen, ist $64\frac{3}{10}$ Jahr. Also von ihrer Seite ist die mittlere Dauer der Ehe $21\frac{3}{10}$ Jahr. Die Frauen sind alsdann $54\frac{3}{10}$ Jahr alt. Von da an währt ihr mittleres Alter bis auf $68\frac{8}{10}$ Jahre. Also ist die mittlere Dauer ihrer Wittwenschaft beynahe 15 Jahre. Addirt man 15 und 21, so erhält man 36 Jahre. Demnach wird in dem 36sten Jahre der Gesellschaft die höchste Zahl lebender Wittwen seyn. Hr. B. sagt zu wiederholtenmalen, und läßt es S. 523. mit Schwabacherschrift drucken, daß man auf diese Art rechnen müsse. Die Gründe, warum man es thun soll, hat er nicht angeführt. Wir müssen also die Rechnung selbst näher ansehen. Erstlich sagt er: **Ein jedes Mitglied müßte also (eines ins andere gerechnet,) 21 Jahre beytragen.** Allerdings würde dieses geschehen, wenn auch die Wittwer beytragen müßten. Dieses geschieht aber nicht, und damit fällt circa $\frac{1}{5}$ von den Beyträgen weg, und die übrigen $\frac{4}{5}$ müssen bis zum ganzen erhöht werden. Ferner setzt Hr. B. voraus, als wenn alle Ehefrauen 21 Jahr leben, oder 54 Jahr alt werden. Aber nach seiner eigenen Tafel sind von 381 33 jährigen Frauen im Alter von 54 Jahren nur noch 181 bey Leben, und so kann es nur von diesen gelten, daß sie ihr mittleres Alter bis auf $68\frac{8}{10}$ Jahre bringen werden. Man sieht schon hieraus, daß, wenn man auch die übrigen Grundsätze des Verf. wollte beybehalten, die Rechnung ganz anders ausfallen würde. Es ist aber ferner grundfalsch, daß, um die Jahre der höchsten Wittwenzahl zu finden, die wahrscheinlichen Lebensjahre der Männer und der Wittwen addirt werden müssen. Denn sind von 381 nach 21 Jahren nur noch 181 bey Leben, so werden 15 Jahre nachher nur noch 77 bey Leben seyn. Und dieses ist gewiß nicht die größte Wittwenzahl. Sie beläuft sich auf 120 bis 130, wenn die Gesellschaft nicht recrutirt wird, und über 180, wenn sie recrutirt wird. Es läßt sich aber auch nicht so willkürlich ein mittleres Alter annehmen; sondern es ist der Billigkeit selbst angemessener, daß man für jedes Alter der Männer und

Frauen besonders Rechnung trägt, und dann ist es auch nicht nöthig, die Bedingung wegen des Alters einzuschränken. Ein 80 jähriger Mann, der eine 20 jährige Frau hat, wird sich schon selbst besinnen, wenn er in der Tariffe sieht, wie viel er jährlich beyzutragen hat, damit seine sehr vermuthliche Wittwe nicht auf andere, sondern auf seine eigene Unkosten in der Gesellschaft seyn könne. Daß übrigens eine so ins Detail gehende Rechnung weitläuftig sey, das ist eben kein Grund, sie aus der Acht zu lassen, oder vollends irrige Rechnungen an deren Statt vorzunehmen, wodurch die Gesellschaftsgenossen vernachtheiligt werden, oder die Gesellschaft selbst in wenigen Jahren zerfällt. Hr. H. ergreift ein anderes Mittel, sich die Mühe einer langwierigen Rechnung zu ersparen. Einmal sagt er, es gehöre nicht nothwendig zu seiner Absicht. Sodann bringt er viele Gründe vor, woraus erhellen solle, man wisse die Gesetze des Absterbens, zumal im Ehestande, noch nicht zuverlässig genug, um etwas genaues bestimmen zu können; und dann kommen, sagt er, zuweilen auch epidemische Jahre, und die Wittwen verheyrathen sich zuweilen auch wieder. Hr. B. macht alle diese Schwierigkeiten viel größer, als sie sind, und stellt sich die Ehen und ihre Trennung oft mehr nach seinen Begriffen, als nach richtigen Rechnungen vor. Auf diese Art glaubt er, daß unter 100000 Ehen nicht eine sey, die sich eine 50 jährige Dauer zu versprechen habe. Und zwar selbst unter solchen Ehen, wo der Mann nur 25, die Frau nur 20 Jahr alt ist. Nimmt man aber auch diese letztere Bedingung nicht mit, so würde überhaupt in einer großen Stadt, wo jährlich 1000 Ehen durch den Tod getrennt werden, in Zeit von 100 Jahren nur eine 50 jährige Ehe statt finden. Alte Eheleute müssen in der That sehr selten seyn, und da Hr. B. behauptet, daß die Ehe nach ganz andern Regeln, als nach denen, die sich auf die allgemeinen Gesetze der Sterblichkeit gründen, getrennt werden, so wäre wohl kein anderer Schluß zu machen, als daß der Mann die Frau, oder die Frau den Mann, oder die Kinder ihre Eltern zu tode ärgerten, oder auf andere Arten ihren Tod beförderten. So gar allgemein geschieht doch dieses nicht.

Anzeich-

Verzeichniß derer auf dem Maschinensaale der königl. Realschule befindlichen Instrumente, Maschinen, und Modellen. 1777. 8. 5 Bogen, in der Buchhandlung der Realschule.

Die Vorrede ist von dem dermaligen Vorsteher Hrn. J. E. Silberschlag unterzeichnet und mit Bedacht geschrieben. Es ist zu wünschen, daß die darinn vorkommenden Regeln in bemeldter Schule selbst mit immer größerer Genauigkeit befolgt werden, und dann vorzüglich auch in denen Schulen, wo man die Jugend über ihr Alter hinaus gelehrt machen will. Das Verzeichniß hat folgende Aufschriften: 1) Maschinen zur Rechnung. 2) Instrumente zur Geometrie, 3) zur Mechanik, 4) zur Aerometrie und Physik, 5) zur Hydrostatik und Hydraulik, 6) zur Hydrotechnik, 7) zum Bergwerks- und Hüttwesen, 8) zu Fabriken, Künsten und Manufacturen, 9) zur Haus- und Feldwirthschaft, 10) zur bürgerlichen Baukunst, 11) zur Kriegsbaukunst, 12) zur Optik, 13) zur Astronomie, Geographie und Chronologie. Am Ende werden noch die vorräthigen Medaillen angezeigt. Mehren einzelnen Stücken ist eine nähere Anzeige und Beurtheilung beygefügt.

Vorschläge zur nöthigen und möglichen Verbesserung der Gesetze und Verfassung der in dem Fürstenthume Weimar im Jahre 1757. aufgerichteten und höchsten Orts bestätigten Wittwen- und Waysensocietät. 1776. 4. Weimar, bey Hoffmann. 7 B.

Die anfängliche Einrichtung der Weimarschen Wittwenpflegschaft wird hier nicht umständlich angegeben. Nur wird gesagt, daß sie aus 100 Mitgliedern bestehe, und dermalen schon 41 Wittwen zu erhalten habe, auch daß die Pensionen der Wittwen bereits um die Hälfte haben vermindert werden müssen. Dabey ist also unstreitig viel zu bessern. Der Verfasser schlägt demnach die Calenbergsche Wittwenpflegschaft zum Muster vor, und liefert auch Tabellen, die von den Calenbergschen nur in Kleinigkeiten verschieden sind. Indessen will er doch, daß die sogenannten Simpla niemals geringer

ringer als zu 3 Pf. angesetzt werden sollen, glaubt auch, daß sie selten oder nie über 8 Pf. zu stehen kommen werden. Ueberdies schlägt er noch verschiedene Gesetze und Bedingungen vor, wodurch die jährlichen Beyträge nicht allzu sehr anwachsen sollen. Der Erfolg aber wird von ihm nicht im Detail berechnet, und kömmt, wenn man sich diese Mühe giebt, ganz anders heraus. Es liegt bey der von Hrn. Gude angegebenen Berechnungsart ein Fehler zum Grunde, der von wichtigen Folgen ist, dabey aber nicht leicht einem jeden Leser faßlich gemacht werden kann. Hr. Gude, und mit ihm noch mehrere andere, rechnen folgendermaßen. Es sey z. E. der Mann 30, die Frau 25 Jahr alt. Nun hat zufolge der Süßmilchschen Tabelle der Mann Hoffnung, noch 30 Jahr zu leben, die Frau aber kann hoffen, daß sie noch 34 Jahre leben werde. Demnach hat der Mann 30 jährliche Beyträge zu liefern, und da seine Frau wahrscheinlich 4 Jahre als Wittwe zu leben hat, so müssen diese 30 Beyträge nebst den daraus etwa zu hebenden Zinsen so viel austragen, als 4 jährliche Wittwenpensionen. Dieses scheint sehr klar zu seyn. Es taugt aber eine solche Rechnungsart schlechthin nichts. Man kehre den Fall nur um, und setze, der Mann sey 25, die Frau 30 Jahre alt. Der Mann wird also noch 34 Jahre zu leben haben, und folglich 34 jährliche Beyträge geben. Seine Frau lebt nur 30 Jahre. Da sie also 4 Jahre vor ihrem Mann stirbt, so kann von Wittwenpension hier nicht die Rede seyn, es wäre denn, daß der Mann selbst die Pension 4 Jahre lang genösse, weil er seine Frau überlebt. Dieses ist aber dem Institute nicht gemäß, weil nicht Wittwer, sondern Wittwen versorgt werden sollen. Es ist irrig, wenn man das wahrscheinlich zu hoffende Alter des Mannes und der Frauen jedes besonders in die Rechnung zieht. Man muß ganz im Gegentheil die wahrscheinliche Dauer der Ehe zum Grunde legen; und diese ist fast immer doppelt kürzer, weil die Ehe getrennt wird, sobald von zweyen eines, nemlich der Mann oder die Frau stirbt. Wenn also in vorigem Beyspiele der Mann Hoffnung hat, noch 30, die Frau aber noch 34 Jahre zu leben: so folgt nicht, daß beyde zugleich eben so viele Hoffnung haben können; diese Hoffnung wird sehr merklich geringer. Denn zur Zeit, wo die Hälfte der Frauen gestorben, sind bereits $\frac{3}{4}$ der anfänglichen Ehen getrennt, und bleibt nur noch $\frac{1}{4}$ derselben ungetrennt stehen. Dieses macht, daß die jährlichen Beyträge sehr schnell abnehmen, und hinwiederum die Pensionen

nen zahlreicher werden, als nach der Gudenschen Berechnungsart. Die wahre Berechnungsart ist ungleich weitläuftiger, und nur für Leute, die die ächten Grundsätze einzusehen, im Stande sind. Das schlimmste dabey ist, daß die wahre Berechnungsart die Wittwencasse von einer so wenigen vortheilhaften Seite zeigt, daß sie gar nichts anlockendes hat, weil 100 stehende Ehen 50 und auch wohl mehr Wittwen zu erhalten haben, und folglich der jährliche Beytrag wenig geringer als die Hälfte der Wittwenpension seyn kann, wenn die Gesellschaft soll fortdauern können.

Eine andere Bewandniß würde es haben, wenn die Wittwen nur alsdann anfangen sollten, ihre Pension zu genießen, wenn sie Alters und Krankheit halber außer Stand gesetzt werden, durch Arbeit ihren Unterhalt zu erwerben. Dieses würde der Gesellschaft weniger lästig seyn, und das Institut würde weniger den Namen haben, als wäre es zum Behufe künftiger Müßiggängerinnen errichtet.

S. J. W. Reiser, Anleitung zur mathematischen Erdbeschreibung, nebst einer angehängten Erklärung der wesentlichen Stücke des Calenders. 1777. 8. 6⅛ Bogen, 1 Kupferbl. Frankfurt und Leipzig, bey Brönner.

Eigentlich eine Erklärung und Anleitung zum Gebrauche der künstlichen Erdkugel, nebst der cyclischen Rechnung. Der Verf. zieht den ersten Meridian durch London, und zählt ost- und westwärts. Er scheint nicht zu wissen, daß schon seit 30 Jahren die Homannsche Erben in ihren besten Charten Paris auf den 20sten Gr. Länge setzen, und daß er gut gethan hätte, es ebenfalls zu thun. Die Figur der Erde giebt er nach Maupertuis an; eine Bestimmung, die gewiß die schlechteste ist. Er spricht den Franzosen getrost nach, als wenn die Figur der Erde erst durch sie wäre zur Gewißheit gebracht worden, da doch an Newtons Schlüssen nie das geringste auszusetzen war, und seine ruhig und ohne allen Lerm im Cabinet gemachte Berechnung zwischen allen bisherigen und sehr von einander abgehenden Beobachtungen das wahre Mittel hält.

G. F.

G. F. Brander Beschreibung des von ihm verfertigten Spiegelquadranten, nach Hadleys Th rie, mit einem Artificialhorizonte zu geometri und astronomischem Gebrauche. Nebst 3 gen. 1777. 8. Augsburg, bey Kletts W Frank. 4 Bogen, 1 Kupferbl.

Der Quadrant, welcher eigentlich ein Octant theilt der die Winkel verdoppelnden Spiegel branten wird, erhält hier ein Stativ, und ist mit Fernrohre, Wasserwage und Nonius versehen. Anhange wird eine Scheibe beschrieben, wo n Zeiger auf den Tag des Monats drehen darf, w gleich auch anzeige, wie viel eine gute Uhr der S oder nachgehen muß, wenn ihr Gang richtig ist. Anhange zeigt der Verfasser an, daß er Instrumente tersuchung der besondern Schwere flüssiger Materie thig habe. Es sind gläserne Röhren mit K her von den andern gemeinen so genannten proben nur darinn verschieden, daß in i ... Gründen verfertigte Stuffenleiter ist. Damit die Röhre allzulang oder die Theile allzuklein werden, Instrumente von fünferley Caliber. Im dri wird die Art mit dem Electricitätträger, so wie verfertigt, umzugehen, sehr deutlich beschrieben.

D.

Umständlichere Beschreibung der holländischen Kleymühle, und des Endzweckes der bleyernen Büchsen bey Verfertigung des wasserdichten Mauerwerkes, nachdem die allgemeine deutsche Bibliothek die davon in den 1774. bekannt gemachten zwey Sendschreiben über das Verfahren der Holländer, wenn sie wasserdichtes Mauerwerk machen, mitgetheilte Erklärung an einigen Stellen für dunkel erkannt hat. Dresden und Leipzig, in der Gerlachischen

Buch-

Buchhandlung. 1777. 8. ½ Bogen Text und ½ Bogen Kupferbl.

Der Verf. gesteht doch, daß, da er die Kleymühle nur der Struktur nach, aber wegen Winterszeit nicht im Gebrauche gesehen, er verschiedenes in Ansehung des letztern vom hören Sagen nicht ganz möchte gefaßt haben. In Ansehung des wasserdichten Mauerwerkes von Traß scheint der Verf. gute Auskunft zu geben, indem er sagt, die Röhren dienen nur um das Wasser, womit das mit Traßcement ausgemauerte Behältniß eine Zeitlang gefüllt seyn muß, in Vorrath zu haben.

Fm.

L. Fr. Dürr, Versuch eines kleinen Beytrags zur bestätigten Ordnung Gottes in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes, 1776. 8. 5 Bogen, nebst vier Tabellen, ohne Namen des Verlegers und Druckorts.

Der Verf. ist evangelischer Prediger zu Kempten, und liefert von dieser Stadt eine 50 jährige Liste der daselbst Gebohrnen, Getauften, Verehlichten und Gestorbenen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts. Wir wünschten, daß er die Verstorbenen ebenfalls nach ihrem Alter in Verzeichnisse gebracht, und bey den Verehlichten das Alter und wie oft sie schon verheyrathet waren, angegeben, ingleichen auch die Anzahl der Kinder von jeder bereits getrennten Ehe angezeigt hätte. Vielleicht sind aber die Kirchenbücher hierinn nicht ausführlich genug. Inzwischen muntert der Verfasser seine Hrn. Amtsbrüder in Schwaben zu ähnlichen Beyträgen auf, die unstreitig, wenn sie recht vollständig sind, von sehr gutem Gebrauche seyn werden.

J. Henze, arithmetische Lustspiele. 1777. 8. Lübeck, bey Donatius. 15 Bogen.

Ein neuer Titel um ein altes Werk geschlagen, das ehmals der Verf. verkauft hat. Unter den Aufgaben sind etliche

liche ganz gute, mehrere aber mittelmäßig, schlecht, spiele, pöbelhaft ꝛc.

Mathesis Wolfiana in compendium redacta, complectens Arithmeticam, Geometriam et Trigonometriam, vna cum Algebra ad vnamquamque harum partium applicata. 1776. Wien, bey Trattner. 497 S.

Dieser Auszug ist aus Wolfs lateini[schen] zum Gebrauch der österreichschen Sch[ulen] der Oberschulcommission gemacht. Seit Wolfs die Trigonometrie mit Formeln bereichert [...] einem Anhange füglich hätten mit vork[...] vielleicht sind sie höhern Schulen [...]

C. G. I. Mezburg Institutiones mathematicae. Tomus II. 1776. 8. 13½ Bogen. 4 Kupfertaf. Wien, bey Trattner.

Dieses Bändchen enthält die gemeine Geometrie und die Kegelschnitte.

D.

Ueber die Königl. Dänische Wittwencasse und die Calenbergische Wittwenverpflegungsgesellschaft, einige Briefe. 8. 1776. Flensburg, in der Kortenschen Buchhandlung. 4 Bogen.

Es sind 4 Briefe und eben so viele Antworten. In den sechs ersten wird die Calenbergische Wittwenpflegschaft nach der größten Schärfe beurtheilt, und mit gar nicht verblümten Worten in vielen Absichten getadelt. Im siebenten Briefe wird zwischen derselben und der Königl. Dänischen eine Parallele gezogen. Im achten wird die Dauerhaftigkeit dieser letztern angepriesen, und den Interessenten der erstern angegeben, was sie zu ihrer Sicherheit zu thun haben. Es sollten nemlich die auswärtigen, so im gleichem Lande wohnen, einen Agenten ernennen, ohne dessen Vorwissen keine Zah-

lung

rung in den Gesetzen der Gesellschaft gemacht werden dürfte, rc. So viel wir aus diesen Briefen sehen, ist die K. Dänische Gesellschaft nur für Landeskinder errichtet, und in so fern interessirt sie das auswärtige Publikum weniger, als die Calenbergische. Die Einrichtung ist übrigens in diesen Briefen nicht vollständig angegeben. Wenn sie aber nach der S. 58. angegebenen Berechnung errichtet ist, so vergißt der Verf. anzumerken, daß eben diese Berechnung S. 32. 33. getadelt worden, und daß diesem Tadel durch das S. 61. erwähnte Capital nicht, wenigstens nicht ganz, abgeholfen wird. Es ist nemlich grundfalsch, daß der jährliche Beytrag nach dem wahrscheinlichen zu hoffenden Alter des Mannes und der Frau berechnet werden müsse. Die Beyträge richten sich nicht nach den Lebensjahren der Ehemänner, sondern nach der Dauer der stehenden Ehen, und hören auf, es mag nun der Mann oder die Frau zuerst sterben. Stirbt aber der Mann zuerst, so hört nicht nur der Beytrag auf, sondern dann fängt die Pension der Wittwe an. Nach der Rechnung S. 58. würde, wenn Mann und Frau von gleichem Alter wären, der Beytrag nichts seyn. Ihr wahrscheinlich zu hoffendes Alter wäre gleich, und wäre die Frau älter als der Mann, so würde dieser eher eine Gesellschaft suchen oder wünschen, wo nicht Wittwen- sondern Wittwer-Pensionen zu gewarten haben. Denn wahrscheinlicher Weise würde er hoffen, seine ältere Frau zu überleben. Da eine Ehe durch den Tod getrennt wird, wenn der Mann oder die Frau zuerst stirbt: so hat eine Ehe so zu sagen einen doppelt größern Grad der Sterblichkeit, und die Beyträge hören ungleich früher auf, als wenn auch die Wittwer fortfahren müßten beyzutragen.

Zk.

6. Romanen.

Die Schule der Tugend in lehrreichen Erzählungen vorgetragen von einer Gesellschaft Frauenzimmer. Quedlinburg, bey Reußner. 1776. 152 S. 8.

Wenn die Frauenzimmergesellschaft bey ihren Zusammenkünften die herrliche kernhafte Regel aus dem goldnen A B C zuweilen erwogen hätte:

Durch Schweigen sich verräth niemand,
Klaffen bringt manchen Uebelstand,

so würden sie ihr Spitalgeschwätz nicht haben drucken lassen.

Wilhelm und Louise, eine Geschichte in Original fen. 1777. Altenburg, in der Richterschen Buchhan lung. 236 S. 8.

Den Stempel der Authenticität haben diese B e: so natürlich im Ton einer Zofe und daß gar keine Ursache vorhanden ist, warum Wirklichkeit des Briefwechsels zweifeln sollte; des Zeug drucken und verkauffen zu lassen, kum äffen.

Hr.

Der Heldenmuth in der Liebe, in den besondern Begebenheiten der Bathildis, einer Prinzessinn der Angelsachsen, aus dem französischen des Herrn d'Arnaud. Leipzig, bey Böhme. 1776. 244 S. 8.

Diese Uebersetzung verdient in dieser Bibliothek um deswillen eine Anzeige, weil das Original unter dem Schwall der neuen französischen Romane sich auf eine vortheilhafte Art auszeichnet. So sehr die Handlung selbst Helden- und Staatsaktion ist, und so wenig dieses Fach für unsern jetzigen Geschmack ist: so gut und glücklich ist die Geschichte gewendet, daß sie unterhaltend wird. Aufsehen wird sie indessen nicht machen; denn außerdem daß die Sitten ganz modernisirt sind, welches der Geschichte aus den ältern Zeiten durchaus nachtheilig ist: so sind die eingemischten Dialogen — à la françoise unendlich langweilig. Die Uebersetzung ist über dieses durch die Beybehaltung des französischen Ihr und das ängstliche Uebertragen der Redensarten ins Deutsche noch mehr mißgestaltet.

Trim oder der Sieg der Liebe über die Philosophie. Eine Geschichte. Leipzig, bey Junius, 1776. 325 Seiten 8.

Dieser

Dieser Titel macht eben nicht die beste Mine. Ist denn Liebe und Philosophie einander so zuwider, daß beyde als zwey in Krieg gegen einander befangene Mächte anzusehen sind? Doch im Buche selbst hat die Liebe eigentlich nichts mit der Philosophie zu thun; sondern sie treibt nur ihr Spiel mit einer Gattung eines stoischen Philosophen, der in sich selbst das höchste Glück und die vollkommenste Zufriedenheit fühlt, ohne durch das Daseyn oder die Abwesenheit angenehmer oder unangenehmer Empfindungen von aussenher sich stöhren zu lassen. Dieser Stoicismus veranlaßt den philosophischen Visionär, aller Glücksgüter sich zu entschlagen, eine einsame Hütte zu suchen, rohe Wurzeln zu geniessen, und der Widersprüche seines Magens und aller Gefühle seines Körpers ohngeachtet, sich für höchst glücklich, oder welches einerley ist, für den größten Philosophen zu halten. Allein die Begebenheiten, durch welche ihn der Verf. führt, machen seine Grundsätze bald wankend, er verändert sie, bestimmt sie dem Bedürfnisse des Körpers behaglicher, schnitzt und zimmert mit einem Worte, so lange daran, bis sie endlich gerade wieder in den schlichten Menschenverstand einpassen; denn am Ende reducirt sich die ganze Philosophie des Hrn. Trims auf den Satz, daß ein vergnügtes Herz und die Verbindung mit einer liebenswürdigen jungen Frau das schätzbarste Glück des Lebens sey. Das ist die Anlage dieses Romans, die, wenn ihr der Verfasser immer getreu geblieben wäre, und auf eine anschauendere Art durch den Gang der Geschichte gezeigt hätte, wie der eingebildete Philosoph von seinem Taumel nach und nach zurückgekommen, die Leser ungleich besser würde befriediget haben, als die eingeflochtenen romanhaften Erzählungen, z. B. die Geschichte der Kaufmannstochter, die der Philosoph zuerst als eine artige Bäuerinn kennen lernt, und nachher in einer unterirdischen Wohnung wieder antrifft, auch sie endlich heurathet. Diese ganze Erzählung gränzt zu sehr ans Seltsame, als daß sie in einem philosophischen Roman, den der V. doch hat schreiben wollen, füglich Platz finden könnte; doch die gewöhnlichen Leser und Liebhaber dergleichen Schriften sehen über dergleichen Dinge leicht weg, und die frappanten Erdichtungen, die ihre Neugierde reizen, sind ihnen lieber, als die wahrscheinlichen und zweckmäßigen.

Lf.

Das blaue Buch, oder Nonens, ein allegorisches Gemälde. Vier Theile. Mietau, 1776.

Der dritte Theil führt auch noch den besondern Titel: Die neue Ninon, oder die Originalbriefe der Juliane von B. und des Ritters d'Orso, aus den letztern Journalen gezogen.

Es ist dies ein Buch, das sich gut lesen läßt, und darin man angenehme Beschreibungen, lehrreiche Maximen und artige Bemerkungen findet. Der Verf. erzählt sehr fließend, in einer reinen und ungekünstelten Sprache; aber allem dem ungeachtet fehlt das Unterhaltende, das Anziehende in diesem Romane. Es scheint immer noch dies ein Feld der Litteratur zu seyn, das wir sehr wenig anbauen, und das bey unsern Nachbarn, den Engländern und Franzosen, so schöne Früchte trägt. Der Verf. sagt beym dritten Theile in dem Prolog, wie er es nennt, daß er einen Theil dieses Werks aus dem Französischen übersetzt habe, um des Zusammenhangs und der Vergütung des Zeitverlusts wegen, welchen die Leser bey einigen Schlafmützenkapiteln hätten ausstehen müssen. Wir wissen auch nicht recht, wie dieser Theil mit dem vorigen zusammenhängt, der übrigens noch von allen der interessanteste ist. Am Ende desselben äußert der Verf. den guten Gedanken, daß ein jeder Mann von Geist die eigene Geschichte seines Herzens ganz ehrlich und aufrichtig beschreiben solle, und zeigt, von wie vielem Nutzen dieses für ihn seyn würde.

Ob.

7. Schöne Wissenschaften.

Die neue Arria, ein Schauspiel. Berlin, bey Mylius. 1776. 8½ Oktavbogen.

Wenn der Schauspieldichter nichts weiter zu thun hat, als irgend eine Handlung in der Geschichte aufzusuchen, oder selbst zu erfinden, wobey die Leidenschaften der theilnehmenden Personen auf einen hohen Grad getrieben, in mehr als gewöhnliche Wirksamkeit gesetzt, und Triebfedern der gewagtesten

wagtesten und blutigsten Unternehmung werden; wenn er nichts weiter zu thun hat, als eine allgemeine leidenschaftliche Sprache von irgend einem Muster zu entlehnen, oder sich selbst zu bilden, und davon einen bestimmten Antheil jeder Person in den Mund zu legen; wenn es ihm frey steht, fremde, und zur Haupthandlung nicht durchaus unentbehrliche Nebenvorfälle mit ihr zu verbinden, und nach Willkühr von dieser zu jenen überzuspringen; wenn er am Ende mit ein paar Dölchen alles auf einmal zerschneiden, und den Zuschauer wegen des Schicksals mehrerer handelnden Personen seines Schauspiels völlig ungewiß lassen kann: so ist die neue Arria unstreitig ein Meisterstück der dramatischen Kunst. Alles in fortwährender Spannung: Leidenschaft, Denkungsart, Ausdruck; gleich anfangs ein eben so hoher Grad des Affekts, wie durchaus, zur Ermüdung des Lesers, Zuschauers und Spielers. Zwar Kontrast in der Anlage der Charaktere; aber viel zu wenig in ihrer Aeußerung und Wirksamkeit. Ein ganz übertriebener weiblicher Charakter, voll Stolzes und hoher, oder vielmehr ungeheurer Gesinnungen, die Karikatur einer Römerinn. Fast durchgehends wird geredt, wie aus den Wolken, oder wie ein Mensch im hitzigen Fieber redet; nur in wenigen kurzen Scenen spricht der Ausdruck der Natur und des wahren Gefühls. So giebts auch wenig oder gar keine wirklich tragische Situationen, oder solche, die das Herz fesseln; die glückliche Scene des über das Gemälde seiner todten Tochter erblindeten Malers, der dies Bild nun ihrem spröden und treulosen Liebhaber bringt, ist wohl die beste des ganzen Stücks. Der Ausgang, den schon der Titel, sehr voreilig, andeutet, würde weit interessanter seyn, wenn der neue Pätus und die neue Arria selbst interessanter wären. Aber so bleibt man dabey fast eben so kalt, wie bey den meisten Scenen dieses Stücks, und freuet sich, daß einmal des seltsamen, unnatürlichen Bombastes ein Ende ist.

Der Aufruhr zu Pisa, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Ulm, bey Wohler. 1776. 12 Bogen in 8.

Man kennt die Geschichte des unglücklichen Grafen Ugolino aus der Hölle des Dante, und aus Gerstenbergs Trauerspiele dieses Namens. Die traurige Gefangenschaft jenes Grafen wurde durch Meuterey und Aufruhr in Pisa,

Pisa, und durch die Bosheit des dortigen Erzbischofs Ruggieri veranlaßt. Diese Veranlassung ist der Inhalt des gegenwärtigen Trauerspiels, worin die Geschichte bis auf Ugolino's Verurtheilung in den Hungerthurm, und die Ermordung seiner Gemalinn und seines entronnenen Sohns, Franzesko, fortgeführt wird, deren Särge der Bischof in den Thurm bringen läßt, und darauf den Schlüssel des Thurms in den Arno wirft. Die Ausführung dieses Stofs ist dem uns völlig unbekannten Verf. ganz gut gerathen. Man nimmt sehr bald wahr, daß der Verf. den Shakespear sehr fleißig studirt hat, an der Manier sowohl als an einzelnen ähnlichen Tiraden; in manchen kleinen Umständen der mechanischen Einrichtung, die bey dem gedachten großen Dichter mehr Früchte seiner wenigen Regelkenntniß, oder Antheil seines Zeitalters waren, hätten wir die Nachahmung weniger wahrzunehmen gewünscht. Die Sprache ist voll Ausdruck und Wärme, aber doch abstechend. Einige Monologen und Reden, des Ugolino besonders, hätten wohl kürzer seyn mögen. Die drey Söhne des Grafen sind eben so charakterisirt, wie in dem Gerstenbergischen Trauerspiele, und die Gelegenheiten, die Verschiedenheit ihrer Temperamente, und Denkungsarten zu zeigen, sind von dem Verf. glücklich erfunden, und benutzt worden. Dies Schauspiel unterscheidet sich sehr vortheilhaft von den unzeitigen Geburten ausbrausender, schwindelköpfiger, junger Schriftsteller, woran unsre Zeit so übertrieben fruchtbar ist. Der junge Verf. verdient Aufmunterung.

Die Freunde machen den Philosophen. Eine Komödie. Lemgo, bey Meyer. 1776. 5½ Bogen in 8.

Wäre eine Tragödie geworden, wenn der Verf. nicht das Blat auf einmal sich hätte wenden lassen. Denn Strephon, dessen Geliebte Don Prado heyrathet, ist im Begriff, alles wider das junge Paar und sich selbst zu unternehmen, ersteigt am Morgen der Brautnacht, eine Pistole in der Hand, ihr Fenster, findet den jungen Ehemann mit seiner sich sträubenden jungen Frau in Unterhandlung begriffen, will die Pistole losdrücken, und — drückt sie nicht los, weil Prado kalt, und gefällig, und — niederträchtig genug ist, ihm den Vorschlag zu thun, daß er nichts weiter als den Namen eines Ehemannes der Seraphine verlangen, und eine verschwiegene

schwiegene Verbindung zwischen ihr und Strephon verstatten will. Der Plan ihrer Lebensart wird dann nachher hinter der Scene gemacht; und der Dichter ist fertig. Wir glauben indeß, der Leser werde dies Schauspiel, wegen dieser Entdeckung mit Unwillen aus der Hand werfen, wenn er noch irgend Gefühl für Moralität und gesellschaftliche Rechte besitzt. Freylich ist der V. nicht der erste, der so freche Schritte wagt; der Verf. der Stella war sein Vorgänger) zu der gegenwärtige Komödie ein Gesellschaftsstück abgiebt. Wohin werden unsre jungen dramatischen Dichter noch endlich gerathen? Ist es ihnen nicht genug, der Regeln ihrer Kunst zu spotten? Sollen auch die weit heiligern Regeln der sittlichen Pflicht ihre Beute werden? und ist es ihr Vorsatz, alle Bande der Gesellschaft zu zerreißen, und ihre leichtsinnige Denkungsart über dieselben allgemein zu machen? Hält sie nicht wenigstens der ihnen doch sonst nicht fremde Trieb des Ehrgeizes von dergleichen Unternehmungen zurück? Oder sind sie blind vor der Schande, mit welcher dies Beginnen in den Augen besserer Menschen ihren sittlichen Charakter brandmarkt? Eine Schande, die zugleich alle zuweilen noch dazu ziemlich mattschimmernde Stralen des Genies verdunkelt, und die Anklägerinn ihrer gemißbrauchten Fähigkeiten wird. Auch bey dem Verf. dieses Stücks entdecken wir von dieser Seite eine einige Anlage; einige Scenen sind ihm in etwas geglückt; andre dagegen sind zu gedehnt, und ermüden.

Die Soldaten. Eine Komödie. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1776. 7½ Bogen in 8.

Abermals ein buntscheckiger Cento unzusammenhängender Scenen und zerstückter Gruppen, im Geschmack des Hofmeisters und des neuen Menoza, entweder von dem Verf. dieser beyden Stücke selbst, der immer tiefer ins Bathos untertaucht, oder von einem nachäffenden Schüler desselben, der seinen Meister nur im Verwerflichen und Fehlerhaften erreicht, oder gar noch übertrifft. Denn jene starken Züge der Natur, jene glücklichen Nachbildungen des Lebens, die man in den gedachten beyden Stücken, besonders in dem Hofmeister, mit Vergnügen wahrnahm, und die den Leser einigermaaßen für die übrige Abentheuerlichkeit der Gattung schadlos hielten, sucht man hier fast durchaus vergebens;

wenigstens sind die geringen hervorschimmernden Funken gesunder Vernunft und richtiger Menschenkunde gegen die bis zur Frechheit getriebene Ungebundenheit in Ansehung des sittlichen Wohlstandes kaum in Anschlag zu bringen; des vielen Leeren, Müßigen, und Unnützen nicht zu gedenken, das eine vorsetzliche unverzeihliche Nachlässigkeit des Verf. gegen seine Leser verräth. Gleich anfangs erwarten wir mit der Handlung, wovon die Rede ist, bekannt zu werden, und müssen uns mit einer armseligen Buchstabierscene zwischen zwey Schwestern abfertigen lassen, deren eine einen Brief schreibt, und die sich hier, und in der Folge noch mehr, die niedrigsten Ungezogenheiten sagen. Ueberhaupt hätte der Verf. vor so vielen unverschämten Ausdrücken, die in diesem Schauspiele vorkommen, erröthen sollen; und wir begreifen nicht, wie er sichs, bey dem schwächsten Gefühle der Sittlichkeit, so oft erlauben konnte, aller Achtung gegen das Publikum zu entsagen, und jeden, dem nun sein Stück in die Hände fällt, er sey unverderbt, oder nicht, sey welches Geschlechts er wolle, mit dergleichen ärgerlichen Reden und Handlungen zu unterhalten. Wir wissen wohl, daß man diese Erinnerungen nicht achtet, daß man sich stolz und ruhig in sein vermeyntes Verdienst einhüllt, ein Freund der Natur, ein Darsteller des Herzens und des Lebens zu seyn. Indeß halten wirs für Pflicht, jeden Leser von guter Empfindung vor diesen Nichtswürdigkeiten zu warnen. Mags doch immer solche Scenen, solche Unterredungen in der Natur geben; aber wer mag sie gerne sehen und anhören? Wer weicht ihnen nicht lieber aus? Um nur ein Paar Beyspiele anzuführen: wie abgeschmackt und ungezogen ist das Theaterspiel, (S. 50.) wo Marie dem Desportes mit der nassen Feder eine große Schmarre ins Gesicht giebt, wo sie hernach zusammen ringen, Marie ihn kitzelt, er ein erbärmliches Geschrey macht, und endlich halb athemlos auf den Lehnstuhl fällt. Kurz hernach sticht ihn Marie mit einer großen Stecknadel fort; ein neues, und auf allen Fall sehr rathsames Mittel, die Schauspieler mit einer guten Art von der Bühne zu entfernen! Was kann ärgerlicher seyn, als die Scene in des Juden Hause, die erste im dritten Akt? als die in einem lüderlichen Hause zu Armentieres, besonders S. 102? als die Reden des Desportes, S. 109? so vieler einzelnen Unflätereyen nicht zu gedenken. Am Schlusse giebt endlich der Verf. den edeln, moralischen Zweck seines Schauspiels etwas deutlicher zu erkennen;

nen; es ist der Vorschlag einer Pflanzschule von Soldatenweibern, abgeschmackt wie alles übrige. Daß übrigens in diesem Stücke, einem höchst liederlichen und abgeschmackten Charakter, den er aufführt, der Namen eines berühmten deutschen Schriftstellers beygelegt ist, muß jeden vernünftigen Mann mit Unwillen gegen den Verf. erfüllen. Zwar ist es vielleicht nur kindische Etourderie des Verfassers gewesen; sollte es aber, wie es nicht unmöglich ist, **Vorsatz** seyn, einen berühmten Namen zu schänden, so wie der Verf. des **neuen Menoza** sich dadurch ein Air zu geben suchte, daß er in seinem Stücke von **Wieland** verächtlich sprach; so verdiente solche Unverschämtheit nicht mehr eine gelehrte Züchtigung. Der Verf. verdiente an dem Theile seines Gesichts, der am meisten hervorragt, die Federkraft der Finger jedes Vorübergehenden zu fühlen, bis er merkte, daß ein Knabe — einem Manne Ehrfurcht schuldig ist.

Mo.

Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehrt von **Carl Wilhelm Ramler**. Vierte und verbesserte Auflage. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1774. **Vier Bände.** Stark: 1 Alph. und 7 Bogen, 1 Alph. und 4 Bogen, 1 Alph. 1 Alph. und 4 Bogen 8.

Die dritte Auflage dieses Werkes ist in dieser Bibliothek XIVten Bandes 2tem Stück angezeiget worden. Wir werden hier bloß anmerken, was diese neue Ausgabe neues hat. — **Ramler** giebt sich eine bewundernswürdige Mühe mit dem **Batteux**; und man muß gestehen, daß sowohl seine Uebersetzung als seine Zusätze einen Grad der Vollkommenheit haben, der von der Sorgfalt und Korrektheit des Verf. den höchsten Begriff giebt. — Die Uebersetzung ist sehr sorgfältig ausgebessert; man hielt sie sonst schon für ein Meisterstück, itzt erst sieht man, daß sie Flecken hatte, da sie R. wegwischt. Es sind noch mehr deutsche Wörter statt fremder angenommen: **Genie, Plan, Stil, Publikum, Spekulation**, alles ist verdeutscht. Nur klingt es doch noch etwas

was fremd, vom Gegensatze des Geistes (Genie) und Geschmackes zu lesen, oder von einem Schriftsteller gesagt zu hören: Das gemeine Wesen (Publikum) bewundert ihn. Noch müssen wir eine Art von Veränderung anmerken: Alle Participien sind verworfen, z. E. S. 70 hieß es sonst: „Verbannt aus Konstantinopel flüchteten die Künste nach Italien;" itzt: „Die Künste wurden aus Konstantinopel verbannt, und flüchteten u. s. w." So sind alle ähnliche Stellen verändert worden, um weniger bey der französischen Construction zu bleiben?

Wir kommen zum Werke selbst, doch ohne alle kleine Veränderungen und Zusätze anzugeben. Was uns zum wichtigsten aufgestoßen ist, wollen wir freymüthig anzeigen, und beziehen uns zugleich auf die angeführte Recension der dritten Auflage.

Erster Band. In der **Vorrede** ist ein Zusatz von der bürgerlichen Tragödie. Es heißt nun **weinerliche** statt weinende Komödie. — S. 23. Eine neue Anmerkung, nur mit zu großem Lobe eines Franzosen: „**Der Herr von Saint Mard**, der über das Wesen der Poesie vortreffliche Beobachtungen angestellt hat, und da er nur für Leute von dem feinsten Geschmacke schrieb, auch nur die Blumen von seiner Materie wählen durfte." Und dann die Anmerkung selbst: Daß die Malerkunst nur Gemüthsbewegung darstellen müßte; ist sie so ganz wahr? Eine Landschaft mit der untergehenden Sonne, ein Grab in einer arkadischen Flur, ein Schiff im Sturm, (auch wenn keine Menschen auf diesen Scenen sichtbar sind,) sind gewiß nicht unwürdige Gegenstände der Malerkunst, und erregen Gemüthsbewegungen in den Zuschauern, ohne welche in abgebildeten Personen darzustellen. — S. 160. Es sind andre Exempel aus dem **Virgil** gewählt, um die **Harmonie** anzuzeigen. Mit dieser Art Harmonie ists doch etwas mißlich. Hier sind kleine Zusätze, sehr schöne, eingestreuet, vermuthlich von R. — S. 179. Mehr über die Cäsur im dritten Fuß des Hexameters, und deren Versäumung. — S. 268. fg. eine sehr gedachte kritische Anmerkung über Verse **Klopstocks**. Doch dünkt uns nicht, daß die erste Silbe in **Paradies** lang sey. Es ist allerdings ein Fehler **Klopstocks**, daß er die drey ersten Silben in **allgegenwärtig** zum Daktylus macht; allein (dies geschiehet im ersten Bande des **Messias**,) man weiß, daß K. damals noch nicht so sehr über die Quantität nachgedacht hatte, wenigstens

stens noch nicht so korrekt war, als itzt; itzt, denk' ich, soll ihn keiner eines solchen Fehlers zeihen können; man weiß auch, daß K. selbst an der Umarbeitung seiner ersten Gesänge arbeitet. Die Kritik über die beyden Verse aus dem 10ten Ges. des **Messias**:

> Trauert, Blumen im Thal! Er stand am silbernen Bache,
> Aber er ist um des Göttlichen Haupt zur Krone gewunden,

ist genau und treffend. Die zwote vorgeschlagene Aenderung dünkt uns, als Antwort in einem Wechselgesange, sehr schön, bis auf den Daktylus: **Schirmdach des | Wildes**. — S. 276. Ein Zusatz: „Will man einen andern Leitfaden „wählen, und statt **Nachahmung** der schönen Natur, die „Poesie den **sinnlichsten Ausdruck** des Schönen und Gu„ten nennen, so haben wir nichts dawider, u. s. w." — S. 347. Ein kurzes Urtheil über **Gellert** hinzugefügt, schön. — S. 461. **Alcimadure**. Nicht mehr an Elviren gerichtet, obgleich der Schluß geblieben ist. Der Anfang hat Fehler gegen die Quantität; man liest natürlich so:

> Al | cima | dure war | schön, doch von | hartem | Sinn. |

Und es soll ein Alexandriner seyn. Aber vortrefflich ist die Aenderung von:

> Sie war so schnell wie du, die Liebenden zu fliehen,
> So reizungsvoll wie du, sie stets sich nachzuziehen;

in:

> Sie war Dianen gleich, die Liebenden —
> Sie war Cytheren gleich — —

und andere Aenderungen mehr. — S. 467. steht eine neue Idylle in Hexametern von dem Verf. der Alcimadure, nach der Ekloge eines Ungenannten, die selbst eine Nachahmung der Idylle des **Menage** ist, der **Vogelsteller** genannt. Sie ist schön, und heißt: **Thyrsis und Thestylis**.

Zweyter Band. S. 93. Wozu kann doch die Liebe zum System verleiten? Hier sagt **Batteux**: „Auch Satan in „**Miltons verlornem Paradiese** triumphirt über den ersten „Menschen. Denn wenn hier ein Held seyn soll, so ist es gewiß „Satan. Wäre er es nicht, sondern Adam, so wäre die Auflösung „tragisch und keinesweges episch. — Der Teufel ist es also, „den man uns in dem verlornen Paradies zu bewundern giebt.

„Der Gegenstand ist sonderbar; aber man muß ihn, wie „die Phantasie eines Malers, beurtheilen, mehr nach der „Ausführung, als nach der Anlage des Stoffs. Ueberdem, „wenn er gleich keine Bewunderung erweckt, so erregt er doch „Erstaunen." Wie? Satan sollte bey ihm der triumphirende Held seyn, da er ihm beständig höllenbittre Kränkung und zischenden Spott zum Lohne werden läßt! Die Hauptsache im Beweise hätte hier seyn müssen: daß **episch** durchaus nicht **tragisch** seyn kann. Aber warum das nicht? Die ganze Ankündigung, worauf B. doch so viel hält, verspricht **tragisches**:

> Of man's first *disobedience*, and the fruit,
> Of that forbidden tree, whose *mortal* taste
> Brought *death* into the world and all our *woe*,
> Sing heav'nly Muse! —

S. 179. steht der neue Zusatz: daß **Homers** Mythologie oft mit Fleiß abentheuerlich sey, weil er sich wollte merken lassen, daß er seine Götter selbst nicht glaubte; daher gab er groteske Bilder von ihnen. Daran ist der ehrliche Vater **Homer** doch wohl unschuldig. Ich wünschte, daß von der **Odyssee** wenigstens eben so weitläuftig gehandelt würde, als von der **Aeneide**; sie ist in ihrer Art ganz vortrefflich, ganz bewundernswürdig. — S. 244. ist dem theatralischen Dichter nun etwas mehr Freyheit in der Einheit des Ortes zugestanden, nemlich, wohin sich die Personen leicht begeben, und wir ihnen leicht folgen können, als ein anderer Theil der Stadt, selbst ein Lustschloß vor dem Thore, (wie in **Emilia Galotti**.) — S. 254. Ist es denn gewiß, daß persona von personare herkömmt? — S. 274 bis 282. vortrefflich für das bürgerliche Trauerspiel. S. 398. Ist **Aristophanes** würklich der abscheuliche Kerl gewesen? — S. 415. Ueber die ernsthaftere Komödie.

Dritter Band. Mehr Beweise, daß auch die **lyrische** Poesie in Nachahmung bestehe. Dafür ist das, was sonst S. 6. von den heiligen Gesängen gesagt ward, weggelassen. — Ueber die lyrischen **deutschen** Dichter etwas weitläuftiger; vornemlich die Amazonenlieder von **Weisse**. Auch **Klopstock** ist genannt, von dessen großer, neuer, ganz eigner Art aber zu wenig gesagt wird. Aus seinen Oden sind die am wenigsten neuen und kühnen gewählt. Hier heißt es

S. 90.

S. 90. von seiner Ode: **Die beyden Musen:** „Der Dich-
„ter nimmt zwey Ziele an, das weiteste ohne Zweifel für die hö-
„hern Dichtungsarten; das erste Ziel wird durch einen Eich-
„baum, das letzte durch einen Palmbaum bemerkt.“ Wer
andere Stellen **Klopstocks** hiemit vergleicht, der findet, daß
bey ihm die **Eiche** stets das höchste Ziel **irdischer**, die
Palme aber das Ziel der **Religionspoesie** ist, z. E.:

— In Flug eilend zum hohen Ziel,
Das mit heiligem Sproß **Barden** umschatteten;
Hin zum höheren Ziele,
Das der **himlischen Palm'** umweht.

Man sehe die Oden: **Siona**, d. i. die geistliche Muse, wo
Palmen vorkommen, und **Thuiskon**, wo **Eichen** sind.
Auch **Aganippe und Phiala**, ingleichen **der Bach**, und
unsre Fürsten. — **Denis** wird auch angeführt und ge-
lobt. Ferner ein **Ungenannter**, dem von dem halben Tau-
send in den **Liedern der Deutschen** und der **Blumenlese**
ein Siebentel gehört. — Ueber die **Psalmen** itzt mehr ge-
sagt; und nicht bloß der 104te zergliedert, auch noch der 114te,
137ste, 129ste. — S. 119. Zu den griechischen Elegien-
dichtern ist **Tyrtäus** itzt hinzugesetzt; allein man hat noch
mehr: **Mimnermus**, und einige moralische Gedichte. —
S. 120. Der Anfang von **Tibulls** erster Elegie vom Verf.
der Alcimadure, nach dem Franz. des **Lafare**. — S. 133.
mehr über das Lehrgedicht. Warum wird aber **Voltairens
Henriade** mit dazu gerechnet? Hat sie doch **Wunderba-
res**! das B. sonst für eine Haupteigenschaft des Heldenge-
dichts hält. — Wir stoßen auf eine Stelle, die Ramlers
Aufmerksamkeit entgangen zu seyn scheint. S. 146. heißts bey
der Frage, ob die Satire ein Gedicht ist: „Um aber alle
„Zweifel zu heben, so laßt uns untersuchen, was man unter
„einem wahren Gedichte versteht. Wofern man alles mit
„diesem Namen belegt, u. s. w.“ Diese Untersuchung muß
erst itzt geschehen? In einem Lehrbuche der Dichtkunst ist sie
nicht gleich anfangs so geschehen, daß man hernach nur darauf zu
verweisen braucht? Ferner: Die Sache wird so entschieden:
„Dem **Horaz** zufolge gehören drey Stücke zum Dichter: Inge-
„nium cui sit, cui mens diuinior atque os Magna sonaturum.“
Wie? Diese bekannten Verse des **Horaz** sollen hier zur Ent-
scheidung dienen? Und im ersten Bande S. 130, heißt es da-
von: „In dieser Stelle wird nicht von dem Wesen der Dicht-
„kunst

„kunst geredet. Horaz hatte an diesem Orte die Absicht gar „nicht, eine genaue Beschreibung von der Poesie zu geben. „Seine Erklärung ist eine von denen, die weder ganz wahr „noch ganz falsch sind, und derer man sich nur bedienet, wenn „man gewissen Leuten den Mund stopfen will.“ — S. 150. schlecht vom moralischen Charakter des Satirenschreibers. — Warum ist doch nichts aus den vortrefflichen Satiren des Horaz angeführt? —

Horazens Dichtkunst. Die Vorrede ist ganz geändert. Sonst wurde Ordnung des Dichters behauptet; itzt wird sie abgeleugnet; sonst hieß es, er schreibe bloß von der Tragödie, itzt heißens allgemeine Regeln. Auch im Kommentar ist sehr viel verändert, manches ausgelassen, was nur Uebergangsformel, Nutzanwendung, u. dgl. war. Kurz, bey diesem Theile des Werkes sind die mehresten Veränderungen, und ohne Streit ins Bessere, vorgefallen.

Vierter Band. Mehr Beyspiele itzt aus **Wieland, Klopstock, Denis, Shakespear.** Sonst wenig verändert oder zugesetzt.

Ta.

Scherze für Sie, meine Freunde und Freundinnen. 3 Bogen in 8.

Es sind Neujahswünsche von einem ungezogenen Studenten, voll Zoten, voll Aberwitz, voll Fehler gegen die Grammatik und die Prosodie. Der Verf. gehört nicht unter die **elenden;** er gehört unter die **schändlichen Scribenten.**

Me.

Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhange aus Goethes Brieftasche. Leipzig, bey Schwickert, 1776. 1 Alphabet 3 Bogen in 8.

Das bekannte Werk Du Theatre, für dessen Verf. **Mercier** gehalten wird, verdiente durch eine Uebersetzung bekannter zu werden; nur war dabey sehr zu wünschen, daß der Uebersetzer Einsicht und gesundes Urtheil genug besitzen möchte,

möchte, um den so oft ausschweifenden, und bey der Bestreitung theatralischer Vorurtheile in neue entgegenstehende Vorurtheile hineinstürzenden Franzosen durch gründliche Anmerkungen zu beschränken und zu berichtigen. Auf diese Art wäre dies Werk für deutsche Leser erst recht brauchbar und lehrreich geworden; zu geschweigen, daß sehr viele Stellen, ja ganze Abschnitte desselben, sich unmittelbar auf die französische Bühne beziehen, die theils wegzulassen, theils umzuarbeiten, oder mit Zusätzen in Rücksicht auf unser Theater zu bereichern gewesen wären. Dieß alles nun hat der ungenannte — nicht geleistet. Außer zwey oder drey sehr unerheblichen Anmerkungen von seiner Hand, hat er nichts weiter gethan, als das französische Werk wörtlich, und wie es uns vorkömmt, ziemlich treu und manchmal etwas steif übersetzt. Doch, vielleicht verließ sich der Uebers., so wie viele Leser, auf die in Zeitungen und Meßverzeichnissen mit Pomp angekündigten Beyträge und Zusätze, die Herr Göthe aus den Schätzen seiner Brieftasche zu diesem Werke liefern wollte. Die Erscheinung der Uebersetzung verzögerte sich; er öffnete endlich seine Brieftasche; man erwartete herrliche Aufschlüsse über die dramatische Kunst oder Kunstlosigkeit; aber was konnte die arme Brieftasche anders liefern, als was drinnen war? — Es ist ihm, sagt er, die Lust vergangen, Anmerkungen zu machen; da er gespürt hat, daß Jedermann gerne die Mühe über sich nimmt. Nun freylich, wenn seine Anmerkungen geworden wären, wie Jedermanns, so schenken wir sie ihm gerne. Man habe, meynt er, aufgehört, über die Form dramatischer Stücke zu reden. Etwan weil er glaubt, diese Form zernichtet zu haben? Die andere Art von Form, die er statt finden läßt, ist entweder schon in der vernünftigen Erklärung jener Form enthalten, oder ein Unding, oder nur ihm und Geistern seines Ranges empfindbar, wie er sie denn auch die gefühlte Form nennt. „Wem's nicht gegeben „wird, wir'ds nicht erjagen; es ist, wie der geheimnißvolle „Stein der Alchymisten, Gefäß und Materie, Feuer und „Kühlbad." — Schön! Gerade so muß man schreiben, wenn man nichts zu sagen weiß, und den Lesern doch weiß machen will, man habe etwas gesagt. Ein Kunstgriff, dessen sich **Lavater** und **Herder** anfänglich mit so unerwartetem Erfolge bedient, der jetzt aber schon nicht mehr wirken will, sondern ausgelacht wird. Was H. G. hier übrigens liefert, nennt er: „**Bemerkungen und Grillen des Augenblicks**,

„für

„für die, die einen Sprung über die Gräben, wodurch Kunst „von Kunst gesondert wird, als *Salto mortale* nicht fürchten, „und solche, die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was „man ihnen in harmloser Zutraulichkeit hinreicht.“ — Wahrlich, etwas mehr als harmlose Zutraulichkeit! Der Mann muß dem lieben deutschen Publikum wohl sehr fest im Schooße sitzen, daß ers wagen darf, so nach Gefallen mit ihm zu spielen? — Wir versichern unsere Leser, daß dieser Anhang das trivialste Zeug enthält, das sich denken läßt. Noch dazu handelt blos die Einleitung mit ein paar unbedeutenden Worten vom Theater, alles übrige handelt von ganz andern Dingen, so daß es gar nicht abzusehen ist, wie es in einen Anhang zu diesem Buche kommt: I) **Nach Falkonet und über Falkoner.** Von Bildhauerey und Malerey. Gute Gedanken hingeworfen, triviale aufgestutzt als ob sie neu wären. Ein solcher Aufsatz wird äußerst leicht, sobald man nicht zusammenhängend und bestimmt schreiben will. II) **Dritte Walfart nach Erwins Grabe.** Soll Gefühl seyn, ist aber wahrhaftig leeres Galimathias, in dem hie und da ein sehr abgenutzter Gedanken schwimmt, III. bis VII. sind Gedichte, so äußerst mittelmäßig, daß sie kaum in dem schlechtesten der vier jährlichen Musenalmanache zu stehen verdienen. IV) **Guter Rath auf ein Reisbrett oder Schreibtisch,** möchte noch das beste seyn, und der **beste Rath** an Hrn. Göthe selbst, wenn er solche kahle Rhapsodien machen, und was noch schlimmer ist, drucken lassen will.

'g'schieht wohl, daß man an einem Tag,
Weder Gott noch Menschen leiden mag!
Will nichts dir nach dem Herzen ein!
Sollts in der Kunst wohl anders seyn?
Drum hetz dich nicht zur schlimmen Zeit,
Denn Füll und Kraft ist immer weit,
Hast in der bösen Stund geruht,
Ist dir die gute doppelt gut.

Mo.

L. Ge.

8. Geschichte. Erdbeschreibung, Diplomatik.

Le Memorial d'un Mondain par Mr. le Comte *Max. Lamberg.* au Cap Corse. 1774 9 B. 8.

Tagebuch eines Weltmanns, übersetzt von H. L. Wagner. Zwey Stück, jedes Stück von 8 Bogen. 8. Frankf. am Mayn. 1775. bey den Eichenbergischen Erben.

Dieses Tagebuch enthält allerhand Reiseanmerkungen über Italien, besonders Corsica, viele Nachrichten von Paoli, Erzählungen von merkwürdigen sonderbaren Personen und allerhand wunderbaren Dingen, mancherley zufällige Gedanken und moralische Betrachtungen. Mylord Montaigu hat an den Schriftzügen erkennen können, aus welchem Lande der Schreiber wäre, und einmal an der Aufschrift eines Briefes erkannt, daß ein Castrat ihn geschrieben hätte (Wenn er aber sonst schon einen Brief von ihm erhalten hatte.) Ein andermal hat er aus der Aufschrift erkannt, daß der Verfasser des Briefes krank wäre. Nach des General Marbeuf Urtheil ist Paoli nicht der große Mann, für den Boswell ihn ausgiebt. Die Corsicaner pflegen sich allerhand Zeichen auf die Haut zu brennen, wie die Epheser, mit denen die Corsicaner in den Gebräuchen viel übereinstimmendes haben sollen. In Corte ist ein Mensch gewesen, der durch den Geschmack und Geruch das Vaterland eines Fremden erkennen können, wenn dieser etwas Erde aus seinem Vaterlande an sich gehabt hat. Paoli hat Gefangene bemalen und alsdenn frey herumgehen lassen. In Venedig war ein Marquis d'Aymar oder Belmar, auch St. Germain genannt, der 350 Jahr alt seyn wollte, einen verjüngenden Balsam hatte, der aber so stark ist, daß ein altes Weib, welches sich damit zu stark rieb, in den Stand eines Embryon zurück versetzt ward. Er besitzt mancherley Künste. Wildmann hat von ihm die Kunst Bienen zahm zu machen gelernt. Er kann die vortrefflichsten Diamanten machen. Der Pater Roger Boscovich aus Ragusa soll ein Christ oder Türk seyn, nachdem der Bassa der Pforte die Republik mehr

oder

oder weniger in Furcht setzt. (Wozu mag er das nöthig haben?) Er hat ein Werkzeug erfunden, das er stet sol nennt, wodurch er die Sonne an einer Wand gleichsam fest hält, und mittelst einer nach Belieben zu verengenden Spalte auf einem weißen Grunde allerhand Farben hervorbringt. (Dies ist nichts als die von Grimaldi und Newton entdeckte Beugung des Lichts; ein künstliches stet sol hat Gravesand schon erfunden.) Die meisten Reisenden übertreiben die Seltenheiten und Kunststücke des Prinzen von Severo zu Neapel. Es sollen viel Taschenspielerkünste darunter seyn. Den überhängenden Thurm zu Pisa hat ein bucklichter Baumeister zur Nachahmung seines Buckels gebauet. Lord Baltimore hat zu Pisa eine Inschrift entdeckt: Ioannes Oenipontanus obliquus, obliquae Vindex, Pisis, 1174. Dergleichen Curiosa kommen viel in diesem Memorial vor.

Die Uebersetzung ist schwerfällig gerathen; wiewohl das Original etwas daran schuld seyn mag. Das Deutsche ist unrein, und klingt oft sehr fremde. Z. E. S. 16. Hr. Dick, englischer Consul in Toscana, verbindet mit einem sehr großen Staate das schönste Haus in Livorno, welches er den kostbaren Acquisitionen zu danken hat, die er im letzten Kriege gemacht hat. In dem II. St. S. 37. kommt ein Marggraf de Pot vor, welches die beyden berühmten Chymisten Marggraf und Pott seyn sollen. Es sind einige Vermehrungen dabey, die in unserm französischen Original nicht stehen.

II.

Pragmatische Geschichte der vornehmsten Mönchsorden, aus ihren eignen Geschichtschreibern von einem ungenannten Franzosen gesammlet, und in einem deutschen Auszuge so vorgetragen, daß der Geist und die innere Verfassung des Mönchswesens daraus erhellet. Erster Band, mit Hrn. Consist. Rath Walchs Vorrede. Leipzig, bey Weygand. 1774. 248 Seiten gr. 8. ohne die Vorrede von 94 Seiten. Zweyter Band. 1775. 464 S. Dritter Band. 1776. 378 S.

Mönche

Mönche — welch ein Gegenstand der Geschichte! Unter den noch viel zu wenig bearbeiteten wüßten wir kaum einen wichtigern. Diese seyn sollenden Philosophen des Christenthums, diese Prätorianer der Kirche, diese Stützen der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, der päbstlichen Macht und des Aberglaubens, haben so viel Großes, Gutes und Böses gestiftet; und das durch so vielfache, neue, zum Theil unwiderstehliche Mittel; haben sich unter so vielen Veränderungen von Europa so lange Jahrhunderte behauptet, so viele Millionen Menschen regiert, und regieren sie noch, auch wenn sie am wenigsten das Ansehen davon haben wollen, sind noch jetzt so sehr im Stande, großen Fürsten und weisen Ministern die Spitze zu bieten, und Revolutionen im Staate wie in der Kirche hervorzubringen, daß man ohne eine genauere Kenntniß ihrer Geschichte, weder in der Welt von Constantins Zeiten an, noch in der heutigen, weit herum recht helle sehen kann. Da giebt es freylich schon eine ganze Bibliothek von Werken über die Geschichte der Mönche; aber sie sind in der That größtentheils mehr für Mönche, oder für gewisse Gattungen von Gelehrten, als zur Belehrung der Welt, geschrieben. Die Heiligen, Wundergeschichten, Schriftsteller, Streitigkeiten, Gebräuche, Privilegien, u. dgl. m. der Mönchsorden, füllen mächtige Reihen von Folianten aus; aber was Religion, Tugend, Wissenschaften, Künste, Staatsverfassungen, Länder, Nationen und Welttheile durch sie gewonnen oder verloren haben; das muß man entweder selbst aus dem ungeheuren Gebäude hervorziehen, oder man findet auch nicht einmal Gelegenheit dazu. In manchen kleinern Büchern der neuern Jahre sind treffende Bemerkungen dieser Art gemacht worden; allein bald zu flüchtig und unvollständig, bald zu satyrisch und einseitig: zumal da man seit einiger Zeit die Nothwendigkeit einer Verringerung und Einschränkung der Mönche durch solche Schriften lebhaft zu beweisen gesucht hat.

Desto angenehmer war uns der Anblick des gegenwärtigen Buchs, mit dem Nahmen des Gelehrten begleitet, unter dessen Aufsicht es geschrieben wird. Zwar kann ein Protestant sehr leicht in den Verdacht der Partheylichkeit gerathen, wenn er von Mönchen urtheilt. Allein Hr. W. verbindet mit der besten Kenntniß dieser Art von Geschichte, auch eine so gemässigte billige Denkungsart, die selbst an einem Körper, der sehr viele Flecken hat, noch die wenigen reinen Stellen aufsucht und anzeigt, daß wir uns von diesem Buche viel versprachen. Auf-

richtig aber gesprochen, so erfüllt es unsere Erwartung bey weitem nicht. Sie fiel sogleich, als wir auf der ersten Seite lasen: **Erstes Capitel: Vorläufige, kurze und wahre Geschichte des Carmeliterordens.** Fast vermutheten wir, der Buchbinder hätte eine Lage aus dem zweyten oder dritten Bande an die Spitze des ersten gesetzt. Denn wie können die Carmeliter den Anfang einer **pragmatischen Geschichte der vornehmsten Mönchsorden** machen, aus der man den Geist und die **innere Verfassung des Mönchswesens** erkennen soll? Dazu gehört ja, daß man auf den Ursprung der Mönche zurückgehe, die Meynungen und Begebenheiten aufsuche, durch welche ihr Aufkommen begünstigt worden, die Veränderungen zeige, welche durch sie gestiftet worden sind, ihre erste Bestimmung, nachmalige Ausartung, Verwandtschaft unter einander, u. dgl. m. entwickle. Ohne das Ganze nach der Zeitfolge zu bearbeiten, läßt sich eine solche Geschichte gar nicht denken. Und man sage nicht: Der Titel kündigt keine Geschichte **der Mönche überhaupt**, sondern nur **der vornehmsten Mönchsorden** an: es sollen nur einzele Stücke jener großen Geschichte aufgeklärt werden. Auch in diesem Falle kann es nicht recht brauchbar seyn, acht oder mehr hundert Jahre nach dem Ursprunge der Mönche anzufangen, **Carmeliter** zu beschreiben, ehe man ein Wort von **Benediktinern** gesagt hat.

Doch das französische Werk, aus welchem dieses deutsche erwachsen ist, hat eigentlich diese Ordnung veranlaßt. Es ist unter der Aufschrift: Ordres Monastiques, etc. im Jahr 1751. in sieben Oktavbänden zu Paris (auf dem Titel steht Berlin) herausgekommen. Wir haben es zwar nie gesehen; aber bald nach dessen Erscheinung in der Bibliothèque des Sciences et des Beaux Arts einen Auszug aus demselben gelesen, und dadurch einen Begriff bekommen, der durch die Beschreibung, welche Hr. W. davon macht, bestätigt wird. Der Verfasser hat nemlich durch Auszüge aus den eigenen Geschichtschreibern der vornehmsten Mönchsorden, eine große Menge Merkwürdigkeiten von denselben gesammelt, und seine Landsleute mit der fanatischen Entstehung, Einrichtung und mannichfaltiger Würksamkeit dieser Gesellschaften genauer bekannt zu machen gesucht. Die Vorzüge seiner Arbeit sind: der ansehnliche Reichthum von lehrreichen und sonderbaren Nachrichten, welche mehr die innere Verfassung und die Grundsätze eines jeden Ordens, als seine äußerliche Geschichte betreffen, und

und die Anführung der Stellen selbst, auf welchen der Beweis derselben beruhet. Dabey blickt freylich die obengedachte Absicht gar oft, ja beynahe durchgehends, hervor, die Thorheiten und Ausschweifungen in der Geschichte und Verfassung vieler dieser Orden so sichtbar zu machen, daß die Fürsten und ihre Räthe desto geneigter werden mögen, die Kirche von solchen Auswüchsen zu reinigen. Und wenn Hr. W. schreibt, der Verf. könne nichts davor, daß sein Vortrag oft die Gestalt einer Satyre erhalte; die Materialien, welche er bearbeitet hätte, wären einmal von einer solchen Art, und er habe ohne Zusatz fremden Salzes erzählt und bewiesen: so sind wir darinne nicht völlig seiner Meinung. Man kann selbst lächerliche und ungereimte Dinge so erzählen, daß der Vortrag nicht satyrisch wird: und man wird glaubwürdiger, wenn man es thut. Auch hat der Verf. wohl nicht immer vermieden, den Originalberichten fremdes Salz beyzustreuen, das nicht einmal nöthig war, um sein Gericht schmackhaft zu machen. Es werden z. E. Th. I. S. 342. in der Anmerkung seine eignen Worte angeführt: Fontevraud est un Paradis terrestre; mais un Paradis, dans lequel il n'y a que de vierges, et où il ne se trouve ni de serpent pour tenter *Eve*, ni d'*Eve*, pour porter la main au fruit defendu, et seduire *Adam*. Das soll vermuthlich Salz seyn; aber in Wahrheit, es ist ungesalzener Witz, zumal in einer Geschichte.

Was die Methode dieses französischen Buchs anbelangt, so gehen darinne einige vorläufige Abhandlungen über das Mönchswesen überhaupt, über die Natur und Folgen des gesellschaftlichen Lebens der Mönche, über den Librum Conformitt. S. Fr. und eine Sammlung von Klosterbriefen voraus. Alsdenn folgt auf eine sehr kurze Nachricht von dem Ursprunge der Mönche, die Geschichte der Carmeliter, der Väter des Todes, der Camaldulenser, der Carthäuser, der Cistercienser, des Ordens von Fontevraud, der reformirten Benediktiner von der Schädelstätte, der Brüder von der Barmherzigkeit, der Mathurinen, der Prämonstratenser, und vieler andern mehr; bis endlich die Jesuiten und die Lazaristen den Beschluß machen. Man sieht aus dem ganzen Inhalte des Werks, daß der V. nicht sowohl die vornehmsten Mönchsorden, als vielmehr diejenigen habe beschreiben und charakterisiren wollen, die sich am besten zu seiner Absicht schicken, recht viel seltsamen Stoff, und

zum Theil Unsinn, darboten. Einer der vornehmsten und merkwürdigsten, der älteste unter allen, der **Benediktiner-Orden**, ist ganz übergangen worden; hingegen findet man manche Zweige und veränderte Nachkommen desselben unter die übrigen gemischt. Eben so deutlich ist es, daß der Verf. eigentlich keine Geschichte, wohl aber eine sehr schätzbare Sammlung von Auszügen, mitgetheilet hat. Hr. W. glaubt sogar, es fange sich mit diesem Werke eine neue Epoche unsrer Kenntniß des Mönchwesens an: und dieses ist in so ferne wahr, daß deutsche Protestanten hier eine Menge Nachrichten von den Mönchsorden lesen, die ihnen, weil dieselben aus dem Innersten der Rüst- und Zeughäuser dieser Gesellschaften hergeholt worden sind, großentheils als neu vorkommen müssen.

Von diesem Buche also hat man folgenden Gebrauch für deutsche Leser zu machen angefangen. Es wird zum Grunde gegenwärtiger pragmatischen Geschichte gelegt; aber man bindet sich an die Ordnung nicht, und liefert noch weniger eine bloße Uebersetzung desselben. Man betrachtet es als eine reichhaltige Compilation, von der man nichts ungenützt läßt; die man aber noch aus andern Werken, dem Helyot insonderheit, dem guten Rivius Puritanus, (Lauterbach) und noch wichtigern Beyträgen, vollständiger zu machen sucht. Die vorläufigen Abhandlungen und die Nachrichten vom Ursprunge der Mönche, sind weggelassen worden. Dagegen aber soll der letzte Band dieser deutschen Geschichte, „eine Philoso-„phie der Mönchshistorie, als Folgerungen der gelieferten hi-„storischen Erzählungen, und mit Zuziehung anderer Nach-„richten, enthalten, um die ganze moralische Natur dieser An-„stalten zu übersehen und zu beurtheilen." Die Ausgabe dieses Werks hat der Hr. Rektor **Crome** in Eimbeck übernommen; dem aber Hr. W. mit Erinnerungen und Zusätzen Beystand leistet.

Das ist nun alles recht gut, und verdient unsern Dank. Aber ohne Zweifel werden mehrere mit uns wünschen, daß, da man einmal mehr als eine Uebersetzung der Ordr. mon. geben wollte, man die Einrichtung desselben ganz umgeschmolzen, und uns dafür mit Hülfe des darinne und in so vielen andern Werken vorhandenen Stoffs, eine vollständigere, chronologische und in der That pragmatische Mönchsgeschichte geliefert hätte. Hr. W. will zwar (Vorr. S. LXXXIII.) beweisen, es sey genug, um das Mönchswesen kennen zu lernen,

nen, wenn man bloß die merkwürdigsten Orden wähle. Er wird aber schwerlich Leser, welche es wissen, was zu dieser Geschichte gehöre, davon überzeugen: und wir haben die Ursachen schon angegeben. Ein unendlich mühsameres Werk, als das gegenwärtige, würde es allerdings geworden seyn; aber an einen Mann von seiner ausgebreiteten Wissenschaft, dem die Hülfsmittel dazu gewiß zu Gebote stehen, der andere nach seiner Anweisung eine Zeitlang konnte sammeln lassen, und endlich in ihre Sammlungen Geist und Leben hinein blasen, an ihn konnte man eine solche Forderung wohl machen. Jetzt ist das Werk nur eine, wiewohl sehr nützliche Compilation; aber nichts Ganzes, nichts Zusammenhängendes. Durch die am Ende anzuhängende **Philosophie der Mönchshistorie** soll es zwar, wie wir merken, die Gestalt einer pragmatischen Geschichte gewinnen. Aber nicht zu gedenken, daß sich aus unvollständigen datis keine allgemeine, auf das ganze Mönchswesen anzuwendende Folgerungen ziehen lassen: so ist es auch der guten historischen Methode weit gemäßer, eine **philosophische**, oder welches einerley ist, **pragmatische Geschichte zu schreiben**, als **über die Bändereichen Sammlungen zu einer Geschichte** erst in einem besondern Bande **zu philosophiren.**

Hier ist der nähere Inhalt dieser drey ersten Bände: er wird zugleich unser Urtheil von dem Werke bekräftigen. B. I. Geschichte des **Carmeliterordens**, S. 3—278. in folgenden dreyzehn Capiteln: Vorläufige, kurze und wahre Geschichte des Ordens; Grundsätze desselben; angebliches hohes Alterthum; Verdrehungen biblischer Stellen; Mißbrauch der alten Profanscribenten und der alten Historie zur Behauptung dieses angemaßten Alterthums; vorgebliche Allgemeinheit dieses Ordens; Ununterbrochene Succession; Ewige Dauer desselben; Fremde Vorzüge und Erfindungen sich zugeeignet; Wunder, Offenbarungen, Erscheinungen, Geschichte, Legenden, Fabeln und Erdichtungen; Berühmte Personen als Ordensglieder herbeygezogen; Tracht und Kleidung; Regel, Observanzen und Lebensart der Carmeliter; Congregation von Mantua, und Carmeliter-Einsiedler, besonders. Zu der im Orden herrschenden Denkungsart und Verfassung allerdings lehrreich; zur Geschichte desselben und seines Einflusses auf die Kirche, Gelehrsamkeit, u. s. w. weniger beträchtlich; doch letzteres war auch die Hauptabsicht nicht, wie wir schon angemerkt haben. — Geschichte des Ordens von **Fontevraud**,

 S. 279

S. 279—348. Zwar nicht einer der vornehmsten, aber doch einer der seltsamsten Orden. — II. Band. Birgitten- (gewöhnlich Brigitten-) Orden, oder der Orden des Weltheilandes, S. 3—48. wegen der Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden ihm an die Seite gesetzt. Die Urschrift hatte davon kaum drey Seiten: man hat sie daher aus andern Quellen, vornemlich aus des Hrn. von Nettelbla bekannten Schrift, ergänzt. — Citeaux, oder der Cisterzienserorden, S. 49—208. aber noch nicht geendigt. Vom Benediktinerorden, aus dem er entsprungen ist, nur eine Zeile im Vorbeygehen. Geschichte der berühmten Klöster, Portroyal und la Trappe. — Geschichte des Franziscanerordens, S. 209—454. auch noch nicht vollendet. Doch endigt sie sich mit einer allgemeinen Abbildung von der gegenwärtigen äußern Verfassung des Ordens, S. 440 fg. — III. Band. Fortsetzung und Beschluß der Geschichte des Cisterzienserordens, eine Nachlese und ein Anhang S. 3—110. — Camaldoli, oder der Camaldulenserorden, S. 111—162. — Lob der heiligen Disciplin, das ist, der Geissel, S. 163—178. aus dem vierten Theile der Ordres monast. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet. Eine Satyre soll es wohl seyn; aber eine hinlängliche Nachricht ist es nicht. Und wie kommt diese Aufsatz eben hieher zu stehen? — Geschichte der heil. Maria Magdalena von Pazzi, S. 179—194. eben daher übersetzt, mit einigen Erläuterungen. Wiederum die satyrische Geschichte einer fanatischen Thörinn, am Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Und auch diese warum eben hier? Vermuthlich sollte der Band durch diese kleine Einschiebsel seine gehörige Stärke erhalten. — Cölestiner, S. 195—224. — Fortsetzung der Geschichte des Franziscanerordens. Eine ausführliche Beschreibung der Regeln desselben. S. 225—316. Der Beschluß ist erst im vierten Theile zu erwarten. — Geschichte des Fegfeuers des heil. Patricius, S. 317—378. Ueber die Entstehung und den Gebrauch dieses Fegfeuers hätten wir wohl einige historische Untersuchung erwartet, aus der Geschichte des Patricius. Die lange Mönchsfrahe selbst, die als ein intermezzo hier aufgeführt wird, hätte noch mit einem artigen Geschichtchen über dieses Fegfeuer, aus des Gavin Passepartout begleitet werden können.

Was dem Buche zu einer eigentlichen Geschichte fehlt, das lehrt und ersetzt einigermaßen die überaus lesenswürdige

Vorrede

Vorrede des Hrn. W. Sie schildert kurz, nach seinem eigenen Ausdrucke, **den Geist der Mönchshistorie.** Und möchte doch der Verf. wo nicht gerade nach dieser, doch nach einer ähnlichen Anlage, uns ein Buch über diese Geschichte geschenkt haben, wenn es gleich nicht weitläufig geworden wäre. Historische Beweise seiner Angaben konnte er in einer Vorrede nicht anbringen; aber eben deswegen bittet er, „die letztern nicht vor Raisonnemens, vor historische Möglichkeiten, „sondern vor Folgen vorhergegangener Beobachtungen, und „vor Begebenheiten zu halten, von deren gutem historischen „Grunde er überzeugt sey." Selbst diese Stelle macht es einleuchtend, wie ungemein nützlich es gewesen wäre, einen solchen allgemeinen, mit historischen Belegen versehenen, Abriß der Mönchsgeschichte, nebst einer Geschlechtstafel und Verwandtschaft der Orden unter einander, in diesem Werke zu finden. Unterdessen lese man die freylich dem Kenner wohl bekannten, aber für so viele andere Leser ungemein nützlichen und bündigen, auch für jene angenehmen Anmerkungen des Hrn. W. von dem **Entstehen** der Mönche aus einer ausartenden Sittenlehre der Christen, von ihrer **Einsamkeit**, ihrem heiligen **Müßiggange**, ihrem **Enthusiasmus**, und ihrer Neigung zur **Mystik**; von dem **Unterrichte**, den sie in **der Theologie** gaben; von ihrem **Eindringen** in die **Kirchenämter**; von ihren **Missionen** und Lehrämtern in **Schulen**; von ihren **Reichthümern**; von ihrer **Verbindung** mit dem römischen Stuhle, und vielen andern Verhältnissen, Einrichtungen und Sonderbarkeiten derselben. Dahin gehört noch besonders, was von der Menge der Orden, von ihrer Eifersucht unter einander; von dem Unterschiede zwischen den alten und den neuen Mönchen, und dgl. m. bemerket worden ist. Auch empfehlen wir die Beantwortung der Frage: Wie sich das gesammte Mönchswesen zu seinem ersten und vornehmsten Zwecke vom Anfange an, und durch alle Perioden, verhalten habe? Einiges von den Schriftstellern der Mönchsgeschichte S. 75. fg. zeugt von Hrn. W sichern Bekanntschaft mit denselben; nur scheint uns würklich Alteserra noch mehr Lob zu verdienen, als er hier, auch mitten unter nicht unverdienten Vorwürfen, erhält.

Ob wir gleich gestehen mußten, daß unsere Erwartung von diesem Werke nicht befriediget worden sey; so sehen wir

es doch in seiner Art vor sehr nützlich und unterhaltend an, dessen baldige Vollendung daher auch zu wünschen ist.

Des Herrn Le Beau — Geschichte des morgenländischen Kayserthums. — Dreyzehnter Theil. Leipz. und Frankf. bey Felßecker, 1776. 534 Seiten in 8.

Unser mehrmals über dieses Werk gefällte Urtheil wiederholen wir nicht, weil es sich an guten und an schlechten Eigenschaften immer gleich bleibt. Der gegenwärtige Theil geht vom J. 648 bis 766, mithin auch über die Zeit, da die Kayser von Constantinopel, Rom und das Exarchat verloren. Ihre politische Geschichte ist abermals nicht übel bearbeitet; aber die damit so oft verwickelte Kirchengeschichte desto seichter und partheyischer. Der vortreffliche Kayser Leo ist bey dem Verf. so lange ein großer Fürst und ein Vater seiner Unterthanen, bis er ein Reformator und Theologe seyn wollte, S. 331 fg.; deutlicher, bis er die Bilderverehrung, die dem Christenthume der ersten Jahrhunderte völlig unbekannt war, freylich etwas hitzig und übereilt, aufzuheben suchte. Da gehen nun die gewöhnlichen Declamationen des Verf. an. „Die Religion, sagt er, scheuet die Hand des Fürsten: sie will von „ihm zwar Schutz, aber keine Verbesserung haben, (auch „nicht, wenn sie mit dem gröbsten, anstößigsten Aberglauben „befleckt ist?) die ihr nur ihre Diener, die rechtmäßigen Wächter über den Glauben und die Zucht derselben, geben können, „(und, wenn es ihrer Ehre und ihrem Vortheilen zuwider ist, „niemals geben werden.) Diese seltsame Grille schläferte alle Talente des Leo ein; sie erstickte alle seine Tugenden, u. s. w." Denn es ist unmöglich, mehr abzuschreiben. In der Folge heißen die mit dem Leo hierinne gleichgesinnte Fürsten ketzerisch, und er selbst wird ein unheiliger Fürst genannt, S. 402. Aber der Röm. Bischof Gregor II. der die Italiänischen Unterthanen der Kayser zuerst zur Empörung reizte, war eben so rein in der Lehre, als heilig im Wandel, &c. Zum Glück ist der Verf. ein Franzose, und dringt daher zuweilen mitten durch den Nebel von Vorurtheilen, Iconolatrie und Clerolatrie durch, weil er zu viele vor und neben sich hat, welche es schon gethan haben; erkennt

erkennt die Ränke, welche die Päbste mit dem **Pipinus** gespielt haben; gesteht, daß die griechischen Kayser **die rechtmäßigen Souverains derselben** waren, daß **Pipinus kein** Recht gehabt habe, ihnen das Gebiet der Kayser zu schenken; daß der heil. **Petrus** dieses Geschenk schwerlich würde angenommen haben, S. 449. u. s. w. Der Uebersetzer des Buchs möchte endlich wohl einmal übersetzen lernen. Giebt es für **Sceleraten, Domaine, Oeconomie, Ultramontanisch, Didier, Thierry,** u. dgl. mehr, keine deutschen Wörter? Wer ist der Abt des **Berges Cassine**? Auch muß er noch besser construiren lernen. Z. E. **Von Jugend auf bloß in der Kriegswissenschaft erzogen, beherrschte seine Seele eine tiefe Unwissenheit**, S. 333. Also war die Unwissenheit in der Kriegswissenschaft erzogen. Unwissenheit mag es nun wohl hier geben; wenigstens in der Sprache und in der Geschichte.

Ml.

C. Buttinghausen, d. G. G. öffentl. Lehrers, des Collegiums der Sapienz, Ephorus, und ersten Pfarrers zu St. Peter in Heidelberg, Beyträge zur Pfälzischen Geschichte. IV. St. Nebst Registern über die 4 Stück. Manheim bey Löffler. 1775. 8. von S. 345. — und von N. XXXVI. —

Erstlich eine Urkunde, die den Churfürst Uriel von Maynz betrifft, von P. Eichhorn (vnicornius) in der Pfalz. Vom Calenderwesen mit Absicht auf die Pfalz im XVI. Jahrh. Von einem Pfalzgräflichen Briefwechsel mit dem Grafen Wolfgang von Hohenloh. Urkunden, Grabschriften. Nachrichten von Scip. Gentilis, Iul. Pacius und Hippolytus a Collibus. Erinnerungen über neuere Schriften, z. E. Schelhorns Beyträge St. II. N. 14. Verbesserungen und Zusätze, wobey der Hrn. Lessing in der Ernestischen neuesten theol. Bibl. B. III. S. 752. 753. als für einen mitgetheilten, bisher unbekannt gewesenen Schatz, bezeigte Dank disputirt wird. Derselbe Schatz war Wissowatii Brief von 1665, den Stapfer und Carpov schon mitgetheilt haben sollen. (Es geht öfters so, daß es nur auf den Accent ankommt, womit man eine

Neuigkeit verkündiget, und ob der Verkündiger mehr oder weniger Lust an der Wahrheit als an der Neuheit hat.)

Hk.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Gabriel Jars, Mitglieds der Königl. Akademie zu London, Paris und Lion, Metallurgische Reisen zur Untersuchung und Beobachtung der vornehmsten Eisen- Stahl- Blech- und Steinkohlenwerke in Deutschland, Schweden, Norwegen, Engelland und Schottland, vom Jahr 1757 bis 1769. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von D. Carl Abraham Gerhard, Königl. Preuss. Oberbergrath rc. Erster und zweyter Band. Berlin, bey Himburg. 1777. in gr. 8. mit 10 Kupfertafeln.

Die Urschrift dieses Werks ist bereits im Jahr 1774. zu Lion in groß Quart gedruckt, und macht nur einen Band aus, den der Uebersetzer der Bequemlichkeit halber in zwey Bände abgetheilet hat. Der Bruder des im Jahre 1769. verstorbenen Verfassers, der ihn auf ein Theil seiner Reisen nach dem Harz, Schweden und Norwegen begleitete, hat seine hinterlassenen Aufsätze, wovon einige der französischen Akademie bereits überliefert waren, in Ordnung gebracht, und diejenigen zuerst herausgegeben, die die Eisen- und Steinkohlenwerke der Länder, die er bereiset hatte, betreffen. Die übrigen Bemerkungen seiner Reise sollen in einem 2ten Theile folgen, der bis jetzt, so viel wir wissen, in Frankreich noch nicht erschienen ist. Allerdings war diese Reise werth ins Deutsche übersetzt zu werden; da sie eine Menge guter Nachrichten von Bergwerken und Eisenmanufacturen enthält, die sonst wenig oder gar nicht beschrieben sind. Herr Jars reiste auf öffentliche Kosten, als ein Mann von Einsichten, und als ein fleißiger und getreuer Beobachter. Er hat alles Nützliche,

che, wo er es gefunden, ohne den bey seinen Landsleuten so gewöhnlichen Vorurtheilen für ihr Vaterland, seiner Aufmerksamkeit gewürdiget; und die französischen Bergwerke würden durch sein längeres Leben gewiß recht viel gevortheilet haben. Die metallurgischen Schmelzarbeiten und die Einrichtungen der Fabriken waren sein Hauptgegenstand, der auch an sich sehr wichtig ist. Es ist aber nicht zu leugnen, daß mehrere Kenntniß der Mineralogie und der Gebürge den Herrn Jars in Stand gesetzt haben würden, auch für die physikalische Erdbeschreibung großen Nutzen von seiner Reise zu ziehen; denn das wenige ausgenommen, was er von den zufälligen Schichten der Steinkohlenwerke hin und wieder aufgezeichnet hat, finden wir von den ansehnlichen Gebürgen, die er besuchte, keine oder sehr unbedeutende Nachrichten; ja es dürften sich auch wohl offenbare Fehler in der Angabe des Gesteins an einigen Orten zeigen lassen. Zum Beyspiel wollen wir nur den Irrgang und eine nicht benannte Zinngrube in Böhmen anführen, von welcher es S. 128. heißt, daß die Gänge in Sandstein (Pierre de grés) streichen, wo die wahre Gebürgsart gleichwohl Granit ist, den der V. an andern Orten nicht verkannte. S. 155. sind die Eisenerze, die in der Königshütte zu Lauterberg auf dem Harze verschmolzen werden, nicht einmal benannt oder mineralogisch bestimmt; ob schon von der Verschmelzung derselben ausführlich gehandelt wird. Allein man muß dis alles, weil der Verf. in andern Fächern viel geleistet hat, übersehen, und sich des alten Sprüchworts erinnern: Non omnia possumus omnes. Die Anzahl der in diesem Theile gelieferten Abhandlungen ist sechzehn, durch welche die Metallurgie allerdings viel gewinnt. Ihre Reichhaltigkeit an guten Beobachtungen macht es unmöglich, einen Auszug daraus zu liefern, der ohnehin überflüßig seyn würde, weil ein jeder Liebhaber dieser Wissenschaft das Buch selbst studiren wird. Daher wollen wir nur den Inhalt kurz anzeigen. Die erste Abhandlung ist allgemein, und gleichsam eine Abhandlung zu den folgenden über die Stahl- und Eisenwerke. Es werden hierinn die Begriffe von der Natur des Stahls und Eisens festgesetzt, ihr Unterschied und der des Gußeisens und des Stangen- oder Schmiedeeisens gezeigt, und daraus allgemeine Regeln des Verfahrens bey dem Schmelzen gezogen. Die Meinung des Verf., daß alles Eisen im Grunde einerley, und nur in der größern und geringern Reinigkeit von unmetallischen Erdtheilen (Guß- und Schmiede-eisen)

eisen) und in der größern und geringern Menge des eingemischten brennbaren Wesens (Stahl und Eisen) unterschieden sey, auf eben die Art, wie Gold und Silber verschiedene Stufen der Feinheit erlangen können, ist nachher auch von H. Grignon in seinen Mémoires sur l'art de fabriquer le Fer S. 38. angenommen worden, überhaupt aber nicht so ganz neu, obschon sie hier ausführlicher, als anderswo, vorgetragen wird. Der **zweyte** Aufsatz handelt von den Eisen- und Stahlwerken in Steyermark, wobey die von D. Schreber 1772. ausgegebene Beschreibung der Eisen-Berg- und Hüttenwerke zu Eisen-Erz, und eine ähnliche Abhandlung in dem zu Venedig ausgegebenen XIten Theile des Giornale d'Italia nachgelesen werden können. Der Vordernberg wird hier unrecht Wordernberg geschrieben; sonst sind die Verstümmlungen der Nahmen, die in dem französischen Werke vorkommen, in der deutschen Uebersetzung sorgfältig vermieden und abgeändert. Die **dritte** Abhandlung beschreibt die Eisengruben, Eisen- und Stahlfabriken in Kärnthen, so wie die **vierte**, die zu Kleinboden in Tyrol. In der **fünften** wird von dem Irrgange in Böhmen und von einem Eisenwerke bey Johanngeorgenstadt geredet; in der **sechsten** von dem Verzinnen des Eisenbleches zwischen Heinrichsgrün und Gräslitz in Böhmen; in der **siebenten** von der Königshütte bey Lauterberg und den Blankenburgischen Eisenwerken. Die **achte** Abhandlung betrifft einige Schwedische Eisenwerke und Fabriken; die **neunte** andere dergleichen zu Laurwig, Moß, und bey Kongsberg in Norwegen; die **zehnte** handelt von den Steinkohlengruben zu Newkastel in England; die **eilfte** von Eisen- und Stahlfabriken; die **zwölfte** von verschiedenen Kohlenwerken, Stahl- und Eisenfabriken in den englischen Landschaften Cumberland, Lankaster und Stafford; die **dreyzehnte** von einigen Kohlen- und Eisenwerken zu Carron in Schottland; die **vierzehnte** von verschiedenen Kohlenwerken und Eisenhütten in Deutschland und den Niederlanden, als im Lüttichschen, bey Aachen, bey Ippenbühren in Westphalen, bey Wettin, Doelau, Gibichenstein und Beichlitz, in der Gegend um Halle, bey Zwickau und in der Grafschaft Namur. Der **funfzehnte** Aufsatz, von dem Abschwefeln der Steinkohlen, ist bereits in der Beschreibung der Künste und Handwerker, die die französische Akademie herausgiebt, und der **sechzehnte** von den Mitteln der Luftwechselung in Gruben, in den Abhandlungen der Pariser Akademie der Wissenschaften für 1768. gedruckt. Was

dieses

diesen letzten Aufsatz betrifft, so muß der Recensent aus Liebe zur Wahrheit erinnern, daß das Lob der darinn vorgetragenen Theorie von der Wetterwechselung weniger dem Hrn. Jars, als einigen Bergverständigen zu Freyberg gebühret, mit welchen er zwar über diese Materie gesprochen zu haben, nicht aber völlig befriediget worden zu seyn S. 554. vorgiebt; da der Recensent gleichwohl aus verschiedenen Unterredungen mit diesen verdienten Männern, für sich das Wesentliche der gedachten Abhandlung im Anfange des 1768sten Jahres, noch ehe die Schriften der Pariser Akademie für dieses Jahr abgedruckt waren, oder Herr Jars wohl gar seinen Aufsatz der Akademie vorgelesen hatte, zu eigenem Unterricht niedergeschrieben hat, und noch allenfalls vorzeigen könnte. Viel eigenes aber hat wohl Herr Jars diesen Grundsätzen zugefügt, sie erläutert, und mit seinen Gedanken erweitert.

Nach den oben angeführten 16 Abhandlungen folgen die Anmerkungen des Uebersetzers, die neue Beweise seiner mineralogischen und chymischen Einsichten sind; und zuletzt eine kleine Sammlung von Lüttichschen, Limburgischen, Namurschen und Schwedischen Bergordnungen. —

Jr.

Anleitung zu der Bergbaukunst nach ihrer Theorie und Ausübung, nebst einer Abhandlung von den Grundsätzen der Bergkammeralwissenschaft, für die Kayserl. Königl. Schemnitzer Bergakademie, entworfen von Christoph Traugott Delius, K. K. Hofrath — Wien, auf Kosten des höchsten Aerarii, bey Trattner. 1773. in gr. 4. mit 24 großen Kupfertafeln.

Herr Delius war ehemals Lehrer der Bergbaukunst zu Schemnitz, und hat dieses Werk auf Kayserl. Befehl entworfen, welches nachher auf Kayserl. Kosten gedruckt, allen angesehenen Bergbeamten geschenkt, und den übrigen Liebhabern im Lande zu dem geringen Preis von 6 Gulden verkauft wurde. Es hat mit dem zu Freyberg ausgegebenen Kernischen Bericht vom Bergbau einerley Absicht; aber die Natur der Sache bringt es so mit sich, daß beyde Werke nach

dem

dem Unterschied der Bergwerke der Länder, für welche sie eigentlich geschrieben sind, in vielen Stücken von einander abgehen, und doch beyde vortrefflich sind. Es werden in so vielen Gegenden der Welt Bergwerke gebauet; die Hauptsache läuft allemal auf die Gewinnung des Gesteins und der Erze, auf die Verzimmerung der Gruben, Ausleerung des in der Tiefe aufgehenden Wassers, Ausförderung und Aufbereitung der Erze u. dgl. Beschäftigungen hinaus, die allerwärts statt finden; allein die Mittel und die Art und Weise, wie man sich derselben bedient, sind bey den wenigsten Bergwerken ganz übereinstimmend, und können es auch unmöglich seyn; theils weil die Natur der Gebürge und Erzgänge unter sich höchst verschieden ist, theils auch weil die politische Verfassung des Bergbaues die Cassen, aus welchen die Kosten bestritten werden, und die alten Gebräuche, von welchen man an vielen Orten nicht gerne abgeht, nicht allerwärts einerley sind. An einem Orte kann der mit Aufmerksamkeit sich umsehende Bergmann am besten die Lehre von den Klüften und Gängen, ihr verschiedenes Verhalten und Wirken auf einander, ihre Veredlungen, Verdruckungen, wieder Ausrichten, und den auf edlen Gängen, die gemeiniglich nicht sehr mächtig sind, vortheilhaftesten Bergbau erlernen. An andern sieht er, wie Flötze und mächtige Gänge, durch Querbau, oder auf andere Art, abgebauet werden. Am dritten Orte ist das Maschinenwesen, die Poch- und Waschwerke, die Verzimmerung und Ausmauerung der Schächte, oder das Schmelzwesen vorzüglicher, ja ganz anders eingerichtet, als er es sonst wo gefunden: oder die Anlegung der Teiche und Kunstgraben, die haushälterische Vertheilung der Aufschlagewasser, die Bergökonomie, u. dgl. hat hier oder dort etwas neues und besonderes, und jeder Ort etwas, was man anderwärts nicht so findet. Die Gewohnheit bestätiget überdem (leider! zu oft,) alte Gebrauche, die man bey gewissen Bergwerken heilig befolgt, ohnerachtet sie an sich weder nothwendig, noch die besten sind. In einer Gegend, z. B. wo Feldgestänge bey den Gruben zu Wasserförderungs-Maschinen üblich sind, sieht man für unzuträglich oder wohl gar gefährlich an, das Kunstrad gleich über den Schacht oder Abteufen auf den Stollen zu hangen; an andern Orten hingegen versäumt man, sich die Vortheile zu Nutze zu machen, die ein Feldgestänge unter gehörigen Umständen mit sich bringt. Es ist demnach für den Bergmann, der seine Kenntnisse erweitern will, nothwendig, daß

daß er reise; und gute Beschreibungen des Bergbaues in diesen oder jenen Gegenden sind aus eben diesem Grunde für sehr nützlich und schätzbar zu halten. Man kann wirklich sagen, daß in dem Kernischen Berichte keine wesentliche Nachricht von der Sächsischen Bergbaukunst ausgelassen, und daß in dem Wienerischen Werke, welches wir anzeigen, das vornehmste, was man von der in Ungern und andern österreichischen Staaten üblichen Methode des Grubenbaues allgemein zu wissen verlangt, angeführt sey. Herr Delius hat das ihm aufgetragene Geschäft, dieses alles zu beschreiben, mit großem Fleiß und Geschicklichkeit erfüllt, so wie die Zeichnungen dem Grafen von Dietrichstein Ehre machen. Der zweyte und dritte Abschnitt enthalten in verschiedenen Kapiteln die eigentliche Bergbaukunst und Aufbereitung der Erzte, nach allen Geschäfften, die dabey vorfallen. Der erste Abschnitt trägt die unterirdische Berggeographie oder die innere Kenntniß der Gebürge und Lagerstädte der Mineralien, nach der, aus einem älteren kleinen Werke des Verfassers, vom Ursprung der Gebürge und der Erzgänge, bekannten Hypothese, vor, mit der wir freylich nicht so ganz zufrieden seyn können; unsre Gründe aber des Raums wegen hier zurückhalten müssen. Im vierten und letzten Abschnitte wird zuerst von der Wirthschaft bey dem praktischen Bergbau, und nachher in einer besondern Abhandlung von den Grundsätzen der Bergkammeralwissenschaft, d. i. von dem Nutzen des Bergbaues für den Staat, und wie solcher befördert werden könne, gehandelt.

Johann Gottlieb Kern vom Schneckensteine, oder dem Sächsischen Topasfelsen, herausgegeben und mit Anmerkungen vermehret von Ignaz Edlen von Born ꝛc. mit fünf Kupfertafeln. Prag 1776. bey Gerle. 49 Seiten in groß 4.

Außer dem Schneckensteiner Topasfelsen haben wir keinen Edelsteinbruch in Europa, der bekannt wäre. Um so mehr verdient dieser Aufmerksamkeit. Die Beschreibung des Felsens, die Abbildung desselben, die Untersuchung des Gesteins, der Lage der Topasen darinn, ihre Gestalt und andere Merkwürdigkeiten hat Herr Kern, ehemaliger Edelgesteininspector, Vorsteher des Halsbrückner Reviers bey Freyberg

berg und zuletzt Salzfaktor zu Arthern, deutlich und gründlich vorgetragen. Herr von Born, der diese gute mineralogische Abhandlung im Mscpt besaß, hat sie dem Drucke übergeben, und überall mit lehrreichen Anmerkungen versehen, die man in Wahrheit meisterhaft nennen kann.

Briefe aus der Schweiz nach Hannover geschrieben in dem Jahre 1763. Zweyter Abdruck. Zürch und Winterthur bey Füeßli Sohn ꝛc. 1776. gr. 4. 341 Seit. 17 Kupfertafeln und viele Vignetten.

Sehr unterrichtende Briefe, die die besten mineralogischen Nachrichten von der Schweiz, die wir bisher haben, in sich enthalten! Der Verfasser, Herr Apotheker Andreä in Hannover, schrieb sie an Ort und Stelle, und sie wurden in dem Hannöverischen Magazine von 1764 und 1765 abgedruckt. Nachher hat der Verfasser durch seinen Briefwechsel mit schweizerischen und andern Gelehrten viele Zusätze, Verbesserungen und Abzeichnungen der seltensten Versteinerungen ꝛc. erhalten, die in der gegenwärtigen Auflage geliefert werden. Allerdings hat sie viele typographische Schönheiten; aber das Buch ist dadurch nicht wenig vertheuert worden, welches manchem Wißbegierigen unlieb seyn dürfte. Der Verfasser hat den größten Theil der Schweiz durchreist. Die Erdschichten, die Gebirge, die Krystallgruben, die Mineralien des Landes, und die Sammlungen der gelehrten Naturforscher, die da wohnen, haben seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich gezogen; überdem aber enthalten verschiedene Briefe Anmerkungen von den Einwohnern, ihrer Lebensart, Kleidertracht, Gewerben und Gebräuchen, von der Bauart, Haushaltung und andern nützlichen Gegenständen, die lesenswerth sind. Aus einem so starken Werke, von so reichem Inhalt, läßt sich hier kein genugthuender Auszug geben. Etwas wollen wir nur zur Probe auszeichnen: Die ansehnlichen Kabinetter eines Annone, Frey, Bawier, Bernoulli ꝛc. zu Basel, Ammann, zu Schafhausen, Johann Gesner, Lavater, (Apotheker) Schultheß ꝛc. zu Zürich, und andere mehr, enthalten eine große Menge versteinerter Körper aus den niedrigeren kalkichten und thonichten Gegenden der verschiedenen Kantons, die zur Aufklärung in der Zoologie zum Theil viel beytragen können. Die

gekrüm-

gekrümmten, schaaligten und durchlöcherten Belemniten in der Annonischen, die versteinerte Thierpflanze des Mylius in der Freyischen, die seyn sollenden Anthropoliten in der Geßnerischen, die Judensteine auf einem Echiniten in der ehemaligen Deluckischen Sammlung, und viele andere merkwürdige Stücke mögen zum Beweise dienen, daß man in der Schweiz mit richtigerem Geschmacke und mehr Einsicht, als an manchen Orten in Deutschland, Petrefakten sucht und aufbewahret. Verschiedene der bereits genannten Sammlungen enthalten ohnehin auch andere natürliche Produkte aus allen drey Reichen. Die vorzüglichsten, oder, wegen der ehemaligen Besitzer, merkwürdigsten **Kräuterbücher**, die der Verfasser gesehen, waren des Chorherrn Geßner seines, und das ehemalige Scheuchzerische, in 20 Bänden, zu Zürich; des Dokter Lachenal und das ehemalige Bauhinische (letzteres sehr übel behandelt,) zu Basel. Von **schweizerischen Vögeln** hatte Hr. Sprüngelin, vormals Prediger auf dem Lande bey Bern, die vollständigste Sammlung u. s. w. Der **Geisbergerstein**, eine Art Granit, worinn der Feldspat mehligt oder thonigt ist, macht die höchsten Gebürge der Schweiz, den Gotthard 2c. aus, und ist die eigentliche Mutter der quarzichten Kristallzinken, welche die innern Höhlen dieser Gebürge überziehen. Der **Gildstein**, eine Art von Lauezstein, (der eigentliche **Lauezstein** bricht bey Cläffen oder Chiavenna); der **Murkstein**, ein glimmrichtes Gestein mit vielen Granaten und Sternbasalt, und der **Alaunhaltende Thonschiefer**, welche alle sich **am Gotthardе** finden, (S. S. 114, 146. und 236.) verdienen wegen dieser hohen Lage alle Aufmerksamkeit. Von der **Entstehung der Kristallen** trägt der Verfasser seine Meynung umständlich vor, widerlegt oder berichtigt das, was Bourguet, Bertrand und Sulzer darüber gesagt haben, und beschreibt einige besondere Bildungen der Kristalle, die auch in Kupfer gestochen sind. Er glaubt, das Regenwasser seigre sich durch unmerkliche Risse und Klüfte des Geisbergersteins in dem Felsen hinein, löse einen Theil des Quarzes, woraus er besteht, auf, und kristallisire sich hernach. Die ewige Kälte der Kristallhölen sey ein Beförderungsmittel des Anschiesens. Braungefärbte Kristallen verlieren ihre Farbe im Feuer, und haben sie daher vom brennbaren Wesen, und nicht vom Eisen. Der gelehrte Domherr von Beroldingen zu Hildesheim, der überhaupt manche artige Zusätze zu diesem Werke gegeben hat, bestärkt die Andreäische Theorie durch seine

Anmerkungen (S. 161—163.) recht sehr, und hat sich genugsam von den auf den Schweizeralpen vorkommenden, mit Kieselerde geschwängerten und oft davon milchfarbigten Wassern überzeugt. — Bey der Beschreibung des Geisbergersteins und einiger anderer Steinarten scheint uns, daß die darinne vorkommenden fetten, thonichten Erden wohl zu oft für speckartig angegeben seyn möchten. Es verhält sich damit so, wie mit dem Gneis in Sachsen, dem man Steinmark als einen Bestandtheil zueignet, eine besondere Art von Thon nach Cronstedt und Marggraf, zu der nicht alle fette Letten gerechnet werden müssen. „Daß alle, oder doch die meisten Opale Geburten eines Vulkans seyn sollten" (S. 54. h.) scheint wohl der Sächsische vom Donath zu Freyberg, und der im Granit, und im rothen Eisenstein zu Eibenstock erbrochene Opal, zu widerlegen.

Er.

Des Herrn Baron Carl von Geer Abhandlungen zur Geschichte der Insekten, übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben, von Joh. Aug. Ephr. Götze. Leipzig, bey Müller. 1776. in groß Quart. Erster Theil. 1stes Quartal 19 Bogen; 2tes Quartal 15½ Bogen; 3tes Quartal 12½ Bogen; 4tes Quartal 21 Bogen; und 37 Kupfer zu allen 4 Quartalen.

De Geers Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes gehören unter die besten, und dabey unter die ziemlich kostbaren Insectenwerke. Diese deutsche Uebersetzung kann daher vorzüglich dienen, dies Buch mehr ins Publikum zu bringen, und schon in so fern ist des Uebersetzers Unternehmen nützlich. Er hat, wie bey seinen andern Uebersetzungen, nicht wenige Anmerkungen beygesetzt, die mehr oder minder wichtig sind; unter die nützlichsten Zusätze des Uebersetzers gehören vielleicht seine Nachweisungen auf das Linnäische System, so wie auch auf andere Schriftsteller.

Die Eintheilung des Werkes in Quartale ist ein wenig sonderbar, doch leicht zu ertragen, wenn zumal künftig die Einrichtung getroffen würde, daß man sie dem fertigen Werke

ke nicht weiter ansähe, und daß sie also nur zu bequemerer Fertigung der Uebersetzung diente, wozu sie erdacht ist. Unangenehm ist es, daß hier jedes Quartal eine neue Seitenzahl anfängt.

Des Ritters Carl von Linne' vollständiges Natursystem u. s. w. von Phil. Ludw. Stat. Müller. — Sechster Theil. In zwey Bänden von 2 Alphabet 21 Bogen und 37 Kupfern.

Ebendesselben Werks Supplements- und Registerband, 2 Alph. 14 Bogen und 3 Kupfer. Nürnberg, bey Raspe. 1775. und 1776. in gr. 8.

Nach dem von den vorhergehenden Bänden Gesagten ist hier nur der Beschluß des ganzen Werkes, in so fern es das Thierreich angeht, anzuzeigen. Der sechste Band enthält die Gewürme; der Supplementsband einen Nachtrag von allerley Thieren aus allen Classen, und dann ein Register über das ganze Werk. Die beyden andern Naturreiche sollen nach Müllers Tode von Andern nach eben dem Plane abgehandelt werden.

Joh. Jak. Ferbers Versuch einer Oryktographie von Derbyshire in England, Mietau bey Hinz. 1776. gr. 8. 104 S. 4 K.

Ebendesselben Bergmännische Nachrichten von den merkwürdigsten mineralischen Gegenden der Herzogl. Zweybrückischen, Churpfälzischen, Wild- und Rheingräflichen und Nassauischen Länder. Mietau, bey Hinz. 1776. gr. 8. 94 Seit.

Der Verf. ist als ein Mann, der die Bergwerkswissenschaften ganz vorzüglich gründlich kennt, schon längst hinlänglich bekannt. Diese beyden kleinen Schriften von ihm dürfen also nur mit wenig Worten angezeigt und erinnert wer-

 den,

den, daß sie ganz in der Manier des Verf. und seiner würdig sind. Sie leiden ohnedies nicht wohl einen Auszug.

X.

Beschäfftigungen der Berlinischen Gesellschaft Naturforschender Freunde. Berlin, bey Pauli. Erster Band. 1775. Zweyter Band. 1776. Dritter Band. 1777. in 8.

Fast sollte man glauben, es sey mit den gelehrten Gesellschafften, wie mit Fabriken und Manufakturen. Von letztern gerathen diejenigen am besten, nützen am meisten und dauren am längsten, die unbemerkt von selbst entstehen, und ohne hohe Unterstützung und ohne hohe Direction sich vergrößern, und endlich dem Publikum Achtung und Schutz abverdienen oder abzwingen. Die Gesellschaft, deren Schriften wir anzuzeigen haben, ist aus den freywilligen Zusammenkünften einiger Gelehrten in Berlin von gar verschiedenem Stande und Alter, welche, durch eine gemeinschaftliche Liebe zur Naturkunde, Freunde geworden waren, entstanden. Sie hat schon länger gedauert, schon mehr geleistet, schon mehr Achtung gewonnen, als viele gelehrte Gesellschaften, die Mäcene gestiftet, und gleich bey ihrer Errichtung, durch Eintheilung in Classen und Ordnungen, und durch pedantische Rangbestimmungen, aller gesellschafftlichen Vortheile, Annehmlichkeiten, und des esprit de corps beraubt haben. So entstanden ehemals die Leopoldinische Akademie der Naturforscher, die Londonsche Gesellschaft, die Schwedische Akademie der Wissenschaften; und wer kann es läugnen, daß diese Gesellschaften, in denen sich der gesellschaftliche, freundschaftliche Ton erhalten hat, mehr geleistet, d. i. dem Vaterlande und den Wissenschaften mehr genützet haben, als die meisten von Königen und Fürsten, nach vielen Ueberlegungen und Verrichtungen, gestifteten Akademien, deren Zusammenkünfte durch Zwang, Rang, Mistrauen und Chikane, die unangenehmsten Stunden der Mitglieder geworden sind. Wir wollen diese Betrachtung nicht weiter fortsetzen, ungeachtet sie die Erklärung mancher Erscheinungen in der gelehrten Welt darbietet; sondern wir wollen nur noch der ehrwürdigen Berlinischen Gesellschaft auch ein Kapitälchen wünschen, ne ruat sua mole.

Unsere

Unsere Anzeige würde einige Bogen einnehmen müssen, wenn wir den Inhalt aller derjenigen Abhandlungen, in denen wir neue Bemerkungen antreffen, erzählen wollten. Nur zur Probe, und ohne ängstliche Wahl, nennen wir folgende: **Bode** Beschreibung eines bequemen Instruments, um scheinbare Entfernungen am Himmel zu messen. **Achard** hat verschiedene wichtige Aufsätze aus der Experimentalphysik und Chemie geliefert. Er hat Vorschläge zu einem Electricitätsmesser gethan, dessen Gebrauch doch wohl etwas zu unbequem seyn möchte. Er hat Beobachtungen über die durch das Verdunsten flüssiger Substanzen entstehende Kälte und Wärme angestellet. Etatsrath **Müller** in Kopenhagen hat mikroskopische Bemerkungen eingeschickt. **Joh. Beckmann** in Göttingen hat Beyträge zur Kenntniß des Mergus merganser ertheilt, die **Pallas** ergänzet hat. **Gleditsch** hat weitläuftig über die Pflanzen, welche Stärke geben könnten, geschrieben. Der Hofapotheker **Meyer** hat Aufsätze z. B. über die Kieselerde, über das gediegene Eisen, eingegeben, die seine Geschicklichkeit in chemischen Untersuchungen beweisen. **Spengler** in Kopenhagen hat die widersprechenden Nachrichten von Oskabiore, durch eine genaue Beschreibung und Abbildung dieses Insects, aufgeklärt. Er und **Chemnitz** und **Martini** haben auch viele neue Conchylien bekannt gemacht.

Im zweyten Theile nimmt sich D. **Blochs** nnd des geschickten jungen Chemikers **Klaproths** Nachricht vom Kopal, durch viele neue Bemerkungen aus. **Joh. Beckmann** hat seine Einrichtung einer Insectensammlung bekannt gemacht, die an Bequemlichkeit die meisten Vorschläge übertrifft. **Gleditsch** vom ökonomischen Nutzen des Schiebering, sium nodiflorum. Des Past. **Chemnitz** Nachricht von den neuesten Mitteln, die Schiffe wider den Bohrwurm zu verwahren.

Vom ersten Aufsatze des dritten Bandes mögen wir nicht ein Wort sagen. **Kühn** und andere haben neue Insecten beschrieben. Sehr schätzbar muß den Mineralogen des Professor **Hacquel** Beschreibung der Queckfilbererze der Gruben von Idria seyn. Uns ist dieser Aufsatz auch deswegen lieb, weil er uns hoffen läßt, daß man im Oesterreichischen, über Nachrichten von Bergwerken und einheimischen Produkten richtiger denkt, als man vor wenigen Jahren dort dachte. **Güldenstädt** hat Castor moschatus vollständig beschrieben; **Annone** den Schielerquarz aus Labrador. Dank muß Doct. **Wartmann** zu St. Gallen haben, für seine Nach-

richten von einigen Fischen des Bodensees. — Ein guter Einfall der Gesellschaft ist, aus den Briefen ihrer Correspondenten, deren Anzahl ungemein anwächst, kurze Nachrichten und kleine Bemerkungen bekannt zu machen. Von den Schicksalen ihrer verstorbenen Mitglieder giebt sie angenehme Berichte; nicht im Kanzelton. Dem Verleger muß man das Lob lassen, daß er sich gegen die Gesellschaft sehr willfährig beweiset, und ihre Unternehmungen kräftig befördert. Kupfer sparet er nicht; aber die Erleuchtung mit Farben wollten wir wohl widerrathen; sie vertheuert die Schriften gar zu viel.

O.

A. Bruchhausen Institutionum Physicae pars altera. 1777. 8. 554 Seiten. Münster in Westphalen, in der Aschendorfschen Druckerey.

Dieser Theil handelt von der Luft, dem Feuer, der Ausdünstung, dem Lichte und Farben, der Electricität, dem Wasser und Meteoren. Dann wird das Mineralreich nebst einigen chymischen Operationen; ferner das Thierreich, und besonders der Mensch, das Pflanzenreich und der Feldbau vorgenommen, und endlich eine kurze Betrachtung des Weltbaues beygefügt.

Fm.

---

10. Gelehrte Geschichte.

Lobschrift auf Michael Neander. Eine Vorlesung in der Königl. deutschen Gesellschaft in Göttingen, gehalten am 14 Sept. 1776. und mit historischen Beyträgen begleitet von Joh. Carl Volborth, A. M. Königl. Repetenten der theolog. Fakultät — Μύθων τε μητῆρ' ἔμεναι, πρηκτῆρά τε ἔργων. HOMER. Göttingen, im Verlage der Vandenhöckischen Buchhandlung. 1777. 11½ Bogen in 4.

Der

Der Recensent hat in einer öffentlichen Bibliothek Gelegenheit gehabt, alle Schriften **Neanders** durchzusehen, und von einigen, sonderlich von seinem mit Recht so genannten opere aureo, Gebrauch zu machen; (denn nur da erhalten sie sich noch allenfalls ihren Platz, da sie hingegen aus Privatbibliotheken ausgeschlossen, und der Zerstöhrung der Krämer überlassen werden.) Er hat sich dabey oft im Herzen betrübt, daß der Name eines der größten Schulmänner voriger Zeit, eines Mannes von ganz unbegreiflichem Fleiß, und von einem für unsere Zeit fast unerreichlichen Verdienste, der Vergessenheit so nahe ist, so daß man zu eben der Zeit, da man in den Schuleinrichtungen älterer Art nichts als Mängel sieht, und durch Aenderung der Lehrart alle Berge eben machen, und den öffentlichen Unterricht erleichtern will, und der erwartenden Welt Wunder verspricht, kaum daran gedenkt, daß **Ilefeld** ehemals einen **Neander** gehabt hat, der der Schöpfer und einzige Lehrer seiner Klosterschule war, und es doch so weit brachte, als es nicht leicht eine neuere Schule bringen wird. Er schickte eine Menge der berühmtesten Schüler von sich, die zum Theil auf der Schule schon Schriftsteller und griechische Dichter wurden, theils ohne eine Akademie zu besuchen, gleich von der Schule weg in öffentliche Aemter befördert wurden. Er schrieb alle seine Schulbücher und griechische Chrestomathien unter allerley Titeln, selbst, und beydes war damals weit schwerer, als jetzt; da itzt theils die Verfertigung eines neuen Compendiums aus so vielen vorhergehenden ein sehr wohlfeiles Verdienst ist, theils weil in diesem Decennium Chrestomathien, mit Text und Noten, ohne eigne Mühe und Durchsicht aus andern Ausgaben zusammengedruckt werden, ohne die griechischen Schriftsteller selbst anders als aus Allegaten und Auszügen zu kennen, und ohne dabey ein ander Verdienst, als die Mühe des Abdrucks zu haben. Man vergleiche nur **Neanders** opus aureum mit vielen unserer neuesten praktischen Chrestomathieen, und erstaune über den Fleiß und die griechische Gelehrsamkeit des Mannes! Deswegen hat Hr. M. V. sehr recht, daß er den Namen eines so fleißigen und verdienten Mannes der Gleichgültigkeit unsers Zeitalters wieder ins Gedächtniß bringt. **Mich. Neander**, oder eigentlich **Neumann**, war 1525. in Sorau gebohren, und muß nicht mit dem Mich. Neandro *e valle Ioachimica* verwechselt werden, studirte in Goldberg, doch nach Trozendorfs Tod, und in Wittenberg, wo er Lu-

thern und Melanchthon hörte, von denen der Verf. sagt, daß ihre Erinnerung den größten Theil der Freuden seines Lebens ausmache. Sein erstes academisches Jahr ließ nicht viel gutes von ihm erwarten, doch näherte er sich nachher „mit unersättlichem Durste dem, gleich der Liebe Gottes, unergründ„lichem Meer der Wissenschaften.“ Er wurde sodann Schullehrer in Nordhausen, und 1550. Rektor zu Ilfeld, von wannen er sich bey einem Gehalt von hundert Gülden bis an sein Ende 1595 durch keinen auswärtigen Ruf abziehen ließ. Erst in diesem Jahre nahm er seinen ehemaligen Schüler, **Joh. Cajus**, zum Collegen an, vorher war er der einzige Lehrer, und hatte doch auch zugleich die Oeconomie des Klosters zu besorgen. Noch auf seinem Sterbebette protestirte er aufs nachdrücklichste gegen den Verdacht des Calvinismus in der Lehre vom Abendmahl. Der Verf. rückt seine Protestation aus seines Beichtvaters **Mylii** Leichenpredigt ein: „als einen Beytrag „zur Geschichte der Denkungsart des 16ten Jahrhunderts. „Denn die Beschuldigung des Calvinismus in der Lehre vom „heil. Abendmahl sey **damals** ein Staatsverbrechen gewesen.“ Hat sich die Denkungsart des 18ten Jahrhunderts hierinne gebessert, und ist diese Beschuldigung zu unserer Zeit weniger ein Staatsverbrechen, wenn ein theologischer Lehrer auf einer lutherischen Universität wegen des Bekenntnisses dieser Lehre seines Amtes entsetzet wird? Fiel dem Hrn. V. kein nahes Beyspiel hiervon bey? **Neander** war ja ohnedem in seinem Thale das in der Morgendämmerung der Wissenschaften, was **Göttingen** itzt in ihrem Mittagsglanze ist. S. 7. Zu wünschen aber wäre es, der Verf. hätte bey den vielen lesenswürdigen Nachrichten von Neanders Leben und Charakter, etwas mehr von der ihm eigenen Lehrart sagen wollen. Denn der Leser kann sich dabey der Frage nicht wohl entschlagen: Wie muß es wohl der Mann angefangen haben, um solche Wunder der Erziehung zu thun, und den Fleiß und den Geist der Nacheiferung bey seinen Zuhörern in einem so hohen Grad unterhalten zu können? Auch wünscht man unterrichtet zu seyn, durch welchen glücklichen Umstand **Neander** nach dem Unfleiß im ersten Jahre seines akademischen Lebens zum Fleiß gebracht, und dieser hauptsächlich zur griechischen Litteratur gelenkt worden ist? Aber davon sagt der Verf. kein Wort. Wir hätten ihm dafür gern viele Floskelchen aus den jetzigen sentimentalischen Zeiten schenken wollen, welche in der Lebensbeschreibung eines Gelehrten aus dem sechzehnten Jahrhunderte gar

gar wunderlich aussehen. Z. B. S. 10. „Daß in der Stadt Nord„hausen ein überaus guter Ton in den Wissenschaften gewe„sen.“ — S. 15. „Von einem gewissen **Feuer**, von einem „gewissen **Drang der Seele**,“ der sich mehr in **Rhodomanns** als in **Neanders** Schriften finden soll, wobey es sehr possierlich klingt, daß „**Rhodomann**, der auf **Nean„ders Schulter trat, zu einem höheren Grade die„ses Feuers gelangen** können. Nebst vielen unerträglichen Witzeleyen. Z. B. S. 10. „Der Apotheker **Blasius Michael** „in Nordhausen habe seinen Gästen statt der **Zeitungen** (NB. im 16ten Jahrhunderte) Luthers Schriften vorgelesen. — „S. 12. Wie es denn damals so **viel Meinungen beyna„he als Köpfe gab, da leider jetzt mancher Kopf „gar keine Meinung hat.** — Ein Edelmann, (NB. aus „dem 16ten Jahrhunderte,) welcher **Boileau** noch nicht le„sen konnte, vielleicht noch weniger als den **Juvenal, denn „jener war noch nicht da, und dieser hatte lateinisch „geschrieben,**“ u. dgl. m. Die Schreibart dieser Schrift ist überhaupt sehr affektirt und zugleich sehr unzusammenhängend und verworren, wobey Herr V. sehr oft auf sein liebes Ich, sehr unerwarteter Weise zurückkömmt. Z. B. S. 10. „Luther „starb. Mit seinem Tode giengen die **erstaunlichen Unru„hen an, welche der angenehmste Theil** der Kirchen- und „Reichsgeschichte, **die Reformationshistorie, welche „bey Walch und Pütter gehört zu haben**, ich mich noch „dankbar **und freudig erinnere**, in ihren Jahrbüchern „aufbehalten hat.“ Schön! **Luthers Tod**, die **erstaunlichen Unruhen**, der **angenehmste Theil der Geschichte**, der sie beschreibt, und das Collegium, das Hr. Volborth ehemals gehört hat. Alles in einem Perioden neben einander, und in einem so schön gedrechselten chrienmässigen, mit einem doppelten **welche** versehenen Periode! Wirklich, wer ein wenig Selbsterkenntniß hätte, sollte etwas so schülerhaftes nicht drucken lassen. Eine ähnliche seltsame Stelle ist S. 11, da Hr. V. bey der Erzählung, daß Neander nach Ilefeld gegangen, in eine Entzückung über Ilefeld geräth, und uns berichtet, Er, Hr. **Volborth** habe **zwar nicht in Ilefeld studirt**; aber es sey **nur eine kleine Meile von Nordhausen** entfernt, und **eine angenehme** Allee führe dahin. Es ist nemlich zu wissen, daß Hr. V. aus **Nordhausen** gebürtig ist, und sich auch recht à la Rousseau einen **Bürger von Nordhausen** schreibt. Wir rathen dem Hrn. V. recht

wohlmeinend, sich vor alles Schönschreiben fleißigst zu hüten: denn er hat von Verbindung und Ordnung der Gedanken, wie man deutlich siehet, noch gar keinen Begriff, und verfällt alle Augenblicke ins Unschickliche, und wirklich in seiner größten Gravität, wie wir oben gesehen haben, ins possierliche. Er bleibe lieber bey ganz trocknen literarischen Untersuchungen, wobey ihm Augen und Gedächtniß zu statten kommen. Seine Beschreibung der Werke **Neanders** ist zehnmal mehr werth, als alle gezierte Floskeln seiner Lobschrift. Besonders hat den Rec. die Beschreibung des Operis aurei interessirt, und die Nachricht war ihm angenehm, die Hr. V. mit **Neanders** eigenen Worten giebt, daß der Titel seines *Operis aurei* nicht von ihm selbst, sondern von **Oporinen** in Basel, der die erste Ausgabe desselben in Druck gegeben hatte, herrühre. Sehr genau und richtig hat der Verf. dieses Werk beschrieben: und zum Beweis der Seltenheit der ersten Ausgabe von Basel 1559. kann auch dieses dienen, daß in der anfangs erwähnten Bibliothek **drey** Exemplare darinn befindlich sind, aber alle von der Leipziger Ausgabe vom Jahr 1577. Zuletzt werden noch seine berühmten Schüler erzählt: sie waren **Rhodomann**, **Caselius**, **Mylius**, **Sithus**, **Volland**, **Cajus**, und viele andere, wobey wieder der unglückliche **Drang** zur Schöngeisterey den Verf. hin und wieder hart antritt. Die Myliusische Leichenpredigt auf Neandern, davon der Verf. nur einen Nachdruck zu kennen scheint, ist zu Leipzig 1596. in 4. mit sehr zahlreichen Epicedien herausgekommen. Sein S. 57. erwähntes griechisches sapphisches Gedicht **von dem Elend der Schullehrer**, ist von **Poppen** 1572. lateinisch herausgegeben worden. Zu den fleißig angeführten Ausgaben der Neandrischen Schriften, fügen wir noch folgende hinzu, so wir in Händen haben, nemlich von seiner Physik, **Leipzig**, 1591, und von seinem Compendio chronic. **Wittenb.** 1587. Auch ist unter seinem Namen herausgekommen: Compendium doctrinae christianae ex germanico et latino idiomate primum hebraice et graece conuersum a M. Theodos Fabricio, et Io. Vollando, scholae Ilefeldensis olim alumnis, nunc vero editum hebraice, graece, latine, germanice a Mich. Neandro. Viteb. 1599.

Iʒ. Johann

Johann Ludwig Anton Rust — historisch-literarische Nachrichten von den itztlebenden Anhaltischen Schriftstellern. Nebst einem Anhange. Zweyter Theil. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann. 1777. 11 Bogen in 8.

Bey Gelegenheit des ersten Theils haben wir (B. 30. St. 2. S. 591. u. ff.) von der Absicht und Einrichtung dieses Werkchens hinreichende Nachricht ertheilt, und zugleich unsere Gedanken darüber freymüthig eröffnet. Wir dürfen also hier nur anmerken, daß der innere Gehalt des zweeten Theils um nichts besser oder schlimmer ist; daß darinn von den übrigen itztlebenden Anhältischen Schriftstellern, die im ersten Theile nicht angeführt werden konnten, nach alphabetischer Ordnung geredet, und daß zu zwey und zwanzig solchen, die im ersten Theile stehen, Zusätze und Verbesserungen geliefert werden. Am merkwürdigsten waren uns die Lebensumstände des jetzt zu Königsberg lebenden M. Penzels, die man mit demjenigen vergleichen mag, was er selbst von sich in der Vorrede zum dritten Theile seiner deutschen Uebersetzung des Strabo erzählt.

Der auf dem Titel erwähnte, und schon beym ersten Theil versprochene Anhang enthält nichts geringers, als eine **kurze Nachricht von der Fürstl. Anhaltischen deutschen Gesellschaft** (zu Bernburg,) an der sich sämmtliche hochansehnliche Mitglieder laben mögen. Namen, Würden und Eintritszeiten in die Gesellschaft können sie hier der Länge nach lesen. Sind eben rechte Leute darunter, ein Ziegra, ein **Friedrich Teller**, ein **Mosebach**, ein **Piderit**, ein **Göze**, ꝛc.

Hrn. Rusts Patriotismus hat für gut befunden, auf seinen Vorbericht die **Ankündigung einer kritischen Bibliothek von Anhalt** folgen zu lassen, woraus wir nunmehr die Absicht derselben näher kennen lernen, als aus dem, was er im ersten Theile davon erwähnt hatte. (Vergl. diese Bibl. am angef. Ort S. 595. u. f.) Jetzt erfahren wir nemlich, daß diese Bibliothek ein Kanal werden soll, der die Produkte Anhaltischer Schriftsteller gangbarer und bekannter machen wird, als es bisher geschehen ist. Zwar sagt der Verf. dieses Aufsatzes — denn Hr. Rust ist es nicht selbst — fin-

det man die Schriften unsrer Gelehrten nebst ihrem Werthe vorzüglich schon in andern gelehrten Tagebüchern und Schriften beurtheilet; aber gemeiniglich sind die davon ertheilten, ohnedies nur mehrentheils kurzen Nachrichten, auch bey uns so wenig bekannt, daß wir oft von einer Schrift, deren Verfasser so viel Bescheidenheit hat, daß er seinen Ruhm nicht selbst auspesaunet, gar nichts erfahren, ob sie gleich bey uns ausgearbeitet worden, und verdiente, unsern Mitbürgern bekannt zu seyn. — Wir dächten doch, im Anhaltischen würden so gut, wie in andern Ländern, die besten deutschen Journale gelesen; und dann kann man immer glauben, daß eine Schrift, die nicht einmal in dem Ländchen, wo sie herauskömmt, bekannt wird, gewiß die Mühe des Lesens nicht belohnt. Der Verf. giebt auch selbst die Ursache an, warum von den Anhaltischen Schriften gemeiniglich nur kurze Recensionen in andern Journalen vorkommen, weil nemlich **Anhalt eben die Gegend nicht ist, wo sich große Gelehrte aufhalten, und wo sie auch nicht sonderlich geachtet, noch weniger unterstützt werden**; es kämen also, fährt er fort, gemeiniglich nur ganz kleine Abhandlungen daselbst heraus. Nun solche bedürfen keine weitläufigen Anzeigen. Wir halten also noch immer das ganze Unternehmen für überflüßig Schreibt ein Anhalter etwas nützliches, gesetzt auch, es stäcke in einer kleinen Abhandlung, so wissens schon die Journalisten und Zeitungsschreiber zu finden und zu empfehlen. Dazu brauchts keiner besondern Anhaltischen Bibliothek, die sich die Herren ohnehin nicht mit ihren Landesprodukten ganz anzufüllen getrauen; denn sie wollen auch fremde Bücher vor ihr Tribunal ziehen. — Nun so laßt sie denn ihr Heil versuchen!

Vr.

---

11. Deutsche Sprachlehre.

Der deutsche Sprachlehrer, allen Liebhabern ihrer Muttersprache zur Prüfung vorgeleget. Erster Theil. Stutgard, 1777. 294 Seiten und 1½ Bogen Vorrede.

Der

Der Herausgeber, Hr. Nast, zeiget in der Vorrede die Absicht, welche die Verfasser bey diesem Werke haben: nlich da sich in Deutschland gewissermaaßen eine Spaltung Ansehung der Sprache findet, so wollen sie „alle Gründe r Sprache aufsuchen, die Rechte der Etymologie und Ortographie im Setzen und Aussprechen, mit und wider einder vergleichen, die Provinzen gegen einander hören, und les thun, was zu einem redlichen, gemeinschaftlichen, amiblen Verein, in allen Theilen unserer Sprache, die sich r mit sich selbst vergleichen darf, immer beytragen kann." y einer so guten und löblichen Absicht nun, wäre es wohl wünschen, daß man sich auch aller anzüglichen und spöttischen densarten enthielte, welche zu nichts anders dienen, als sie die Spaltung größer machen. Hr. Nast spricht mit ßer Selbstgenügsamkeit für die Vorzüge der südlichen Diae. Die Ursachen liegen am Tage, und Hr. Nast führt zum Theil selbst an, warum die nördlichen Dialekte, mehr tivirt und in Schriften gebraucht worden. Alle unsere ten Schriftsteller von Luthern an, haben sächsisch hrieben. Wenn einmal eben so viel und eben so gute hriftsteller, werden schwäbisch geschrieben haben, wol wir es für möglich ansehen, daß der schwäbische Diat mit dem sächsischen Dialekte im Ernste um den Vor beym Hochdeutschen streiten könnte. Bis dahin muß jenige, der die Vorzüge der oberdeutschen Mundart hersuchet, welches wir an sich sehr billigen, bescheidener seyn, die überaus großen Verdienste der sächsischen Schriftsteller h in Anschlag bringen. Ist es nicht zu hart und thöricht ttisch, wenn es von den nördlichen Deutschen heißt: „Sie leckten unter Gottscheden, den Vorrat den sie schon hatten, viel und so fleißig, als der Bär seine Jungen, auf Breitpfs Druckerleiste?" Gottsched und seine Gehülfen verdie in der That solchen Spott gar nicht; ihre Bemühungen der deutschen Sprache, sind gewiß nicht ganz zu verachten, haben vielmehr die Kenntniß derselben ausgebreitet, und lleicht möchte jetzt in Schwaben noch kein Sprachforer geschrieben werden, wenn nicht Gottsched und seine Nachger, in Bearbeitung unserer Sprache, die Bahn gebrochen ten. Man verbessere ihre Fehler; aber man lasse auch ih Bemühungen Gerechtigkeit wiederfahren.

Soll ein redlicher Verein gestiftet werden, wie sich Verf. ausdrückt, so muß man alle Provinzen hören, eine jede

jede muß das Recht haben, ihre Mundart mit Gründen zu vertheidigen, man muß diese Gründe prüfen und auf eine anständige Weise widerlegen, nicht aber die Mundarten selbst auf eine anzügliche Weise verachten, wie in einer andern Stelle geschiehet, da „der Schwab, bey der nördlich deut„schen Aussprache des g den Kopf schüttelt, und denkt in seinem „bidern teutschen Sinne: Sind das auch Teutsche? So klingt „kein teutscher Buchstab! Das muß wohl slavische Erbschaft „und zum Theil niederteutscher Ueberrest seyn." Dieser Schwabe, so bider er sich auch dünken möchte, würde als ein Schwabe, nicht aber als ein Deutscher urtheilen. Er mag erst die deutsche Sprache in ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Dialekten kennen lernen, so wird er richtigere Begriffe bekommen, und bescheidener urtheilen. Die ganz nördlichen Deutschen, z. B. die Holländer, Westphälinger, Pommern, machen in ihrer Mundart, allemal einen sehr genauen Unterschied zwischen dem k, ch, und g, sie sprechen dieses letzte so weich aus, daß es zwischen den beyden andern das Mittel hält. Eine Aussprache, welche ihnen niemand als ein Landesgebohrner, oder der sich sehr darinn geübt hat, nachsprechen kann. Klingt aber diese weiche Aussprache dem Schwaben undeutsch, so hat er unrecht. Die harte oberdeutsche Aussprache des g, nach welcher es mehrentheils wie k lautet, ist in den Ohren eines Holländers und Westphälingers ebenfalls sehr unangenehm, und es kann kein Grund gefunden werden, warum diese harte Aussprache deutscher seyn sollte. Diejenigen Provinzen, welche etwas höher liegen, als Sachsen und Franken, sprechen das g zuweilen nach der niederdeutschen, zuweilen nach der oberdeutschen Mundart aus, und daß solches schon in den alten Zeiten geschehen sey, siehet man aus der Rechtschreibung der damaligen Schriftsteller, die oft ein h dafür schreiben, welches sie beynahe wie ch, oder wenigstens mit einem starken Hauche aussprachen. So findet man *Mah* für *Mag*, cognatus. In dem Fragm. de Bello C. M. contra Sax. v. 3038. stehet:

— Ane ſtih unde ane ſlah
Sa jagte er ſie alle ainen tah.

Zuweilen wird man auch ein k dafür finden. Dies zeigt doch wohl, daß die niederdeutsche Aussprache keinen Spott verdiene, und im geringsten nicht eine slavische Herrschaft genannt werden könne.

Es

Es scheinet überhaupt, als ob der Verf. gar zu wenig Kenntniß von der niederdeutschen Sprache habe, wenn er behauptet: „Einem nördlichen Deutschen müsse das Studium „der alten Denkmäler unserer Sprache schwerer werden, als „einem südlichen, weil dieser in seiner Provinzsprache häufige „Ueberreste der Alten findet." Aber wer auch nur einigermaaßen mit den alten niederdeutschen Schriften bekannt ist, und die Provinzialwörter dieser Mundart verstehet, der wird im Ulphilas, Kero, Ottfried u. a. viel Wörter finden, welche ihm aus dieser Mundart gleich verständlich werden. Die Gothischen Wörter bairan, fretan, vrikan, die alten deutschen Otmuat, Roke, ruchen, vruoge, Quist, Cwin u. a. m. sind noch alle im N. D. vorhanden und gebräuchlich. Es ist vielleicht keine Provinz in Deutschland, welche nicht in der ihr eigenen Mundart des gemeinen Volks, einige besondere Wörter, als Ueberbleibsel aus der alten Sprache, sollte behalten haben; aber man findet dergleichen vorzüglich im Niederdeutschen, sogar daß man oft den Ursprung eines hochdeutschen Worts in dieser Mundart suchen muß. Auch die verwandten Sprachen, das Angelsächsische, Englische, Dänische, Schwedische, kommen mehr mit dem N. D. als O. D. überein, und selbst in der französischen Sprache wird man mehr Wörter finden, deren Ursprung aus dem N. D. herzuleiten ist, als solche, die allein aus dem O. D. herkommen. Doch wir halten uns zu lange bey der Vorrede auf, und müssen unsere Leser noch mit dem Buche selbst bekannt machen.

Der gegenwärtige Theil enthält drey Abhandlungen. Die erste ist von Hrn. **Nast**, und hat zur Ueberschrift: **Die echte Lehre von der deutschen Declination und Conjugation.** Er nimmt sechs Declinationen an, deren Kennzeichen wir so, wie sie auf der 12 S. stehen, hier hersetzen wollen:

	Gen. Sing.	Nom. Pl.	
I.	— s (es)	— e	— Berg, Zeugniß.
II.	— s (es)	— er	— Volk, Heiligthum.
III.	— s	— nichts	— Engel, Finger, Degen.
IV.	— en	— en	— Aff, Affe.
V.	— nichts	— en und e	— Spur, Sele, Gabel, Ader.
VI.	— nichts	— e	— Nacht, Kenntniß.

Viele Wörter der ersten Declination haben den Umlaut, das ist, sie verändern das a, o, u, und au in ä, ö, ü,

und

und äu, und man findet ein Verzeichniß, 1) derer, die den Umlaut haben, 2) derer, die ihn haben könnten, aber doch nicht haben, und 3) derer, die ihn nicht haben.

Die zwote Declination ist der ersten in allem gleich, nur daß sich der Plural auf er endiget; sie hat auch den Umlaut nicht.

In einer Anmerkung auf der 36 S. heißt es: „Adelung „sagt in seinem Lexicon vom Wort Faß; im Oberdeutschen „lautet der Plural Fasse. Sein Recensent in der Berliner „Bibliothek nimmt dieß für wahr an, und setzt hinzu, der „Plural ohne r sey niederdeutsch. Im letztern hat der Rec. „Recht; aber im erstern irren beyde. In den Weinländern „sagt man Fässer, und versteht darunter nicht nur kleinere, „sondern auch größere. Fasse wird von großen Fässern nie „gebraucht, sondern nur alsdenn, wenn von einem gewissen „Mas die Rede ist. Das hat nun freylich Hr. Adelung und „mit ihm ganz Leipzig nicht wissen können." Allein weder Hr. Adelung noch sein Recensent wollten die Bedeutung und den Gebrauch dieses doppelten Plurals bestimmen; sondern es war nur die Frage unter ihnen, ob der Plural Fasse blos O. d. oder auch N. d. sey? Da Hr. Adelung das erste behauptet, so bemerket der Recens. nur, daß dieser Plural auch im N. D. gebraucht werde; und warum ist es denn unmöglich, daß Hr. Adelung und mit ihm ganz Leipzig, den von dem Verf. angezeigten Unterschied nicht hätte wissen können? Er führet ja in seinem Wörterbuche so manche oberdeutsche Gebräuche an, daß man wohl glauben könnte, auch dieser sey ihm nicht unbekannt gewesen. Es war aber in einem Wörterbuche der hochdeutschen Mundart nicht durchaus nöthig, einen Unterschied anzuzeigen, der nur in einigen Provinzen gewöhnlich, und nicht in ganz Deutschland allgemein ist.

Herr Nast nimmt es hierbey sehr übel, daß man die südlichen Deutschen Oberdeutsche nennet; und schreibt es einem Eigendünkel zu; allein es ist gar kein Eigendünkel, und worinn sollte dieser bestehen? sondern man hat solchen Ausdruck gebraucht, um die hochdeutsche Sprache, deren man sich jetzt fast durch ganz Deutschland in den Schriften bedienet, von der südlichen Provinzialsprache des gemeinen Umganges zu unterscheiden. Würde die niederdeutsche Sprache, noch wie ehemals in den Schriften gebraucht: so würde man vielleicht einen ähnlichen Unterschied machen, und die Büchersprache in dieser Mundart niederdeutsch; die Provinzialsprache

des

des gemeinen Umganges aber, in den nördlichen Provinzen plattdeutsch nennen. Es scheint unserm Verfasser aber dieser Unterschied nur deswegen nicht zu behagen, weil er zu verstehen geben möchte, alles Oberdeutsche wäre hochdeutsch. Dies möchte ihm aber so bald wohl nicht geglaubt werden.

Die dritte Declination, meistens ohne den Umlaut. Alle Wörter derselben endigen sich auf er, el, en. In Schwaben beißt man fast allen Wörtern, die auf en ausgehen, diese Sylbe ab. z. B. der Gaum, Funk, u. s. w. und denn können sie zur vierten Declination gerechnet werden. Hier wird wieder ein Verzeichniß gegeben, der Wörter, welche den Umlaut haben, und welche ihn nicht haben, ingleichen welche zur vierten Declination übergehen können, oder nicht.

Die vierte Declination hat lauter männliche Wörter ohne Umlaut. Es gehören darzu 1) die zu Substantiven gemachten männlichen Beywörter: Der Deutsche, der Gerechte, u. s. w. 2) Alle Völker-Namen, die den Ton auf der letzten Sylbe haben, und nicht auf er ausgehen: Der Böhm, Britt, u. s. w. 3) Fremde Namen, männliche Aemter, Würden und Secten, wenn sie den Ton auf der letzten Sylbe haben: Advokat, Atheist, u. s. w. 4) Viele männliche eigene Namen.

Zur fünften Declination gehören eitel weibliche Wörter, ohne Umlaut, Mutter und Tochter ausgenommen. Die Einheit ist wie die Mehrheit, unveränderlich. Die Mehrheit ist bey den einsylbigen en, bey denen auf e, el, er, nur n.

Die sechste hat alle weibliche Wörter mit dem Umlaut, Leinwand ausgenommen. Die Regel, was den Umlaut hat, macht die Mehrheit in e, was ihn nicht hat, in en, ist die Scheidewand zwischen der 5ten und 6ten Declination.

Hierauf folgen noch fünf Declinationen der eigenen Namen der Männer und Weiber, weiter die Declinationen der Beywörter, der Zahlwörter, und endlich der Fürwörter.

Die Conjugationen setzet der Verf. auf zwey, wie die mehresten Sprachlehrer thun; er gehet aber darinn von ihnen ab, daß er diejenigen Zeitwörter, welche das Imperf. einsylbig haben, nicht nach dem Vocal, so sie in demselben annehmen, unterscheidet; sondern sie in zwey Gattungen abtheilet, deren erste den Vocal im Imperf. und Supin. die zweyte, ihn auch noch im Präs. und Imperat. ändert, worauf er

ein Verzeichniß derjenigen Wörter giebt, welche nach der ersten oder zweyten dieser Gattungen gehen.

Man wird überhaupt, sowohl von den Declinationen als Conjugationen, manche gute Anmerkungen finden. Auf vielen aber sollte der Verf. nicht mit so vieler Bitterkeit bestehen. Es verdienen verschiedene noch näher untersucht zu werden. **Klimm** nennte die Grammatiker **streitbare Ziegenböcke**: sie sollten sich hüten, diese Benennung nicht zu verdienen.

Die zweyte Abhandlung ist eine **schwäbische Antwort auf Domitors Grundriß einer dauerhaften Rechtschreibung, Deutschland zur Prüfung vorgelegt.** Von [illegible] kleinen Schrift des Hrn. **Domitors** haben wir [illegible] Bibl. 30 B. 2 St. 620 S. Nachricht gegeben. [illegible], welcher der Verf. dieser Antwort ist, prüfet [illegible] und zeiget, daß verschiedenes, was Hr. D. an [illegible]lichen Rechtschreibung tadelt, wirklich in der [illegible] Natur unserer Sprache gegründet sey. Das [illegible] er auf der 140 S. fället, scheint sehr billig [illegible] Sitte spricht immer gleich stark verbindlich, wo [illegible] nichts einzuwenden hat. — — Es ist eine Ei[illegible] diese Sitte für ein Werk der Vernunft; — es ist [illegible]tigkeit, diese Sitte für ein Werk der Unvernunft [illegible]geben."

[illegible] der dritten Abhandl. von den **stummen Dienstbuch**[illegible] **H und E, und dem** [illegible] **der deutschen Sprache**, 147 S. ist Hr. [illegible] lasset worden, durch die **grammatischen** [illegible] **über die deutsche Sprache**, [illegible] [illegible]76. herausgegeben. Da dieser [illegible] und es allen gedehnten Sylben [illegible] Selbstlaut endigen: so un[illegible] [illegible]eynung, und bringet dagegen [illegible] der Natur und Beschaffenheit der [illegible]men sind. Er zeiget, welche Buch[illegible] [illegible]ten oder scharfen Ton zu erkennen geben, [illegible] der rechte Gebrauch des h in unserer Sprache [illegible] Auf eine ähnliche Art handelt er [illegible] in dieser Abhandlung zeiget sich [illegible]erer Sprache. Wer sie mit Auf[illegible] [illegible]rinn manches finden, worauf man [illegible]t hat, und welches zur Berichtigung [illegible] dienen kann.

Der

Der Weiß-Kunig. Eine Erzählung von den Thaten Kaiser Maximilian des ersten, von Marx Treitzsaurwein, auf dessen Angeben zusammengetragen, nebst den von Hansen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten. Herausgegeben aus dem Manuscripte der Kaiserl. Königl. Hofbibliothek. Wien, 1775. in Folio. 307 S. und 237 Holzschn.

Es ist unter den Gelehrten nicht unbekannt gewesen, daß die Handschrift dieses Buchs auf der Kaiserl. Kön. Bibliothek zu Wien vorhanden sey, und der Herausgeber giebt in der Vorrede einige Nachricht davon. Für den ersten Verfasser, sagt er, könne man den Kaiser Maximilian selbst angeben. Im Jahr 1512. sey es schon zur Hälfte gebracht, und 1514. an der Vollendung desselben gearbeitet worden, da der Kayserl. Secretär Marx Treitzsaurwein den Auftrag bekommen, selbiges in Ordnung zu bringen, woraus dann die Handschrift entstanden, an welche man sich bey dieser jetzigen Ausgabe gehalten hat.

Diese Handschrift ist zuerst in dem Bücherschatze zu Ambras in Tyrol verwahret, hernach in die K. K. Hofbibliothek zu Wien gebracht worden. Man hat zwar wiederholte Bemühungen zur Ausgabe derselben gewagt, aber sie sind immer fruchtlos abgelaufen, und es war an keine vollständige Ausgabe zu denken, bis durch eine glückliche Entdeckung die Holzschnitte der zu diesem Buche bestimmten Figuren zu Grätz im Herzogth. Steyr zum Vorschein gekommen sind, welche die Sorgfalt eines großen Kenners dem Verderben entrissen, dem sie eben bey ihrer Entdeckung nahe waren. Auf die davon gemachte Anzeige sind sie in die K. K. Hofbibliothek gebracht, und diese ist dadurch in den Stand gesetzet worden, eine vollständige Ausgabe dieses Kaiserl. Werks zu veranstalten. Das ist der Bericht, welchen der Herausgeber davon ertheilet.

Die Holzschnitte, welche Hanß Burgmair nebst einigen andern Künstlern verfertiget hat, sind für die damalige Zeit wirklich schön, und man kann daraus in manchen Stücken das Costume derselben, in der Kleidertracht, Verzierung der Gemächer, Rüstungen, Ritterspielen und dergleichen kennen lernen.

Das Buch selbst ist in drey Theile abgetheilet, welche zwar in dem Verzeichnisse der Capitel angezeiget sind; die Capitel selbst aber laufen in einer Zahl durch das ganze Buch, bis auf 222, und überall stehet oben nur **Erster Theil.**

Der erste Theil fängt an von der Vermählung des **alten weiß Kuniges**, (so wird der Kaiser Friedrich der dritte, Maximilians Vater, genannt,) mit der Prinzeßinn Eleonora von Portugall, beschreibt seinen Zug nach Rom, seine Krönung, Vermählung und Rückreise.

Der zweyte Theil handelt von der Geburt und Erziehung **Maximilians**, bis auf den ihm geschehenen Vorschlag zur Vermählung mit der Prinzeßinn **Marie von Burgund.** Man sieht daraus, daß er nicht nur in allen Wissenschaften, Künsten und damaligen ritterlichen Uebungen unterwiesen worden, sondern auch sehr lehrbegierig gewesen, und solche gute natürliche Fähigkeiten gehabt, daß er in manchen Stücken sogar seine Lehrmeister übertroffen.

In dem dritten Theile wird zuerst von seinem in Ungern geführten Kriege, und darauf von seiner Vermählung Nachricht gegeben, ingleichen wie er noch verschiedene Sprachen gelernet, so daß er sieben Sprachen fertig reden können, und endlich werden seine übrigen Kriege beschrieben, welche er mit dem Könige von Frankreich, mit den Venetianern, mit seinen aufrührischen Unterthanen in den Niederlanden und andern, bis auf das Jahr 1513. geführet hat.

Es ist zu beklagen, daß in diesem Buche nicht mehrere Ordnung herrschet, sondern die Begebenheiten oft gar zu sehr unter einander geworfen sind, und Dinge, welche vorher geschehen sind, erst nachher erzählet werden, auch die Jahrzahl und das Datum niemals angegeben worden, wodurch sonst manches in der Geschichte könnte berichtiget werden.

Vielleicht wird es unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir auch eins und das andere in Absicht auf das damalige Deutsch, und die Schreibart dieses Buchs bemerken. Es scheinet ganz in der österreichischen Mundart, welche man zu der Zeit an dem Kaiserl. Hofe redete, geschrieben zu seyn, und man trifft manche, jetzt unbekannte, oder doch ungewöhnliche Wörter und Redensarten darinn an. Z. B. die Zueignung heißt: **Verehrung des Puechs.** Zähern so viel als Thränen vergießen, 33 S. **Da zähert sy und mocht das waynen nit verhalten.** Auf der 77 S. stehet das Wort **Täber: Er thät seinen Veinden grossen Zwang, mit**

Täbern

Täbern und Pasteyen, welches in dem folgenden noch öfter vorkommt, und auf der 144 S. in der Anmerk. durch ein Blockhaus erkläret wird. Die Alten brauchten sonst das Wort Tabern für ein Wirthshaus, Herberge, vom lat. taberna; beym Goldast aber ist nach Frischens Anführung, Täferbühne, coassatio, und damit scheinet hier dieses Wort Täber übereinzukommen, und der Ableitung nach, eine von zusammengespündeten dicken Brettern oder Blöcken gemachte Vertheidigung zu bedeuten, in welcher sich die Kriegsleute bey einem Anfalle wehren konnten. 79 S. Ertrich für Land: Er ist seinen Veinden in Jr Ertrich gezogen. 113 S. Pangget, Banquet, ein prächtiges Gastgebot. 116 S. Panggetische Freuden. 152 S. u. a. m. Endtschutten für retten, befreien: Er der Hauptmann Sy endtschutten möcht. So auch 256. S. Zoch demselbn Fürstn zu Hilf und entschuttet jne. Ein Volk abkaufen, Einen Hauptmann abkaufen, kommt oft vor, für bestechen, durch Geld zur Untreue verleiten. Ingleichen die doppelte Verneinung: Von nymand nichts genommen. 22 S. Kein Kunig gen Rom nye kommen war. 38 S. Unsig, für Verlust oder verlohrnes Treffen. Den Krig auf die här zichen, für, in die Länge ziehen, u. dgl. m.

In der Rechtschreibung wird das tz allemal für das einfache z, oder auch für s gebraucht. Z. B. ditz für dis. Vertzug, getzogen, angetzaigt u. s. w. Ph stehet oft für Pf. Pherdt, emphaben, Phlicht. Oft wird hinten noch ein h angehänget. Pruckh für Brücke. Volckh, auch Folckh, für Volke, zuruckh. Für das doppelte e wird oft ö gesetzt. Hör, Mör, für Heer, Meer. Viele Wörter, in welchen wir jetzt nur ein h schreiben, werden mit ch geschrieben, ziechen, flichen, geweicht, Stächlin Pogen, für ziehen, fliehen, geweicht, stählerner Bogen, desgleichen vermächlen für vermählen, Gemachel für Gemahl, Mächlring u. dgl.

B wird oft für w oder f gesetzet, z. B. allbege für allwege, Graben für Grafen, plab, für plaw, blau, sogar der Name Treitzsaurwein stehet in der Zueignung Treitzsaurbein. Nach dem langen u und i folget oft ein e, Brueder. Fueß, Puech, Stuel, Liecht, u. s. w. Die Wörter Sloss, Slange, Slüssel, Swein, haben noch kein Sch. Für Baum stehet allezeit Pawm, oder Pam. Z. B. 28 S. Bey dem Pallast ist ein Garten mit allerley

 Pamen

Pamen und Kreitern. In denselben Garten hat die jung Kunigin mit Irer aigen Handt ain Päml gepflantzt, u. dgl. m. Vermuthlich ist das alles der damaligen Aussprache gemäß gewesen.

Ob wirklich der Kaiser Maximilian selbst, oder nur sein Secretär M. Treitzsaurwein, der Verfasser sey, läßt sich wohl kaum mit Gewißheit entscheiden. Vielleicht haben beyde daran gearbeitet, und es ist glaublich, daß der Kaiser seinem Secretär manches dictirt, von manchem aber nur die gehörige Nachricht gegeben, dieser hingegen alles in Ordnung gebracht und umgearbeitet hat. Auf solche Weise könnte man gewissermaaßen den Kaiser selbst als den Verfasser angeben, und der Secretär könnte auch mit Recht sagen: **Solich arbeit ist durch mich volpracht worden,** und dem Kaiser ein Buch zueignen, woran er selbst so vieles Antheil gehabt, und selbst gearbeitet hat. Beydes scheinet aus dem Epilog zu erhellen, welchen wir auch darum hier hersetzen wollen, weil man daraus die Schreibart dieses Buchs in etwas wird beurtheilen können:

„Allerdurchleuchtigister großmechtigister Streitperister und
„unuberwindlichster Furst und Herr Maximilian, Römischer
„kayser und haupt der Cristenhait, Sieben cristenlicher kunig-
„reich kunig und Erb, Ertzhertzog zu Oesterreich, Hertzog zu
„Burgundi und ander mechtigen Fürstenthumber und Lannde
„in Europa der mechtigist gewaltigist Erb und Regirend Herr
„rc. Nach Ewr kaiserlich Mayestät Ernstlich bevelch, mutlich
„antzaigen, und schriftlich underricht, Mir Marxen Treitz-
„saurwein von Erntreitz gethan hab ich ditz puech genannt der
„weiß kunig mit schrifft und gemel in ordnung gebracht. [illegible]
„vil Ewr kaiserliche Mayestät mir darynnen geoffenbart
„mir wissend gewest ist. Und solich arbeit ist durch mich
„pracht worden, in der Zeit zwischen sannd Johanns t
„tag und den Weinnechten im XV hundert und XIIIIten [illegible]
„B t darauf Ew. kais. Mt. als meinen allergenedigsten [illegible]
„diese mein arbeit und vleiß genediglichn anzunemen auch
„in Ew. kais. Mt genadn zu behaltn."

E.

II. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Ueber das hebräische Sprachstudium, von Johann Wolfgang Konrad Linck, der Weltweisheit D. und Professor zu Gießen. Gießen, im Verlag der Kriegerischen Buchhandlung 1777. 37 S. in 8.

Die Ursache, warum die Erlernung der hebräischen Sprache als schwer ausgeschrieen wird, liegt nicht an der Sprache selbst, sondern an Lehrern und Lehrmethode. — Dies ist der Satz, über den der Verf. commentirt. Die Sprache selbst hat vor allen bekannten abendländischen die meiste Einfachheit; sie muß also leichter seyn. Die Hebräer haben im Grunde nur eine Conjugation, das übrige sind bloße Formen; die Griechen hingegen haben drey ganz verschiedene Classen von Conjugationen. Einerley Endfälle hat das hebräische Paßivum und Aktivum; und im griechischen sind sie verschieden. Das hebräische Verbum hat nur 2 Tempora, und 3 von einander wenig verschiedene Modos; das griechische 4 Modos und 5 Tempora. — Und nun von diesem leicht zu lernenden Verbo hängt das Nomen ab; seine Formen stammen von den so genannten Conjugationen her: sie werden also, kleine, unbedeutende Nebendinge ausgenommen, schon mit dem Verbo gelernt. Die Declinationen fallen fast ganz weg; denn der einzige Casus der Hebräer, ihr Status constructus, ist eine große Kleinigkeit u. s. w.

Also die Sprache selbst wäre wohl so schwer nicht; aber ihre Lehrbücher liegen im Argen. Was die jüdischen Grillenfänger ausgeheckt haben, behielt man nicht blos dem Herkommen nach sorgfältig bey; sondern christliche Grammatiker bereicherten ihr herrliches Waarenlager mit neuen Subtilitäten. Ja man schnitt die Grammatik dieser morgenländischen Mundart, nach abendländischen Leisten zu; wie konnte da was gescheutes herauskommen? Nun gieng das Nomen vor dem Verbum voran, wenn gleich das Verbum die Basis der hebräischen, wie aller morgenländischen Mundarten ist; nun dachte man beym Futurum immer an die zukünftige, und beym Präteritum immer an die vergangene Zeit — und was der Undinge mehr sind!

Dies alles sollte nun nicht seyn; und man sollte von Rabbinischen und Danzischen Fesseln freye, (so sehr auch der ehrliche Danzianer seinen Kopf schütteln mag,) — kurz, leichte Sprachlehren schreiben! Und damit stimmen wir brüderlich ein, und wünschen, daß der Verf. seine ausgearbeitete hebräische Grammatik diesem Vorläufer bald möge nachfolgen lassen, da er wirklich, nach dieser Probe zu urtheilen, allen Beruf dazu zu haben scheint. Wenigstens hat er dem Recensenten seine Ideen aus der Seele herausgeschrieben; nur hält er die Sache für etwas schwerer als der Verf. Ihrer Anlage nach ist wirklich die hebräische Sprache leicht; und sie würde es auch itzt noch nach ihrem Tode seyn, wenn wir sie noch so hätten, wie sie war. Aber wir müssen sie annehmen, wie sie ist; und da hat sie sich leider durch jüdische Grillenfänger jämmerlich müssen verstellen lassen. Man denke an das Chaos der Punktation! Wenn es wahr ist, daß sich die hebräischen Schriftsteller blos 3 Vokalzeichen bedienten; daß nachher die jüdischen Grammatiker diese 3 Vokalen zu 3 Vokalklassen machten, und diese 3 Vokalklassen nach Anleitung des griechischen Alphabets in 7 Vokalfiguren eintheilten, die sie zuletzt noch mit zwey neuen vermehrten; und nun mit diesen 9 Vokalen die Bibel nach großen Theils selbst ausgesponnenen Regeln, nur in Hauptfällen nach der Analogie des Arabischen, hauptsächlich aber des Chaldäischen Dialekts punktirten: wie leicht und einfach war nicht die alte, und wie schwer und verwirrt muß nicht die jetzige Punktation werden? Nun so lange man nicht die alte einfache Punktation und was damit zusammenhängt, wieder einführt, (und das **wird** und **kann** nicht geschehen); so muß der Lehrling diese mikrologischen Regeln lernen, und das ist und bleibt die allein unangenehme Seite der hebräischen Grammatik. Zahlreiche Paradigmata können zwar einen Theil der Schwierigkeiten aufheben; aber wir zweifeln, ob sie sich so sehr vermindern lassen, wie unser Verf. glaubt. Dasselbe gilt auch bey einigen anomalischen Verbis. — Aber dies macht uns nur noch begieriger auf die von unserm Verfasser schon entworfene Grammatik.

Uebrigens wissen wir nicht, wie S. 23. **Herder** an die Seite der **Schultense** und **Michaelisse** kommt. Auch ist uns unbekannt, daß „einer unserer **berühmtesten** Philologen" an einem hebräischen Wörterbuche arbeite. An die neue

ne Ausgabe des Coccejus kann der Verf. doch wohl nicht dacht haben.

3.

Kurzer Unterricht von der Mythologie oder Götterlehre der alten heydnischen Dichter, nebst einer Einleitung in die schönen Wissenschaften, verfasset von Phil. Joseph Holl, Sr. Hochfürstl. Gnaden zu Bamberg Presbyter Clericus. Mit 17 Kupferplatten. Nürnberg, bey Hauffe. 1775. 356 S. ohne Vorrede und Register. 8.

Der Verf. klagt in seiner Vorrede, daß Damm's Einleitung in die Götterlehre und Fabelgeschichte nur in protestantischen Schulen bekannt sey, weil man in den katholischen aus Vorurtheilen und nichtswürdigen Ursachen, dergleichen an sich gleichgültigen Büchern keinen Zutritt gestatten wolle. Der hieraus für ihn entstandene Mangel eines brauchbaren Leitfadens zum Unterricht, hat ihn veranlasset, ein neues Buch zu entwerfen, das dem Dammischen weit nachstehet, und ganz verwerflich scheinen würde, wenn nicht der Verf. zu seiner Entschuldigung voraus versichert hättte, daß er Damm's Einleitung nicht habe brauchen dürfen; lateinisch geschriebene Mythologieen hingegen aus andern Ursachen nicht habe brauchen wollen.

In einer vorausgeschickten Einleitung wird von den schönen Wissenschaften überhaupt gehandelt; aber so kurz, so mager, so unzureichend und so voll Unrichtigkeiten in der Beschreibung, daß es sich wirklich nicht der Mühe verlohnt, dies Geschwätz zu beurtheilen. Ueber alles wird etwas, das eben dem Verf. in den Sinn kam, es sey so wenig passend, als es wolle, gesagt. Z. B. von der Musik nichts weiter, als daß Jubal, Adams Enkel, eben dazumal die Musik gelehret habe, (unsers Erinnern ist dies eine ganz neue Entdeckung in der Geschichte der Kunst. Denn ob gleich mehrere es angenommen haben, daß Jubal zuerst ein Instrument gespielet habe, ist doch noch nie behauptet worden, daß er in der Musik die ersten Lectionen gegeben habe,) als Tubalkain, sein Bruder, das Eisenschmieden ꝛc. erfunden

 hat;

hat; ingleichen wie weislich es würde gethan seyn, wenn man alle Figuralmusik aus den Kirchen verbannte, indem sie allzu sehr verkünstelt und übertrieben wäre. Eben so war der Tanzkunst nichts als eine seltsame Strafpredigt wider diejenigen, die den Tanz am Abend gegen 6 Uhr anzufangen, und bis des andern Tags gegen 7 Uhr fortzusetzen gewohnt wären, nicht bedenkend, daß bey einer gar zu großen Bewegung alle Schweislöcher in dem menschlichen Körper eröffnet, und die zur Erhaltung des Leibes nothwendigen Säfte gewaltsam ausgestoßen werden. Das heißt, sich die Sachen recht leicht machen, aber darum auch recht wenig ausrichten. Worzu hilft nun diese ganze so genannte Einleitung in die schönen Wissenschaften? Müßte denn nicht ein Schriftsteller erst recht richtige Begriffe sammlen, ehe er es unternehmen wollte, sie andern mitzutheilen? Zuverlässig verstehet der Verf. von der ganzen Sache, die er lehren will, weniger, als ein großer Theil der Schüler schon wissen muß, die aus einer mittelmäßig guten Familie in seinen Unterricht geschicket werden.

Die **Mythologie** folgt von S. 20 bis ans Ende des Werkgens. Es ist dafür gesorgt worden, daß der Schüler gleich anfangs einen schiefen Blick von dem Ursprunge und der Fabel erhält. Was **Damm** gebauet hat, den doch der Verf. selbst zu schätzen scheinet, reißt er in seiner Schule wieder nieder. Wer wird doch die Fabellehre noch so altväterisch und unzureichend erklären, sie sey, eine Kenntniß der fabelhaften Erzählungen, welche der Religion und dem Gottesdienste der Heiden zum Grunde dieneten? Was er darauf von den Göttern überhaupt und insonderheit von der seltsamen Behauptung saget, daß die Fabel bloß die verstellte heilige Geschichte, daß die Bibel die Urschrift; die Erzählungen der Poeten aber eine Abschrift sey, daß z. B. Prometheus den Adam, der Geier, dessen Gewissensbisse, Herkules, der Sohn des Jupiters, Jesum Christum, den Sohn des lebendigen Gottes, bezeichne, sind vorläufige Proben, die jeden Leser in Zeiten abhalten werden, daß er nicht fortfahre, Irrthümer und seltsame Grillen zu lesen. Nur ist es Schade, daß jungen Leuten dadurch nicht vorgebeuget ist, falsche Kenntnisse einzusaugen, und ihren Geschmack zu verderben

Das **erste Buch** handelt von der Götterlehre insgemein; das **zweyte** von den einzelnen Gottheiten, und zwar Abschn. 1. von den Göttern des Himmels; Abschn. 2 von den Göttern der Erde, die er in unabhängige Gottheiten, Wald-

Waldgötter, Nymphen, Amazonen und Hausgötter eintheilet; Abschn. 3. von den Göttern des Meeres und der Wasser; Abschn. 4. von den Göttern der Hölle. (Warum denn nicht des unterirdischen Reichs?) Das dritte Buch enthält die Halbgötter; und das vierte beschreibt die Ehrenbezeugungen der Heiden gegen ihre Götter. Ohngeachtet über die Eintheilung selbst manches erinnert werden könnte, würden wir doch diese gern übersehen, wenn nicht in der Ausführung fast jede Seite mit Fehlern angefüllet worden wäre, die das Buch unbrauchbar und schädlich machen.

Die beygefügten Kupfertafeln sind zuverlässig nicht nach alten Kunstwerken entworfen; sondern sogar hie und da durch übel angebrachte moderne Zusätze verstellt worden: aber in Vergleichung gesetzt mit dem Texte, möchte man doch wohl in Versuchung gerathen, die erstern dem letztern vorzuziehen.

Ef.

Kurze und getreue Beschreibung der Kennikottschen Bibelausgabe. Leipzig, bey Hilscher. 1777. 2 Bogen in 8.

Was man uns bisher von den grossen Fortschritten, die Deutschland in der Kritik des Alt. Test. gethan haben soll, gesagt hat, scheint uns nach und nach zu süssen Träumen dahin zu schwinden. Da war doch kaum einer oder der andere in Israel, der die Fackel der Kritik über die Kennikottsche Bibel mit Anstand und Fertigkeit zu schwingen wußte! Der eine, den Deutschland bereits eine Reihe von Jahren als seinen kritischen Gott angebetet hat, predigte uns bogenlange Gemeinörter her; tummelte sich im Vorhofe mit seinen Zuschauern herum, ohne sie einen Blick ins Allerheiligste werfen zu lassen. Ein anderer, der sich der Pfeiler zu seyn dünkt, der allenfalls noch das wankende Gebäude der Kritik zu halten im Stande wäre, glich (um das ihm selbst beliebige Bild beyzubehalten,) einer Schildwache mit rostigem Feuergewehr, ohne Stein und Pulver. Die meisten schrieben Titel und Seitenzahl treufleißig ab, staunten über den schönen Druck und das feste Papier, gukten die ausgezeichneten Varianten wie Zaubercharaktere an — und bückten sich, und schlichen davon!

Wer

Wer die Kennikottsche Bibel wie Kenner beurtheilen wollte, der mußte sein Conjekturenlager in Ruhe lassen; er mußte nicht fragen: Was hätte Kennikott für Varianten bringen sollen? denn das geziemte sich nicht — nicht einmal durfte er fragen: Was hat er für Varianten gebraucht? — denn das läßt sich nicht in so viel Stunden, Tagen und Wochen bestimmen, als auch der gewissenhafteste Recensent einer bloßen Anzeige widmen kann. Alles kam auf die Erfüllung des Versprechens an, das Kennikott so oft und so laut gethan hat. **Er wollte die Varianten der Consonanten liefern, die sich in den bis jetzt noch vorhandenen Handschriften finden.** Hat er sein Versprechen gehalten? Hat er wirklich aus den ganz verglichenen Handschriften alle Verschiedenheiten in den **Consonanten** so sorgfältig ausgetragen, daß man versichert seyn kann, **aus den verglichenen Handschriften ist alles geschöpft, was sich daraus schöpfen läßt?** Dabey mußte man einen hie und da eingeschlichenen Fehler nicht hoch anrechnen. Bey einer so mühseligen Arbeit, wie das Vergleichen von Handschriften ist, ist es beynahe unmöglich, nicht ein oder das anderemal etwas zu versehen. Sind die Fehler nur **äußerst selten**, so ist die Arbeit **möglichst treu, menschlich vollkommen.**

Und bey einer solchen Untersuchung mußte sich dann finden, daß Kennikott sehr viele und sehr grobe Fehler begangen habe; daß er sich an eine Arbeit gewagt habe, der er gar nicht gewachsen war; ja daß es ihm an den ersten Begriffen fehlte, die man zu dieser Arbeit bringen mußte. — So haben ihn einige Recensenten geprüft, und ihre Anzeigen haben sich merklich ausgezeichnet, und haben eben deswegen, wie es verlauten will, Eindruck gemacht. Kennikotten mußte dabey niemand wehe thun wollen; sondern was man sagte, mußte zur Lehre des deutschen Publici gesagt werden, das mit Verlangen auf das Werk selbst gewartet hat. — Aber dergleichen Anzeigen mußten ohne Schuld ihrer Verfasser, Kennikott **wehe thun!** Denn es war unmöglich, die Blössen des Werkes aufzudecken, und zugleich über Vater Kennikotts Blößen menschenfreundlich eine Decke zu werfen. — Es mag leicht seyn, daß man in **England** diese Beurtheilungen verachtet, weil sie von — **Deutschen** herkommen, und deutsche Gelehrte in Großbrittannien nur über die Achsel angesehen werden. Aber sollten denn **Deutsche** ein **englisches**

Buch

Buch blos lobpreisen, und seine Fehler verschweigen, auf daß der stolze Britte den deutschen Gelehrten menschenfreundlicher ansehe? Sollten sie nicht den brittischen Stolz durch die That lächerlich machen, und beweisen, daß ein Deutscher bey besseren Einsichten den lächerlichen Eigendünkel verachte?

Mit diesen Ideen ergriffen wir diese kleine Schrift, und hofften zu finden, was wir wünschten. Aber wir hofften auch nur! Der Verf. war gar der Mann von kritischem Blick nicht, von dem ein solches Buch gemustert werden sollte! Unter den vielen Fehlern wußte er nur den einzigen Umstand von Wichtigkeit anzuführen, daß manche Zahl zweymal vorkäme, einmal z. E. unter den Handschriften, das zweytemal unter den Ausgaben. Aber wir getrauen uns kaum zu entscheiden, ob hier wirklich ein Fehler stecke, weil Kennikott uns nicht gleich beym ersten Tom die Zahlen entziefert hat, deren er sich zur Bezeichnung der Varianten bediente.

Alles, was er außerdem noch anführt, sind wahre Kleinigkeiten, die großentheils schon hundertmal gesagt worden sind. Von der Art sind die Anmerkungen, daß die Handschriften nicht hätten mit Zahlen bezeichnet werden sollen; daß durch die breite Columne des Samaritanischen Pentateuchus zu viel Raum verschwendet worden sey, u. s. w.

Man sieht auch dem Verfasser gar zu deutlich an, daß er gegen die ganze Variantensammlung eingenommen ist. Ja wir getrauen uns so gar zu behaupten, daß der Verf. keine richtigen Begriffe von der Kritik habe. — Wie kann z. B. ein Kenner der Kritik mit S. 26. einstimmen? Die Varianten, heißt es, die noch wichtig heißen könnten, waren deswegen keiner Betrachtung werth — weil sie vielleicht auf einer oder ein paar Handschriften beruhen. „Was sind aber ein oder „ein paar Codices unter 689 Codicibus?“ — Gerade als ob die Güte und Wichtigkeit einer Leseart nach der Menge der Handschriften beurtheilet werden müßte! Als ob nicht ein Codex eine uralte Recension des hebräischen Textes enthalten könnte, (ob einer existire, bestimmen wir nicht,) der also schätzbarer ist, als der vulgäre Text von hundert andern Codicibus. — Ueberhaupt aber sollten sich unsere Orientalisten des Urtheilens über den Werth der Varianten für itzt noch enthalten. Man excerpire erst die alten Versionen vollständig; dann vergleiche man die aus Handschriften gesammelten Varianten damit, und sammle sich ein 5—10 Jahre hindurch

durch nichts als kleine Observationen. Aus diesen Beobachtungen werden sich Gebäude von Festigkeit und Dauer aufführen lassen. Was bis itzt gebauet worden ist, sind eitel Luftschlösser!

Christian. Gotthilf Hauckii libellus de profectionibus Abraami e Charris in Chananaeam, ad vindicandam ab obtrectatoribus scripturae sacrae diuinam auctoritatem. Lipsiae, impensis Hollii. MDCCLXXVI. 86 Seiten, ohne Vorrede und Dedic. in 4.

Es ist bekannt, daß es sich Chronologen und Exegeten vielen Schweiß haben kosten lassen, die Nachrichten Mosis vom Zuge Abrahams aus Haran nach Kanaan (1 Buch Mose XI, 31 — XII, 4.) mit der Rede des Stephanus (Apost. Gesch. VII, 1—4.) zu vereinigen. Der Verf. dieser Schrift geht ihre Versuche durch, und erklärt sich zuletzt für den Petavischen. Nach Mosis Nachrichten wird Abraham im 70sten Lebensjahre des Thara gebohren; Abraham zieht in seinem 75sten Lebensjahre nach Kanaan. Also, wenn Thara noch lebte, so war er damals 145 Jahr alt. War er aber schon todt, so muß er entweder vor oder in seinem 145sten Jahre gestorben seyn. Nun läßt Stephanus den Thara in seinem 205ten Jahre sterben, und den Abraham erst nach seines Vaters Tod aus Haran ziehen: — wie läßt sich dies vereinigen?

Einige Gelehrte wollten durch kritische Künste bald des Mosis, bald des Stephanus Worten helfen: andere wollten bald dem hebräischen, bald dem griechischen Texte eine Auslegung leihen, die sich nicht ohne allzu hohe exegetische Künste gedenken läßt — und andere wieder anders. Petavius, und nach ihm eine große Menge von Gelehrten, nehmen einen doppelten Zug Abrahams aus Haran nach Kanaan an, und ordnen die Facta folgender maaßen: Abraham bekommt den göttlichen Befehl, sein Vaterland mit Kanaan zu vertauschen. Einstimmig mit Thara, tritt Abraham, (nach der Vermuthung der Juden, in seinem 70sten Jahre) seine Reise aus Ur in Chaldäa an. Sie blieben aber zu Haran sitzen. Fünf Jahre (im 75sten Lebensjahre Abrahams, und im 145sten des Thara) bekommt Abraham neue Befehle, nach

Kanaan

Kanaan sich zu begeben. Diesen Befehl erzählt Moses allein, (XII, 1.) Nun lebt also Abraham von Thara getrennt. Kurz vor oder nach dem Tode des Thara reiset Abraham aufs neue nach Haran, vielleicht um die Beerdigung seines Vaters zu besorgen, und seine Erbschaft anzutreten. Darauf nach verrichteter Sache kehrt er wieder zurück; und dies ist sein zweyter Zug aus Haran nach Kanaan, dessen Stephanus allein gedenkt. (Apost. Gesch. VII.)

Und dieser Anordnung der Begebenheiten ist unser V. ganz zugethan, theils weil alle andre Lösungen des Widerspruchs zwischen Mose und Stephanus unstatthaft wären, theils weil sich gegen diese nichts erhebliches einwenden liesse. Es ist nicht die Pflicht eines Recensenten, sich derer, die gerichtet und verdammt werden, anzunehmen. Ohne also einigen von diesen die Gerechtigkeit, die man ihren Meynungen noch verschaffen könnte, angedeihen zu lassen, wollen wir nur kürzlich zeigen, daß des Verf. Meynung sich gar nicht vertheidigen lasse.

Zuerst läßt sich gar nicht gedenken, wie die Worte — τοτε εξελθων εκ γης Χαλδαιων κατῳκησεν εν Χαῤῥαν. κακειθεν, μετα το αποθανειν τον πατερα αυτου, μετῳκισεν αυτον εις την γην ταυτην εις ἡν ὑμεις νυν κατοικειτε. — wie die Worte blos andeuten sollen: Abraham sey nach dem Tode seines Vaters nach Haran gereiset, und nach angetretener Erbschaft wieder nach Kanaan zurückgekehrt. Wie kann man ein solches Zurückkehren μετοικιζειν nennen? Der Verf. glaubt zwar, daß μετοικιζειν die hohe Bedeutung habe, sich mit allem Hab und Gut niederlassen. Gesetzt einmal, aber nicht zugegeben, daß in dem μετα eine so hohe, nachdrucksvolle Idee liege: hatte sich denn Abraham nicht bey seinem ersten Zuge nach Kanaan daselbst mit Hab und Gut niedergelassen? — „Ja, antwortet der Verf. aber nur nicht mit allem, denn er besaß noch nicht alles, nemlich die Hinterlassenschaft seines Vaters noch nicht." *) — Allein wenn das alles in μετοικιζειν liegt, so hat sich auch Abraham nicht nach seines Vaters Tode im

*) Verba composita zeigen mehr als die simplicia an. Wenn man die bösen Folgen dieser so unleugbaren, aber fast immer bey der Erklärung des N. T. außer Acht gelassenen Bemerkung, einmal in einem Beyspiele recht lebhaft einsehen will, so lese man nur diese Stelle des Petavius: „μετῳκισεν αυτον „penitus et perfecte transtulit de familiari ac [illegible] non „amplius

in Kanaan so niedergelassen, daß er [illegible], denn damals besaß er noch nicht alles das, was er am Ende seines Lebens besaß. Kurz, das [illegible] migrare, und nicht [illegible] migrare, mit dem der V. in Gesellschaft des Petavius um sich wirft, ist eitel Spitzfündigkeit. — Uebrigens läßt sich bey der Wortfolge des Stephanus an keine andere Wanderung denken, als die, welche Moses (XII, 1.) erzählt.

Hiezu kommt, daß sich gar nicht absehen läßt, warum Abraham bey seiner vermeintlichen ersten Wanderung nach Kanaan den Loth mit sich nimmt, wenn sein Vater noch lebte. Wahrscheinlich, weil ihm schon Vater und Großvater (Thara) gestorben war — so nimmt sich der edeldenkende Onkel Abraham des jungen Loths an, um bey ihm Vatersstelle zu vertreten.

Und woher hatte denn Stephanus die Nachricht von einem zweyten Zuge Abrahams, da im Mose nichts davon steht? — „Vom heil. Geist," sagt der Verf. S. 36. Aber — man nehme einmal an, der heil. Geist habe Stephanum wirklich bey seiner Vertheidigungsrede geleitet: wird er ihm wohl entdeckt haben, was damals dem verklagten Manne gar nichts nützen konnte. — Dinge, die ihm kein Mensch glaubte, wenn sie nicht vorher schon bekannt waren? Was für eine Wirkung sollte der Zusatz zu Abrahams Lebensgeschichte bey den Richtern thun? Sie von seiner Unschuld überzeugen? Das sey ferne! Zwar mußte das Auskramen all' seiner Gelehrsamkeit, seine hebr. Geschichte in nuce, den Richtern eine gute Meynung von seiner Gelehrsamkeit einflößen — vielleicht lockte sie manchem Beysitzer des Gerichts ein Lächeln über die kleine Eitelkeit des Verklagten, sich als einen hochgelahrten Mann zu zeigen, aus; aber von seiner Unschuld überzeugte das alles niemand. Eine Vertheidigungsrede vom heil. Geist eingegeben, würde auf seine Umstände pertinenter ausgefallen seyn. — „Doch wenn das nicht ist, sagt der „Verf. S. 36, so hat Stephanus dies Factum aus eben der „Quelle geschöpft, aus der er auch die Nachricht genommen „hat, daß Jacob mit fünf und siebzig Seelen nach Aegypten gezogen sey, da ihrer doch nach Mose nur siebzig „waren.

„amplius loco disiunctis, sed in unum coactis ac translatis." Aber wie konnte res familiaris Abrahami disiuncta — wie konnten servitia Abrahami disiuncta seyn, da sein Vater (nach Petavii Meynung,) noch lebte — folglich noch nichts sein war.

„waren — Aus eben der Quelle, woraus Christus wußte, „daß Zacharias zwischen Tempel und Altar war getödtet wor„den, welches auch nicht im A. T. stehn. — Allein, was das erste anbetrifft, so widerspricht darinn Stephanus der mosaischen Erzählung eben so, wie in dem Punkte der Lebensjahre des Thara, — also kann es hier nicht einmal zur Illustration gebraucht werden. Das andere Beyspiel wissen wir, Gott Lob, heut zu Tage so zu erklären, daß wir uns gar nicht darüber zu wundern haben, warum nichts davon im A. T. stehet. — „Ja, setzt der Verf. hinzu, wahrscheinlich hatten „die Juden damals noch andere von heil. Männern geschrie„bene Bücher, die uns aber Zeit und den Wissenschaften un„günstige Schicksale geraubt haben.“ Aus diesen hat wohl Stephanus geschöpft. — Das wäre viel! **Josephus**, der doch um eben dieselbe Zeit lebte, gesteht, daß er zu der ältern hebräischen Geschichte keine Quelle außer der Bibel habe; und — Stephanus sollte welche gebraucht haben? Daß sich der Verf. auf das ספר הישר berufen mag, befremdet uns, da es doch offenbar von einer neuen jüdischen Hand herkömmt.

Hierbey, ob es gleich was leichtes wäre, mehr einzuwenden, lassen wir es bewenden. So wenig wir den Verf. beystimmen konnten, so müssen wir ihm doch das Lob der Gelehrsamkeit beylegen. Sollte er österer im Publiko zu erscheinen willens seyn: so wünschen wir, daß er die ihm anhängende Weitschweifigkeit und öftere Wiederholungen vermeiden, und Vater Calouium und Pfeifferi dubia vexata weniger citiren möge. Die letztern können wir in unsern Zeiten füglich entbehren; das erstere aber erweckt Eckel.

X.

P. Ouidii Nasonis Metamorphoseon Lib. XV. ex recensione *Petri Burmanni*. Nürnberg, bey Riegel. 1776. in klein 8. 797 Seiten.

Die Riegelsche Handlung liefert uns immer mehr und mehr Abdrucke alter Autoren, liefert sie nach guten Ausgaben auf gutem Papiere, und mit korrektem Drucke. Dadurch, daß diese Ausgaben im bequemen Format, und ohne alle Commentarien gedruckt werden, werden sie desto wohlfeiler und brauchbarer für junge Leute auf Schulen, die entweder die

Anmerkungen gar nicht nutzen, oder sich auch lediglich auf sie verlassen, und dadurch vom Selbstdenken entwöhnt werden. Auch für diejenigen, die bequeme Handausgaben suchen, sind die Riegelschen sehr brauchbar, und es wird keinen, der nicht etwas mehr als typographischen Schmuck sucht, gereuen sie sich angeschafft zu haben. Nur eins wünschten wir, der mehreren Brauchbarkeit wegen, ein gutes Register. Zum schnellen Wiederfinden der Stellen ist dies unentbehrlich; denn wer kann alles Merkwürdige im Gedächtnisse behalten, und wer mag alles Auffallende excerpiren, zumal da man nicht allemal weiß, wie und wozu man diese oder jene Stelle einmal gebrauchen kann? Gute Register sind schon über die meisten klassischen Schriftsteller vorhanden, und die Mühe des Abdrucks ist ja so sehr groß nicht. Sie würden auch den Preis der Ausgaben so sehr nicht erhöhen, daß die Käufer dadurch abgeschreckt würden.

Or.

De causa cladis Assyriorum ad 2 Reg. XVIII. XIX. et Ies. XXXVI. XXXVII. auctore *Chr. Fr. Preisz.* Götting. 1776. 8. 4 Pl.

Der Verf. will unter dem Engel des Herrn, der in dem assyrischen Heer eine so große Niederlage angerichtet, den König der Kuschäer Thirhaka verstehen, von dem in dieser Geschichte 2 Kön. 19, 19. Jes. 37, 9. gemeldet wird, daß er wider den Sanherib in Anzuge gewesen, als dieser Jerusalem auffordern ließ. Allein daß derselbe ihn schon in Palästina und bey Libna oder Jerusalem angegriffen habe, davon ist in der ganzen Geschichte und ihrer Erzählung nicht die geringste Spur; auch der hebräischen Art zu denken und zu reden, ist es nicht gemäß, einen Schlacht liefernden Feind und seinen Ueberfall den Engel des Herrn zu nennen. Hingegen ist derselbe Sprachgebrauch der Meynung derer desto günstiger, welche hier eine Pest annehmen, wofür auch sonst vieles ist, und was der Verf. dagegen einwendet, will wenig sagen; wenn man zumal die von ihm selbst gemachte Anmerkung zu Hülfe nimmt, daß theils nicht blos in derselben einen Nacht die Pest in der Armee müsse begonnen, und urplötzlich alles auf einmal gethan haben; theils aber, wie aus Vergleichung 2 Chron. 32, 21. erhellet, nicht 185000 Mann,

sondern

sondern von dem 185000 Mann starken Heere eine solche Menge von Soldaten und Befehlshabern getödtet worden, daß der König mit dem Reste der Armee aufs schleunigste abgezogen.

Cs.

12. Erziehungsschriften.

Die Erziehung des Bürgers ꝛc. von Resewitz, Abt des Klosters Berge. Zweyte veränderte Auflage. 244 Seiten in 8. Kopenhagen, bey Heineck und Faber. 1776.

Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung im Unterricht, Lehrart und Erziehung auf dem Pädagogio zu Kloster-Bergen, von F. G. Resewitz — Magdeburg, mit Faberischen Schriften. 1776. 164 Seiten in 8.

Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung, herausgegeben von F. G. Resewitz. Erstes Stück. Berl. und Stettin, bey Nicolai. 1777. 98 S. in 8.

Die erste Ausgabe der Erziehung des Bürgers ist B. 22. St. 2. S. 525. ff. dieser Bibliothek beurtheilt, und der itzige Recensent unterschreibt aus wahrer Ueberzeugung alles Lob, was der damalige diesem vortreflichen Buche gegeben. Wesentliche Veränderungen und erhebliche Zusätze sind bey dieser neuen Ausgabe nicht gemacht. Dies war auch nicht zu erwarten. Ein Mann, wie R. denkt seine Materie das erstemal zu sorgfältig durch, als daß er nachher in der Hauptsache etwas ändern dürfte. Hin und wieder sind einige Ausdrücke verändert, einige Perioden erweitert oder verkürzt, theils des Inhalts, theils des Wohlklangs wegen. Wir wollen die wichtigsten Veränderungen und längsten Zusätze für diejenigen auszeichnen, die die zweyte Auflage noch nicht haben.

S. 5. a. A. **Diesem allen ungeachtet** ꝛc. Dies wird S. 5. n. A. so erweitert und fortgesetzt: „Dem allen ungeachtet erzieht man in allen bekannten Schulanstalten nur schulgerechte Leute, nicht Bürger für die Welt. Woher rührt das? Von der alten angeerbten Schulform. Mönche haben sie uns aus den Zeiten der Unwissenheit und Barbarey hinterlassen, wo nützliche sowohl als unnütze Uebungen des Verstandes hinter Klostermauern verborgen, nur Klostergenossen mitgetheilt, nach hierarchischen und abergläubigen Grundsätzen geschätzt, und von dem weltlichen Stande als ein unbeneidetes Eigenthum der Klerisey geachtet wurden. In hellern Zeiten hat man zwar an dieser Einrichtung gebessert, hier eingeschoben, dort weggethan; aber der alte Zweck ist noch der nämliche, die innere mönchische Form ist noch da; es wird immer nur für einen Stand der Menschen gesorgt, zwar nicht für die geistliche Klerisey allein, doch für die gelehrte Klerisey überhaupt; als ob diese in der Welt ein gewisses abgeschiedenes Heiligthum ausmachte, das mit dem eigentlichen Leben in der Welt, mit den Zwecken und Bedürfnissen der Gesellschaft, gar nichts gemein hätte. Der Mensch, der Bürger, der kluge, der brauchbare Mann, kurz der Mensch für die Welt und in der Welt, wie sie nun einmal da steht, bekömmt keine Erziehung, keinen Unterricht, oder nur Brockenweis, von ungefähr: er mag denn selbst zusehen, was er damit machen, und wie er es brauchen will.“

Das Urtheil über die Realschule in Berlin und einige andere Anstalten von der Art, das S. 8. und 9. a. A. mit den Worten anfieng: **So wichtig mir** ꝛc. ist n. A. S. 9. ff. so verändert worden: „So wichtig ein solches Institut wäre, so ist mir doch keins bekannt, welches vollkommen auf diesen Zweck abzielte. Der Stifter der Realschule in Berlin ist, so viel ich weiß, der erste, der einen Gedanken dieser Art gefaßt, sein Institut auf diesen Zweck gerichtet, und Anstalten und Einrichtungen zu einer bürgerlichen Erziehung gemacht hat. So klein und mangelhaft der Plan dazu anfangs zu seyn schien, so fremd er vielen Leuten in die Augen fiel; so hat er doch große und fruchtbare Folgen nach sich gezogen. Nach und nach ist der Plan nicht allein verbessert und erweitert, und manche vortreffliche Einrichtung zum besten der Erziehung überhaupt veranlaßt; sondern auch der Geist der **deutschen Nation** angeregt worden, auf dieses große Geschäft zu denken, und es mehr als jemals mit politischen Augen anzusehen. Regenten

genten und Fürsten, welche sich sonst kaum um Erziehung und Schulen bekümmerten, oder höchstens nur geschickte Geistliche, Rechtsverständige und Aerzte in ihrem Lande ziehen wollten, bemerken es nun, daß die Zubereitung des übrigen Theils der Nation zu künftigen Geschäfften ihnen nicht gleichgültig seyn könne: sie sehen es ein, daß die zweckmäßige Erziehung mit der Beförderung des Gewerbes, und diese wieder mit dem allgemeinen Besten in einem unauflöslichen Zusammenhange stehe, und eins nur durch das andere bewirkt werden könne. Drum ist die **Berlinische Realschule** nicht allein in den **preussischen Landen**, sondern auch durch ganz **Deutschland**, und besonders in den katholischen Gegenden, — welches letztere nebst andern merklichen Aufklärungen allen, die die Menschheit lieben, viel angenehmes Nachdenken verursacht; — auf verschiedene Weise nachgeahmt worden; und man fängt an, es sich zur Ehre und zum Patriotismus zu rechnen, auf die bürgerliche Erziehung zu denken, und zur Verbesserung derselben geschäftig zu seyn. Was bisher wirklich in dieser Absicht an verschiedenen Orten zu Stande gekommen ist, will ich hier nicht erzählen, es ist bekannt genug. Ich will und kann auch die verschiedenen Versuche und die Art der Ausführung derselben nicht beurtheilen. Kein neues Institut kann anfangs so vollkommen seyn, als es gedacht wird; es gehört Zeit und fortgesetztes Studium darzu, wenn man es von Mängeln, einschleichenden Vorurtheilen und alten Gewohnheiten reinigen will. Je mehr ich von der Wichtigkeit des Zwecks überzeugt bin, worauf diese Unternehmungen abzielen, desto mehr ehre ich die Unternehmung selbst, und preise den, der sie wagt, und je werther mir das menschliche Geschlecht und insbesondere meine deutschen Mitbürger sind, desto herzlicher erkenne ich jeden Schritt, der zur allgemeinen Aufklärung und zur Verbesserung ihres sittlichen und bürgerlichen Wohlstandes führen muß, für eine schätzenswürdige Wohlthat; denn sie wird fürs ganze Publikum und für die Nachkommen heilsam. So viel sey mir erlaubt zu sagen. Alle diese Versuche und Institute sind noch weit von ihrer zweckmäßigen Vollkommenheit. Es ist auch nicht das Werk Eines Kopfs, Eines Regenten, oder Einer heißen Begeisterung, diese Vollkommenheit zu bewirken. Es müssen Regenten da seyn, welche von dem Grundsatze recht voll sind: Nahrung und Gewerbe ist die einzige sichere Kraft des Staats, die Quelle der Bevölkerung, die Grundlage aller bürgerlichen

Wohlfarth; Nahrung und Gewerbe muß also befördert, und der Bürger dazu geschickt gemacht werden. Es müssen Köpfe da seyn, die den Werth der Arbeitsamkeit und zugleich die Fassung des menschlichen Verstandes kennen, daß sie zu sagen wissen: Dies und das ist für den Bürger brauchbar, und so und so muß es ihm beygebracht werden. Es müssen eifrige und verständige Leute da seyn, welche dies Brauchbare fassen, und in die Methode sich bequemen können, wie es jugendlichen Köpfen am besten faßlich und wichtig gemacht werden kann. Es muß endlich eine gute Polizey da seyn, welche die tüchtigen und brauchbaren nicht verrosten oder verkommen läßt, sondern sie in Thätigkeit zu bringen und fürs Ganze nützlich zu machen weiß. Dies ist nicht das Werk Eines Tages, Einer Verordnung, eines auf Gerathewohl hingeworfenen Instituts: es ist das Werk einer langen, anhaltenden und in alle Theile greifenden Operation; die Maschine ist vielfach zusammengesetzt, alle Räder müssen ihr Spiel haben, und das Triebwerk beständig nachgesehn und nachgeholfen werden, wenn die abgezweckte Wirkung erfolgen, wahrer Gewinn fürs Ganze entstehen soll."

Der erste Absatz des zweyten Abschnitts ist auch vorn vermehrt, und die erste Periode: **Wenn man auch — unterscheiden** weggelassen worden. Es heißt itzt so: „Der geschäftige Bürgerstand soll und darf das nicht alles wissen, was der Gelehrte weiß, er soll es auch nicht auf die Art wissen, als dieser; wenn er es anders nach seinem Zweck und nach seiner Lage in der Welt gebrauchen soll. Er soll sich kennen, seine Kräfte, seine Bestimmung, und was sein Wohl und Weh angeht, damit er sich regieren lerne; er soll die Welt kennen, so weit sie auf seinen Zustand Einfluß haben kann; er soll die Natur kennen, sofern er sie dereinst benutzen und bearbeiten kann; er soll die Hülfsmittel kennen, welche bereits vorhanden sind, ihm seine künftigen Geschäfte zu erleichtern und seinen Zweck zu befördern. Die Schulen aber, so wie sie da sind, sind alle auf eine gelehrte Erziehung geformt; ertheilen dem, der zum geschäftigen Stande erzogen werden soll, Kenntnisse, die er nicht bedarf, und lassen ihn leer an denen, die er nöthig hat; leiten ihn auf Wege, die er nicht zu gehen hat, und lassen die im Dunkeln liegen, die er einst gehen soll; und bilden seine Seele in einen solchen Gang zu denken, welcher von dem natürlichen Fortschreiten des Denkens im geschäftigen Leben allzu sehr abweicht. Selbst diejenigen Schulen,

len, welche für den Bürgerstand eigentlich bestimmt seyn sollen, haben doch mehr oder weniger aus dem gelehrten Unterrichte herüber genommen, das sowohl der Form als der Materie nach dem Zweck nicht entspricht, worauf sein Nachdenken vornemlich gerichtet werden sollte. Ich will mich gern geirrt haben; aber man prüfe, ob folgende Beobachtungen über die Schulen nicht in der Erfahrung gegründet sind. Man scheidet das Gelehrte und Abstrakte rc." Nein, vortrefflicher Mann! du hast dich leider! nicht geirrt. Es ist Alles so wahr, was du sagst. Wer sehen kann und will, der hat täglich Gelegenheit, die traurige Wahrheit bestätigt zu finden, daß nicht das mindeste Uebertriebene in der Beschreibung der Untauglichkeit der Schulen zur Bildung vernünftiger Menschen und Bürger ist. Uebrigens sind aus diesem Abschnitte zwey gemacht worden, von denen der zweyte (in der neuen Ausgabe also der dritte,) die Ueberschrift hat: **Methode des Unterrichts für den gesunden Verstand und das bürgerliche Leben**, und mit dem Absatz anfängt a. A. S. 17. **Der gemeine Menschenverstand** rc. Vorher steht folgende kurze Einleitung: „Sonderbar ist es, Jedermann schätzt den **gemeinen Menschenverstand**, jeder beruft sich darauf, als auf ein sicheres Kennzeichen der Richtigkeit: doch kennt man ihn mehr durch eine Art des Gefühls, als durch Untersuchung; wenige haben untersucht, was er sey, und die es gethan haben, als z. B. **Beattie** in seinem **Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit**, erkennen zwar dessen Werth; halten sich aber mehr daran, als an ein unerklärbares oder nicht völlig zu erklärendes Gefühl, als daß sie genau bestimmen sollten, was er sey oder nicht sey. Er verdiente indessen sehr das Nachdenken eines philosophischen Kopfs rc."

Zu der siebenten Regel S. 24. a. A. ist eine Anmerkung hinzugekommen, die wir auch mit des Verf. eigenen Worten hersetzen wollen. Wer hört nicht Resewitzen gern reden? Es ist alles so gesund, was der Mann sagt. „Zur Erläuterung dieser und folgender Regel wird es vielleicht gut seyn, einige Beyspiele solcher Grundsätze beyzufügen. Ich rechne dahin alle **Sprüchwörter** eines Volks, welche gleichsam der Nationalschatz ihres Menschenverstandes sind. Wer sie sammelte und berichtigte, der würde seiner Nation einen wichtigen Dienst leisten, und ihr den Reichthum, den sie besitzt, ohne ihn sattsam zu kennen, unter Augen stellen und brauchbarer

rer machen. Andere sind nicht Sprüchwörter, aber fast noch ausgebreiteter in ihrem Einfluß auf das Denken und Handeln der Menschen. Z. E. Jede Bewegung hat ihren Anfang; jede Wirkung hat ihre Ursache, und jede Ursache hat ihre Wirkung; jedes Ding ist sich selbst ähnlich; einerley Ursachen bringen einerley Wirkung, verschiedene Ursachen verschiedene Wirkungen hervor; jedes Werk hat seinen verständigen Werkmeister; ohne Arbeit und Fleiß kann man nichts vollenden, u. s. w. Noch muß ich erinnern, daß ein weiser und überlegter Gebrauch der Nationalsprüchwörter bey dem Unterrichte der Jugend große Wirkung thun würde, sichere Grundsätze dem Gemüth fest und unauslöschlich einzuprägen, und die Ueberzeugung von vielen nützlichen Kenntnissen zu befördern." Ganz gewiß, wenn nur nicht zu besorgen wäre, daß die Jugend sich gewöhnte, bey jeder Gelegenheit ein Sprüchwort anzubringen. Man erträgt dies kaum an alten, vielweniger noch an jungen Leuten. Zwar wäre der Schade weit kleiner, als der Vortheil, und der Umgang mit der feinern Welt, dem man doch so vieles, selbst bey der besten Erziehung überlassen muß, was eben für diese feinere Welt gehört, würde die jungen Leute bald zurückhaltender im Gebrauche der Sprüchwörter und Sentenzen machen; sie würden aber darum doch ihrem Gedächtnisse, und so zu sagen ihrer ganzen Denkkraft tief eingeprägt bleiben, und in ihre Urtheile und Handlungen sehr wohlthätigen Einfluß haben. Man könnte sie auch von Zeit zu Zeit warnen, mit ihren Sprüchwörtern in Gesellschaften nicht zu freygebig zu seyn, so wie sie überhaupt mit ihren Kenntnissen nicht pralen, und wenn ältere und vornehmere da wären, nicht viel reden müßten. Könnten die Schüler mehr des täglichen vertraulichen Umgangs ihrer Lehrer genießen, als es die bisherigen Schuleinrichtungen erlauben; und wären diese Lehrer denn selbst nicht pedantisch, hätten sie Lebensart, und wüßten so viel vom Tone der so genannten feinern Welt, als nöthig ist, ihn im Fall der Noth mit anzustimmen, und die jungen Leute zu warnen, wenn sie dawider verstoßen: so würde der erwähnte Uebelstand ohnehin weit weniger zu besorgen seyn. Aber wo sind diese Lehrer, und wo sind die Einrichtungen, die dergleichen bildenden Umgang begünstigen? Und doch verlangt die feine Welt, die Scholarchen mit eingerechnet, von einem jungen Menschen nicht bloß Geschicklichkeit, sondern auch Feinheit, und keiner kann oder will etwas dazu beytragen, daß

es in unsern Schulen auch in dieser Hinsicht anders wird; wie verkehrt! wie ungerecht!

S. 42. n. A. ist eine neue Regel eingeschaltet, und folglich die 17 R. der a. A. die 18. der neuen u. s. f. Diese Regel heißt so: „Sollte ein Mensch die Empfindung nicht haben, oder sie in ihm nicht anzuregen seyn, vermittelst welcher er einen moralischen Begriff allein zu fassen im Stande ist: so **bringe ihn für** (muß doch wohl billig **vor** heißen,) **eine seiner analogischen Empfindungen, oder mache ihn auf den innern Erfolg desselben aufmerksam.**“

S. 48. a. A. zur 31 R. ist ein Zusatz gekommen: „Sobald der Verstand zu keimen anfängt, **muß man**, so lautet die Regel, „**die Jugend sorgfältig dazu gewöhnen, von allem, was sie nicht selbst sehen und erfahren kann, nur das zu glauben, was von dem Verständigsten geglaubet wird.** Durch diese Maxime kann man vielen schädlichen Maximen den Zugang versperren. Freylich. Aber wer sind die Verständigsten? Der Verf. antwortet S. 55. n. A.: „Die Verständigsten aber sind selbst in den Augen der Kinder diejenigen, von denen sie am meisten gelernt haben, was ihren sinnlichen Eindrücken gemäß ist. Unglücks genug, wenn sie ihre Kindermuhmen als die verständigsten erfahren haben!“ Das Unglück ist aber sehr allgemein. Jedes Kind bringt nicht nur die Vorurtheile seiner Amme und der Domestiken u. dgl. sondern auch seiner Onkels, Tanten, und was das schlimmste ist, seiner Eltern, mit in die Schule. Soll man ihm sagen: Diese sind nicht die Verständigsten; denen müßt ihr nicht glauben? Die Sache scheint mir große Schwierigkeit zu haben. So lange man einem Kinde nicht begreiflich machen kann, daß es seine Eltern ehren muß, wenn diese gleich ungereimte Meynungen haben: (und das zu begreifen, muß, wie mir wenigstens deucht, der Verstand schon ziemlich aufgeklärt und das Herz schon sehr gebildet seyn): wie darf man ihm da Mißtrauen gegen seine Aeltern beybringen? Ich rede aus Erfahrung, ich bin oft in dieser Klemme gewesen, und dann wußte ich mir nicht anders zu helfen, als daß ich sagte: Hört Kinder, Ein Mensch kann nicht Alles wissen. Ich, z. E. verstehe kein Kleid, keinen Schuh, u. s. w. zu machen; ich verstehe nichts von der Arzneykunst u. s. f. Wenn ich euch nun sagen wollte, ihr müßtet mir in diesen Dingen glauben, wovon ihr selbst wißt und seht, daß ich nichts verstehe, müßtet ihr mir da glauben? — **Nein** — Kann ich

wohl der Verständigste seyn, in Dingen, die ich nicht gelernt habe? — Nein — Aber nun giebt es andere Dinge, die ich studirt habe, und eure Eltern nicht, worüber ich sehr lange nachgedacht, worüber ich viel gelesen habe, sie vielleicht gar nicht: müßt ihr mir in diesen Dingen, als Hexereyen, Spucken, u. dgl. nicht mehr glauben, als ihnen? — Ja — Ob die Kinder durch dies Raisonnement wirklich überzeugt worden, (denn das Ja, was man ihnen durch die Frage gleichsam in den Mund legt, bürgt dafür nicht,) und wenn sie es geworden, ob es ihrer Liebe und Ehrerbietung gegen die Eltern nicht nachtheilig geworden, das hab ich nicht erfahren können, weil es mir an Zeit und Gelegenheit fehlte, darnach zu spüren.

Bey der folgenden Regel stößt mir auch eine Bedenklichkeit auf: „**Widerspricht die Sache kindischen Erfahrungen und Empfindungen, so muß das Kind zweifeln lernen, bis ihm der Zweifel gehoben ist.** Den Zweifel hebt man aber nicht anders, als durch die Ueberzeugung, daß die Sache mit seinen Erfahrungen und Empfindungen übereinstimmend, oder denselben analogisch sey; wenn das noch über die Fassung des Kindes geht, durch eine **ernste Versicherung** und durch das Ansehen, daß man sich durch vorhergehende Beweise der Liebe und der Bereitwilligkeit ihm beyzuspringen, erworben hat. Man muß sich aber in Ansehen zu erhalten wissen, und sich keine Art von Unrichtigkeit weder im Unterrichte noch in den Versprechungen, noch in gebrauchten Beweis- und Bewegungsgründen erlauben, wenn man das völlige Vertrauen des Kindes gewinnen und behalten will.“ Darf man Kinder überall zweifeln lehren? Dies ist mir in der That problematisch. Hätt ich bloße Philosophen, Wahrheitsforscher, und wenn ich so sagen kann, theoretische Menschen zu bilden, so würde ich keinen Augenblick anstehen, Ja zu sagen. Aber der größte Theil der Kinder soll für das geschäftige, bürgerliche Leben erzogen werden, wo man mehr handeln als raisonniren muß, und wo dieses, wenn es zu lange und zu oft geschieht, jenem sehr im Wege seyn kann, wie mir deucht. Und wird man nicht **zu lange, zu oft** raisonniren, zu oft skeptisch stille stehen, anstatt zu handeln, wenn der Geist des Raisonnirens und des Skepticismus von der frühen Kindheit an genährt wird? Wird dieser Geist aber nicht genährt werden, wenn es alle Augenblicke heißt: Hier mußt du zweifeln? Und wird nicht

nicht alle Augenblicke der Fall vorkommen, wo man so sagen muß, wenn man sich nemlich selbst gleich bleiben will? Daß der Zweifel gleich in derselben oder in der folgenden Stunde, oder Tages darauf gehoben wird, hindert nicht, daß man in die **Gewohnheit zu zweifeln** komme. Ist meine Furcht ungegründet, daß diese Gewohnheit dem künftigen thätigen Menschen schädlich seyn könne? Ich wünsche von einem **Resewitz** darüber belehrt zu werden, so wie auch über meine zweyte Bedenklichkeit: Darf man die erregten oder von selbst entstehenden Zweifel durch **ernste Versicherungen** und durch **Ansehen** zum Schweigen bringen? Wird dadurch nicht das praeiudicium auctoritatis, das so schädlich ist, in seiner vollen Kraft erhalten und allgemein gemacht? Das bessert nichts, daß der Lehrer sich sein Ansehen **durch vorhergegangene Beweise der Liebe und durch Bereitwilligkeit beyzuspringen** erworben hat; das macht es schlimmer, wie mir deucht. Ein Irrthum, der auf solche Art gelehrt wird, wurzelt nur desto tiefer ein. Was glaubt der Einfältige nicht dem gutmeinenden Geistlichen, der bereit ist, ihm die Himmelsthür aufzuschließen! Er glaubt das Fegefeuer und die Transsubstantiation, und wenn es etwas ungereimters giebt, als diese letztere, so glaubt er das auch dem Manne, der sich um sein Seelenheil so eifrig bemühet. Ja, der Lehrer soll sich keine Art von Unrichtigkeit weder im Unterrichte noch sonst erlauben. Aber wir irren alle so mannichfaltig, ohne es zu wissen und zu wollen. Wenn nun einer lange auf Auctorität seines Lehrers einen Irrthum geglaubt hat, und endlich zur bessern Erkenntniß kömmt, wird er da nicht zugleich an vielen andern Dingen irre werden, die Wahrheit sind, die er aber auch bisher ohne weitere Untersuchung auf das ipse dixit seines ehemaligen guten Lehrers annahm? Ich sehe fast nicht, wie man sich in dieser mir so schwer scheinenden Sache helfen will, wenn man nicht entweder alle Materien, wobey Zweifel entstehen können, vom Unterricht ausschließt; oder wenn dies, wie ich glaube, unmöglich ist, das Kind an gewissen Dingen so lange zweifeln läßt, bis es reif zu der Ueberzeugung ist, daß sie mit seinen Erfahrungen und Empfindungen übereinstimmend, oder denselben analogisch seyn; und in gewissen andern Dingen, die, ihrer Natur nach, ewigen Zweifeln unterworfen sind, niemals entscheidet, und nur, so viel möglich, vermeidet, überall davon zu sprechen.

Bey

Bey der folgenden Regel bin ich nicht weniger in Verlegenheit; als bey den beyden vorhergehenden. Sie heißt so: „**Was ein Kind einmal für wahr erkannt hat, das muß es standhaft behaupten; und was es einmal falsch befunnden hat, standhaft verwerfen, bis es von dem Gegentheil überzeugt ist.** Dadurch wird es fest und sicher zu urtheilen gewöhnt, und vor dem so gewöhnlichen Fehler bewahrt, immer die zuletzt gehörte Meynung für das Beste zu halten. Dadurch lernt es auch unvermerkt die Wahrheit achten, und den Werth seiner eignen Ueberzeugung schätzen, welches zur ersten Ausbildung des Gewissens ganz ungemein befördetlich ist.“ **Standhaft behaupten, standhaft verwerfen, bis es vom Gegentheil überzeugt ist!** Aber dies ist der Weg, niemals vom Gegentheil überzeugt zu werden. Woher sonst alle Märtyrer des Irrthums? Woher sonst das ewige Widerstreben gegen sonnenklar einleuchtende Wahrheiten? Woher, um nur eins zu nennen, der bittere und immer fortdauernde Widerspruch gegen die neuen Vorschläge zur augenscheinlich bessern Erziehung? Man prüft nicht mehr, wenn man einmal standhaft überzeugt ist. Ist es denn gut, Jemand und zwar in früher Kindheit zu bereden, daß er untrüglich überzeugt sey, und standhaft dabey bleiben müsse? Er lernt freylich dadurch unvermerkt die Wahrheit *achten*; aber lernt er auch so die Wahrheit **finden**? Wie, wenn das, wovon er so fest überzeugt ist, unglücklicher Weise Irrthum wäre? Ist dies nicht so häufig der Fall mit uns armen Sterblichen? Irren wir nicht, wenn ich Dinge, die in die Sinne fallen, und zum gemeinen [illegible] gehören, ausnehme, denn hier irrt man sich weniger; [illegible]in allen übrigen **irren** wir da nicht — ich wollte nicht [illegible] für meine Empfindung zu wenig, und für Einen, dem [illegible] unglaublich scheinen möchte, zu viel sagen, also **irren** [illegible] da nicht — **hundertmal**, wenn wir **Einmal** die **Wahrheit finden**? Und kann man bey so gestalten Sachen rathen: Glaube standhaft, verwirf standhaft, bis — Ich weiß nicht. Ich sehe in diesem Augenblicke alle die Scenen des Jammers vor mir, die diese Standhaftigkeit unter uns Armen hat entstehen lassen. Aber ich darf nicht weitläuftiger seyn, so große Lust ich hätte, und so reich der Stof ist. Hätte doch Herr R. Muße zu thun, was er anfänglich thun wollte. Ich will es mit seinen eigenen Worten S. 23. der n. A. hersetzen: „Beobachtungen, zum Theil auch Versuche mancherley

cherley Art haben mich auf die Spur gebracht, wie man dem gemeinen Menschenverstande am besten beykommen könne, es sey nun, daß man ihm Dinge faßlich machen, oder ihn von ihrer Wahrheit überzeugen; oder angewöhnten Irrthümern und Vorurtheilen begegnen; oder Eindruck auf ihn machen, und ihn zu Entschließungen veranlassen; oder endlich die nützliche Anwendung dessen, was er gefaßt hat, bey ihm befördern will. Diesen Beobachtungen bin ich die Regeln schuldig, u. s. w. — Ich war erst willens, diese Beobachtungen und die Untersuchungen, worauf sie mich geleitet haben, vor den Regeln voraus zu schicken, um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben nachdenkenden Köpfen zu nähern. Aber andere Betrachtungen haben meinen Vorsatz geändert. Es war zu weitläuftig und zu fremd für gegenwärtigen Zweck, ausführlich davon zu sprechen; und bey dem Versuche gerieth ich unvermerkt auf tiefsinnigere Untersuchungen, welche nur wenigen von denjenigen Lesern, für welche ich itzt gern schreiben wollte, willkommen gewesen wären. Ob eine solche bürgerliche Erziehungsanstalt, als wovon hier die Rede ist, nützlich und nöthig sey oder nicht, das gehört für das Urtheil aller verständigen Leser; welche Methode dazu die brauchbarste sey, das kann auch großentheils durch einen angebauten gesunden Verstand beurtheilt werden; warum es aber diese und keine andere seyn müsse, das gehört nur für die wenigen spekulirenden Geister, welche gern in das Innere ihrer Seele schauen, und tiefer in ihre Constitution eindringen möchten, als es bisher geschehen ist, und vielleicht geschehen kann. Mehrere Muße, als ich itzt habe, könnte mich wohl selbst reizen, auf dem einmal betretenen Wege fortzugehn, u. s. w.“ Wie sehr wünsche ich Herrn R. die dazu nöthige Muße! Wie willkommen würden vielen Denkern seine weitern Untersuchungen seyn!

S. 74. ist ein lesenswürdiger Zusatz: „Wie schwer ein solches Lehrbuch (für die Landschulen) auszuarbeiten sey, und wie mannichfaltige Versuche und Ueberlegungen dazu gehören, brauche ich denen, die darüber nachgedacht haben, nicht zu sagen. Kaum wird es je das Werk eines einzigen Mannes seyn, und wenn es Vollkommenheit und Brauchbarkeit haben und erlangen soll, so wird die Landesregierung selbst weise Männer aus dem geistlichen sowohl als landwirthlichen Stande dazu bestimmen müssen, welche sich die zweckmäßige Ausbesserung desselben angelegen seyn lassen; und dann muß sie

die

die Einführung und den Gebrauch desselben durch die sanftesten und wohlwollendsten Mittel zu befördern suchen. So lange dieses Bestreben nicht da ist, auch die Grundsätze nicht einmal, welche es erwecken könnten: so lange man nur aufs **Nehmen** studirt, und nicht, wie man den Bürger in den Stand setzen solle, **zu geben**: so lange, dünkt mich, werden die Bemühungen einzelner Männer ohne sonderliche Frucht seyn. Ich bin zwar noch der Meynung, daß die Ausarbeitung eines guten Lehrbuchs dieser Art durch ausgesetzte Preise befördert werden könne, wie ich in der ersten Auflage gesagt habe; aber dadurch wird es nicht gleich so vollkommen werden, als es seyn soll. So sehr ich es mir zur Ehre rechne, daß bald nach der Ausgabe dieser kleinen Schrift kein ganz unbedeutender Preis auf die Verfertigung eines Lehrbuchs nach dieser Angabe im deutschen Merkur bestimmt ward: so sehr bestätigte es der Mangel alles Erfolgs, mit welchen Schwierigkeiten die Sache umgeben seyn müsse. Wer sich daran wagt, der zieht das Geschrey und Urtheil des größten Haufens über sich, und empfängt die Gleichgültigkeit derer, die seine Arbeit gemeinnützig machen sollten, hier und da höchstens ein kaltsinniges Lob zum Lohn: denn daß man fürs gemeine Beste arbeiten wolle und könne, das wird heut zu Tage immer unglaublicher." Hierauf folgt das Lob des würdigen **Domherrn von Rochow auf Rekan**, und seines damals noch erwarteten itzt erschienenen **umgearbeiteten Versuchs eines Schulbuchs für Kinder und Landleute**. Es ist ein Vergnügen zu lesen, wenn ein **Resewitz** einen **Rochow** lobt.

Eine Anmerkung S. 79 wollen wir hersetzen, obgleich die Sache vielen schon bekannt ist, um sie mehreren, und wenns möglich wäre, der ganzen Welt bekannt zu machen, daß nemlich der König von Preussen den Anfang gemacht habe, aus Ueberzeugung von der Wichtigkeit der bessern Erziehung der Landjugend, den Zustand der Landschulmeister zu verbessern, und 120000 Thaler Kapital zur Vermehrung ihrer Gehalte auszusetzen.

Ueber die **Erlernung der Sprachen** S. 98. ff. ließe sich viel sagen, weit mehr als hier der Raum verstattet. Hrn. R. Vorschläge beziehen sich alle auf die bisherige Art, da Anfänger die fremden Sprachen aus Büchern durch Dekliniren, Conjugiren, Expliciren, mit früher Zuziehung der Grammatik lernen müssen, und in dieser Hinsicht sind sie sehr gut und brauchbar. Aber sollte es nicht unendlich besser seyn, fremde

de Sprachen so gut als die Muttersprache, anfänglich blos aus der Uebung, durch Sprechen zu lernen, mit diesem bald das Lesen und erst lange nachher die Grammatik zu verbinden? Die Einführung dieser Methode würde freylich vor der Hand in jeder Schule ihre Schwierigkeiten finden, in der einen mehr, in der andern weniger; aber sollten diese unüberwindlich seyn? Wären nur erst die Vorsteher und Lehrer der Schulen von den unbeschreiblich grossen Vorzügen dieser Weise die Sprachen zu lernen überzeugt, so würden die übrigen Hindernisse nicht so schwer wegzuräumen seyn, wie mir deucht, besonders in einer Anstalt, die einigen Fonds hat, um Naturalien u. s. w. anzuschaffen. Es ist doch sonderbar, daß jedermann zugiebt, wie auch Hr. R. thut S. 105. „daß die Erlernung der Sprachen und besonders ihrer Anfangsgründe für die lebhafte Jugend eine dürre und unlustige Beschäfftigung sey;“ daß Jedermann Mittel zur Erleichterung und Versüßung vorschlägt, die auch immer einigen Nutzen haben; daß aber keiner bisher das rechte Mittel weiß oder wissen will, wodurch aller Noth auf einmal ein Ende wäre, wenn man nemlich die Sprachen durch beständiges Sprechen und ununterbrochene Uebung lernte.

Ich muß aus S. 104. der n. A. einen Gedanken die Grammatiken betreffend, hersetzen, der in der a. A. nicht steht, den ich auch oft gehabt habe, und nun zu meinem grossen Vergnügen hier fand: „Sie, (die Grammatiken) sind alle nach der Form der lateinischen zugeschnitten, und diese ist ursprünglich aus solchen Regeln erwachsen, nach welchen Lateiner selbst ihre noch lebende Sprache in ihrer Bildung übersehen, beurtheilen und berichtigen wollten. Diese übertragene Form scheint mir die Erlernung fremder Sprachen sehr zu erschweren, und den Punkt, wovon der Lehrling ausgehen soll, ganz zu verrücken. Er gehet eigentlich von seiner Muttersprache aus, und soll nur wissen, durch welche Art der Beugung, Zusammenfügung und Eigenthümlichkeit die zu erlernende Sprache von der seinigen abgeht: weiß er das, so kennet er ihre Sprachregeln, und findet das, worinn beyde mit einander übereinstimmen, von selbst. Es würde also die halbe Arbeit seyn, wenn die fremden Sprachlehren von der Muttersprache ausgiengen, nur die grammatischen Abweichungen der fremden Sprache von ihr in bestimmte Regeln faßten, und den Lehrling sicher stellten, daß seine Sprache in der übrigen Bildung mit der fremden harmonire, und er der ihm natürlich

lich gewordenen Wendung seiner eignen ungezweifelt folgen könne. So hätte er vor sich, worauf er eigentlich zu merken habe, und bedürfte einen großen Theil verwirrender Regeln gar nicht, wo ihm seine eigene Sprache zum Wegweiser diente. Wie viel übereinstimmendes haben aber nicht alle Sprachen, nicht allein in ihrer allgemeinen Bildung, sondern auch selbst in besondern Fällen!"

Der erste Absatz unter der Rubrik **allgemeine Weltgeschichte** S. 112. a. A. ist in der n. A. S. 128. etwas erweitert, um den Werth und die Nothwendigkeit dieser Wissenschaft noch deutlicher zu erweisen. Hiewider kann kein Vernünftiger etwas einwenden. **Wie früh** man aber anfangen müsse, die Universalhistorie mit der Jugend zu treiben, das ist eine andere Frage. Der menschliche Geist geht in allen Dingen vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Besondern zum Allgemeinen, vom Nahen zum Fernen. Wie langsam oder geschwind er darinn gewöhnlich gehe, wie bald er ein Ganzes, wie die Universalhistorie überschauen lerne, das möchte noch wohl eine nähere Untersuchung verdienen. Indessen das Frühere oder Spätere bey Seite gesetzt, giebt es keine bessere Weise die Geschichte zu lehren, als Hr. R. hier vorschlägt. S. 133. empfiehlt er eine **Anleitung zur Universalhistorie von Hrn. Lorenz**, Oberlehrer an dortiger Erziehungsanstalt, als die kürzeste, ordentlichste und bequemste zum Unterrichte der Schuljugend.

S. 139. wird das Urtheil eines Mathematikverständigen über Herrn **Büschens Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens** angeführt, welches Hrn. R. veranlaßt hat, in dem folgenden Entwurfe von dem Vortrage der mathematischen Wissenschaften einige Aenderungen zu machen. Ich habe diese Aenderungen und Zusätze alle aufgefunden; darf sie aber aus Mangel des Raums nicht hersetzen. Wer R. kennt, wird es mir schon auf mein Wort glauben, daß sie lesenswürdig sind. Zum Beschluß wird S. 152. Herrn **Büschens Encyclopädie der historischen, philosophischen und mathematischen Wissenschaften** zum Gebrauche in größern Schulen sehr empfohlen.

S. 145. a. A. S. 171. n. A. „Für plötzliche Zufälle, Ohnmachten, Schlagflüsse u. s. w. für Ertrunkne und Erstickte müßte, wo möglich, auch ein sicherer Rath gegeben werden, doch von solcher Art, daß man die vorgeschriebene

Hülfe

Hülfe auch bey der Hand finden könnte." Hierzu dienen folgende zwey Büchelchen: **Geschichte und Urkunden der im Jahre 1777 zur Rettung der Ertrunkenen in Amsterdam errichteten Gesellschaft, aus dem Holländischen übersetzt von M. H. P. Hannibal. Hamburg, bey Harmsen. 1769;** und noch mehr folgendes, welches in Jedermanns Händen seyn sollte: **Anzeige der hauptsächlichsten Rettungsmittel derer, die auf plötzliche Unglücksfälle leblos geworden sind, oder in naher Lebensgefahr schweben, aufgesetzt von D. P. G. Hensler, Königl. Dänischen Physikus zu Altona — Altona, bey Iversen. 1770.**

Der Absatz S. 199. a. A. der von Lehrbüchern handelt, hat S. 230. n. A. einen Zusatz bekommen, den wir einigen weisen Leuten zur Beherzigung hersetzen wollen, die meynen und in die Welt hineinschreiben, daß man für gute Lehrbücher und Methoden nicht besorgt seyn dürfe, wenn eine Schule gute Lehrer habe: (als wenn sie die haben könnte, ehe jene existiren; denn wer ist ein guter Lehrer, als der, der gute Lehrbücher und gute Methoden braucht? und kann man etwas brauchen, das noch nicht vorhanden ist?) „Lehrbücher werden noch immer mit Geringschätzung angesehen, und doch können sie nur von Männern verfertigt werden, welche ihre Wissenschaft vollkommen kennen, und ihre zweckmäßige Brauchbarkeit zu unterscheiden wissen. Dieser unbedeutende Werth, den man in der Welt auf solche Art Bücher zu setzen pflegt, ist Schuld daran, daß sich selten Männer von Ruf und Geschicklichkeit damit abgeben; und so fällt das wichtige Geschäft solchen in die Hände, welche selbst kaum ihr Lehrbuch recht verstanden haben, und aus zweyen oder dreyen schlechten Anweisungen eine neue zusammensetzen, welche oft schlechter ist, als die, woraus sie genommen ist. Ohne weise Lehrbücher wird man selten gute Lehrer haben, und ohne gute Lehrer kann kein brauchbarer Unterricht seyn. Die Theorie sey noch so gut; wenn nicht Leute da sind, die sie fassen und ausführen können, so ist sie unnütz und vergeblich. Von Grund aus die Schulen zu verbessern, heißt bey Verbesserung der Schulbücher anfangen."

Ich muß noch den Schluß der n. A. hersetzen, der die Verbindung der gelehrten und bürgerlichen Erziehung betrifft, und wo Hr. R. so kurz und bündig bewiesen hat, diese Verbindung sey nicht thunlich, daß ich nicht glaube, es könne hie-

wider mit Grund etwas eingewandt werden. „Ich kann nicht schließen, ohne noch kürzlich eines Gedankens Erwähnung zu thun, der gegen mich theils in öffentlichen Schriften, theils auch in Privatgesprächen geäußert worden ist. Kann man denn, sagt man, die gelehrte und bürgerliche Erziehung nicht mit einander verbinden? Es sind so viel öffentliche, gelehrte Schulen einmal da; es ist auch nicht sehr wahrscheinlich, daß man irgend anderswo als in Rußland ein Erziehungsinstitut für den geschäftigen Bürger besonders errichten werde: wäre es also nicht rathsam, diesen Plan in eine und die andere Schule hineinzuschieben, um beyde Zwecke zugleich zu erreichen? Ich antworte: Ohne ein besonderes Institut werden wir keine zweckmäßige Lehrbücher für den erwerbenden Stand der Bürger erhalten; ohne Lehrbücher kann man es kaum hie und da von Einem Schullehrer, geschweige von einer ganzen Gesellschaft derselben erwarten, daß sie sich aus ihrer gewohnten Form herausheben und für zwey sehr verschiedene Absichten, die beyde ihr eignes, ernstes Studium erfordern, lehrreich und wirksam seyn sollten. Der eine ist zu pedantisch, der andere zu unwissend dazu; der eine ist in seine gelehrte Form und Denkungsart so verliebt, daß er nicht anders denken kann noch mag; der andere ist einmal so nach seinem Leisten zugeschnitten, daß er keine andere Bildung annehmen kann: und was die Hauptsache ist, [illegible]r die meisten ist der Schulstand, leider! noch immer ein [illegible]ttelstand, durch den man durchwandern muß, zu einer an[illegible]rn und bessern Bestimmung zu gelangen. Diese, welche [illegible]e größte Zahl ausmachen, verstehen eigentlich gar nichts von Methode und Unterricht, und wollen auch nicht darauf denken, sondern nur ein Paar Jahre lediglich hinbringen, bis sich eine bessere Aussicht öffnet. Welche gute Ausführung in einem gewissermaaßen ganz neuen Fache kann man von solchen Subjekten erwarten? Den Namen der Sache kann man wohl hinstellen, und der Welt ein Blendwerk machen; gemeiniglich ist auch der größte Theil der Welt mit dem blossen Namen zufrieden; aber die Sache selbst ins Werk zu richten, scheint mir wenigstens ganz unmöglich zu seyn. Es wird aus solcher Schule ein zweydeutiges kümmerliches Geschöpf werden, das weder Gestalt noch Richtung hat; das entweder auf der einen, oder auf der andern Seite, oder gar auf beyden Seiten gebrechlich ist, das alles leisten soll, und in der That weder eins noch das andere leistet. Wenn aber

eine

eine bürgerliche Erziehungsanstalt einmal da ist; wenn die Gränzen abgestochen, die Methode bestimmt, der Gang gerichtet, Lehrbücher ausgearbeitet, Lehrer darnach gebildet und geübt sind; wenn überhaupt die Menschen erst recht fassen, was es ist und was es seyn soll: alsdann ist es leicht, so viel oder so wenig von dem Plan, als man nur will und zweckmäßig findet, in eine gelehrte Schule einzuschieben, und den bürgerlichen Unterricht so mit dem gelehrten zu verbinden, daß beyde neben einander bestehn und fruchtbar seyn können. Alsdenn aber werden nicht beyde mit einander vermischt, woraus eine Art des Ungeheuers entstehen muß; sondern so neben einander geordnet, daß jedes für sich selbst besteht, und auf seiner angemessenen Bahn seinen Schritt fortgehen kann." Wie genau kennt Hr. R. das Innere der Menschen, der Schulen und ihrer Lehrer! Wie theure Wahrheiten sagt er! Wenn man sie doch erwägen wollte! Wenn doch jeder Schulmann, jeder Scholarch, und jeder Minister, der für das Beste des Landes ernstlich sorgen will, hundert andere Bücher weglegten, und Resewitzens Erziehung des Bürgers läsen! Wie viel würden sie hier finden, woran die meisten unter ihnen wohl niemals gedacht haben! Es wird so manches Buch verboten, warum wird nicht auch bisweilen ein recht vorzüglich nützliches zu lesen geboten? Freylich möchte hier der Zweck des Lesens wohl eben so wenig erreicht werden, als dort des Nichtlesens. Aber da müßte man, wenn der Mensch nun einmal ein so närrisches Geschöpf ist, das Ding lieber umkehren, das Lesen der Pucelle gebieten, und die Erziehung des Bürgers unter die verbotenen Bücher setzen. Sollte es nicht etwas helfen?

Nun zu der Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung auf dem Pädagogio zu Kloster-Bergen. Sie enthält 1) Vorerinnerungen. 2) Von dem Zweck und der allgemeinen Verfassung dieser Erziehungsanstalt. 3) Von der sittlichen Erziehung insbesondere, a) Methode der Erziehung, b) beygefügte Schulgesetze. 4) Von der Lehrmethode und dem Unterricht; a) von der Lehrmethode überhaupt, b) von dem zu ertheilenden Unterricht. 5) Von den Kosten. 6) Das allgemeine Verzeichniß der Lectionen. Ich will sie stückweise durchgehen.

1) Die öffentliche Erziehung des gesitteten Standes wird, ob man gleich das Gegentheil vermuthen sollte, von Tage zu Tage eine schwierigere und bedenklichere Sache. — Die Jugend

gend soll nicht blos gut und geschickt, sondern auch fein erzogen werden — ist aber schon sehr verstimmt, wenn sie in die Schulen kömmt. — Daher steht man bey dieser Lage der Sache in Gefahr, aus jungen Leuten nichts zu machen, weil man alles aus ihnen machen will.“ — Hierauf wird die alte und neue Erziehung verglichen, und das Verderben unserer Zeiten und Sitten sehr treffend und stark geschildert. Bisweilen scheint es, als wenn Hr. R. wider die neuen Schulverbesserungen und wider sich selbst redet, als wenn er sagt: „Itzt will und soll man junge Leute ohne Zwang erziehen, ihnen die alten Sprachen recht süß und leicht machen, alles Schulmäßige und Pedantische entfernen, ihren Geschmack bessern, ihren Verstand bauen, ihr Herz bilden, ihren Manieren den Anstrich der feinern Welt geben; mit einem Wort, ganz früh und in kurzer Zeit Gelehrte, Philosophen, schöne Geister und artige Leute aus ihnen machen. Darüber werden sie nichts, weil sie alles werden sollen; und was das wichtigste ist, die dem Menschen so nöthige Strebsamkeit geht für das ganze Leben verloren. Wer in der Jugend nicht zu einer fortgesetzten Anstrengung seiner Kräfte gewöhnt wird, der wird nie an der Betriebsamkeit Geschmack gewinnen.“ Wenn dies die neuern hin und wieder in Gang kommenden Erziehungsanstalten gelten sollte: so getraute ich mir auf der andern Seite von der alten Erziehungs- und Unterweisungsart noch weit mehr Böses zu sagen. Aber wenn man das Folgende dazu liest, und andere Stellen dieser Nachricht sowohl als die Erziehung des Bürgers damit vergleicht: sieht man leicht, daß es nicht Hrn. R. Meynung seyn könne, den alten Schulschlendrian zu vertheidigen, und alles Neue in übeln Ruf zu bringen. Aber doch hätte die ganze Vergleichung zwischen der alten und neuen Lehrart wohl eine andere Wendung haben mögen, um die Schwachen nicht zu verwirren, und die Ungläubigen nicht in dem Wahne zu bestärken, als wenn es mit aller Verbesserung der Schulen ein thörichtes Unternehmen sey. Der Vorwurf, daß man ganz früh und in kurzer Zeit Gelehrte, Philosophen, schöne Geister (nur nicht artige Leute, daran dachte man eben nicht,) aus den jungen Leuten machen wolle, trifft mehr die alten als die neuern Schulen. Wenn das nicht wäre, warum hätte man denn, nach Hrn. R eigenem Geständnisse, vor funfzig Jahren die Schuljugend mit Latein und Griechischem überhäuft? Warum hätte man sie beständig über den Büchern schwitzen lassen?

Warum

Warum hätte man sie auf eine sklavische Art zu genauer Beobachtung beschwerlicher und verdrießlicher Schularbeiten gezwungen? Wollte man sie dadurch bloß früh zu Fleiß und Arbeitsamkeit gewöhnen? Den Zweck hatte man wohl nicht. Man wollte vielmehr gelehrte Riesen ziehen. Und erreichte man denn seine Absicht? Nichts weniger. Neben einem großen Gelehrten, der denn noch obenein ein gewaltiger Pedant war, zog man hundert possierliche Ungeheuer, drolligte Kreaturen, auswendig ganz mit Griechisch und Latein bespickt, inwendig hohl, wüste und leer, ohne gesunden Menschenverstand, ohne Sitten, ohne Kenntniß der Welt. Und gesetzt, man hätte seine Absicht erreicht, man hätte lauter große Gelehrte gebildet; was wäre der Welt damit gedient gewesen? Nichts. Sie müßte zu Trümmern gehn, wenn alle, die studiren, große Gelehrte würden. Diese, (die Grübler und Erfinder ausgenommen, die auch nicht immer große Gelehrte gleich Leibnitzen, sind,) gereichen den Menschen mehr zur Zierde, als zum Nutzen. Aber vielleicht ward nach der alten Methode nebenher ein Vortheil erreicht, den man sich zwar nicht ausdrücklich zum Ziel gesetzt hatte; der aber immer viel werth gewesen wäre, die Gewöhnung zu Fleiß und Arbeitsamkeit. Ich zweifle doch, ob man den Menschen alsdann besser zum anhaltenden Streben gewöhnt, wenn man ihn mit Arbeit überladet und ihm dadurch einen Eckel und Ueberdruß an derselben beybringt, der sehr sichtbar wird, sobald er in die Freyheit kömmt, als wenn man ihn frey herum laufen läßt. Ich billige dies letztere gar nicht. Thut die neuere Erziehung es, so ist es ein Hauptfehler. Sie soll die Seile, die den jungen Menschen an die Arbeit und Tugend fesseln, nicht auflösen, nur erweitern, daß er frey zu seyn glaubt und es im Grunde nicht ist; sie soll sie nach und nach mehr anziehen, und ihn so nach und nach in das Gleis bringen, aus dem er künftig, als ein vernünftiger Bürger, Mensch und Christ nicht weichen darf, ohne von seinem Glück zu weichen. Ueberhaupt zieh ich mich sehr zurück, wenn man mir das Alte vor dem Neuern so ungemein rühmt. Ich traue meiner eigenen Imagination nicht, die mir das im Dunkeln stehende Alte und Entfernte immer vergrößert, und das Nahe, Gegenwärtige, Alltägliche so klein macht. Ich denke immer, wie hätten wir so viel Ungereimtes von unsern Vorfahren erben können, wenn sie so klug gewesen wären? Woher unsere Schwäche, wenn sie so stark, unsere Krankheit, wenn sie so gesund waren?

Wie hätten Laster, Thorheiten, Unwissenheit, Aberglauben mit ihrem ganzen Gefolge so tiefe Wurzeln schlagen und sich so allgemein verbreiten können, wenn nicht der Keim dazu in unsern Eltern und in der Erziehung lag, die sie uns gaben? Sollten bloß äußerliche Umstände und der Umgang mit verderbten Ausländern uns so schnell verschlimmert haben? Und war es denn nicht ein Hauptmangel der alten Erziehung, daß sie uns dawider nicht schützte, nicht stark machte? Ich bin weit entfernt, durch alles dieses auch nur einen Zug in Hrn. R. meisterhaften Gemälde von dem gegenwärtigen Verderben deutscher Nation, Sitten und Erziehung schwächen zu wollen, (wenn man nemlich unter Erziehung das Verfahren der meisten Aeltern gegen ihre Kinder, und nicht einige neuere Vorschläge rechtschaffener und einsichtsvoller Männer zur Erleichterung und Verbesserung des öffentlichen und Privatunterrichts versteht); ich meyne nur, daß es in alten Zeiten, wenn gleich anders, doch eben nicht besser gewesen seyn mag.

Man kann es den Staaten und ihren Beherrschern und deren Dienern, die vorzüglich den Anfang zur Schul- und Erziehungsverbesserung machen müssen, wenn diese gründlich und dauerhaft seyn soll, nicht überzeugender sagen, was dazu alles erfordert wird, als es Hr. R. am Ende dieses Abschnitts thut. „Kann man, sagt er, überhaupt eine gründliche Verbesserung der Erziehung hoffen, so lange noch keine allgemeine und wohlüberdachte Schul- und Erziehungspolizey eingeführt ist? Und ist es hinreichend dazu, wenn man hie und da auf tüchtigere Schulmänner sieht, hie oder da an der Lehrmethode putzt und bessert, hie oder da Schulgesetze oder Schulordnungen veranlaßt, aber ihren guten und schlechten Erfolg nicht prüft, die sittliche Erziehung und die häusliche Vorbereitung der Jugend in keine Betrachtung zieht, und vornemlich nicht bemerkt, ob die bürgerliche Verfassung mit der Erziehung, und diese mit jener in ihren Zwecken und Wirkungen übereinstimmen, oder einander entgegen arbeiten? Bey den Griechen und Römern war die Erziehung ein großer Gegenstand der allgemeinen Staatssorge, so lange beyde Nationen in ihrer Würde noch da standen: der Vater durfte seine Kinder nicht erziehen, wie er wollte, sondern wie es das allgemeine Beste und der bürgerliche Zweck erforderte; die Erziehung fugte sich an die bürgerliche Verfassung gleichsam an, und der Jüngling, der Bürger ward, hörte nicht auf, eben die Grundsätze zu befolgen, die ihn als Knaben regiert hatten: er mußte

in eben dem Gleise fortgehen, worin er durch die Erziehung gewöhnt worden war. Erziehung und Staatsverfassung griffen so in einander, daß eins um des andern willen da war, eins mit dem andern gleiche Richtung hatte, eins ohne das andere nicht bestehen konnte: und als die Erziehung den alten Grundsätzen ungetreu ward, sank auch der Staat. Wenn aber die Staatsverfassung ihre eigne Richtung hat, die Privaterziehung hingegen auf andere Zwecke und Wirkungen, und die öffentliche wieder auf andere hinzielt: so scheint mir jede Schulverbesserung eine schwimmende Insel zu seyn, die in dem großen Staatsmeere herumtreibt, nirgendwo recht hingehört, und zum Ganzen weder Haltung noch Festigkeit hat, so fruchtbar sie übrigens auch seyn mag."

2) Der **Unterricht** beschränkt sich nicht bloß auf die, welche studieren wollen, sondern auch auf andere. Zu dem Ende wird theils den Lectionen eine praktische Wendung gegeben; theils gehen auch mit den Lectionen für Studirende andere parallel, welche den Bestimmungen der übrigen mehr angemessen sind. — Der gesammte Unterricht ist unter vier Oberlehrer und zwölf auch mehrere Unterlehrer vertheilt; denn da man nicht durch allzu eingeschränkte Umstände an eine gewisse Zahl fest gebunden ist: (ein glücklicher Umstand, der jeder Schule zu wünschen, aber leider fast nirgends zu hoffen ist,) so richtet man sich darinn nach den Bedürfnissen der Schule, und nach den Gelegenheiten, die sich zeigen, eines geschickten Subjekts habhaft zu werden. — Außer dem Unterrichte in den Klassen, führen die Lehrer auch zugleich die Aufsicht über eine Anzahl neben ihnen wohnender Schüler, über deren Sitten und Betragen sie wachen, ihre häuslichen Studien leiten, ihre Ausgabegelder berechnen, ihre Kleider, Wäsche und Bücher zu gesetzter Zeit nachsehen müssen. Ihnen muß der untergebene Schüler von allem seinen Thun und Vorhaben Rechenschaft geben, und ohne ihr Vorwissen und ihre Einwilligung darf er nichts unternehmen. — Das Herz der Jugend ist bey aller vorhergängiger Verdorbenheit doch mehrentheils ein biegsames Wachs, das sich nach den Bildungen formt, welche der nachdenkende und sorgsam arbeitende Künstler der Masse zu geben weiß. (Ich schreibe solche Bemerkungen eines großen Menschenkenners gern ab, um sie, wo möglich, allgemeiner zu machen, und sie hauptsächlich den Schullehrern ins Gewissen zu schieben. Diese erziehen und unterrichten den Menschen verkehrt, weil sie ihn verkehrt beurthei-

urtheilen, und ihn durchgehends für schlechter halten, als er, wenigstens in der Jugend, ist.) Was von der genauen Disciplin, von der einfugenden Subordination der zum Triebwerk des Ganzen erforderlichen Kräfte, von der vierzehntägigen Conferenz u. s. w. gesagt wird, müssen wir übergehen, so gut es auch ist. — Eigentliche Schulferien hat man dort nicht. Hr. R. hält nicht viel davon, und er mag nicht Unrecht haben. Indessen sind sie bey den bisherigen Einrichtungen in den meisten Schulen, bey der Sklavenarbeit der Lehrer, zu deren Erholung nöthig.— Solche junge Leute, welche sich auf andern Schulen bereits verderbt haben, verbittet man sich. (Aber woran will man, sie kennen, wenn sie sich melden?) Die Privaterziehung liefert freylich auch verdorbene Seelen, selten sind sie aber doch so klug in lasterhaften und ungesetzlichen Uebungen, als diejenigen, welche durch den Umgang mit andern Ausgearteten bereits verwildert sind, und der Zucht und Ordnung einer öffentlichen Anstalt auszuweichen, eine unglückliche Fertigkeit erworben haben. — Die Verfügung in Ansehung der Freytische ist nachahmenswürdig.

3) Die **sittliche Erziehung** ist keine Nebensache, sondern ein Hauptwerk in dortiger Anstalt. (Leset doch, ihr Schulmänner, und ihr alle, die ihr **Menschen** erziehen wollt, leset diesen Abschnitt, studirt ihn, und lernt daraus, was euch zu thun obliegt!) — Gesetze und Verordnungen vermögen allein nichts zur guten sittlichen Erziehung: denn Gesetze bewirken an sich selbst keine sittliche Bildung, welche immer Ueberzeugung und freyen Willen voraussetzt; sondern nur äußerlichen, oft verstellten und erzwungenen Gehorsam, der zwar um der ganzen Gesellschaft willen nothwendig ist, aber auf die individuelle sittliche Erziehung selten wahren und dauernden Einfluß hat. — Die Handhaben der Gesetze müssen selbst ihre Handlungen nach den Grundsätzen ordnen, aus welchen jene geflossen sind. Was in einer Rücksicht für den Jüngling gehört, gehört auch in anderer Betrachtung für den Mann. — Die Hauptsache aller guten Erziehung kömmt darauf an, daß die Gesetze freywillig befolgt werden, und die Jugend so gut und regelmäßig werde, als es die Gesetze fodern; nicht weil es die Gesetze also fodern, sondern weil sie selbst gern gut seyn will. Dieser Wille soll eben durch die Erziehung gemacht werden: ein Knoten, dessen Auflösung schwer anzugeben, und noch viel schwerer in facto selbst zu bewirken ist.

ist. Wer es bloß durch genaue Aufsicht zu erzwingen meynt, trifft es nicht. — **Gottesfurcht** kann man der Jugend nicht mit völligem Erfolg einflößen, so lange sie nicht der allgemeine Ton der Erziehung wird. — **Kindliche Liebe und Vertrauen**, welche doch die sicherste Quelle des Gehorsams sind, können in einer öffentlichen Anstalt, wo die Jugend sich für Vorgesetzte, die ihr fremd sind, erst interessiren soll, auch nicht leicht bewirkt werden." Wie gern setzte ich alles Vortreffliche her, das ich nicht genug lesen kann! Aber da müßte ich ja das ganze Buch abschreiben. Nur Eins muß ich doch noch auszeichnen, von dem **Ansehen** oder der **Auctorität**, als worüber unsere Herren Schulmänner so wie viele andere Menschen, noch gar kein Deutsch verstehen wollen: „Mit der Auctorität ist es überhaupt eine eigene Sache, die man dem nicht geben kann, der sie sich nicht zu nehmen weiß. Aeußerliche Achtung kann man noch wohl erzwingen; aber sie ist besonders bey der Jugend von weniger Bedeutung, wenn sie nicht von der innern Achtung auch begleitet ist. Allein diese kömmt allezeit auf den Mann selbst, an. Ich will sagen, was ich davon denke, und mich gern zurecht weisen lassen, wenn ich irre. (Mich deucht, hier ist alles so augenscheinlich richtig und wahr, daß Hr. R. anstatt zurecht gewiesen zu werden, uns andere zurecht weiset, wenn wir nur begreifen und befolgen wollen, was er sagt.) Ansehen und Achtung wird dem Lehrer und Erzieher selbst bey einer ungebildeten Jugend, nicht entgehen, wenn sie es empfinden, daß er ihnen ein nützlicher Mann sey, dessen Unterricht sie klug mache, dessen Rath, Ermahnung und Warnung gut und wahr sey, dessen Aussprüche sich oft durch den Erfolg bestätigt haben, der nicht ungerecht verfährt; (und weil das im Gedränge mancher Verdrießlichkeiten nicht immer möglich ist,) der seine Strenge wiederum zu mildern wisse; der dasjenige selbst hochschätze und sich schätzenswerth mache, was er als schätzenswürdig empfiehlt, und das selbst verachte und von sich entfernt halte, was er der Verachtung werth beurtheilt. Unter einem gemischten Haufen junger Leute wird gewiß die größte Menge immer für Männer solcher Art achtungsvoll gesinnt seyn, daß der übrige schlechtgesinnte Theil gegen sie und die von ihnen handzuhabenden Gesetze nichts vermögen können." Ich setze noch hinzu, wer sich auf Menschen versteht, der schließt nicht gleich von dem Mangel der äußerlichen Zeichen der Achtung auf den Mangel der Achtung selbst. Die flüchtige und freye, noch an

kein Ceremoniel gewöhnte Jugend läßt es oft an jenen fehlen, entweder weil sie sie nicht kennt, oder nicht daran denkt, oder von sinnlichen Trieben zu stark beherrscht wird, ohne daß es ihr darum an Hochachtung und Liebe für ihren guten Lehrer fehle.

Weil ich schon zu weitläuftig geworden bin, so muß ich alles Vortreffliche, was vom Unterschiede der Schulpolizey und dessen, was die eigentliche sittliche Erziehung fodert, übergehen; ferner was von der Erweckung wahrer Ehrliebe, von der rechten Art zu strafen und zu belohnen, von der langsamen und stufenmäßigen Anwendung der Strafen und Belohnungen; (ein höchst wichtiger Punkt,) von der Vertheilung der dortigen Jugend nach ihrem sittlichen Verhalten in gewisse Ordnungen; von der verschiedenen Anwendung der allgemeinen Vorschriften auf die besondern Subjekte; von dem Aufspüren der Keime guter Empfindungen, die in jeder Menschenseele liegen, denn keine ist durchaus verdorben; und endlich von den Gesetzen gesagt wird. Diese (die schon anderswo in dieser Bibliothek von uns beurtheilt worden,) sind das noch nicht, was sie seyn sollen, und können es auch so geschwind nicht werden, aus Ursachen, die S. 45 angegeben sind, und jedem einleuchten. Sie sind auch schon in manchen Stücken anders bestimmt, ob sie gleich hier unverändert wieder abgedruckt sind.

4) Bey allem Unterricht und Vortrag ist der Zweck, daß das Vorgetragene gefaßt, verstanden und behalten werden soll: ohne Aufmerksamkeit des Lehrlings kann er aber nicht erreicht werden. Diese zu erwecken, fest zu halten und zu nähren, muß daher die Hauptangelegenheit des Lehrers seyn, und alle Kunst der Methode scheint auf der richtigen Anwendung dieses einzigen allgemeinen Grundsatzes zu beruhen: **Erwecke und erhalte deiner Inhörer Aufmerksamkeit.** Von der innern Methode eines wissenschaftlichen Vortrags ist hier nämlich die Rede nicht, welche durch die Natur der vorzutragenden Wissenschaft selbst bestimmt wird. — Die Aufmerksamkeit, diese in dem öffentlichen Unterricht noch zu wenig angeregte und genutzte Quelle alles thätigen Betriebs des denkenden Geistes, wird erweckt, wenn die Seele des Zuhörers mit dem Gegenstande des Vortrags selbst beschäftigt wird; und sie wird erhalten, so lange die Seele über dieser Beschäftigung nicht ermüdet, sondern ihr die Last derselben durch den Lehrer erleichtert, ja sie für die Arbeit inter-

interessirt wird. Die Mittel dazu sind folgende: 1) Man belege der Jugend alles Allgemeine mit Exempeln. 2) Man führe sie vom Unbekannten zu dem schon Bekannten zurück. 3) Man ergreife den geringsten Keim der Idee, den sie von der vorgetragenen Sache hat. 4) Man muß auch viel fragen, oder die drey letztern Regeln in eins genommen, man werfe Fragen in der Absicht auf, um das Unbekannte aufs Bekannte zurück zu führen, und sobald man dadurch einen Keim der Idee bey dem Zuhörer erweckt hat, so ergreife man ihn, und bringe ihn zu seiner Reife. 5) Muß die Frage nie ins Allgemeine, sondern immer an ein einzelnes Subjekt insbesondere gerichtet seyn. (Dies hat seine Schwierigkeiten, worüber sich manches sagen ließe, wenn Raum und Zeit nicht fehlten. Vielleicht wäre die Regel besser so: die Fragen müssen nicht immer ins Allgemeine u. s. w.) Besonders muß man 6) das, was erklärt und verstanden ist, fragweise wiederholen. 7) Was sie gut begriffen haben, setzen sie zu Hause nach ihrer Fassung schriftlich auf. 8) Was beym Unterricht aufs Sittliche Beziehung hat, muß auf ihre eignen Empfindungen und Erfahrungen zurückgeführt werden. Endlich ist es 10) eine wichtige Regel der Lehrmethode, durch den Unterricht die Jugend nicht zu plagen. Man plagt sie aber, a) wenn man störrig und erzürnt auf Beantwortung einer Frage besteht, die sie gar nicht zu beantworten weiß, und wozu man ihr auch gar nicht an die Hand geht. b) Wenn man das zum Auswendiglernen aufgiebt, was sie nicht versteht. c) Wenn man Aufsätze in einer fremden Sprache von ihnen fordert, deren Elemente sie kaum inne haben. d) Wenn man sie in solchen schriftlichen Aufsätzen üben will, wozu sie noch keinen Stoff haben. e) Wenn man ihr mit Verdruß und Unwillen Unterricht ertheilt." Würde es nicht ausnehmend gut mit unsern Schulen stehn, wenn alle Lehrer diese goldnen Vorschriften zugleich mit denen im vorigen Abschnitt von der sittlichen Erziehung befolgen könnten und wollten? Aber was wird man sagen, wenn ich behaupte, daß dies schlechterdings in seinem ganzen Umfange nicht geschehen könne, bevor die äußerliche Form des Unterrichts und die Einrichtung der Schulen ganz umgeschaffen ist? Ich müßte ein Buch schreiben, wenn ich dies bewei-

sen wollte. Wenige werden mich nur halb, Andere gar nicht verstehen, wenn ich behaupte, daß die Kinderseelen nach den gewöhnlichen Einrichtungen gar nicht in der Lage sind, alle die erwärmenden und erhellenden Stralen aufzufangen, die ein solcher Unterricht, als der oben beschriebene, über sie ausgießt. Ihre thätige Sinnlichkeit wird immer ihnen selbst und dem Lehrer im Wege seyn, und die guten Wirkungen auch des besten Unterrichts hindern. Aber es ist hier der Ort nicht, mehr davon zu sagen.

Was nun die Objekte des Unterrichts anlangt, so sind sie folgende: **Religion und Theologie**, welche beym Unterricht unterschieden werden; die **mathematischen Wissenschaften**; die **Naturkunde**; **Uebung des Verstandes in der Philosophie**, wobey vorzüglich Sulzers Vorübungen gebraucht werden; **Bildung des Stils und Uebungen zur Beredsamkeit**; die **historischen Wissenschaften**; **die Sprachen**. Diese Rubrik würde in einer Anstalt, wie ich sie mir denke, gewissermaaßen ganz wegfallen. Jemehr ich über die Natur des Menschen und über das Wesen und den Zweck des Unterrichts nachdenke, desto mehr befremdet es mich, daß man noch immer Sprachen und Wissenschaften von einander trennt, jene besonders, und diese besonders lehrt. Man kann ja doch ohne Sprechen Niemand etwas lehren; so spreche man doch mit dem Lehrling in der Sprache, die er wissen soll. Soll es die lateinische seyn, so spreche man beständig Latein mit ihm, in und außer den Lehrstunden. Ist sie nicht eine Sprache so gut, als andere? Warum soll denn bey ihr nicht thunlich seyn, was Hr. R. für die neuern Sprachen vorschlägt? „Dreust alles fortzusprechen, was man weiß, und wie mans weiß, und einen um sich zu haben, der die Fehler bessert, und Ohr und Zunge durch häufiges Erinnern und Versprechen an den richtigen Ausdruck gewöhnt. Fleißiges Lesen guter Schriftsteller befestiget dann in der Reinigkeit der Mundart, (das brauchts nun freylich beym Latein nicht,) und macht das Sprechen durch Bereicherung des Sprachschatzes immer leichter und geläufiger.“ Es werden sich freylich vor der Hand Schwierigkeiten finden; aber diese sind nichts weniger als unüberwindlich, wenn gleich an einem Orte schwerer zu heben, als an dem andern. Die Gegenstände der Unterredung, (außer dem, was die Lectür und der Unterricht giebt,) als Naturprodukte, Kunstsachen, Kupfer u. dgl. m. können nach und nach angeschafft werden; die Lehrer, die

noch

noch nicht Latein sprechen können, müssen es lernen, und können es mit leichter Mühe, wenn sie wollen. Aber an dem Wollen liegt Alles, und dies setzt die Ueberzeugung voraus, daß diese neue Methode gut sey. Um aber hievon überzeugt zu werden, hat man a priori Gründe, und itzt auch a posteriori Erfahrungen genug. Man gönne ihnen nur seine Aufmerksamkeit, und zwar lange genug, um sich nicht durch den ersten Schein täuschen zu lassen.

Daß übrigens der Unterricht in den obbenannten Wissenschaften sehr zweckmäßig vertheilt, und zu jedem Fache das beste Buch in seiner Art gewählt ist, braucht kaum erinnert zu werden. Künste und Leibesübungen werden nicht aus den Augen gelassen. Es wird Unterricht in der Kalligraphie, Musik, im Zeichnen und Tanzen gegeben. Auch ist eine Reitbahn angelegt, und das Pädagogium hat seinen Stallmeister.

5) Die Kosten sind mäßig, und nach den Vermögensumständen der Eltern und der Art, wie sie ihre Kinder dort eingerichtet wünschen, verschieden. Dem Kostenverzeichniß sind für die, welche näher unterrichtet seyn wollen, Erläuterungen und Anmerkungen beygefügt.

6) Den Beschluß macht das allgemeine Verzeichniß der Lectionen, das keines Auszugs fähig ist.

Es ist nun noch übrig, von den **Gedanken, Vorschlägen und Wünschen** ein Paar Worte zu sagen. Es sind drey Abschnitte. Der erste beschäftigt sich mit der Frage: **Verdiente der Schulstand nicht eben die Ermunterungen und Aussichten, welche andere Stände im gemeinen Wesen genießen?** Welcher Scholarch hat wohl jemals diese Frage aufgeworfen? Und wer hat sie mit so heller Einsicht in die Natur der Menschen und der Staaten, in das Verhältniß, was die Schulen zum Staat haben sollten, und nicht haben, in die ganze traurige Lage des Schulstandes und der Schullehrer, in das Verderben der gegenwärtigen Zeiten, und der Ursachen davon, wer hat sie mit so vieler theilnehmenden Wärme des Menschenfreundes, mit so vielem entschlossenen Muth so stark, so männlich, so bündig beantwortet, als Resewitz? Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens etwas abzuschreiben. Nachdem Hr. R. gesagt hatte, daß alle andere Stände ihre eigene Laufbahn haben, auf welcher man von der untersten Stufe bis zu der obersten lebenslang, wenn man will, fortschreiten, sich von Würde zu Würde durch Verstand, Talente, Betriebsamkeit em-

porschwin-

verschwingen kann, und mit jedem Schritte sich ein glänzenderes Glück entgegen kommen sieht u. s. w. so fährt er fort: „Aber der Schulmann — was hat der für eine Laufbahn? Es ist der Mühe werth, daß wir sie ansehn; aber mit den Augen eines Patrioten, der mit der Wärme, Menschen zu bilden, und dem Staate Bürger zu erziehen, mit dem ganzen Gefühl, wie schwer und wichtig dies Geschäft sey, sie zu überschauen, herantrit. Viel Aufwand des Eifers und der Talente, und wenige Achtung, noch weniger Belohnung; viel Anstrengung und mühselige Arbeit, und oft zur Erholung Kummer und Sorgen; viel demüthigende Auffoderungen zur Thätigkeit, aber fast gar keine Aufmunterung; viel Anschnarchen unwissender Vorgesetzten und aufgeblähter Scholarchen, und nur kaltes verkümmertes Lob weniger Kenner; fast keine bürgerliche Ehre und Würde, als nur der verachtete Nachtrab des auch genug verachteten geistlichen Standes zu seyn; kein vorzügliches Glück, und häufig kein Brod. In ganz dunkler Ferne schimmert am Ziel hier oder da etwas glänzendes her; aber nur wenige behalten den Muth bis dahin zu streben: wer es unter Keuchen und Schnauben am Ende der Laufbahn erreichet, findet, daß es doch nur ein Irrlicht war. Wie kann man sich wundern, daß dieser Stand Männern von Talenten anekelt; daß die meisten, welche hineingerathen, entweder so bald als möglich wieder herauszukommen trachten, oder sich ein Lieblingsgeschäft wählen, wobey sie Brod und Ruhm zu erlangen hoffen; ihr eigentliches Erziehungsamt aber nach dem geringen Preise, der darauf gesetzt ist, behandeln und als Nebensache treiben? Und fahren erst Männer von Talenten, und gerade solche, die Eifer und Anlage zum Erziehungsgeschäfte haben, vor dem Schulstande zurück, wie sie denn immer mehr davor zurückfahren, und lieber alles andere, als ein Schulamt behaglich finden: so kann endlich kaum etwas anders übrig bleiben, als daß theils Stümper, die nicht anders fortzukommen wissen, nach Schulämtern greifen, theils angehende Geistliche sich so lange aus Noth damit zu behelfen suchen, bis sie es gegen das erste beste Predigtamt wieder vertauschen können; welches nur zu oft schon gegenwärtig der Fall ist.“ Ist je eine Wahrheit augenscheinlicher erwiesen und zugleich weniger geachtet worden, als diese?

Der zweyte Abschnitt enthält Beobachtungen und Anmerkungen, die Lehrmethode betreffend. Hr. R. hat in einer neuern Schrift gelesen, daß man [illegible]

öffent-

öffentlichen Unterrichts dem gesunden Verstande der Lehrer überlassen könne und müsse. Das wäre ganz gut, sagt er, wenn — ich will seine Worte kurz zusammen ziehen, — die Lehrer nur gesunden Verstand hätten. Es sind zwar einige, die durch lange Uebung sich eine gute Methode erworben haben; aber theils denken sie sich die Bestandtheile derselben nicht deutlich, und können sie andern zur Befolgung nicht darlegen; theils sind ihrer nur sehr wenige. Mit dem größten Haufen ist es schlecht bestellt. Es wird auch nicht eher besser werden, als bis zweckmäßige Lehrbücher verfertigt und Seminarien für die künftigen Lehrer angelegt sind. Aber wie weit ist es noch bis dahin! Dies ist kurz der Inhalt dieses Abschnitts. Welch eine Fülle der Gedanken! Welch ein hinreißender Strom der Beredsamkeit! Wie wahr alles! Wie lichtvoll! Wie überzeugend! welch eine weite Ueberschauung! Welch ein tiefeindringender Blick! Doch das ist ja nicht mehr, als was man an allen Erziehungsschriften rühmen muß, die R. bisher herausgegeben hat, was man von allen folgenden, deren wir viele wünschen, wird sagen müssen, und was auch ganz vorzüglich von dem dritten Abschnitte gilt, in welchem die Frage beleuchtet wird: **Was ist Aufmerksamkeit, und wie kann sie erweckt werden?** Wenn man dies liest, und zu Zeiten selbst über dergleichen psychologische Materien nachgedacht hat, so ist es einem, als wäre man die ganze Nacht in einem Garten gesessen, den man mit den schönsten Blumen, Bäumen und Früchten angefüllt weiß. Nun erwacht auf einmal die Morgensonne, und verbreitet, so wie sie höher steigt, immer mehr Licht über das Ganze, und über jedes einzelne Gewächs. So legt auch R. die ganze Seele aufgeschlossen und aufgehellt dem forschenden Blicke dar. Was sieht man da nicht alles, was man vorher entweder gar nicht, oder doch nur dunkel kannte! Was hört man da nicht nennen, das man vorher namenlos in der Seele herumschwimmen sah, wie ein Anfänger die Inseln des Archipelagus auf der Karte. Auch die dunkeln Gegenden der Seele lernt man hier kennen, eben weil das übrige bestrahlt ist.

Herr R. wünscht Beyträge von Männern, welche für die Beförderung des Erziehungswesens patriotisch gesinnt sind, Beyträge, welche eine wesentliche Beziehung darauf haben, und entweder die Verbesserung der äußern Verfassung der Schulen, oder ihre innere Vollkommenheit in Unterricht, Lehrart und moralischen Bildung der Jugend zum Gegenstand haben.

Sie

Sie können entweder an ihn oder den Herrn Verleger einge-
sandt werden. Erhält er Beystand, so verspricht er alle Vier-
teljahr ein Stück; bleibt er aber sich allein überlassen, so wird
nur mit jeder Leipziger Messe eins erfolgen können.

Ar.

---

13. Kriegswissenschaft.

Neue Kriegs-Bibliothek, oder gesammelte Beyträge zur Kriegswissenschaft. Viertes Stück. Breßlau, 1776. 8. 342 Seiten.

Dieses vierte Stück der Kriegs-Bibliothek, welches sich
durch die gute Auswahl der Materien besonders aus-
zeichnet, enthält vier Abtheilungen. In der ersten findet man
eine Uebersetzung von des Grafen Georg Basta, Maestro di
Campo Generale, aus dem Italiänischen. In einem kurzen
Vorberichte zu dieser Abhandlung untersucht der Uebersetzer,
welches Wort den Maestro di Campo Generale seiner Wür-
de nach, im deutschen am besten ausdrücke. Feldherren Lieu-
tenant hält er hierzu am schicklichsten. Man findet auch in
diesem Vorberichte einige Nachricht von dem Alter verschiede-
ner Befehlshaberstellen in den deutschen Heeren, deren Na-
men in den neuern Zeiten nicht beybehalten sind. In dieser
Abhandlung hat der Graf Basta die Absicht, einen Maestr
di campo generale (welches eine damals gewöhnliche ho
Befehlshaberstelle in den Italienischen Armeen war,) v
dem, was er im Felde zu thun hatte, zu unterrichten: da
findet man auf diesen wenigen Blättern sehr nützliche Reg
fast zu allen Vorfällen, worinn sich ein General im Kri
befinden kann. Und in dieser Absicht ziehen wir diese Abh
lung derjenigen vor, welche der Graf Basta unter dem
tel: Governo della Cavaleria leggiera schrieb, weil diese
tere mehr auf die damaligen Zeiten sich beziehendes, e
aber mehrere zu unsern Zeiten nützliche Bemerkungen en
Obgleich auch die Abhandlung von der leichten Cavaleri
Uebersetzung wohl verdiente, weil diejenige, welche wir
gesehen haben, schon 1614. zu Frankfurt mit Kupfern h
gekommen ist, wo das Original zwey Jahr vorher e

war gedruckt worden, und also wohl vergriffen seyn kann. Diese Schrift des Basta ist jünger als sein Maestro di campo generale, welcher 1606 zu Venedig herauskam. Der Ritter Folard sagt, daß beyde Werke ins Deutsche sind übersetzt worden.

Die zweyte Abtheilung in diesem Theile der K. B. enthält einen Auszug aus dem vierten Theile der Wissenschaft der Marine des Herrn Bardet de Villeneuve von der Seetaktik. Diese Arbeit ist allerdings jedem Officier nützlich, welcher seine Kenntnisse in der Kriegeskunst durch das Lesen der Kriegesgeschichte erweitern will: denn öfters werden ihm darinn Fälle vorkommen, wovon er keinen deutlichen Begriff ohne einige Kenntniß der Seetaktik zu besitzen, erlangen kann. Man findet in diesem deutschen Auszuge eine Menge Schlachtordnungen und Evolutionen der Flotten durch viele Kupfer erläutert, die freylich, wie der Uebersetzer selbst bemerket, schon einige Kenntnisse von der Marine zum Grunde legen, und welche man aus demjenigen, was er von diesem Theile der Kriegskunst in den vorhergehenden Theilen der K. B. gesagt hat, oder durch andere Schriften von dieser Materie, sich erwerben muß. Vielleicht wäre hierzu auch das Werk des Jesuiten, Pater Hote, dienlich, weil darinn sowohl zu den Manöuvres einzelner Schiffe, als auch zur Theorie der Schiffsbaukunst Anleitung gegeben wird.

Im dritten Abschnitte der K. B. giebt der Verf. eine Fortsetzung der Beyträge zur Geschichte der Befestigungskunst. Sie besteht in einem Versuche über die Wagenburg. S. 238 erklärt er, was man unter der Wagenburg verstehen müsse. Er giebt diesem Worte einen zweyfachen Sinn: „Einmal „beleget man damit an einander aufgefahrne Wagen, derglei„chen bey dem Artillerie- und Fuhrwesen täglich zu sehen „sind. Und dann zweytens versteht man darunter die Ein„schließung von Wagen, dadurch den um und dabey stehenden „Truppen die Vertheidigung des Fuhrwerks — erleichtert „wird.“ In so ferne das Fuhrwerk der Artillerie besonders aufgefahren ist, wie gemeiniglich geschiehet, so pflegt man sich nicht des Namens Wagenburg davon zu bedienen, sondern man sagt lieber, der Zeug-Garten. Der Verf. theilet sodann diesen Versuch in drey Theile ein. Im ersten redet er von den Streit- und Packwagen der Alten. Im zweyten von dem Gebrauch der Wagenburg in allerley Absicht in ältern Zeiten, bis zu Erfindung des Schießpulvers; und im dritten

 unter-

untersucht er, in welchen Fällen nach heutiger Stellungsart und Verfassung der Armeen die Wagenburg angeordnet werden kann. Im ersten Theile steigt er bis zu den ältesten Zeiten, in welchen man sich der Streitwagen bediente, herauf; er untersucht die Frage: Ob man aus den Gedichten des Homers beweisen könne, daß die Griechen vor dem Trojanischen Kriege das Reiten auf Pferden nicht kannten, und ob die Griechen und Trojaner in diesem Kriege keine andere Cavallerie, als welche von Wagen fochte, bey ihren Armeen hatten? Lucretius und der Artikel Equitation in der Encyclopädie scheint seinem Bedünken nach die Beantwortung dieser Frage sehr zweifelhaft zu machen. Was das erste anbetrifft, so dünkt uns, daß Homer deutlich genug saget, daß die Griechen vor dem Trojanischen Kriege das Reiten auf Pferden kannten, weil er von einer Schlacht mit den Centauren, welche lange vor dem Trojanischen Kriege vorgefallen war, redet. Freret mag dawider sagen, was er will, so wird er jedoch das Zeugniß der meisten alten Schriftsteller wider sich haben, welche die Centauren für die ersten Reuter auf Pferden halten. Und hierinn widerlegt ihn der Herr d'Authville im gedachten Artikel der Encyclopädie sehr gründlich. Wann aber dieser Autor aus den Gedichten des Homers beweisen will, daß im Trojanischen Kriege die Griechen und Trojaner so wohl auf Wagen als auf Pferden gefochten haben, so verläßt er in den Stellen, welche er zum Beweis seines Satzes aus dem Dichter anführt, den griechischen deutlichen Text, und folgert Sätze aus seinen Vermuthungen, die man doch nicht statt des erstern als Beweise annehmen kann. Noch mehrere Stellen aus der Iliade nutzet der V. dieser Abhandlung in der K. B., welche sich auf die Kriegskunst der damaligen Zeiten beziehen. Wenn man aber in dieser Absicht die Gedichte des Homers nutzen will, so muß man nicht vergessen, daß ihm als einem Dichter erlaubt ist, Sachen unter poetischen Bildern vorzustellen, von welchen man sie entkleiden muß, um das, was er saget, zu verstehen. Deshalb finden wir nichts lächerliches in der Stelle, wo Homer saget, Apollo wäre mit dem Aegide vor den Trojanern hergegangen, und hätte die Erde von dem äußern Rande des Grabens, der um die Verschanzung der Griechen war, herein geworfen, und dadurch den Trojanern einen Weg zur griechischen Verschanzung gebahnet. Homer sagt hier, wenn man dieses Bild mythologisch zerglie-

dert,

dert, das, was viele griechische und römische Schriftsteller nach ihm von dergleichen Angriffen geschrieben haben. Und wann der Verf. sich die Mühe geben will, den Bau der griechischen Verschanzungen vor Troja zu erwegen, so wird er sehen, warum die Griechen die Erde aus dem Graben auf den äußern Rand desselben am Glacis geworfen haben. Geschiehet dieses denn nicht noch öfters bey unsern Feldverschanzungen? Warum sollte also die Ehre der Befestigungskunst zu den Zeiten des Homers darunter leiden? Die Römer haben sich, nach des Verf. Meynung, niemals der Streitwagen in den Schlachten bedienet, und hierinn sind wir seiner Meynung, ob man gleich in den Supplementen des 13ten Buches des Livii findet, daß sich die Römer in der zweyten Schlacht, welche sie mit dem Pyrrhus hielten, Wägen mit eisernen Klingen und Spitzen, welche von geharnischten Pferden gezogen wurden, gegen die Elephanten bedienet haben. Die Zeit, wann man aufgehört hat, die Streitwagen in den Schlachten zu gebrauchen, finden wir eigentlich nicht, nach des Verf. Meynung (S. 257.) So viel ist gewiß, daß man noch lange in öffentlichen Spielen, Rennen mit Wagen hielt. Man findet noch Nachricht von dergleichen Rennen 853 Jahr nach Christi Geburt unter dem Kayser Michael. Er theilet ferner die Wagen der Alten in Streit- und Packwagen, wozu man noch die dritte Art, als Rüst- und Munitionwägen setzen könnte. Darin z. B. Alexander hatte Pontonwägen bey seiner Armee; Antonius hatte 300 Rüstwagen, worauf die Maschinen lagen, u. s. w. Die Packwagen der Alten waren auch öfters mit Maulthieren bespannt, wovon man schon im Homer lieset. Den Vorschlag, welchen der Verf. erwehnet, die Bagagewägen mit Ochsen zu bespannen, haben die Pohlen in ihren Feldzügen gegen die Tartaren in Ausübung gebracht. Verschiedene Beyspiele vom Angriff und Vertheidigung einer Wagenburg aus der alten Geschichte, führt der Verf. in diesem Theile an, worunter wir nicht gern den Angriff der Wagenburg der Indianer durch den Alexander, die Vertheidigung der spartanischen Wagenburg gegen den Pyrrhus, die Wagenburg des Attila gegen den Aetius vermisset haben.

Im dritten Abschnitte dieses Versuches handelt der Verf. von dem Gebrauche der Wagenburg nach unsern jetzigen Zeiten. Er suchet hierinn den Nutzen der Wagenburg auch in Feldschlachten zu zeigen. Die Wagenburg, womit der Churfürst von Sachsen bey Wittstock 1636. (soll heißen 1636.)

 seine

seine Armee verschanzt hatte, und wo er mit den Schweden die bekannte Schlacht hielt, ist ihm hierinn günstig. Recensent hat dieses Schlachtfeld selbst aufgenommen, und verschiedenemal mit dem Plan in der Hand, welchen man von dieser Schlacht im Lottich und im Theatro Europäo findet, die gegenwärtige Beschaffenheit des Schlachtfeldes bey Wittstock verglichen, und können daher folgende Bemerkungen die Beschreibung, welche der Verf. davon giebt, vollständiger machen.

Die Anhöhen, auf welchen die Kayserl. und Verbundenen unter Anführung des Churfürsten standen, übersahen die Höhen, worauf die Schweden mit den ausgerückten Truppen des Churfürsten anbunden. Auf der höchsten Höhe stand der Kayserl. rechte Flügel. Man findet im Lottichschen Plane daselbst das heilige Grabkloster bemerket, welches aber nicht das jetzige Klost. Heiligen Grabe ist, denn dieses liegt noch eine Meile weit von hier. Aber eben auf diesem Platze findet man jetzt noch Rudern vom alten Mauerwerk, so vermuthlich vormals eine Capelle gewesen, die den Namen heil. Grab geführt haben kann. Die Einwohner nennen diesen Ort die Schwedenschanze, auch nennen sie nicht den Berg den Schreckenberg, der im Lottichschen Plane also bezeichnet ist, (oder vielmehr scharfe Berg,) sondern denjenigen, auf welchem der rechte Flügel der Schweden, und der linke der Kayserlichen zusammentrafen, wo es auch am schärfsten hergieng. Das Eichholz auf diesem Berge, welches auch in dem alten Plane bezeichnet ist, befindet sich noch daselbst; aber da, wo der rechte Flügel der Kayserl. stand, steht das Holz nicht mehr so nahe an dieser Höhe, wie man es im alten Plane von dieser Schlacht gezeichnet findet. Aus dem letztern Feldzuge führt der Verf. die Vertheidigung der Wagenburg vor der Schlacht bey Collin, und die Eroberung der Russischen Wagenburg bey Closter Gostin an. Der V. redet nur ganz kurz von beyden Vorfällen. Die Russische Wagenburg bey Closter Gostin wurde von dem Gen. Lieut. v. Platen mit 3 Grenadier Bataillons und dem 1sten Bataillon des Regiments von Fink weggenommen. Sie bestand aus 5000 Wagen, und war mit 2000 Mann Infanterie und 7 Canons besetzet. Die Construction dieser Wagenburg, die Fehler des Russischen Brigadier Czerapoff, der sie vertheidigte, und die Veranstaltungen des Preussischen Generals zum Angriff, sind zur Theorie dergleichen Actionen sehr unterrichtend. Recensent, welcher sich selbst bey diesem Handel befunden, kann zur Kenntniß von dieser Begebenheit nichts

nichts besser anrathen, als den in Kupfer gestochenen Plan von dieser Action, welcher sehr treu und fleißig ausgearbeitet ist. Wo ich nicht irre, so ist er von dem damaligen Ingenieur-Lieutenant Hrn. Schlott aufgenommen worden. Dieser Versuch wird denen Militairs, welche sich in die Geschichte der Kriegskunst noch nicht sehr eingelassen haben, ohne Zweifel eine sehr unterhaltende Lecture seyn.

Der Verf. der Kriegsbibliothek hat in der vierten Abtheilung dieses Bandes vermischte Nachrichten für seine militairischen Leser gesammelt. Erstlich giebt er Nachricht von der Sklavenempörung in den Holländischen Colonieen in Amerika. Er zeiget die Ursache dieses Aufruhrs, und die Mittel, welche die Holländer ergriffen haben, den Ort zu zerstören, wo der Hauptsammelplatz der Rebellen war. Die Holländer fanden hierzu kein besser Mittel, als einigen Sklaven die Freyheit zu schenken und sie zu bewaffnen. Diese kamen damit zu Ende, den mit Morästen umschlossenen Sammelplatz der Rebellen zu erobern.

Noch giebt der Verf. in dieser Abtheilung Beschreibungen von allerhand Waffen. Cook sahe auf seiner Reise in den Südländern auf Neu-Wallis Säbel von Wallfisch-Ribben. Wann man dem Dictys von Creta glauben will, so hatte man schon vor drittehalb tausend Jahren Waffen von Fischgräten. Er redet von einem Wurfspieß, welcher aus der Gräte des Fisches Turtur marinus, oder Pastinaca genannt, gemacht worden. Arrianus und Neander halten diesen Fisch vor giftig. Mit dergleichen Wurfspieße tödtete Telegonus den Ulysses. S. 339. Von den vergifteten Pfeilen der Caraiben. — Die Indianer brauchten vergiftete Pfeile gegen die Soldaten des Alexanders, und 389 Jahr nach Christi Geburt führten auch die Franken gegen die Römer vergiftete Pfeile. S. 340. findet man eine Beschreibung des Wurfspießes Lateja genannt, welches sich die Deutschen und Gallier bedienten. Es war ein schwerer Wurfspieß, welcher an einer Kette oder Riemen hieng, wodurch man ihn nach dem Wurfe wieder zurückzog. Nach dem Strabo hatten dergleichen Wurfspieße auch die Lusitanier und Spanier. Es scheint, daß die Sauni, deren Diodorus erwehnet, von eben derselben Art Wurfspieße gewesen sind. — Zur Vertheidigung der Mauern brauchten mehrere Nationen Wurfspieße von Riemen. — S. 340. Beschreibung des Cestrosphendon, oder eines bey den Macedoniern üblichen Wurfspießes, welcher mit einer Schleuder geworfen wurde. —

Lipsius in Poliorcet giebt noch eine umständlichere Beschreibung dieses Gewehre, welches Perseus soll erfunden haben. Man findet es daselbst in der Schleuder liegend im Kupfer gestochen. Besonders bemerket Lipsius, daß der Wurfspieß mit seinem Amentum ganz lose an der Schleuder sey befestiget worden, und man sieht auch das Amentum in der Abbildung. Livius aber, der dieses Gewehr im 42sten Buche im 65sten Capitel beschreibt, erwehnt nichts von dem gedachten Amentum.

Ab.

14. Vermischte Nachrichten.

Voyage round the world, d. i. Reise um die Welt in den Jahren 1772 — 1775. von Georg Forster, in zwey Bänden, in englischer Sprache. London, 1777. Zwey Bände in gr. 8. Erster Band 602 Seiten. Zweyter Band 607 Seiten. Nebst einer Charte der südlichen Hemisphäre.

Die Herren Forster, geborne Deutsche, Vater und Sohn, begleiteten als Naturforscher und Weltweise den Capitain Cook auf seiner zwoten Reise nach dem Südmeere. Freylich ließ sich in Gegenden, die bisher noch so wenig besucht waren, eine reiche Erndte für die Geschichte der Menschheit und der Natur erwarten. Hrn. F. Tagebuch sollte anfangs gemeinschaftlich mit Hrn. C. *) seinem herauskommen; allein gewisse Umstände hinderten dieses, und weil der ältere Hr. F. seinen gesammelten Schatz von Bemerkungen nicht zu Grunde gehen lassen wollte, und doch nicht unter seinem eigenen Namen herausgeben konnte: so fühlte sein Hr. Sohn einen innerlichen Beruf

*) Dieser gab das Seinige abgesondert unter der Aufschrift heraus: Voyage towards the Southpole and round the World performed in the Yeans 1772 — 1775, in which is included Capt, Fameaux Narrative of his Proceedings in the Aventure during the Separation of the Ships gr. 4. illustrated with Maps and Charts and a Variety of Portraits, of Persons ad Views of Places &c. Lond. 1777. Vol. I. II.

Beruf in sich, ihn nebst den seinigen der Welt mitzutheilen. Da Cook nur für den Seefahrer (so spricht Hr. F. S. 170.) schrieb: so verspricht Hr. F. mit Hinweglassung alles dessen, was nur diesen angeht, nur den Naturforscher und Anthropologen zu befriedigen, seine Reisebeschreibung sollte blos eine philosophische Geschichte dieser Reise seyn. Diese Verheissungen und die so sehr gerühmten Talente des ältern Herrn F., selbst der Umfang dieser Reisebeschreibung, welcher, nach der Seitenzahl zu rechnen, den Umfang der beyden andern so weit übertrifft, füllten uns mit großen Erwartungen an; aber Hr. F. spielt zu sehr, und oft ganz am unrechten Orte den empfindsamen Jüngling, ziert sich zu sehr mit seiner Belesenheit in den Dichtern und andern schönen Schriften aller Nationen, streuet hin und wieder solche Raisonnements ein, die nicht zur Sache gehören, und hat die Gabe, mit vielen Worten wenig zu sagen. So sehr er uns auch versichert, nichts zu erzählen, was Cook als Seefahrer in dieser Rücksicht sagen mußte; so wird doch manche Begebenheit, die eigentlich nur für diesen ist, und zwar oft noch weit schleppender und ausführlicher, als von Cook erzählt, für die Geschichte der Menschheit wenig Neues gesagt, was nicht in den genannten Schriften bereits steht, und der Naturforscher größtentheils auf besondere Werke vertröstet, welche die Hrn. Forster theils schon herausgegeben haben, theils noch herauszugeben im Sinne zu haben scheinen. Selbst die Nachrichten, die uns Hrn. F. von den Sitten, der Religion, der Denkungsart der Völkerschaften, die er kennen gelernt hat, der Volksmenge der Inseln giebt, gründen sich zuweilen auf Bemerkungen, die er in Zeit von einigen Wochen, oder gar von einigen Tagen, oft nur in einem einzelnen Striche oder am Strande gemacht hat, ohne genugsame Kenntniß der Sprache, die also, wie Hr. F. selbst mehr als einmal erfahren hat, aus mancherley Ursachen leicht trügen können.

Ueberhaupt genommen, sind die Bewohner des Südmeeres gutherzige Leute, die meisten sehr gastfrey, (und wenn sie nicht zur Rache gereizt werden, oder selbst Mangel leiden, alle.) In Tahiti (I. 352.) rieben sie ihren ermüdeten Gästen Aerme und Schenkel, und drückten die Muskeln ganz sanft zwischen den Fingern und der flachen Hand, um sie zu erquicken. Ihr starker Hang zu sinnlichen Lüsten, (II. 504.) und ihre Begierde nach europäischen Gütern, machte den Matrosen den Zutritt zu ihren Frauen leicht. (I. S. 211. 265. 457. 572.

Lipsius in Poliorcet giebt noch eine umständlichere Beschreibung dieses Gewehrs, welches Perseus soll erfunden haben. Man findet es daselbst in der Schleuder liegend in Kupfer gestochen. Besonders bemerket Lipsius, daß der Wurfspieß mit seinem Amentum ganz lose an der Schleuder sey befestiget worden, und man sieht auch das Amentum in der Abbildung. Livius aber, der dieses Gewehr im 42sten Buche im 65sten Capitel beschreibt, erwehnt nichts von dem gedachten Amentum.

Ab.

14. Vermischte Nachrichten.

Voyage round the world, d. i. Reise um die Welt in den Jahren 1772 — 1775. von Georg Forster, in zwey Bänden, in englischer Sprache. London, 1777. Zwey Bände in gr. 8. Erster Band 602 Seiten. Zweyter Band 607 Seiten. Nebst einer Charte der südlichen Hemisphäre.

Die Herren Forster, geborne Deutsche, Vater und Sohn, begleiteten als Naturforscher und Weltweise den Capitain Cook auf seiner zwoten Reise nach dem Südmeere. Freylich ließ sich in Gegenden, die bisher noch so wenig besucht waren, eine reiche Erndte für die Geschichte der Menschheit und der Natur erwarten. Hrn. F. Tagebuch sollte anfangs gemeinschaftlich mit Hrn. C. *) seinem herauskommen; allein gewisse Umstände hinderten dieses, und weil der ältere Hr. F. seinen gesammelten Schatz von Bemerkungen nicht zu Grunde gehen lassen wollte, und doch nicht unter seinem eigenen Namen herausgeben konnte: so fühlte sein Hr. Sohn einen innerlichen Beruf

*) Dieser gab das Seinige abgesondert unter der Aufschrift heraus: Voyage towards the Southpole and round the World performed in the Yeans 1772 — 1775. in which is included Capt. Fameaux Narrative of his Proceedings in the Aventure during the Separation of the Ships gr. 4. illustrated with Maps and Charts and a Variery of Portraits, of Persons ad Vieus of Places &c. Lond. 1777. Vol. I. II.

Beruf in sich, ihn nebst den seinigen der Welt mitzutheilen. Da Cook nur für den Seefahrer (so spricht Hr. F. S. 170.) schrieb: so verspricht Hr. F. mit Hinweglassung alles dessen, was nur diesen angeht, nur den Naturforscher und Anthropologen zu befriedigen, seine Reisebeschreibung sollte blos eine philosophische Geschichte dieser Reise seyn. Diese Verheissungen und die so sehr gerühmten Talente des ältern Herrn F., selbst der Umfang dieser Reisebeschreibung, welcher, nach der Seitenzahl zu rechnen, den Umfang der beyden andern so weit übertrifft, füllten uns mit großen Erwartungen an; aber Hr. F. spielt zu sehr, und oft ganz am unrechten Orte den empfindsamen Jüngling, ziert sich zu sehr mit seiner Belesenheit in den Dichtern und andern schönen Schriften aller Nationen, streuet hin und wieder solche Raisonnements ein, die nicht zur Sache gehören, und hat die Gabe, mit vielen Worten wenig zu sagen. So sehr er uns auch versichert, nichts zu erzählen, was Cook als Seefahrer in dieser Rücksicht sagen mußte; so wird doch manche Begebenheit, die eigentlich nur für diesen ist, und zwar oft noch weit schleppender und ausführlicher, als von Cook erzählt, für die Geschichte der Menschheit wenig Neues gesagt, was nicht in den genannten Schriften bereits steht, und der Naturforscher größtentheils auf besondere Werke vertröstet, welche die Hrn. Forster theils schon herausgegeben haben, theils noch herauszugeben im Sinne zu haben scheinen. Selbst die Nachrichten, die uns Hrn. F. von den Sitten, der Religion, der Denkungsart der Völkerschaften, die er kennen gelernt hat, der Volksmenge der Inseln giebt, gründen sich zuweilen auf Bemerkungen, die er in Zeit von einigen Wochen, oder gar von einigen Tagen, oft nur in einem einzelnen Striche oder am Strande gemacht hat, ohne genugsame Kenntniß der Sprache, die also, wie Hr. F. selbst mehr als einmal erfahren hat, aus mancherley Ursachen leicht trügen können.

Ueberhaupt genommen, sind die Bewohner des Südmeeres gutherzige Leute, die meisten sehr gastfrey, (und wenn sie nicht zur Rache gereizt werden, oder selbst Mangel leiden, alle.) In Tahiti (I. 352.) rieben sie ihren ermüdeten Gästen Aerme und Schenkel, und drückten die Muskeln ganz sanft zwischen den Fingern und der flachen Hand, um sie zu erquicken. Ihr starker Hang zu sinnlichen Lüsten, (II. 504.) und ihre Begierde nach europäischen Gütern, machte den Matrosen den Zutritt zu ihren Frauen leicht. (I. S. 211. 265. 457.

572. 577. 583. II. 30. u. a. a. O.) Selbst die Vornehmern sind nicht immer so sehr spröde. (I. S. 360. II. 70. 98. 103.) In Neuseeland wuchern die Männer oft mit ihren Frauen, (I. S. 211.) und sind sie nicht verheyrathet, so können sie nach ihrer Denkungsart dem ersten besten Trieb ungescheut folgen. (I. S. 212.) Zurückhaltender fand sie Hr. F. in Tonga-Tabboo, (I. 443.) und noch mehr in Neucaledonien. (II. 402.) Im Feuerlande verging den Matrosen die Lust, selbst einen Versuch zu machen. Beweise, daß sie diebisch sind, führt Hr. F. mehrere (I. 170. 176. 180. 181. 256. 260. 263. 273. 439. 472. 497. II. 10 29.) an; selten begiengen sie Gewaltthätigkeiten, (I. 383. 384. II. 117. 119. 122.) und wenn es auch geschahe, bezeugten fast alle übrigen Bewohner ihren Widerwillen, und halfen den Fremden. Bey den Einwohnern von Tanna nahm Hr. F. dieses Laster nicht wahr; sie waren aber auch nicht so neugierig, noch so lüstern nach Europäischer Waare. Hr. F. führt zwar einige Beyspiele von ihrer Großmuth selbst bey Beleidigungen an; (II. 364. u. a. a. O.) allein die meisten fand er doch rachgierig. Davon, (nicht vom Mangel an Nahrungsmitteln,) leitet er die Gewohnheit, Menschen zu fressen, her, von welcher er augenscheinliche Beweise in Neuseeland (I. 511. 512. II. 456.) anführt, und Nachrichten bey den Bewohnern von Tanna, (II. 300. 315.) und, so sehr sie auch die heutigen Bewohner von Tahiti verabscheuen, selbst Spuren in der alten Geschichte von Tahiti gefunden hat. (II. 77.) Ohne Zweifel ist auch eine von andern Europäern empfangene Beleidigung Schuld an der unfreundlichen Aufnahme unserer Reisenden auf einigen dieser Eylande. (II. 253. 272. u. a. a. O.) Sie sind alle kriegerisch, (die Bewohner der Osterinsel weniger, als andere,) und mit Waffen von mancherley Art, die einige unter ihnen beständig mit sich tragen, mit Speeren, Bögen, Pfeilen, kurzen und langen Streitkolben von verschiedener Gestalt, zuweilen auch mit Schleudern, versehen; am gewöhnlichsten sind diese Waffen aus dem Holze der Cahuarine gemacht. Die Bewohner von Tonga-Tabboo und von dem Marchesas schärfen ihre Speere noch mit dem Schwanze des Stachelrachen, (I. 438. II. 42.) die Bewohner der Osterinsel mit einem scharfen dreyeckigen Stücke von schwarzen Glasagat. (I. 563. 583.) Einige haben ihre kurzen Streitkolben von dichtem schwarzen Basalt, und die Neuseeländer von Knochen großer Fische. (I. 140. 141.) Die Bewohner von Mallicollo haben öfters Pfeile von Knochen,

chen, und tauchen ihre Spitze in ein schwarzes Gummi; die Wunden sind aber doch nicht tödlich. (II. 205. 233. 245.) Ihre Bogen sind von einem schwarzen Holze, das wie Ebenholz glänzt, und an der Spitze mit einem kleinen Stück Knochen besetzt, wie überhaupt alle ihre Werkzeuge, niedlich gearbeitet. (I. 214.) In Tanomanga bestehen die Pfeile aus Rohr, und haben an ihrer Spitze ein schwarzes Holz. (II. 257.) In Tanna sind die Schlingen von den Fasern der Kokosnuß, (II. 279.) und die Einwohner wissen sie, so wie ihre übrigen Waffen, sehr gut zu gebrauchen. (II. 317. 326.) In Neucaledonien bedienen sich die Einwohner der rothen Wolle einer Fledermaus, (Vampyri) ihre Speere zu zieren, und einer Art Speckstein zum Schleudern. (II. 385.) In Tahiti sah Herr F. eine ganze Flotte von 159 großen und 70 kleinen Kriegsschiffen, (War-canoes,) die mit 1500 Kriegern, und 4000 Ruderknechten bemannt war, nur aus einem Distrikte der Insel, deren 43 auf der Insel sind. (S. 61—65.) Die Mallicolosen hält Hr. F. trotz ihres häßlichen Aufsehens (II. 206.) für die verständigsten unter allen Südländern, (II. 208) so wie die Feuerländer für die Mittelstufe zum Ouran Outang. (II. 501.) In Tonga Tabboo fand Hr. F. Fleiß und Cultur größer als in Tahiti. (I. 453.) Die Bewohner von Tahiti kleiden sich (aus dem Gesichtspunkte des Europäers,) mit dem meisten Geschmack; (I. 256.) hingegen die Frauen von Neucaledonien sehr zu ihrem Nachtheil, (II. 387.) und die Bewohner der neuen Hebriden (nach unsern Begriffen vom Wohlstand,) bis zum Eckel unanständig, (II. 206. 249.) Die meisten Südländer sind tattowirt: eine Gewohnheit, die ihre ursprüngliche Farbe sehr verändert, selbst die Lippen der meisten Frauen sind davon schwarzblau, (I. 210.) meistens machen sie dabey regelmäßige Flecken, auf Teouken solche, die Fischen gleichen, von welchen die Einwohner leben, (II. 40.) und auf den Societätsinseln sind besonders die Arweroys desto stärker tattowirt, wie vornehmer sie sind, (II. 128.) In Neucaledonien haben die Frauen nur drey punktirte Linien von der untern Lippe nach dem Kinn zu. (II. 387.) In Ea-oowhee haben sie nur einige schwarze Punkte auf den Händen, und auf den Marcheses sind sie gar nicht tattowirt. (II. 30.) Die Mallicolesen sind es überhaupt nicht, (II. 231.) und die Einwohner von Tanna machen sich dagegen mit Rohr oder einer scharfen Muschelschale vornemlich auf dem Oberarm und an dem Bauche Einschnitte. (II. 272.) Die Neuseeländischen Frauen schminken sich ihre Wangen mit einem Gemen-

ge aus Röthel und Oel. (I. 210.) Die Bewohner der Osterinsel tragen zuerst eine röthlichbraune Schminke von Röthel, und erst auf diese eine pomeranzengelbe von Gilbwurz auf. (I. 564.) Die Bewohner der neuen Hebriden schminken sich mit einer Art Wasserbleyschwarz über die mit Ocher roth, und zuweilen noch mit Muschelkalk weiß, (II. 253. 277.) und machen die Schminke gemeiniglich mit Kokosnußöl an; die Frauen in Mallicollo schminken sich das Gesicht, zuweilen den ganzen Leib, mit Gilbwurz. (II. 219. Die Feuerländer bemalen sich roth, zuweilen auch weiß, und schmieren den Kopf mit Thran, (II. 498—500.) die Neuseeländer die Haare mit einem Mengsel aus Röthel und stinkendem Oehle, (I. 138.) viele andere Südländer mit Kokosnußöhl ein, und die Einwohner von Tahiti geben ihm noch durch ein wohlriechendes Holz (schade, daß uns Hr. F. mit diesem nicht näher bekannt gemacht hat,) einen guten Geruch. (I. S. 313.) Auf der Amsterdamer Insel bestreueten sich die Einwohner die Haare mit weissem Muschel- oder Korallenkalke, oder auch wie die Schönen von Mallicollo, (II. 219.) mit Gilbwurz. (I. 463.) Die Neuseeländer stecken kleine Stücken von der Haut des weissen fliegenden Penguins, welche sie mit Röthel oder Ocher färben, in die Ohren, (I. 138.) und um den Hals tragen sie Menschenzähne oder eine Art Korallen, aus Knochen kleiner Vögel an Reihen angefaßt. (I. 219.) In Tonga Tabboo tragen die Frauen Cylinder von Knochen oder Schildkrötenschalen in den Ohren. (I. 436.) Auf der Osterinsel tragen die Einwohner am Halse einen flachen Fischknochen an einem Stricke, (I. 561.) und auf dem Kopfe einen von Gras geflochtenen Ring oder Federn, (I. 565.) auch in den Merchesas Federbüsche, oder eine Art Turban, zu welchem sie die Fasern der Kokosnuß nehmen, (II. 15.) auf dem Kopfe und an der Brust ganze Reihen von Abrussaamen, die auf ein leichtes Holz aufgeleimt sind. (II. 16.) Auch die unfreundlichen Bewohner von Pr. Friedrichsinsel tragen Federn, (II. 163.) und die Einwohner von Tanna eine Mütze von Matten oder grünen Platanusblättern auf dem Kopfe, und in den Ohren viele Ringe von Schildkröten und Muschelschalen. (II. 276.) Die Einwohner von Faimooa einen Federbusch auf dem Kopfe, und zuweilen eine weiße Schale auf der Stirne; (II. 370.) die Einwohner von Neucaledonien schwarze cylindrische Mützen von Matten, welche die Vornehmen mit kleinen rothen und langen schwarzen Federn schmücken, auf dem Kopfe, um den Hals einen Strick, und

in den langgedehnten Ohren eine Menge von Ringen; (II. 383. 384.) Die Frauen im Neulande junge weisse Gänsefedern aufrecht auf dem Kopfe, und eine Menge Muschelschalen an einem Leder am Halse; (II. 500.) In Raintra stecken sich die Tänzerinnen die schöne Blume der Gardenia in die Haare. (I. 400.) In Eaouhee scheeren sich die Einwohner den Bart mit scharfen Schalen der Miesmuschel. In Mallicollo und Tanna stecken sie in den durchbohrten Nasenknorpel kleine Stäbchen oder zwey kleine Stücke Alabaster. (II. 209. 274.) Die Einwohner von Tanna tragen am linken obern Arme ein Band aus der Schale der Kokosnuß, in welches sie Sträußer von der Enodia, dem bunten Kroton, dem breitblätterichten Keuschlamm, der malabarischen Bärlappe, oder einer Art der Ohnarezerpflanze stecken. (II. 276.) In Ea-ouhee tragen sie Armbänder von Perlenmutter. (I. 436.) Viele dieser Südländer gehen am übrigen Leibe fast ganz nackend. Die Bewohner von Mallicollo, der neuen Hebriden, und von Neucaledonien binden nur einen Strick mitten um den Leib, (II. 206. 266. 383.) und selbst ihre Frauen haben so wie die Bewohner der Osterinsel und der Marhesas (I. 561. II. 8. 14.) nur um die Lenden eine ganz leichte Bekleidung. Die Neuseeländer kleiden sich, so unreinlich sie übrigens sind, gemeiniglich ganz nachläßig in Matten, die aus ihrer Flachspflanze gemacht sind, und welche die Vornehmern unter ihnen an den vier Ecken mit Hundefell besetzen. (I. 214. 494.) Die Bewohner von Tahiti hingegen, und von den benachbarten Societäts- und freundlichen Inseln in Leinwand, die sie aus der mit dem Schleime des ohlbaren Ibisches übrigens fast wie unsern Hanf zubereiteten Rinde des Papierbaums (Morus papyrifera) (S. 276. 2c.) verfertigen; auch die Bewohner der Osterinsel umgürten sich mit einem Stücke ähnlicher aber gelbgefärbter Leinwand. (I. 561) Die Vornehmern in Tahiti färben sie mit dem gelben Safte einer kleinen Feigenart (Matteo) und dem grünlichen Safte eines Farrenkrautes, oder einer Rinde und einiger anderer Pflanzen glänzend roth, nur Schade, daß es bald verschießet und von dem Regen ausgewaschen wird. (I. 355.) Die meisten Südländer leben größtentheils von Pflanzen, und bauen in dieser Absicht Zucker, Yams (Dioscorea alata, ob sie gleich Hr. F. an einem andern Orte mit Dioscorea oppositifolia übersetzt,) Eddis (Arum esculentum, von welchem sie in Tahiti zwo Spielarten, die eine mit großen glänzenden Blättern und langen groben Wurzeln, die andere mit sammetreichen

Blättern

Blättern und mit kleinern, aber feiner schmeckenden Wurzeln, die ihrer Schärfe, so lange sie roh sind, ungeachtet, roh von den Schweinen gefressen werden, (I. 342.) haben,) und Brodfrucht; in mehrern derselbigen Kokosbäume, Bananasbäume, Plantanen; in einigen (Eaovhee und Tonga Tabboo) sind Pompelmusbäume; (430. 449) in Mallicollo Pomeranzen; in den neuen Hebriden Jambusen, Feigen, Kohlbäume, (Cabbage-tree) Catappabaum, mit einem wohlschmeckenden Kern in der Nuß, (II. 313.) und in den Marchesas, so wie in Tahiti, Tahitinüsse, (Iascarpus) (II. 290. 302.) und in Tahiti Tahitiäpfel, (eine Art Spondias) in Neuseeland und auf der Osterinsel Bataten; (I. 571.) in Neucaledonien kochen sie die Rinde des Ibisches mit Lindenblättern, und saugen sie dann aus. (II. 407.) In Raietra wissen sie die Früchte so zu ziehen, daß sie sie zu verschiedenen Jahreszeiten haben können. (I. 374.) Sie kochen ihre Speisen gemeiniglich mit heissen Steinen unter der Erde. Aus der Brodfrucht machen sie eine Art Sauerteig, (Mahee) den sie trinken und mit welchem sie andere Speisen würzen, (I. 295.) auch wohl, wie die Raietra, (I. 377.) die Schweine mästen. Die Einwohner von Eaovhee rühren sie mit einem eigenen Spatel von Castanienholz um. (I. 438.) In Tahiti machen sie eine Art Pudding aus dem Kerne der Kokosnüsse und aus Eddis, (II. 56.) und in Tanna (II. 321. 361.) eine andere aus Banam und Eddis mit den Blättern des eßbaren Ibisches. In Neucaledonien speisen sie auch Schalenthiere, die sie rösten; (II. 408. 409.) in Tahiti und den Societätsinseln auch Federvieh und Hunde, und wenigstens die Vornehmere, so wie in Tonga-Tabboo, (I. 446.) und Tanna (II. 281. 314.) Schweine; in den übrigen Fische mit unter. Die Feuerländer leben allein vom Fleisch und Fett der Robben, (II. 504) und stinken, wenigstens zum Theil davon, so wie alles, was sie einmal berührt haben, schon in einer grossen Entfernung. Die Bewohner von Teoukea, (I. 40.) so wie die Neuseeländer (I. 215.) leben fast ganz von Fischen, und verbreiten gleichfalls einen unangenehmen Geruch von sich: doch bedienen sich die letzteren auch des Hundefleisches und einiger Farrenkräuter des Acrostichi furcati, dessen geschmacklose Strünke sie kochen, und schlagen (I. 509.) eine Art, die sie Ponga nennen, und eine andere, Mamaphro, deren Wurzel voll eines zarten Markes und eines röthlichen salzigen Saftes, wie Sago ist, (I, 509) zur Speise. Die Bewohner von Tahiti sind sehr reinlich, und baden sich täglich in Flüssen, (I. 339.)

auch

auch die Bewohner der Osterinsel sind es. (I. 600.) Die Einwohner in Tanna nehmen von den Fremden nichts bloß, sondern wickeln es zuvor in ein Blatt ein. (II. 286.) Sonst trifft man nicht vielen Aberglauben bey diesen Südländern an, aber bey allen Zeugnisse, daß sie an eine Gottheit glauben. Die Begräbnisstellen (Murai, Tupapow) sind den meisten unter ihnen heilig, (I. 266. 559. 579. 591. 396. 443. II. 138. 410.) sie halten auch zuweilen feyerliche Reden bey denselbigen, (I. 45.) gemeiniglich mit Casuarinabäumen, in Tahiti auch mit Kokos- und Bananasbäumen, und mit den Zeichen des Friedens und der Freundschaft, dem Schönblatte, dem Ibisch mit Pappelblättern, der Crataeva, und einer Art des Drachenbaums (Dracaena terminalis) besetzt, (II. 154.) und nach den Namen der noch lebenden Könige benannt. (I. 334.) Außerhalb derselbigen hängen an einem Gegitter Bananasfrüchte und Kokosnüsse für die Gottheit. (I. 267.) Den Bewohnern der Societätsinseln (I. 379. 394.) schien ein blauer Eisvogel mit weissem Bauche, und ein gräulicher Reiher heilig zu seyn. Die Neuseeländer geben einer Art des Baumlaufers (cincinnata) den Namen: Vogel der Gottheit, (I. 519.) und erkennen ein höchstes Wesen; nehmen aber zugleich einige niedere Gottheiten an. (I. 518.) Die Bewohner der Societätsinseln haben ein ganz eigenes System von Vielgötterey; sie glauben ein höchstes Wesen, das alle Dinge hervorgebracht hat, beten aber Gottheiten von allen Arten und Eigenschaften an, und jede Insel hat wieder ihre eigene Gottheiten, und ihre eigene Namen für das höchste Wesen; eine eigene Gottheit hat die See geschaffen, und dreyzehen andere regieren sie; eine andere beherrscht die Sonne, und jeder Mensch hat ein besonderes Wesen in sich, welches nach dem Eindrucke auf die Sinnen handelt; dieses ist noch nach dem Tode in den hölzernen Bildern, welche um die Begräbnißplätze herumstehen. Eine weibliche Gottheit hat den Mond geschaffen, und regiert ihn. Die Sterne haben ihre eigene Göttinn, und die Winde ihren Gott zum Beherrscher. Auch giebt es einige böse Götter von niedrigem Range. Das Gebet an die guten Götter wird nicht laut gesprochen, sondern nur durch Bewegung der Lippen ausgedrückt. Der Priester sieht gen Himmel, und der Pöbel glaubt, er spreche mit Gott, und könne nur von ihm gehört werden. Diesen Göttern opfern sie allerley Speisewaaren; gegen die niedern Gottheiten hingegen, vornemlich gegen das Böse, drü-

cken

en sie ihre Verehrung nur durch ein Zischeln aus. (II. 151
–153.) Sie zählen im Jahre vierzehn Monate, und jeden
Monat neun und zwanzig Tage. (II. 155.) Sie haben auch
eine Art Lehrer (Tataorerro) unter sich. Ihre Anzahl ist nicht
sehr groß, und ihr Amt erblich. Sie haben sich durch ihre,
wiewohl ziemlich geringe Kenntnisse, in der Erdbeschreibung,
Götterlehre, Zeitberechnung und Sternkunde nothwendig ge-
macht, und andere häufig zu Rathe gezogen. Der oberste
unter ihnen hat den Rang gleich nach dem König. (II. 151–
153.) Ein großer Theil dieser Priester mästet sich aber bloß
auf Kosten des Volks, (I. 391.) und so nüchtern und mäßig
der größte Theil der Südländer ist, so sind sie es doch vor-
nemlich, die sich einem berauschenden Getränke aus dem Saf-
te der Kokosnüsse und der Pfefferwurzel ergeben, eine Gewohn-
heit, die wenigstens mit der Zeit eine schuppichte Haut, rothe
Augen; und über den ganzen Leib rothe Flecken verursacht.
(I. 406. 407. 468. II. 418.) In Neuseeland giebt es nichts,
das man mit Priestern vergleichen könnte; (I. 500.) aber die
Greise sind geehrt. (I. 233.) Ein solcher kam mit besondern
Ceremonien zuerst an das Schiff der Europäer. (I. 161.)
In Eaowhee schneiden sich die Einwohner bey dem Verluste
eines nahen Anverwandten den kleinen Finger ab. (I. 435.)
In Huaheine sah Hr. F. (II. 128.) eine Frau, die sich mit
Haizähnen ritzte, daß das Blut nachlief, und in Tahiti hat
man eigene Trauerkleider, (II 72.) und bey Todesfällen al-
lerley Ceremonien. (II. 75.) Ein grüner Zweig, ein Büsche
von Früchten, oder auch Pfefferwurzel über dem Haupte ge-
schwungen, war bey den meisten Südländern schon von fe[rne]
ein Zeichen des Friedens. Die Einwohner von Tahiti r[ufen]
sen Tayo, die von Mallicollo den Fremden Bemarro (Freun[d])
zu; die Neuseeländer (II. 160.) die Bewohner der freun[dli-]
chen Inseln, (deren Sitten überhaupt sich nach einer
Hrn. F. angestellten Vergleichung in 130 Jahren nicht ve[rän-]
dert haben sollen, I. 470.) (I. 423.) und von Tronken
40.) begrüßen ihre Freunde mit wechselseitigem Berühren
Nase; andere verwechseln zum Zeichen der Vertraulichke[it]
re Namen mit den Fremden. In Tahiti lassen sich die
nehmen die Nägel sehr lang wachsen; (I. 291.) da f
auch, so wie auf den Societätsinseln, die Frauen imm
lein, (I. 284.) und auf den übrigen Inseln sind sie un[ge-]
wenig geachtet, selbst bey ihren Kindern. (I. 510.) In
sind die Einwohner in kleinen Dörfern zerstreut, die

nigen Familien bestehen, und unabhängig von einander sind. (II. 359—362.) In den meisten andern nur etwas bevölkerten Eylanden vergleicht Hr. F. die Regierungsform mehr mit der monarchischen. Oft stehen mehrere Inseln unter einem Könige, der öfters die eine davon erst erobert hat. Auf den Marchesas wird der König nicht sehr geehrt; selbst in Tahiti, wo, wie in den Societätsinseln, sich alle Unterthanen von beyden Geschlechtern, selbst die nächsten Anverwandten, sich vor dem Könige bis auf die Schultern entblößen müssen, (I. 327, 443.) spricht der Geringste so frey mit dem Könige, als ob er seines gleichen wäre, und doch ist da das Volk in drey Classen, in Aris, in Manahunas, und in Lautaus eingetheilt. (I. 366.) Die schönen und nützlichen Künste sind freylich auf diesen Inseln noch sehr in ihrer Kindheit, doch mit einigem Unterschiede. Die Neuseeländer haben eine Art Tänze, (I. 221.) auch kriegerische, (I. 485.) auch in Tahiti tanzen die gemeinen Frauen nach einer Pfeife, die durch die Nase geblasen wird. (I. 336.) Auf den Societätsinseln und in Mallicollo sah Hr. F. mehrere dramatische Tänze (Hivas) nach der Trommel, die in Mallicollo auch darzu dient, um Lermen zu machen. (I. 395. 398. 404. 412. II. 137. 141. 223. 232.) In Tahiti ist die Musik sehr einfach. (I. 291. Die Sackpfeife fand da vielen Beyfall. (I. 330.) Auf den freundlichen und Societätsinseln, auch in den Marchesas, ist sie nicht viel besser; (I. 429.) etwas besser ist sie in Neuseeland, (II. 476. 477.) wo uns Hr. F. ein Stück derselbigen auf Noten liefert,) aber für europäische Ohren immer noch disharmonisch genug. (I. 221.) Unter den musikalischen Instrumenten ist auch das Tritonshorn, (I. 227.) und die Bewohner von Tonga-Tabboo verarbeiten das Rohr zu dieser Absicht. (I. 455.) Die Bewohner der neuen Hebriden haben es darinn noch am höchsten gebracht; die von Iromanga singen mehr scherzhaft; (II. 322.) die von Tanna mehr ernsthaft. (II. 319.) In Neucaledonien fand Hr. F. eine Art Pfeife. (II. 398.) Bildhauerarbeit fand Hr. F. auf der Osterinsel; sie war aber freylich sehr grob. (I. 567. 580. 586.) Auch in der Baukunst sind sie noch zurück; ihre Hütten sind gemeiniglich schlecht, niedrig und nicht auf die Dauer ge[illegible]; auf den Marchesas sind sie auf ei[illegible] Stein aufgerichtet; (II. 21.) auch in Tan[illegible] [illegible]s besser, als in den übrigen Eylanden. (II. [illegible]02. ꝛc.) Ihre [illegible]achen sind nie auf eine weite Seereise eingerichtet; im Feuerlande wohl am schlechtesten; (II. 498.) in

Neu-

Neuseeland nicht viel besser, (II. 135.) doch zuweilen mit Seegeln versehen. (I. 217.) In Tahiti und den Societätsinseln sind sie schon weit besser, und von mannichfaltiger Größe, Einrichtung und Bestimmung (II. 61.) auf den freundlichen und den benachbarten Inseln, und den neuen Hebriden besser gearbeitet; (I. 425.) aber wegen Mangel des Holzes kleiner und in geringerer Anzahl. (I. 474.) Da sie kein Eisen haben, wenigstens seinen Werth noch nicht genug kennen, (so daß viele Inseln die angebotene Eisenwaare gar nicht achteten, oder doch andere Kleinigkeiten weit vorzogen,) so ist es noch zu verwundern, daß viele von ihnen noch so fein gearbeitete Werkzeuge haben. Das gilt besonders von den Neucaledoniern, (385.) welche einen durchsichtigen Quarz mit scharfen Kanten statt einer Scheere gebrauchen. (II. 400.) Die Bewohner der neuen Hebriden bedienen sich eines schwarzen Basalts oder eines Stücks von der Bischofsmütze zu ihren Beilen. (II. 312) In Neuseeland bedienen sie sich in eben dieser Absicht des Grießsteins, den sie auch zu allerley andern Arbeiten verfertigen. (I. 203. 218. 501.) In Tahiti verarbeiten die Einwohner die Lava, (I. 314.) einen schwarzen dichten Basalt (II. 87. 59.) und Perlenmutter. (I. 317.) Aus der letztern machen die Bewohner von Eaovhee ihre Armbänder, und die in den neuen Hebriden (II. 332) so geschätzte Fischangel. (I. 436.) Die Neuseeländer machen die letztere nur aus Holz, aus ihrer Flachspflanze Stricke und Fischernetze. (I. 135.) Auf den freundlichen Inseln verarbeiten sie die Fasern der Kokosnüsse, die sie zuweilen schwarz färben, auf mancherley Art, vornemlich zu Körben, (I. 437.) so wie in den Marchesas zu Seilen. (II. 449.) Die Bewohner der freundlichen Inseln machen aus dem Holze Cahuaria auch kleine Stühle, flache Kelche, in welchen sie ihre Speisen aufbewahren. (I. 438.) In den Marchesas machen sie Fächer von den Blättern der Schirmpalme, oder auch von einer andern zähen Rinde oder Gras, und färben sie mit Muschelkalk weiß, (II. 23.) Die Schale der Kokosnuß gebrauchen sie zu Bechern, die innere Rinde des Baums zu Kleidern, den Stamm als Bauholz, Blätter und Zweige zum Decken der Hütten. (II. 44. 45.) In Tahiti bedienen sie sich der Frucht der Barringtonia; (I. 347.) in Teouken einer Art Löffelkraut, (e. Sovo) die sie bloß quetschen, und mit Muschelschalen vermischt in das Meer werfen, um die Fische zu betäuben, und desto leichter zu fangen. (II. 41.) Auf den Societätsinseln haben sie auch eigene Aerzte, deren Kunst

aber,

aber, so wie ihre Krankheiten, sehr einfach ist (II. 156) und auf eben denselbigen eine eigene Gesellschaft von Arreoys, die sehr genau unter sich verbunden sind, sehr viele Freyheiten haben, sehr geachtet werden, und sehr gut und wollüstig leben; von jeder vornehmen Familie tritt gemeiniglich einer oder einige in diese Gesellschaft. (II. 132. ꝛc.) Die Südländer haben gemeiniglich ein scharfes Gesicht; ihre gewöhnliche Farbe ist dunkelbraun, bald etwas heller, bald noch dunkler; die Feuerländer haben dabey einen Kupferglanz. (II. 499) In Neucaledonien sah Hr. F. einen Mann, der sonst gesund und stark war, mit Flecken im Gesichte und Flachshaaren. (II. 412) Größe, Bildung und Wuchs sind verschieden: die größten Südländer fand Hr. F. in Tahiti (S. 326. 6 Schuhe und 3 Zolle,) und auch da und auf den übrigen Societätsinseln die schönsten; in Raintra insbesondere die schönsten Frauen; (I. 399. 408) in Neuseeland kaum einige erträgliche Gesichter. (I. 138. 503) Die Bewohner von Mallicollo und vom Feuerlande ungemein heßlich; beyde sind klein, schlecht gewachsen und mager; die erstern haben eine niedrige Stirne, (vermuthlich durch die Kunst,) und, den untern Theil des Gesichts ausgenommen, überhaupt ein Negerngesicht und solche Haare. (II. 206. 229) Die Sprache in Tahiti und auf den Societätsinseln ist sanft, ohne rauhe und zischende Consonanten. (I. 257) Auf den freundlichen Eylanden und auf den Marchesas (I. 424. II. 8) wird eine Mundart davon gesprochen, und auch die, welche in Neuseeland, in Troukea, und selbst die, welche auf den Osterinseln gesprochen wird, scheinen Mundarten eben derselbigen zu seyn; (I. 557) die aber etwas mehr von der Kammsprache abweichen. Mallicollo, (II. 206) die neuen Hebriden (II. 267) und Neucaledonien (II. 381) haben ihre eigene Sprache, und in dieser gemeiniglich mehrere Consonanten. In Tanna ist mehr als eine Sprache, (II. 359) und in der einen einige malaische und mallicollesische Worte. In dem Südmeere ist gewis kein festes Land, so weit die gemäßigte Zone geht. (I. 539) Neuseeland hat einen verschiedenen Himmelstrich: (I. 143. 202) Resolutionsinsel 17° 24' S. B. 141° 39' W. L.; die zweifelhafte Insel: Fourneaux-Insel 17° 5' S. B. 143° 16' W. L. Adventure-Insel 17° 4' S. B. 144° 30' W. L. Ketteninsel. Osnabrück. Tahiti (Hr. F. hält es nur für den Artikel, und glaubt, dieser könne füglich hinweggelassen werden,) zuerst 1605 von Quiros entdeckt; im Thermometer stieg hier das Quecksilber im Schatten auf 90°,

 Sie

Sie ist fruchtbar und hat hohe Hügel, die grossentheils unge-
bauet sind, (I. 365) und von welchen man die benachbarten
Inseln übersehen kann, (I. 349) so wie die Societätsinseln
besser mit Holz versehen, als die freundlichen Eylande, und
hält ungefähr 120000 Menschen. Huaheine 7—8 Meilen
im Umfange. O-Raintra oder Ulintra, dreymal grösser als
Huaheine; O-Taha; Borabora: Harveyinsel 19° 18′ s.
Br. 158° 54′ w. L. Mowrua, Howsinsel, oder Mooyeah
16° 46′ s. B. 154° 8′ w. L. Palmerstoninsel 18° 4′ s. Br.
163° 10′ w. B. Pr. Friedrichsinsel (Savage Island) 19°
1′ s. B. 169° 37′ w. L. ungefähr 3 Meilen lang. Nun
die freundlichen Inseln 1643 von Tasman zuerst entdeckt: Ea-
ovhee, oder Middelburg, Tonga-Tabboo, oder Amsterdam,
niedriger, aber grösser als Eaovhee, 21° 11′ s. B. 175° w.
L. und Namoka oder Rotterdam, höher und grösser als die an-
dern, und dem Ansehen nach gut bevölkert und fruchtbar; diese
sollen mit den kleinern benachbarten Inseln, welche zwischen
10°—22° s. B. und 170°—180° w. L. liegen, ungefähr
200000 Menschen enthalten. (II. 190) Tofoda mit einem
Vulkan, und mitternächtlich davon dreyzehen niedrige Eylan-
de. (II. 179) Pylstaortsinsel 22° 26′ s. B. 170° 59′ w. L.
und nahe dabey Table Cap und Portlandsinsel. Osterinsel von
Roggewein 1722 zuerst entdeckt, 27° 4′ s. B. 109° 46′ w.
L. (I. 551—556) von mittlerer Höhe, aber unfruchtbar und
nicht stark bevölkert, nicht über 700 Seelen. Die Marque-
sas, 1595 schon Quiros bekannt, fruchtbar und bevölkert:
Heeraroa, (la dominica) funfzehen, Orateyo (S. Pedro) 3,
Maitahoo (S. Christina) 8, und Magdalena 5 Meilen im Um-
fange. Troukea, (S. Georgsinsel, 14° 28′ s. B. 144° 6′ w.
L. niedrig und sandig. Eine andere Insel gleich darneben, wel-
che Byron unter eben diesem Namen begriffen, und die drey
kleinern Pallisersinseln 15° 36′ s. B. 146° 30′ w. L. Schild-
krötenInsel 19° 48′ s. B. 178° 2′ w. L. (II. 195) Aurora
15° 6′ s. B. 168° 24′ ö. L. ungefähr 12 Meilen lang, und
nicht über 5 Meilen breit; (II. 199) die Insel Lepers 15°
20′ s. B. 168° 3′ ö. L. eben so groß als Aurora, und am
Ufer voll Wasserfälle; (II. 200) Whitsuninsel 15° 61′ s. B.
168° 24′ ö. L. (II. 202) und eine andere, nicht ferne da-
von 116° 15′ s. B. 168° 20′ ö. L. Mallicollo, ungefär zwan-
zig Meilen lang, und im Hafen Sandwich 16° 28′ s. Br.
167° 56′ ö. L. fruchtbar, mit sehr hohen Bergen, und unge-
fär 50000 Einwohnern; nahe dabey Ambryen, mit einem

Vulkan,

Vulkan, Pa-o'om, und Apee; die dreyhügelichte Insel 17° 4' s. B. 168° 32' ö. L. 5 Meilen im Umfange, eine Menge kleinere wohlbevölkerte Eilande gleich darneben, die unter sich Gemeinschaft haben; (II. 238. 239) Shepherdsinseln; (II. 240) die zweyhügelichte Inseln; Sandwichsinsel 17° 40' s. B. 168° 30' ö. L. nördlich davon Hinschinbrook, und östlich Montaguesinsel, alle drey fruchtbar, aber schlecht bevölkert, (II. 243) zwo neue Inseln, (II. 246) und nun die neuen Hebriden. Irromanga, 30 Meilen im Umfange, 18° 48' s. B. 169° 20' ö. L. Tanna, nicht über 24 Meilen im Umfange, 19° 30' s. B. 169° 38' ö. L. hat ungefär 20000 Menschen, (II. 358) nahe dabey Innar (niedrig) und Ireona'n (höher II. 259) Anattom, kleiner als Tanna, 20° 31' s. B. 170° 5' ö. L. (II. 365) S. Bartholomäi-Inseln, an Fatuaco'a, auch mehrere kleinere wohlbevölkert, (II. 368) Fannoo'a (Tiena austral del Spiritu santo) 15° 35' — 55' s. B. 166° 52', 167°, 14' ö. L. Neucaledonien 19° 37' — 20° 30' s. B. und 163° 40' — 165° 2' ö. L. nicht sehr fruchtbar, und nicht stark bevölkert; (II. 392) nahe dabey Balabora, (II. 416) und nördlich drey kleinere Inseln. (II. 433) die Fichteninsel 22° 40' s. B. 167° 40' ö. L. Die Botanische Insel 22° 28 s. B. 167° 16' ö. L. (II. 439) Norfolksinsel 29° 2' 30'' s. B. 168° 16' ö. L. (II. 445) Feuerland 55° 30' s. B. 70° 28' w. L. (II. 486) Die Insel S. Ildefonso 55° 58' s. B. 67° 46' w. L. Statenland. (II. 509) Neujahrsinseln; (II. 512) die grünen Inseln; Südgeorgien, 50—60 Meilen lang, 54° 15' s. B. 37° 15' w. L. höchst unfruchtbar und bergicht, (II. 530) nicht weit davon Willisinsel, 54° s. B. 38° 25' w. L. und gleich darneben die Vogelinsel. Coopersinsel 54° 52' s. B. 35° 50' w. L. und 14 Meilen davon eine andere. Clerbs-Rocks 55° s. B. 34° 50' w. L. ohne Wald. Hier stund das Quecksilber im Fahrenheitischen Wärmemesser im Sommer nicht über 10'. Südthule 59° 30' s. B. 27° 30' w. L. voll Felsen und hoher Gebirge. (II. 536) Saundersinsel, 57° 48' s. B. 26° 35' w. L. unfruchtbar, und voll hoher beschneiter Gebirge; (II. 538) gleich darneben zwey kleine Lichtmeßinseln, 57° 10' s. B. 27° 6' w. L. (II. 539) Schneeland oder Sandreichland. (II. 540) Vierfüßige Thiere sind in den Südländern selten, (wenigstens hat Hr. F. wenige gesehen.) Außer den schon genannten fand Hr. F. in Neuseeland (I. 136. 151) gemeine Seebären, (Phoca ursina) einer von ihnen war 6 Schuhe lang, und 200 Pfund schwer. Wenn das

 Fett

Fett ausgeschnitten war, das man zu Lampenöl, so wie die Felle zu Tauwerk gebrauchen konnte, so schmeckte das Fleisch wie Ochsenfleisch. Auch in den Neujahrsinseln fand er Seebäre, aber größer, als sie Steller beschreibt, und von einem starken Geruche. (II. 516. 517) Sehr kühn waren sie in der Willisinsel. (II. 529) Gemeine Seelöwen (Phoca leonina) in den eben so genannten Inseln, (II. 527) und Seelöwen mit der Mähne, (Phoca jubata) in großer Menge in den Neujahrsinseln, (II. 513) gerade so wie sie Steller beschrieben hat; zuweilen hatten sie viele große und schwere Steine in den Mägen; einer war manchmal 1500, gemeiniglich 500 Pfund schwer; ihr Fett taugt zu Lampenöl, und ihr Fleisch, wenn es davon gereiniget ist, zur Speise. Nicht weit von Neuseeland Seehunde. (I. 119) Die Neuseeländischen Hunde sehen aus wie unsere Hirtenhunde, (I. 219) fressen das Fleisch und die Knochen anderer Hunde, (I. 236) und werden von ihren Besitzern gespeist. Hr. F. fand das Hundefleisch im Geschmacke wie Hammelfleisch; (I. 234) auf den Societätsinseln sind sie zwar bey den Frauen beliebt, aber sehr dumm; sie bellen selten, aber heulen zuweilen; ihr Kopf ist breit, ihre Schnauze spitzig, ihre Augen sehr klein, ihre Ohren aufrecht, und ihre Haare lang und hart, am gewöhnlichsten weiß und braun. (I. 328) Ratzen sind in allen Südländern; in vorzüglicher Menge in Neuseeland (I. 201) und Tahiti, (I. 280) auch in Tanna, wo sie den Zuckerpflanzungen sehr schaden, und in Gruben gefangen werden. (II. 314) In Tonga-Tabboo hängen oft ganze Klumpen von Fledermäusen, (Vampyrus) welche sich an einander klammern, an den Bäumen der Casuarina; (I. 449) kleine Fledermäuse (näher bestimmt sie Hr. F. nicht,) finden sich auch in Tanna; (II. 327) eine Art Viverra (das ist alles, was Hr. F. davon sagt,) aus Neuholland. (I. 198) Viele säugende Seethiere schon im atlantischen Meere, eine Art, die man für Butfische hielt, und eine andere, welche die Schiffer Shipjacks nannten, (mehr erfahren wir nicht davon.) (I. 46) Der Tummler, der wie Haifisch gespeiset wurde, (II. 441—444) nicht weit von Norfolksinsel; und nahe bey der Insel S. Ildefonso der Schnabelfisch, von einem häßlichen Gestanke. (II. 509) Aus den Knochen eines säugenden Seethieres machen die Bewohner von Tonga-Tabboo Schilde. (I. 455) Eine Menge Wasservögel in dem atlantischen und in dem Südmeere; (Hr. F. gestehe eigentlich nur dem Theile des Südmeeres den Namen: stilles Meer, zu,

welcher zwischen den Wendezirkeln liegt,) (I. 245) wir wollen sie hier nicht alle nennen, weil sie allenthalben auf der hohen See vorkommen, vornemlich der gemeine weisse und braune Fischer. (Hr. F. nennt sie alle ohne Unterschied Boobier; dieser Name kommt aber nur dem weissen zu.) (I. 30. 49. II. 347) Mehrere Arten des Sturmvogels, deren Gegenwart aber gar kein sicheres Anzeigen von nahem Lande ist; (I. 47. 532. 537) auch neue (I. 53.) eine andere braune; (Blia betel (I. 91) eine andere am Polarzirkel; (antarctic Petrel) (I. 108) eine andere weisse (snowy Petrel. I. 96) und noch eine neue an der Küste von Neuseeland. (Procellaria tridactyla. I. 189) Penguins in Menge; auch eine neue Art (I. 53) und eine andere graubraune (sooty oder Quakerbird) (I. 92) auch die patagonische, (II. 528) Gulls (I. 49) (versteht Herr F. darunter, was wir Rothgänse nennen?) der Streutjäger; (I. 109) Meerschwalben, (I. 91) deren Eyer eßbar sind, (II. 497) Wasserraben, Fregatvögel, Tropiker, schwarze Austerndiebe, einige Arten des Regenvogels und der Ente an der Küste von Neuseeland; (I. 535) unter diesen einige neue Arten; (I. 156. 157. 168) auch eine neue Art Gänse in ganzen Schaaren im Feuerlande. (II. 495) Eine Art Wasserhühner, (oder Stachelkönige, sagt Hr. F. I. S. 155; das kann doch unmöglich gleich viel seyn,) sind in Neuseeland sehr gemein; das purpurrothe Wasserhuhn in den Morästen von Tonga-Tabboo; (I. 447) eine neue Art Wasservögel von einem häßlichen Geruche an den Neujahrsinseln; (II. 518) eine andere neue Art Vögel (Race horse) vom Feuerlande; (II. 492) ein Geier, (Aura) auf den Neujahrsinseln; (II. 516) ein schöner weisser Habicht aus Neuholland. (I. 197) Mehrere Arten dieses und des Papageyengeschlechts auch in Tahiti, (I. 272) und ebendaselbst ein dunkelgrüner Eisvögel, mit einem dunkelgrünen Bande um die weisse Kehle; ein Fischadler (II. 438) auf der Fichteninsel; eine schöne Taube in Tanna; (II. 332) Reiher und Schnepfen in Pr. Friedrichsinsel. (II. 165) Von vielen andern Vögeln spricht Hr. F.; nennt aber nur den Namen des Geschlechts oder der Ordnung; oft nur den Namen Vogel überhaupt, und das in einer Schrift, die den Naturforscher belehren soll. Schildkröten, die am Cap und auf der Ascensionsinsel häufig sind, fand Hr. F. auch am Strande der Insel Totoa'a (II. 194) und Lepers. (II. 200) Von Eidechsen, die am Cap und in Madera häufig vorkommen, und am letztern Orte die Gartenfrüchte verzehren, (welche

Art, sagt Hr. F. nicht,) steht in der Geschichte der Seeländer nichts. Von Schlangen, die am Cap häufig, in Madera gar nicht sind, fand Hr. F. an der Küste von Tonga-Tabboo, (I. 478) und Irromanga breitgeschwänzte Nattern; (II. 251) an der Fichteninsel eine plattgeschwänzte Aalschlange; (II. 438) Halfische, die Menge im atlantischen (I. 42. rc.) und im Südmeere, (I. 114. 181. rc.) sie sind doch eßbar. (I. 42) An der Küste von Fammoo'a eine Art Kiefenfuß darauf, (II. 374) und nicht weit von Irromanga vier Schildkroten von 18 Zollen im Durchmesser, zwey große Blackfische, und die Federn und Knochen eines Fisches in dem Magen eines andern, der noch durch gesalzen Schweinefleisch angelockt werden konnte; (II. 247) auch der glatte Hai bey Neuseeland; (I. 181) Stachel- und Nagelrochen bey Tanna; (II. 358) Seeteufel (vermuthlich eine Art des Lophius; aber warum nennt sie Hr. F. eine Art des Rochen?) schon in dem atlantischen Meere (I. 47) auch zwischen der Osterinsel und den Marchesas. Eine neue Art des Stachelbauches an der Küste von Neucaledonien (II. 403) und von der botanischen Insel, (II. 439) erregte bey Hunden, Schweinen (II. 406. 439) und Menschen tödtliche Zufälle, die lange anhielten, (II. 405. 410. 423) und sich (nach Hrn. F.) durch schweißtreibende Mittel am besten mildern lassen, (II. 405) vornemlich Schwindel, Erstarren der Glieder, Mattigkeit und Bangigkeit; (II. 404) in dem atlantischen Meere ein brauner Mühlensteinfisch; (I. S. 87) in dem atlantischen sowohl als in dem Südmeere fliegende Fische, (vermuthlich trigla volitans; denn außer dem erstern Namen sagt uns Hr. F. nichts,) die sich nach allen Richtungen über das Meer erheben, auch zuweilen eine krumme Linie beschreiben; (I. 30) Bonitofische, die nur ein trocknes Fleisch haben; (I. 30. 47) Goldfische, auch von einem ganz trocknem Fleische, (I. 30. 48) der Bootsmann; (I. 42) Saugfische; (I. 42. II. 224) an der Küste von Neuseeland Köler, Umberfische, Meerscorpionen, Meerbarben, Bastartmakrelen; (I. 126. 181) die Sackflose; (II. 450) in einem See in Neuseeland eine braune und gelbgefleckte Art Hechte; (I. 159) Meerbrachsen an der Küste von Namoka; (II. 171) an der Küste von Tanna und Mallicollo (II. 311. 224) Rothschuppen; der Genuß von diesen erregte einmal mehrere gefährliche anhaltende (II. 237. 244. 253) Zufälle: Hitze im Gesichte, heftige Kopfschmerzen, Erbrechen, Durchlauf, Erstarrung der Glieder, Aufschwellen der Speicheldrüsen, auch

Spei-

Speichelfluß und gewaltsame Bauchschmerzen; ein Hund starb davon, (II. 238) die Gedärme waren giftiger, als die übrigen Theile. (II. 245) An der Küste von Tahiti erregte der Genuß des Thaunfisches fliegende Hitze, heftige Kopfschmerzen, Durchlauf und Erbrechen. (II. 89) Auch an der Küste von Tanna Meerbarben und Meeräsche, (beyde nennt Hr. F. Mullets) und brasilischer Hecht, (II. 358) in den süßen Wassern Elloy argentues. (II. 282) Eine Art Erdfliegen, (Tipula alis incumbentibus) war in Neuseeland sehr häufig, (I. 136) und ihr Stich zog starke Schmerzen und Geschwulst nach sich, (sollte es nicht eher eine Mücke (Culex) gewesen seyn?) Moskitons fand wenigstens Hr. F. in Tanna. (II. 335) Bey Corunna in Spanien war das ganze Meer mit Myriaden von einer Art Krabben (Cancer depurator) bedeckt; (I. 6) an der Küste von Neuseeland war der wohlschmeckende Cancer homarus sehr gemein; (I. 144) das Leuchten des Meeres im atlantischen und Südmeere, (I. 8. 54. 118. 483) vornemlich an der Spitze der Wellen, leitet Hr. F. von der jungen Brut einer Merluse her: Von diesem Geschlecht mehrere Arten in dem atlantischen Meere, pelagica, (I. 47) und einige neue, (I. 50) auch die Segelqualle und das Besanssegel; (I. 49) die glatte Doris; (I. 48) Dagissa und Cylanus atlanticus; (I. 49) das Quallenbot; (I. 53) einige Arten, die die englischen Matrosen Sallee und Paraguese men of war (I. 49) nennen, (sehr bestimmt?) Und nun die Pflanzen, von welchen Hr. F. die meisten schon in seinen neuen Pflanzengeschlechtern beschrieben, auch wir schon mehrere berührt haben; also ganz kurz. Gewünscht hätten wir, Hr. F. hätte auch hier bestimmter gesprochen, und deutlicher beschrieben: Schwimmendes Seerohr, (Fucus baccinalis) im Südmeere; (I. 92) eine Art Myrtenbaum an der Küste von Neuseeland, deren gewürzhafte und gelinde zusammenziehende Blätter als Thee genutzt wurden; und ebendaselbst eine Fichtenart, deren Sprossen ein sehr gutes Fichtenbier gaben; (I. 129. 130) auf eben dieser Insel das geronnirende Phormium tenax, das auf jedem Boden gut fortkommt, und so schlecht auch die Einwohner damit umzugehen wissen, doch schönen, glänzendweissen, weichen und starken Flachs giebt; (I. 140) auf den innern Bergen der südliche Drachenbaum, dessen Herzblätter, so lange sie noch zart sind, wie Mandel schmecken; (I. 175) wilder Celery, Löffelkraut, (Hr. F. übersetzt zwar Scuney-graff mit Lepidium,) in großer Menge, auch kohlartige Gänsedisteln

 und

und Tetragonia cornata; alle treffliche Verwahrungs- und Heilmittel gegen den Scharbock; (I. 196 — 200) eine Art Pfeffer, welchen die Einwohner speisen; (I. 207) breitblättrichte Kollen, mit deren Saamenwolle sie die Ritzen in ihren Schiffen verstopfen; (I. 217) Kohlbaum und Saphora; (II. 451. 468) ge. einer Nachtschatten; (I. 263) die Gardenische, die Frutterdische Pflanze, der Pandangbaum, (I. 268) die Korallenpflanze, (I. 263) in Tahiti: die brasilische Rinde fast auf allen Inseln des Südmeeres im Sande; (I. 221) auf den freundlichen Inseln Pompelmüsbäume, (I. 430. 449) und die Pflanzungen mit Rohr oder Corallenpflanze (Erythrina) eingeführt, (I. 441) auf Tonga-Tabboo eine neue Art Fieberrinde, (I. 478) Pandangbäume, Sagopalmen und Barringtonia; (I. 451) in Sainoka die asiatische Prachtlilie; (II. 180) auf den Societätsinseln und auf der Osterinsel der Ibisch mit Pappelblättern; (I. 568) auf der letztern auch eine Art Mimosa, und (I. 586) Paspalum in Menge. Auf den Marchesas Pfefferwurzeln, Platanen, Schönblatt, (II. 9. 13. 34) eine Portulakart, fast wie die gemein (e Torme) auf Troukea. (II. 41) Eccodia; Gilbwurz, Pomeranzen in Mallicollo; (II. 216) in Tanna Tahitinüsse, Feigenbäume, Jambusen, Kohlbaum: (II. 293 — 302) selbst auf dem Vulkan schöne Arten der Rinde; (II. 295. 335) wilder Zucker, (II. 335) mehrere ostindische Gewächse, Muscatennuß, Sterculia Babenghas und foetida, Ricinus, Mappa Acanthus ilicifolius, Ischaemum muticum, Panicum dimidiatum, Croton variegatum, (II. 332) Jambusen, auch in Neucaledonien (II. 415) eine Art Feigenbaums, aus deren Rinde eine Art von Leinwand gemacht wird; (II. 393) ebendaselbst der Caseputbaum, (II. 394) und eine neue Art Passionsblume; (II. 400) auf der botanischen Insel Löffelkraut, Tabagonia und Cypressen, ein sehr gutes Zimmerholz, (II. 438) beyde letztern, auch nebst dem Kohlbaume, einer Art des Mesembyanthemum, und einer großblümigen Spielart des Phormium, (II. 446) auf Norfolksinsel; Winterische Rinde, wilder Selery, und eine Art Erdbeerbaum (II. 488. 495) in dem Feuerlande: Knaulgras (Dactylis glomerata) in Menge auf den Neujahrsinseln, und mit welscher Bibernell in Südgeorgien. (II. 529) Viele Felsen in Neuseeland bestehen aus Granit, (vermuthlich nicht im engsten Verstande,) und aus Flötzen von weißlichtem, grünlichtem oder braunem glimmerichtem und erhärtetem Thon, (I. 146) sonst finden

det man auch Sandschiefer und Kiesel, (I. 502) mehrere Arten des Hornsteins, Thonschiefer, schweren, dichten und schwarzen Basalt, Gestellstein mit dichtem schwarzem Glimmer, und Hügel aus schiefen Flötzen eines grünlicht-grauen, bläulichten oder gelblichtbraunen erhärteten Thons, der zuweilen Adern von weissem Quarz oder Nester von Greisstein hat, (I. 203. 204) in Tahiti gelblichten eisenschüssigen Letten, (I. 314) auf einem Hügel auch eine sehr feste und steife Art Letten; (II. 82) hin und wieder auch Quarz; (I. 314) in Bächen und an ihren Ufern ganze Bänke losen Kieses; in Huaheine eine Art Schwefelleber; (II. 117) in Raintra auf der Spitze eines Hügels erhärteter Mergel, und zur Seite einige zerstreute Feuersteine. (I. 394) Auf der Osterinsel eine Quelle, die nach Schwefelleber riecht. (I. 592) Auf den Marchesas ist der gewöhnliche Boden eine fette Dammerde, die Felsen bestehen aus Lava, mit eingesprengtem weissem und grünem Schörl. (II. 28) Von Trouken ist der Grund Korallfelsen, und dieser mit groben weissem Sande bedeckt, welcher mit Korallen und Schalen von Schalenthieren vermischt ist. (II. 41) An der Küste von den kleinen Inseln bey Neucaledonien Säulen von Basalt. (II. 433) Das Feuerland besteht fast ganz aus groben Granit; (II. 487) doch sah Hr. F. auch Flötze von gelblichtem Sandschiefer mit einer dicken Rinde von Dammerde. In den Neujahrsinseln gelblichten erhärteten Thon oder grauen Sandschiefer; (II. 517) in Südgeorgien die Felsen aus bläulichtgrauem Sandschiefer. (II. 54) In Tanna fand Hr. F. Flötze von sehr sanften an der Luft zerfallenden Letten, schwarzen Sandstein, Stinkstein und Kreide, die zum Theil eisenschüssig war, in einem Hügel (II. 285) eine weisse Quelle voll kleiner Fische, obgleich das Quecksilber im Fahrenheitischen Wärmemesser, als es darein gehalten wurde, bis auf 202½° stieg; (II. 287. 343. 344) Solfateren, in welchen das Quecksilber auf 210° stieg, (328) und bey derselbigen Schwefelerde mit gediegenem Schwefel, Alaunerde, (II. 296. 356) auch Ocher (II. 296) und rothen Eisenthon; (II. 356) überhaupt, Neucaledonien ausgenommen, fast in allen Inseln des atlantischen und des Südmeeres vulkanische Produkte, (I. 38. 204. 313. 371. 395. 556. 566. 586. 587. 594. II. 6. 26. 87. 192. 259. ꝛc. 268. 351. 405. 557. 561. 562. 573. ꝛc. 575. 580 601) und in Tofoa, (II. 179) Ambrym (II. 222) und Tanna (II. 295) brennende Vulkane. Zwischen der botanischen und der Norfolkinsel einen [illegible] (II. [illegible])

 und

und 58° s. B. ein Südlicht. (I. 115) An der Küste von Neuseeland Wasserhosen, (I. 190) die Hr. F. für bloße hohle Röhren hielt. Hr. F. glaubt, daß durch die natürliche Hitze selbst zwischen den Wendezirkeln die Säure des Kochsalzes flüchtig gemacht, und von dem Kochsalze losgerissen werden könne, (I. 31) darinn möchte er wohl wenige Scheidekünstler auf seiner Seite haben; er schreibt auch die Erfindung der Distillirmaschine, um das Seewasser auf den Schiffen zu versüssen, Irwin zu, dem sie freylich das großbritannische Parlement als die Seinige bezahlt hatte, (I. 81) ob sie gleich offenbar Poissonnier zugehört, 49° 45° s. B. fiel das Quecksilber im Fahrenheitischen Wärmemesser auf 32°, hier schon Wasser von Eis, welche 2000 Schuhe lang, 400 breit, und wohl eben so hoch über dem Wasser waren. Dieses Eis war, so wie das Wasser, in welches es zerschmolz, süß, und wurde daher in Wasserfässer gesammelt und getrunken. (I. 107. II. 605) Auf der Reise von Neuseeland nach der Osterinsel (I. 533) war es doch, so wie das Wasser, in welches es zerfloß, gesalzen, 54° s. B. war vor Eis nicht mehr weiter zu kommen; ein andermal 71° 10' s. B. In den meisten Südländern fand Herr F. den Aussatz, aus welchem die Einwohner nicht viel machen, nur auf der Osterinsel nicht. (I. 600) Hr. F. zieht hieraus die Vermuthung, daß auch die Lustseuche ein eigenes Produkt dieser Inseln ist, und kein Geschenk, um welches sich die Europäer unter sich zu zanken haben. (II. 159) In Tanna sah Hr. F. viele Leute mit einer Geschwulst an dem obern Augenliede, (II. 326) und in Huahrine (I. 378) eine Frau, die statt der Milchpumpe sich, weil sie ihr Kind verloren hatte, durch kleine Hunde die Brüste aussaugen ließ, auch wohl in Ermangelung dieser Spanferkeln anlegte. Ein Beyspiel von der Schädlichkeit des Kupfergeschirrs, wenn es nicht reinlich gehalten wird. (I. 175.) Die strengste Reinlichkeit, der fleißige Genuß von Sauerkraut und Würze, und von frischen Lebensmitteln, wo sie nur zu bekommen waren, hatte so gut gewirkt, daß von der ganzen Schiffsgesellschaft nur drey verloren giengen, und unter diesen nur einer an einer Krankheit starb, die er schon auf das Schiff mitgebracht hatte. (II. 483) Wir übergehen, was Hr. F. von den Inseln des atlantischen Meeres und von dem Vorgebirge der guten Hoffnung sagt, in dessen Beschreibung er Kolben gegen den Abt la Caille vertheidigt. Wir vernehmen, der ältere Hr. F. werde nun seine Reisebeschreibung ebenfalls, und Hr. Wales, die Stern-

kundige

kundige der gleichen Gesellschaft, der den historischen Glauben der Hrn. F. sehr verdächtig macht, die seinige auch besonders herausgeben.

Df.

Brittisches Museum, oder Beyträge zur angenehmen Lectur. Aus dem Englischen. Siebenter bis funfzehnter Theil. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1775. bis 1778. 8.

Diese Theile enthalten ungefähr 130 Bogen eines kleinen modischen Oktavs, welche der Uebersetzer und der Verleger wohl genauer wird gezählt haben, als wir zu thun Lust haben. Der 1. 2. 3te Theil dieses so genannten Museum ist in der A. d. B. XXII. 2. S. 614. und der 4te und 5te in XXV. 2. S. 624. angezeigt, und auch der Inhalt eines jeden Bandes bemerkt. Wir finden dies ferner nicht nöthig. Wir gestehen aufrichtig, daß wir anfänglich durch den Titel hintergangen worden, diese Sammlung für etwas besseres zu halten, als sie ist. Brittisches Museum! Wer denkt bey diesem Titel nicht an Sloanes vortreffliche Sammlung, von allem, was Natur und Kunst ausbündiges hat, die durch das Parlement zum Eigenthume der Nation, zum brittischen Museum gemacht worden? Man denkt etwas ähnlich vorzügliches in seiner Art zu finden, und gleichwohl ist diese Sammlung nichts mehr und nichts weniger, als eine Buchhändleranstalt, um die häufigen englischen Romane, und andere Siebensachen zu gute zu bringen, sie mit Manier ins deutsche Publikum zu schicken; und da sie unter eigenem Titel gar keine Aufmerksamkeit erregen würden, sie unter einem modischen Titel, der viele Bände durch währet, an den Mann zu bringen. Dieses Museum gehört also in die Klasse der Landbibliotheken, Hamburgischer und Leipziger, der Abendstunden, alten und neuer, der angenehmen Lectüren für Frauenzimmer, der sittlichen und rührenden Unterhaltungen für Frauenzimmer, der Unterrichte und Zeitvertreibe, der Sammlungen von Briefen und Geschichten aus fremden Sprachen, und was der Sammlungen mehr sind, in welchen betriebsame Uebersetzer die neuesten alltäglichen Romanen der Franzosen und Engländ-

Engländer, so wie sie naß von der Presse nach Deutschland kommen, in vielen Händen nach einander, Wort für Wort und Bogen für Bogen verdeutschen. Die Uebersetzungen in allen diesen Sammlungen, deren Existenz wir bey dieser Gelegenheit unsern Lesern anzeigen, pflegen nicht sonderlich zu seyn. Alles wird in solchen Sammlungen frisch von der Faust weg, in größter Eil übersetzt, daß der Bogen gefüllet werde, und der Buchdrucker drucken könne. Die Uebersetzer schreiben fort, was in die Feder laufen will, und scheinen nur zu bedauern, daß sie nicht gleich den Waisenkindern in Hamburg, die mit zwey Händen spinnen, auch mit zwey Händen schreiben können. Dieses brittische Museum zeichnet sich aber besonders durch Steifigkeit und knechtische Wörtlichkeit der Uebersetzung aus. Beyspiele davon anzuführen, lohnt die Mühe nicht. Unsere Leser werden uns gern auf unser Wort glauben.

Lübecks Annehmlichkeiten für einen Ausländer beschrieben.

Lübeck reich an Herrlichkeiten,
Großer Thaten Glanz und Ruhm
War dein altes Eigenthum.
Blühe bis in späte Zeiten
Immer reich an Herrlichkeiten,
Edler Thaten Glanz und Ruhm
Bleibe stets dein Eigenthum.

Hamb. u. Leipz. bey Estienne u. S., auch im gü
denen A B C, und in Leipzig bey Hilscher zu b
kommen. 1774. 100 Oktavseiten.

Wir schreiben sonst nicht gerne Mottos ab, zumal san
aber ein so auszeichnend schlechtes, als ein Schild
Schmeicheleyen ausgehangen, hat etwas zu Charakteristis
um es nicht anzuführen. Die Sachen in diesem Buche
elend, und die Schreibart, wo möglich, noch elender
Statt von dem alten und itzigen Ansehen, von der Han
in allen ihren Theilen, nach Spedition und eignen Fab
von der Schiffahrt, Schiffbau, von einigen wichtigen G
den, von dem wirklichen Guten und Schönen der Sta
Nachdruck, mit Wahrheit, mit Anstand zu reden;
der V. in 10 Briefen, die weiter nichts vom Briefstyl

als daß sie anfangen: „mein Herr“; und sich endigen: „der ich mit aller Hochachtung verharre“; in solchen Briefen schwatzt er ohne Beurtheilung von den kleinsten Kleinigkeiten; und das alles in solchem Tone, daß der Leser keinen Unterschied zwischen Wichtigem und Unwichtigem gemacht sieht, und also auch nicht machen kann. Jede Stadt hat ihr Gutes, und Lübeck gewiß in vorzüglichem Maasse; aber wenn ein solcher Schriftsteller darüber kömmt, alles ohne Auswahl erzählt, Alles, platterdings Alles lobt; welcher Fremder muß da nicht lachen, und mistrauisch werden? Wir müssen leider wohl abschreiben. Statt zu sagen: ich gehe in die Kirche, heißts S. 10: „Ich „lasse mich sehr oft des Morgens durch den geistlichen Unter„richt solcher Männer in den hiesigen Kirchen erbauen, deren „Namen zum Theil eine Zierde der gelehrten Welt und der „protestantischen Kirche geworden ist,“ (solche Prediger sind allenthalben, und so auch in L. äußerst selten; warum nennt er keine Namen?) — „oder es auch zu seyn verdienet“ (welch ein lächerlicher Abfall!). Er kennt einen deutschen **Don Quixote**, ein Buch, das eben solche beissende Satyre enthält; wessen Erwartung wird hier nicht gespannt? und dieß Buch ist: — S. 33. stehts: **der Eulenspiegel**. — S. 45. Der Lüb. Nationalcharakter hat etwas von **dänischer Höflichkeit**. — Ist es nicht sehr possierlich, auf die Frage: ob man in L. gastfrey ist, zu antworten: (S. 45.) „Sie wer„den, **insbesondere wenn Sie gute Empfehlungsbrie„fe mitbringen**, manches Haus antreffen, wo Sie lieb„reich aufgenommen werden.“ — Unter die für Fremde lehrreiche und anmuthige Dinge setzet er sogar die **Bibliothek** daselbst; die freylich auch zu ganz andern Zwecken da ist. — Seine gewöhnlichen Ausdrücke bey den mittelmäßigsten Sachen sind: **nichts ist schöner**. — Oft ist man in der That in Versuchung, die lobende Sprache des V. für Ironie zu halten; doch sehen wir ihn gar zu oft wieder ganz ernsthaft und treuherzig, zumal wenn er von der ihm erwiesenen Ehre und Güte spricht. S. 12: „Dieses wissen Sie noch nicht, daß ich sehr „oft von liebenswürdigen Bekannten von der Börse mit zur „Mittagsmahlzeit auf eine freundschaftliche Weise eingeladen, „und u. s. w.“ S. 33. „wo einige obrigkeitliche Personen sich „und ihre Angehörigen ergötzen, und auch mich einmal edel„müthig zum größten Vergnügen daran haben Theil nehmen „lassen.“ Wie wichtig, wie lehrreich sind nicht solche Nachrichten! Im Kapitel von den Lebensmitteln und von den Er-

gößlich-

götzlichkeiten in L. zeigt der V. (wie allenthalben) daß er gar keine Beurtheilungskraft habe. Sonst hätt' er nicht so genau (S. 35) „Speck, Schinken, Metwürste, Käse, Eyer, Butter und Schmalz, auch Milch und Rohm" hergerechnet; sonst hätt' er unmöglich die Heringsböte (S. 37) „eine Silberflotte" genannt; unmöglich (S. 39) „den häufigen Stadtdünger" gerühmt; unmöglich (S. 41) das Lüb. Bier „das „beste nach dem Mers?burger" genannt. Er hätte sonst unmöglich in so kostbarem Tone von einem ganz gemeinen Wirthshause sagen können (S. 49): „Bald hat man mich auf der „Schafferey, in einem zu Gastmahlen und zum Vergnügen „bestimmten Hause, in Gesellschaft sehr angesehener und wür„diger Männer, mit Leutseligkeit und Güte überhäuft." Ja, er geräth zweymal in solche Entzückung, daß er in Versen und zwar in Hexametern ausströmt, worinn er denn die herrlichen Lüb. Schmäuse verewigt, und unter andern auch eine altväterisch gekleidete Art Bedienten, reitende Diener genannt, des Besingens werth hält. —

Nun sehe man dagegen, wie er wichtige Dinge abhandelt. Der Brief von der Handlung fängt an: „Sie fragen: ob denn „itzt das Kommerzium in L. so viel bedeute, daß man „es zu den Annehmlichkeiten dieser Stadt rechnen könne?" Kann man was elenders sagen? Eine vielbedeutende Handlung eine Annehmlichkeit zu nennen! Und bey einer Stadt so zu fragen, die schon als schön und reich beschrieben worden, und die bekanntlich alles was sie ist, durch Handlung ist! — — Von dem wirklich schönen Israelsdorf hat er ein Paar Zeilen; von der sehr guten Holstenthorbrücke gar nichts; dagegen er eine andre Brücke, die Dankwartsbrücke, die weiter nichts hat, als daß man darüber gehen kann, ohne herabzufallen, schön nennt. Von den großen Kirchen nichts. — —

Einzelne Unrichtigkeiten wären auch zu verbessern, z. E. daß der Rath nach jeder Audienz Wein trinkt, welches längst abgeschafft ist. Wie kann ein Mann, der seine Kenntniß deutscher Alterthümer so pralerisch selbst lobt, sagen: Hansee statt Hanse? Wie kann er vor dem Thore eine Trödelhütte finden? Etwa um alte Kleider dort zu verkaufen? Es heißt Treidelhütte; denn treideln ist ein ächtes deutsches Wort, und bedeutet ein Schiff auf einem Flusse durch Menschen oder Thiere, die an den Ufern sind, fortziehen; und dieß geschieht

da,

da, wo die Treidelhütte und der Treidelsteg an der Trave sind. Wie kann er sagen: „auf der offenbaren See, oder wie „man es nennt, auf der Rhede;“ als wenn beydes einerley wäre?

Me.

Nachrichten.

Auszug eines Briefes aus Riga, vom 30sten Aug. 1777.

Unsere gelehrten Neuigkeiten sind nicht wichtig; doch theile ich sie Ihnen zum beliebigen Gebrauche, mit.

Am 17ten März starb Hr. Jakob Lange, des Herzogthums Liefland Generalsuperintendent, Präses des Kayserlichen Oberconsistoriums und Scholarch, in einem ziemlich hohen Alter. Nicht wegen seiner vorzüglichen Verdienste oder großen Gelehrsamkeit, hatte man ihm dieses Amt übertragen; sondern weil er einer der ältesten Pröbste war. In Deutschland ist er wohl nicht bekannt; es wäre denn durch Bacmeisters russische Bibliothek, in welcher sein elender lettischer Katechismus angezeigt und Stellen daraus zur Probe mitgetheilt wurden. Er wollte ihn in diesem Herzogthume einführen; aber das Consistorium, ob er gleich desselben Präses war, setzte sich mit Recht dawider. Außer diesem hat er ein lettisches Wörterbuch ausgearbeitet, welches kurz vor seinem Tode die Presse verließ. — — Seine Stelle ist noch unbesetzt, ob man gleich selbige sonst nicht gern lange offen läßt. Aller Vermuthung nach wird sie einem von den ältesten Pröbsten zu Theil, da man nur selten jüngere Prediger darzu erwählt hat.

Der Rektor und Inspektor unserer Domschule Hr. Schlegel, welcher vor kurzem in Erlangen die Doctorwürde erlangt hat, ward im vorigen Jahre als Prof. der Dichtkunst nach Königsberg berufen; er schlug es aus: nun hat er bey der hiesigen Domkirche ein Predigtamt angenommen, welches er nebst dem Rektorat verwaltet.

Das Rektorat bey dem hiesigen Lycäum oder der Kronschule, welches durch Harders Tod erlediget wurde, ist noch nicht

nicht besetzt. Man hat es etlichen Predigern im Lande angetragen; die es aber sämmtlich ausschlugen. Das von Harder zugleich verwaltete Predigtamt an der Jakobskirche ist bereits besetzt, so wie seine Stelle als Consistorial-Assessor. Itzt denkt man an eine Verbesserung der Einkünfte für den künftigen Rektor, welches Lob verdient.

Bisher haben wir auf ein neues brauchbares Gesangbuch gehofft. Unser bisheriges, eins der elendesten, wurde in einer kleinen mit Beyfall aufgenommenen liefländischen Schrift in seiner Blöße dargestellt. Zween von unsern Rathsherren und einige Stadtprediger arbeiteten mit vereinten Kräften an desselben Verbesserung: untaugliche Lieder wurden weggeworfen, neue gute aufgenommen; die alten brauchbaren beybehalten. Schon vor mehr als zwey Jahren hörte man, daß das Mscpt zum Druck fertig liege, auch wegen des Verkaufs Einrichtung getroffen sey. Seit dieser Zeit ist wieder alles stille; wir singen noch immer aus unserm alten Gesangbuche gedankenlose Lieder, die bey der zunehmenden Aufklärung selbst unter gemeinen Bürgern, oft Gelächter und gar Geringschätzung der Religion veranlassen können. — Was eigentlich die Vollendung des angefangenen Werks hindert, weiß ich nicht: aber sehr wünsche ich, Ihnen bald melden zu können, daß der Abdruck eines so nützlichen Buchs vollendet sey.

Auszug eines Schreibens aus Zweybrücken vom 12. März 1778.

— — Ich muß Ihnen doch auch etwas von einer französischen gelehrten Zeitung melden, die Sie noch nicht zu kennen scheinen; sonst würden Sie Ihren Lesern gewis schon was daraus mitgetheilt haben. Denn diese mit großem Geschrey angekündigte Zeitung ist in ihrer Art gar zu merkwürdig. Fürs erste will ich Ihnen nur sagen: sie will recensiren alle neuen Schriften aller Arten, und was noch mehr ist, aller **Nationen**, unter den Rubriken der Länder. Dieses ungeheure Unternehmen ist mit fast unbegreiflicher Dreistigkeit, und mit eben so unbegreiflicher Nachlässigkeit und Flüchtigkeit ausgeführt worden. Es kommen übrigens gar schöne Sächelchen darinn vor, z. E. daß Shakespear nicht so viel **Genie**, und der Zahl nach lange nicht so viel erhabene Stellen habe, als **Corneille**; daß die ital.

Sprache

Sprache nicht so geschickt zu erhabnem Dichterschwunge sey, als die **französische**, und dgl. m. Aber das will ich itzt alles überschlagen, und bloß von den mit *Allemagne* überschriebenen Artikeln reden. Durch **Deutschland** kann ich das nicht übersetzen, noch eher durch **Norden**, womit die Franzosen bekanntlich einen sehr präcise geographischen und nachbarlich höflichen Begriff verbinden. Unter dieser Rubrik Allemagne, und unter einer Menge deutscher Schriften kömmt p. 21. ein **schwedisches** Buch vor; p. 28 wieder eins, die Lobreden auf **Banner** und **Steinbielm**, mit hingeschriebenem **schwedischen** Titel; p. 30. **Suhms** kritische Geschichte von Dänemark, mit hingeschriebenem **dänischen** Titel. Mich wundert nur, daß England und Holland ihre eigenen Artikel haben, und nicht mit unter Allemagne gerechnet sind. Noch etwas von Sprachkunde und Geographie der Verfasser p. 55. „Oloff Acrell observations chirurgicales *traduit. du Suisse* par M. Murray.“ So nehmen sie mit einer Hand wieder, was sie mit der andern gegeben hatten. Dänisch und schwedisch ist zugleich deutsch; aber dafür müssen wir armen Deutschen aus dem **Schweizerischen** ins **Deutsche** übersetzen. — Doch nun zu den Anzeiger deutscher Bücher, welche meist mit unglaublicher Absurdität angezeigt sind. Fast kein einziger Name ist recht geschrieben, nicht durch Druckfehler, wovon diese Zeitung überhaupt sehr rein ist, sondern immer bey noch so oftmaligem Vorkommen, auf einerley Art falsch. Wolkman, Francki, le Comte de Bunen, Riddesel, Sedike, (statt Gedike,) Schanum, (statt Seehausen) in **Winkelmanns** (der hier de Winkelmann heißt,) Leben, Emilie Ialotti, u. s. w. S. 81. kömmt vor: „Mr. O. H. G. Asseſſeur Dr. Seger“ aus den deutschen Anfangsbuchstaben von **Oberhofgerichts**-Asseſſ. treu abgeschrieben. — Nun einige Urtheile selbst: von **Schirachs** Biographie K. Karl VI. p. 4.: il y a des choses *très-curieuses* dans ce volume, et de *fort sages* observations. Aus der Correspondance entre Myl. All-eye et M. All-ear ist abgeschrieben die Nachricht von dem ouvrage périodique d' *Iris* par Mr. l'*Abbé Iacobi*, ouvrage ingénieux par lequel le Périodiste *faisoit faire aux Dames allemandes un cours de politique*. (Was dies für eine feine Nachricht sey, ist in der deutschen Bibl. XXXII. B. S. 292 angezeigt.) S. 54. steht: En Allemagne, comme en France, la bonne latinité paroit si non *tout-à-fait* inconnue, du moins *très négligée*

gligée etc. — S. 68. Le genre des operacomiques est encore en Allemagne un peu loin de sa perfection. **Weissens** Arien, meynen die Verf., möchten wohl seinen Freunden in ihren Zirkeln gefallen, gefielen aber nicht dem Publikum. (Dem Publikum des Zeitungsschreibers sollten sie auch nicht gefallen.)

Zwey deutsche Bücher sind am weitläuftigsten recensirt: 1) Der Philosoph für die Welt, c'est-à-dire, *le Philosophe errant* par Mr. *Engel*. Was dieser Anfang verspricht, hält die ganze Recension; z. E. vom Traum Galiläis: C'est pendant l'horreur de sa captivité qu'il est supofé raconter à son disciple Viviani son songe; da die ersten Zeilen doch von seinem nunmehr ruhigen und glücklichen Alter sprechen. Der Franzose indulgirt auch zuweilen seiner Laune und seinem satyrischen Witze, als bey dem Stücke: **der Habicht**; ces raisons sont d'autant plus frappantes qu'on peut les apliquer à la grande famille des vautours à figure humaine, ou aux hommes qui vivent de rapine. In dem vortrefflichen **armen Jakob** sieht er weiter nichts als **eine Anspielung auf die nordamerikan. Insurgenten**, woran der **arme Jakob** wohl unschuldig ist. 2) *Abraham und Maria*, c'est-à-dire *Abraham et Marie* drame religieux. Soll seyn: **Abraham auf Maria.** Der Recensent lobt sehr des Verf. erstes Werk: *Le génie caractéristique de la Bible*, wovon dies **Drama** nebst seiner Vorrede nur eine **Fortsetzung** sey. Nun hat er sich aber durch das Wort **Drama** gar heßlich irre führen lassen, und sagt: Nous ne discuterons pas la question, si c'est un avantage ou un grand mal pour les Allemands d'avoir eu le malheur (wenn es ein malheur ist, so sollte man denken, brauche die Question nicht mehr discutirt zu werden,) de faire des progrès dans ce genre, essentiellement mauvais, suivant le plus grand nombre; genre désavoué par la nature et condamné par le bon gout. Quoiqu'il en soit, nous nous contenterons d'observer qu'il est peut-être bien difficile que le genre vraiment théatral fleurisse en Allemagne, tant qu'on y aplaudira aux Drames. Ferner heißts noch mit französischer tiefen Einsicht und Höflichkeit: A l'égard des cantates spirituelles et des Oratorio, en Allemagne ces deux genres sont dans *la plus dégoutante imperfection.* Der unverschämte unwissende Kerl! Die elenden **Briefe eines reisenden Juden über den Religions-**

gionszustand sind sehr weitläuftig angezeigt; auch Klopstock von Tellow, worin le savant *M. Cramer* hätte son *ancien ami* Klopstock (der Verf. verwechselt nemlich das junge Cramerchen mit Cramern,) erklären wollen, und vornemlich deux strophes d'une de ses plus belles odes gut erklärt hatte. Es ist die Ode, die überhaupt nur zwo Strophen hat: Cidli du weinest, u. s. w.

Und eine solche elende Zeitung, voll solcher Unwissenheit der deutschen Litteratur, voll solches Geschwätzes, solcher Grobheit, wird leider! mitten in Deutschland geschrieben und gedruckt! Dieß ist die hochgerühmte Gazette ou Journal universel de literature, dies herausgepriesene Werk, nach dem avis: consacré à l'utilité génerale et à la verité, le fruit des travaux assidus d'un très grand nombre de savans, de Litterateurs et d'Artistes, choisis dans les principales villes de l'Europe, (daß Gott erbarm!) gedruckt in Zweybrücken, bey Samson und Compagnie. Meine Auszüge sind nur aus den 12 ersten Bogen des Jahrgangs 1778. Die Folge enthält noch mehr Falschheiten und Thorheiten, die es nicht der Mühe werth ist, auszuzeichnen. Wehe den Ausländern, die aus dieser Zeitung und aus den Recensionen des Journal encyclopedique, die deutsche Litteratur wollen kennen lernen! —

Gelehrte Nachrichten.

Herr Joh. Aug. Hermes, Oberprediger zu Dittfurt im Stifte Quedlinburg, (eben derselbe, welcher durch die Verfolgungen, die er in Mecklenburg unschuldiger Weise erlitten hat, bekannt worden,) giebt im Himburgischen Verlage in Berlin ein Handbuch der Religion heraus, das eine Theorie der Katechismuslehren, den nöthigen Unterricht von der Moral, nebst einer praktischen Anweisung zur Führung des Christenthums, ein Communionbuch, und andere nützliche Stücke, enthalten soll.

* * *

Hr. Prof. Bergsträßer in Hanau, giebt eine Nomenclatur und Beschreibung der Insecten in der Grafschaft Hanau, mit ausgemahlten Kupfertafeln heraus.

Zu dem **Jöcherischen gelehrten Lexicon** werden ausführliche Nachträge von der Gleditschischen Handlung *in Leipzig* versprochen, welche auch Beyträge dazu annimmt.

* * *

Der berühmte Herr **Hiller** in Leipzig hat daselbst eine **Singschule** angelegt, welche in **drey Classen** vertheilet, und in welchen der ganze Unterricht in drey Jahren geendigt wird. Zur Befestigung der Schüler, und zur Unterstützung des Instituts, hat er zu gleicher Zeit errichtet: 1) **Eine Musikübende Gesellschaft.** 2) Ein *Concert Spirituel* im **Advent und in der Fasten.** 3) **Eine Chorübung.**

* * *

Die **typographische Gesellschaft in Bern** will die Genfer Ausgabe der Encyclopädie in 30 Bänden in groß 8. nachdrucken.

* * *

Die **Briefe** des Herrn Bergrath **von Born**, über **mineralogische Gegenstände, auf seiner Reise durch den Temeswarer Bannat, Siebenbürgen** rc. sind 1777. von Hrn. **Raspe zu London** ins **Englische** übersetzt worden. Diese Verdollmetschung, welcher er eine Abhandlung aus seiner Feder vorgesetzt hat, beträgt **zween** Bände in 4.

* * *

Thedens neue Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneykunst und Medicin. Ins **Franz.** übersetzt von *Chairou*, Chirurgien-major du Regiment de Neustrie, Infanterie. Bouillon. 1777. 247 S. in 8. mit einem Discours préliminaire vom Uebersetzer.

Dieser discours enthält einige, von ihm gemachte, besondre Bemerkungen, die den Kenntnissen desselben Ehre machen sollen, — urtheilt die Gazette universelle de Litter. 1778. p. 14.

* * *

L. Eulers Rettung der göttlichen Offenbarung gegen die Einwürfe der Freygeister; **italiänisch** von einem Ungenannten. **Pavia**, 1777. 8.

* * *

Der **P. Amelius de Georgi Bertola** hat 1777 zu **Napoli** bey den Brüdern **Raimondi** eine italiänische Uebersetzung

setzung von Geßners Idyllen unter dem Titel Scelta d'Idili di *Gesner* etc. herausgegeben.

* * *

Ein ungenannter Benedictiner von der Congregation des h. Vannus hat im Jänner dieses Jahres folgendes, auch dem Sprachforscher wichtige, Werk herausgegeben: Dictionaire *Roman*, *Walon*, *Celtique* et *Tudesque* (allemand) pour servir à l'intelligence des anciennes loix et contrats, des chartres, titres, actes et autres monumens tant ecclesiastiques que civils et historiques, écrits en langue Romaine, ou langue Françoise ancienne.

* * *

Herr Prediger Spatz in Speyer hat auf seine Kosten kürzlich zu Frankenthal drucken lassen: Das Evangelische Speyer, oder kurzgefaßte Nachricht von der Reformation, allen Evangel. Lutherischen Kirchen und Predigern in des h. R. R. freyen Stadt Speyer.

* * *

Die Leiden des jungen Werthers sind kürzlich auch von Mr. *Aubry* ins Französische übersetzt worden. 1 Vol. in 8. à Manheim et se trouve à Paris, chez Pissot.

Beförderungen.

Der junge Hr. D. Mekel hat den Ruf nach Halle, als Professor der Anatomie, mit einem Gehalte von 1000 Thalern und Erlaubniß, noch 2 Jahre auf Reisen bleiben zu dürfen, erhalten und angenommen.

Der bisherige Professor der Theologie, Abt zu Mariental und Generalsuperintendent, Hr. D. Joh. Friedr. Rehkopf, zu Helmstädt, ist nach Dresden als Pastor an der Kreuzkirche, Superint. Oberconsistorial- und Kirchenrath, gegangen. Sein Nachfolger in allen seinen Aemtern ist Hr. Joh. Casp. Velthusen, Professor der Theologie zu Kiel.

Der durch sein Calendarium perpetuum und seine Uebersetzung der Mischnah bekannte, Hr. Archidiaconus Rabe zu Anspach hat die, durch den Tod des sel. Mayers erledigte, Stadtpfarrer- und Consistorialrathsstelle daselbst erhalten.

Der bisherige Hofsekretär Hr. Taube zu Wien ist neulich zum wirklichen Kais. Königl. Regierungsrath ernennet und zugleich in den Adelstand, ohne die dabey gewöhnlichen Taxen zu erlegen, erhoben worden.

Der älteste Sohn des Hrn. Justizraths Häberlins ist außerordentlicher Professor der Philosophie zu Helmstädt geworden.

Herr D. von Löwenstern zu Bützow ist zum außerordentlichen Professor der Rechte daselbst ernennet worden.

Todesfälle.

1777.

Den 20ten May starb Hr. Ludw. Wilh. Ballhorn, Superintend. und Oberpfarrer zu Neustadt am Rübenberg im Hannoverischen. Er hat sich als ein geschickter Humanist in vielen kleinen Schriften bekannt gemacht.

Am 12ten Jun. starb zu Eutin im 51ten Jahre seines Alters der Hochfürstl. Bisch. fl. Justizrath und Leibarzt Hr. D. Christian Adam Gondela.

Am 9ten Aug. starb zu Hamburg Hr. D. Johann Christ. Friderici, Pastor der Peter Paulkirche im 48ten Jah-
Alters.

m 8ten Sept. starb zu Regensburg Hr. Georg Gottl.
sonst Wild genannt, erster Syndikus und Stadt-
r daselbst, im 67sten Jahre seines Alters. Er hatte sich
unterschiedene Schriften als Geschichtsforscher berühmt
t.

Den 5ten October ist zu Halle der berühmte Kön. Preuß.
h. Rath und erster Lehrer der Mathematik und Naturlehre
D. Joh. Andreas von Segner, im 73ten Jahre seines
s; den 13ten aber der Prof. der Geschichte, Hr. Bertram
rben.

Den 6ten Octob. starb zu Cassel Hr. D. Carl Phil.
pp, Hessen-Kasselischer geh. Rath und Direktor des
Appellationsgerichtes, im 49sten Jahre seines Lebens.

1778.

Den 28sten Febr. starb zu Frankfurt am Mayn der bar-
ftae Schöff und Rathsherr, auch Consistorial-Director, Hr. Joh. Dan. von Olenschlager, in einem Alter von 66 Jahren.

ren. Sein Tod ist ein wichtiger Verlust für die deutsche Reichsgeschichte, um welche er sich durch verschiedene Schriften sehr verdient gemacht hat, und bey längern Leben durch mehrere noch verdienter gemacht haben würde.

Herr Stephan Gugenmus, einer der wenigen Oekonomen, welche Praxis mit Theorie verbunden haben, ist zu Handschuchsheim in der Bergstraße, (wo er ein großes Gut gepachtet hatte,) am 29sten Jan. im 38sten Jahre seines Alters an einer Auszehrung gestorben. In den Bemerkungen der Churpfälz. phys. ökonom. Gesellschaft stehen mehrere Abhandlungen aus seiner Feder.

Druckfehler.

In des XXX. Bandes II. Stück.

S. 511. statt des Zeichens lat. Ml. muß stehen deutsch Ml.

In des XXXI. Bandes I. Stück.

S. 178. statt des Zeichens lat. Me. muß stehen deutsch Ml.

In des XXXI. B. II. St.

S. 415. statt d. Z. lat. Hr. muß stehen lat. Hz. S. 473. und 480 statt des lat. Me. muß st. deutsch Ml. S. 618. statt des deutschen Vb. muß stehen deutsch Vl.

In des XXXII. B. I. St.

S 99. statt d. Z lat. B. muß stehen lat. Pd. S. 113. statt des lat. Me. muß stehen deutsch Ml. S. 148. Z. 13. für der, l. den. Z. 30 und ist wegzustreichen. S. 166. am Ende statt Vm. l. Hz. S. 197. Z. 3. v. E. Obscuritäten, l. Obscönitäten, S. 201. Z. 25. καταλειφαιμι, l. καταλειψαιμι. S. 276. Z. 8. die angenehmsten Strafen, l. die angemessensten Strafen. S. 277. Z. 11. billigte, l. billigst.

In des XXXII. B. II. St.

S. 307. Z. 6. v.E. seiner Freunde, l. seines Freundes. S. 311. Z. 14. gerechnet, l. geachter. S 316. Z. 7. l. Φεύγει προτετροπάδην. S. 317. Z. 14. der Bedürfnisse, l. der Bedürfniß. S. 318. Z. 16. Θηρῶσαι, l. Θυρῶσαι. S. 326. Z. 25. fragte, l. fragt. S 328. Z. 2. von unten für Vlua l. Ulva. S. 329. Z. 3. für unbeschreiblich l. unbegreiflich S. 330. Z. 14. für gilt l. giebt. Z. 24. *Signa* l. Ligna. S 331. Z 25. *Popularia* l. Papularia. Z. 27 *Portulaa* l. Portulaca. Z. 28. *Corchous* l. Corchorus. S. 333. Z. 5 *Polyenemum* l. Polycnemum S. 399 st. Br m. stehen Op. S. 418. Z. 19. Misbrauch, l. Niesbrauch. S. 420. Z. 14 Daß die entblößten weiblichen Brüste an einigen Orten Deutschlands Nickel heißen, ist dem Recens. nicht bekannt. Und warum hießen sie auch so? Auch vom Nicken, von ihrer Beweglichkeit, wie Hr. P. es ableitet? Uns gefällt noch immer am besten Wach-